SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

JUL 23

72:3

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

72. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 27

Die armenisch-kurdische Frage. Von Bernh. Moritz in Berlin-Südende 1

Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung (Ottomar Enking). Von Dr. Hachtmann in Dessau 14

Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt. Von Heinrich Göhring in Bremerhaven 21

Zur Sprachkritik. Von Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden . 27

Sturm. Roman. Von Max Ludwig-Dohm 35

Dämmerung. Gedicht. Von Ernst Ludwig Schellenberg . . . 42

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen: Eine Universalhochschule in Dresden? Von Dr. Willy Pieth in Charlottenburg (S. 43)

Kulturgeschichte: Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Von Prof. Dr. W. M. Becker in Darmstadt (S. 45)

Theologie: Schleiermacher, Reden über die Religion; Predigten über den christlichen Hausstand. Von Dr. Havenstein in Lübben (S. 47)

Ausgegeben am 2. Juli 1913.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der **Invaliditätsgefahr.**

Sicherheitsfonds:
396 Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg **garantierten** Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Bäder und Sommerfrischen

Herzheilbad ALTHEIDE

Grafschaft Glatz, Schlesien.

Modern ausgestatteter Kurort für Herzkranke. Prachtvolles Kurhaus **mit** 200 Betten u. 80 Badezellen. Neuerbautes Sanatorium m. eigenen Sprudelbädern.

Zwei Kohlensäure-Stahlsprudel.

Aerzte: Dr. Klose, San.-Rat Dr. Beerwald, Dr. Pohl, Dr. Fundner, Dr. Bauke, Dr. Lewinsohn, Dr. von Jakubowski.
Prospekte kostenfrei durch die Bade-Verwaltung.

Flinsberg — Gebirgskurort im schlesischen Isergebirge.

524—970 m hoch. Bahnstation. Natürliche arsen-radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalationen. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht, Brustschwäche. — Brunnenversand. Moderne Badeanstalten. Gr. Kurhaus. 18 000 Personen.
Illustrierte Prospekte frei durch die **Badeverwaltung.**

Bad Kudowa

Regierungs-Bezirk Breslau, Bahnst. Kudowa ob. Nachod. 400 m üb. d. Meeresspiegel.

Herzheilbad

Sommersaison: 1. Mai bis Novemb. — Wintersaison: Januar, Februar, März.

Natürl. Kohlensäure- u. Moorbäder. Stärkste Arsen-Eisenquelle Deutschlands gegen Herz-, Blut-, Nerven- u. Frauen-Krankheit. Frequenz: 15 904. Verabfolgte Bäder: 144 170. 21 Aerzte. „Kurhotel Fürstenhof", Hotel 1. Ranges, und 120 Hotels u. Logierhäuser. Brunnenversand das ganze Jahr. Prospekte gratis durch sämtliche Reisebüros, Rudolf Mosse und die **Badedirektion.**

Bad Reinerz

Seehöhe wie Interlaken, 568 m. Bäderabgabe ganzjährig. — **Bedeutend. klimat. Kurort. 100 000 Morgen Hochwald. Herrliche geschützte Gebirgslage.**

Kurmittel: Radioakt. Kohlensäure-Stahlsprudel, Moorlager mit hoh. Jodnatriumgehalt, berühmtes Wald- u. Höhenklima. Kureinrichtungen: Sprudel-, Mineral-, Fichtennadel-, elektrische, Sauerstoff- und Moorbäder, Duschen, Inhalation, Kaltwasser- und Massageabteilung, Molken etc.

Heilanzeigen: Erholungsbedürftige. Rekonvaleszenten. Krankheiten d. Blutes und Stoffwechsels, d. Herzens, d. Nerven, d. Atmungs-, Verdauungs- und Harnorgane, Frauenkrankheiten und Rheumatismus. **Ungeeignet b. Lungenschwindsucht.** Neues Kur- und Badehaus. Viele neue Villen.

Prospekte kostenlos durch die Badeverwaltung Reinerz, Grafschaft Glatz.

Wildbad

Schwarzwald, Württemberg, 430 m. üb. d. M.

Hauptsaison: Mai bis Oktober.

Naturwarme, seit Jahrhunderten bewährte **Heilquellen gegen Rheumatismus und Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Ischias, Lähmungen, Folgen von Verletzungen, chronische Leiden der Gelenke und Knochen** etc. **Dampf- und Heißluftbäder, Elektrotherapie, Schwedische Heilgymnastik, Radium-Inhalatorium, Massage, Schwimmbad, Luftkuren.** Sommerfrische, berühmte Enzpromenade, herrliche Tannenwälder, Kurkapelle, Theater, Fischerei.

Prospekte etc. durch die **Kgl. Badeverwaltung.**

Mit Drahtseilbahn Sommerberg 730 m. Endstation der Linie Pforzheim-Wildbad.

Die Grenzboten

72. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

72. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1913.

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1913. Drittes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Amerikanische Diplomaten, von C. A. Bratter	34,	387
Ansiedlungspolitik, Die Zukunft der preußischen — in der Ostmark, von einem alten Ostmärker (vgl. auch Heft 36, S. 478) . .	34,	355
Ansiedlungspolitik, Die Zukunft der preußischen — in der Ostmark, von G. Cl. . .	36,	478
Armenisch-kurdische Frage, Die —, von Bernh. Moritz	27,	1
Balkanwirren, Eine russische Bilanz der —, s. den Aufsatz „Mit und ohne Waffen", von Dr. Ernst Sokolowski	36,	448
Bebel †, August, von G. Cl.	34,	378
Bismarck, Freisinnige Kolonialpolitik, Zentrums-Kolonialpolitik unter —, von Maximilian von Hagen 31, 193;	32,	262
Bulgariens, Die volkswirtschaftliche Entwicklung	38,	555
Deutsch-französische Krieg, Die deutschen Studenten und der —, von Dr. Klemens Löffler	37,	498
Englische Marinepolitik, von Konter-Admiral z. D. Witschel	35,	389
Englische Orientpolitik, Die —, von Freiherrn Albrecht von Woellwarth	35,	385
Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen, Der Prinz von Ithaka als Erzieher —, von Prof. Dr. G. Peiser . .	36,	451
Kaiser auf Reisen, Mit dem —. Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt von George Cleinow (vgl. Heft 24, 25, 26)	28,	72
Kalifornien, Die gelbe Gefahr in —, von Dr. Friedrich A. Wyneken	33,	309
Kaperei, Kommt die — wieder?, von Navalis 32, 241;	33,	289
Kiderlen, Bismarck und der Kaiser, von G. Cl. 34, 379;	35,	429
Kiderlen-Briefe (s. Heft 18, 22, 24, 25, 26) .	28,	72
Kolonialpolitik, Freisinnige — unter Bismarck, Zentrums- — unter Bismarck, von Maximilian von Hagen 31, 193;	32,	262
Kolonien, Mehr Deutschtum in unseren —, von Dr. von Brochem	28,	90
Krupp-Prozessen, Zu den —, von G. Cl. (vgl. Heft 19 von diesem Jahre)	33,	329
Ostasiatische Gewitterwolken, von H. v. Kropff	39,	577
Ostmark, Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der —, von einem alten Ostmärker (vgl. auch Heft 36 S. 478) . .	34,	355
Ostmark, Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der —, von G. Cl. . .	36,	478
Orientpolitik, Die englische —, von Freiherrn Albrecht von Woellwarth	35,	385
Posener Kaisertagen, Nach den — von W. von Massow	37,	481
Prag. Zum Hundertjahrestage von Scharnhorsts Tod, von Dr. Ernst Sontag . . .	28,	49
Reichskriegsschatz, Läßt sich der — und dessen Verstärkung prinzipiell rechtfertigen?, von Dr. Peter Aretz	28,	88
Reichstag und Reichsfinanzen, von W. von Massow	29,	97
Scharnhorsts Tod s. „Prag"	28,	49
16. August 1870, Mit den Eisern am —. Unveröffentlichter Brief des späteren Staatssekretärs Oswald Freiherrn von Richthofen	35,	402

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Arbeiterbewegung, Zur Geschichte der modernen — im letzten Jahrzehnt, von Heinrich Göhring (vgl. Heft 28) 27, 21;	28,	63
Arbeitslosenversicherung. Zum Problem der —, von Dr. Otto Fengler	35,	396
Kinderauswanderung, Der gegenwärtige Stand der — aus England, von Dr. E. Munzinger (s. Heft 45 v. 1912 u. Heft 31 v. 1913) . .	29,	119
Kinderauswanderung, Die Bedeutung der englischen — nach Kanada, von Dr. E. Munzinger	31,	201
Reichsfinanzen, Reichstag und —, von W. von Massow	29,	97
Reichskriegsschatz, Läßt sich der — und dessen Verstärkung prinzipiell rechtfertigen?, von Dr. Peter Aretz	28,	88
Rhein-See-Kanal, von Dr. Otto Goebel . .	39,	599
Staatspapiere, Die Hebung des Kurses unserer —, von Dr. Rübling	37,	528
Wirtschaftsleben?, Eine Krisis im deutschen —, von Privatdozent Dr. F. Zadow	30,	145
Wirtschaftspsychologie, Anfänge einer —, s. den Aufsatz „L'homme machine" im zwanzigsten Jahrhundert, von Dr. M. Kelchner	30,	167
Zolltarifrevision in China, Zur bevorstehenden —, von H. von Kropff	34,	381

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

	Heft	Seite
Advokatur, Freie — und numerus clausus, von Gerichtsassessor Erich Warschauer . .	36,	433
Bildung —, Nicht Stoff, sondern — nicht Fachleute, sondern Dilettanten, von Hermann Schurig	37,	526
Bildungseinseitigkeiten, von Rektor Hoche . .	32,	282
Erbrecht des Reiches, Das —, von B. . . . 28, 87; 33, 330;	34,	381
Erbrecht des Reiches, Das — und die Geburtenzunahme, von B.	37,	522
Erbrecht des Reiches, Das — und die Stadt Berlin, von B.	30,	185
Erbrecht des Staates, Das —, von Dr. Frhr von Friesen	39,	587
Juristen, Ein neuer Weg zur Fortbildung der —	39,	622
Katholikentag, Ein Nachwort zum Metzer —, von einem Katholiken	39,	581
Kinematograph und Zeitgeschichte, von Dr. A. Hellwig	39,	612
Lehrerschaft, Kämpfe unserer — (s. auch Heft 18, 1913)	30,	151
Mitgegangen, mitgehangen, von Landrichter Dr. Sontag	29,	143
Philologenbildung und Wesen der höheren Schule, von Oberlehrer Dr. P. Hauck (s. auch Heft 18, 1913)	30,	158
Recht, Internationales — und internationale Rechtsgemeinschaft, von Professor Dr. Eduard Hubrich	38,	590
Rechtsanwälte, Zunahme der —, von Rechtsanwalt Dr. Bonschott	29,	141
Schulgeschichte, Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und —, von Dr. W. M. Becker	27,	45

270167

Heft Seite

Staatsbürgerlichen Unterrichts, Zur Geschichte des — 34, 345
Universalhochschule, Eine — in Dresden, von Dr. W. Pieth 27, 43
Volksschullehrer, Zulassung der — zum Universitätsstudium, von Rektor Otto Schmidt (s. auch Heft 13, 1913) 30, 151
Weibliche Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen, von Realschuldirektor Hensing (s. auch Heft 13, 1913) 30, 164

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Genealogie verschiedener Adelsgeschlechter, von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz (vgl. 1912, Heft 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42 sowie 1913, Heft 2, 5) 31, 233
Juden, Die — und Europa, von Dr. Moritz Goldstein 38, 543
Mathematik, Aus dem Werdegang der —, von Dr. Karl Schmitt-Wendel 31, 225
Sprachkritik, Zur —, von Ric von Carlowitz-Hartitzsch 27, 27
Sprachverderbnis, Wider die —, von O. Briegleb 35, 418
Verdeutschen und Verdeutschungen, von Dr. Fritz Roepke 29, 134
Wortkunst, Zur neueren —. Sprachliche Studien zu Detlev von Liliencron, von Dr. Hans Gürtler 33, 297

Literatur, Kunst, Philosophie

Baudiß, Sophus, (s. d. Aufsatz „Dänische Leute und dänisches Land im Spiegel des Romans") von Wilhelm Poeck 32,2 76
Beethovens Weltanschauung, von Dr. Hermann Seeliger 29, 109
Briefe und Memoiren, von Beda Prilipp . . 38, 568
Dramatischen Irrgarten, Aus dem — (Sammelbericht), von Dr. Arthur Westphal 28, 91
Enking, Ottomar (s. den Aufsatz „Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung") von Dr. Hachtmann 27, 14
Feinkomische, Die Abneigung gegen das —, von E. R. 38, 575
Goethe-Literatur, Neuere —, von Privatdozent Dr. R. Meßlény 39, 603
Körner, Theodor, Zu seinem hundertsten Todestage von Dr. Wolfgang Stammler . . . 34, 373
Kunst, Das Symbol in der —, von Dr W Waritat (vgl. auch „Das Symbol im Kulturleben," 1913, Heft 1) 28, 53
Kunsthaus, Das neue — in Stuttgart und seine erste Ausstellung 36, 472
Lebens, Über den Ursprung des —, von Otto Leo 37, 489
Leihbibliothek, Eine — vor fünfzig Jahren, von Dr. Julius Voigt 31, 210
Liliencron, Detlev von — (s. den Aufsatz „Zur neueren Wortkunst" von Dr. Hans Gürtler) 33, 297
Menschensparkasse, Die —. Ein wissenschaftlicher Traum, von q 33, 323
Monismus, Der — als Weltanschauung, von Dr. W. Waritat 39, 6
Mozart resurrectus, von F. Reck-Malleczewen 37, 516
Rosegger, Der siebzigjährige —, von Dr. Arthur Westphal 31, 231
Schillerbundes, Die Festspiele des deutschen — in Weimar, von Traugott Friedemann . . 35, 425
Stifter, Adalbert, s. den Aufsatz „Dichter und Verleger" (vgl. 1912 Heft 39), von Dr. Wolfgang Stammler 30, 183
Tierpsychologie, Ist — möglich?, von Hans Speistrup 36, 460
Wagner, Richard — und die Philosophie des deutschen Idealismus von Dr. P. Hauck . 32, 247
Wirtschaftspsychologie, Anfänge einer —, s. den Aufsatz „L'homme machine" im zwanzigsten Jahrhundert, von Dr. M. Kelchner 30, 167

Novellen, Romane, Gedichte

Heft Seite

Dämmerung, Gedicht, von E. L. Schellenberg 27, 42
Das Blättchen Wegebreit, von Margarete Windthorst 35, 408
Sturm, Roman, von Max Ludwig-Dohm (s. 1913, Heft 21 bis 26) 27, 35; 28, 80; 29, 128; 30, 175; 31, 217; 32, 269; 33, 316; 34, 365; 35, 411; 36, 465; 37, 506; 38, 560
Wesel, Gedicht von Reinhard Beer . . . 38 529

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Amelung, Heinz: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Tr. Fr.) . . . . . 34, B
Balzac, Honoré de: Vater Goriot. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Seybold (Dr. Fritz Roepke) 29, 138
Banse, Ewald: Auf den Spuren der Bagdadbahn (Sch.) . . . . . 39, B
Baudelaire: Briefe. Deutsch von Auguste Förster (Ernst Ludwig Schellenberg) . . . 28, 95
Baudiß, Sophus: Werke (Wilhelm Poeck) . . 32, 276
Bauer, Prof. D. Joh.: Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand (Dr. Havenstein) 27, 47
Björnson, Björnstjerne: Briefe. Lehr- und Wanderjahre (Dr. Arthur Westphal) . . 29, 143
Blüher, Hans: Wandervogel (Tr. Friedemann) 31, 236
Bode, Wilh.: Goethes Lebenskunst (Dr. Meßlény) 39, 611
Brandi, Karl: Die Renaissance in Florenz und Rom (D. M.) . . . . . 34, B
Braun, Dr. O.: Schleiermacher, Reden über die Religion (Dr Havenstein) 27, 47
„Brause, du Freiheitssang!" (E. L. Schellenberg) 30, 190
Bundi, Gian: Aus dem Engadin . . . . . 29, B
Cantor, M.: Vorlesungen über Geschichte der Mathematik (Dr. Schmitt-Wendel) 31, 225
Carlyle, Thomas: Goethe (Dr. Meßlény) . . 39, 607
Cellini, Benvenuto: Selbstbiographie (Beda Prilipp) 38, 569
Dehmel, Richard: Michel Michael (Dr. Arthur Weisphal) 28, 92
„Die Insel Rügen in Wort und Bild" (Sch.) 39, B
Ehrler, Hans Heinrich: Lieder an ein Mädchen (E. L. Schellenberg) 30, 187
Enking, Ottomar: Gesamtwerk (Dr. Hachtmann) 27, 14
Flake, Otto: Freitagskind (Heinr. Spiero) . 33, 332
Förster, Auguste: Baudelaires Briefe (Ernst Ludwig Schellenberg) 28, 95
France, Anatole: Die Götter dürsten. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Dr. Fritz Roepke) 29, 138
Frank, Bruno: Im Schatten der Dinge (E. L. Schellenberg) 30, 187
Gaudy, Alice Freiin von: Lebenshöhen (E. L. Schellenberg) 30, 190
Genewein, Anton: Vom Romanischen bis zum Empire (Dr. Paul Ferd. Schmidt) . . . 31, 238
Gerhard, Adele: Magdalis Heimroths Leidensweg. Vom Sinken und Werden (Dr. Heinr. Spiero) 33, 333
Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Elegantiae (Dr. W Janell) 30, 190
Goldmann, Paul: Literatenstücke und Ausstattungsregie (Dr. Fritz Reck-Malleczewen) . 32, 286
Goldschmidt, Thora: Sprachunterricht auf Grundlage der Anschauung (Sch.) . . . . 36, B
Goerke, Franz: Leuchtende Stunden (Sch.) . 31, B
Grautoff, Otto und Erna: Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich, von Emile Verhaeren (Dr. Fritz Roepke) . . 29, 139
Greiner, Leo: Das Tagebuch (E. L. Schellenberg) 30, 185
Grothe, Dr. Hugo: Durch Albanien und Montenegro (Sch.) . . . . . 38 B

	Heft	Seite
Haas, Walther: Der Fluch des Schicksals oder der Zwiespalt des Herzens (Dr. Arthur Westphal)	28,	95
Harder, Agnes: Der blonde Schopf und seine Freier (Dr. Heinr. Spiero)	33,	333
Hart, Hans: Das Haus der Titanen (Dr. Heinr. Spiero)	33,	331
Hasenclever, Walter: Der Jüngling (E. L. Schellenberg)	30,	189
Hebbels Briefe, herausg. v. Th. Poppe (B. Prilipp)	38,	570
Heinemann, Ernst: Richard Wagner und das Ende der Musik (Dr Fritz Reck Malleczewen)	38,	574
Herdener, Haldi: Sonnenopfer	32,	B
Herse, Hermann: Der Zauberbrunnen (E. L. Schellenberg)	30,	190
Hewlett, Maurice: Die Chronik der Königin (Dr. Heinr. Spiero)	33,	332
Heynacher, Max: Goethes Philosophie aus seinen Werken (Dr. R. Meßlény)	39,	603
Hofer, Klara: Der gleitende Purpur (Dr. Heinr. Spiero)	33,	333
Hoffmann, Camill: Briefe der Liebe (B. Prilipp)	38,	570
Huggenberger, Alfred: Die Bauern von Steig (R. M.)	38,	335
Ibsen, Sigurd: Menschliche Quintessenz (Dr. Warstat	39,	610
Jeden, Frederic van: Lioba (Dr. Westphal)	28,	94
Jiemann, Bernd: Lothringer Novellen (Dr. Heinr. Spiero)	33,	333
Kalcher, Kurt: Trust (Dr. Arthur Westphal)	28,	93
Kandinski: Über das Geistige in der Kunst, insbesondere in der Malerei (Dr. W. Warstat)	28,	53
Klein: Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. I (Dr. Schmitt-Wendel)	31,	225
Klettenberg, Susanna Catharina von: Bekenntnisse, Schriften und Briefe (B. Prilipp)	38,	569
Kohlbrugge, J. H. F.: Historisch kritische Studien über Goethe als Naturforscher (Dr. Meßlény)	39,	610
Koenig, Hertha: Emilie Reinbeck (Dr. Heinr. Spiero)	33,	332
Langen, Martin: Julius Cäsar und seine Mörder (Dr. Arthur Westphal)	28,	94
Langkofler, Lukas: Das Verbrechen der Elise Geitler (M. Hinderfin)	39,	B
Lepsius, Johannes: Franz von Assisi (Dr. Arthur Westphal)	28,	93
Lienhard, Friedrich: Odysseus (Dr. Westphal)	28,	94
Lißauer, Ernst: 1813 (E. L. Schellenberg)	30,	189
Loescher, Fritz: Leitfaden der Landschafts-Photographie (Sch.)	29,	B
Löser, Ludwig: Das Heim im Walde. Die Krone. Herostrat von Ephesus (Dr. Fritz Reck-Malleczewen)	32,	285
Lothar, Ernst: Der ruhige Hain. Die Hast (E. L. Schellenberg)	30,	186
Lucerna, Camilla: Das Märchen (Dr. Meßlény)	39,	611
Mann, Thomas: Der Tod in Venedig (Dr Heinr. Spiero)	33,	331
Marbe: Die Aktion gegen die Psychologie (M. K.)	31,	239
Mauthner, Fritz: Wörterbuch der Philosophie (Ric von Carlowitz-Hartitzsch)	27,	27
Meißner, C.: Carl Spitteler	31,	B
Mell, Max: Österreichische Zeiten und Charaktere. Ausgewählte Bruchstücke aus österreichischen Selbstbiographien (B. P.)	35,	B
Meßer, August: Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung	34,	845
Metz, Walter von: Ums Menschentum (Dr. Heinr. Spiero)	33,	331
Morgenstern, Christian: Auf vielen Wegen. Einkehr. Galgenlieder. Horatius travestitus. Palmström (E. L. Schellenberg)	30,	188
Muelbe, Wolf Heinrich von der: Michelangelo (E. L. Schellenberg)	30,	190
Münch, Wilhelm: Verse und Märchen (Dr. W. M. Becker)	33,	334
Münsterberg, Hugo: Psychologie und Wirtschaftsleben (Dr. M. Kelchner)	30,	171
Mürbeck, Ernst: Gold gab ich für Eisen (Dr. S.)	28,	B
Nadolny, Rudolf: Verkehr nach Rußland (G. Cl.)	36,	479
Oppeln-Bronikowski: Die Götter dürsten, von Anatole France (Dr. Fritz Roepke)	29,	138
Picard, E.: Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaften (Dr. Schmitt-Wendel)	31,	225
Potthoff, Heinrich: Probleme des Arbeitsrechtes (Dr. Fritz Roeder)	32,	284
Reder, Heinr. v.: Gedichte (E. L. Schellenberg)	30,	190
Reichel, Eugen: Die Ahnenreihe (Dr. Heinr. Spiero)	33,	332
Reinhart, Joseph: Im grüene Chlee	22,	B
Reynold, G. de: Histoire littéraire de la Suisse au XVIII. siècle (Dr. Eduard Korrodi)	35,	429
Rodenberg, Julius: Grandidiers (Dr. Heinr. Spiero)	33,	333
Rosen, Erwin: Der deutsche Lausbub in Amerika (Sch.)	39,	623
Salus, Hugo: Glockenklang (E. L. Schellenberg)	30,	187
Schaffner, Jakob: Die goldene Fratze (R. M.)	38,	335
Schellenberg, Ernst Ludwig: „Die Lyrik des heutigen Frankreich" und „Französische Lyrik" Von Emilie Verhaeren (Dr. Fritz Roepke)	29,	139
Schlaf, Johannes: Emile Verhaeren Die hohen Rhythmen (Dr. Fritz Roepke)	29,	139
Schleiermacher: Predigten über den christlichen Hausstand, herausg. von Prof. D. Joh. Bauer	27,	47
— Reden über die Religion, herausgegeben von Dr. O. Braun	27,	47
Schmidt, Max E. P.: Mansfelder Skizzen (D. M.)	38,	B
Schnitzler, Arthur: Frau Beate und ihr Sohn Dr. Heinr. Spiero)	33,	331
Schurz, Karl: Lebenserinnerungen (Beda Prilipp)	38,	571
Schwerdtfeger, Robert: Sechs Novellen (M. Hinderfin)	39,	B
„Semigotha" (Dr. Stephan Kekule von Stradonitz) (vgl. 1912, Heft 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42, sowie 1913, Heft 2)	31,	233
Seybold, Friedrich: Vater Goriot. Von Honoré de Balzac (Dr. Fritz Roepke)	29,	138
Simmel, Georg: Goethe (Dr. Meßlény)	39,	603
Spiero, Heinrich: Geschichte der deutschen Frauendichtung (E. L. Schellenberg)	38,	574
Stegemann, Hermann: Die Himmelspacher (Dr. Richard Meßlény)	35,	430
Stommel, Gottfried: Kaiser Karls Geisel (Dr. Arthur Westphal)	28,	95
Strobl, Karl Hans: Das Wirtshaus zum König Przemysl (Dr. Heinr. Spiero)	33,	332
Taylor: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, deutsche autoris. Ausgabe v. Dr. jur. Rudolf Roesler (Dr. M. Kelchner)	30,	169
Tralow, Johannes: Inge (Dr. A. Westphal)	28,	94
Traumann, Ernst: Goethes Faust (Dr. Meßlény)	39,	603
Verhaeren, Emile: Übersetzungen seiner Werke (Dr. Fritz Roepke)	29,	139
—: Rembrandt, Rubens (E. L. Schellenberg)	31,	239
Vogel, Julius: In der Stadt der Lagunen (Dr. Meßlény)	39,	611
Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer (Sch.)	30,	B
Voß, A.: Über das Wesen der Mathematik (Dr. Schmitt-Wendel)	31,	225
Walther, Wilhelm: Gestalten und Stunden (E. L. Schellenberg)	30,	186
Wassermann, Jakob: Der Mann von vierzig Jahren (Dr. Heinr. Spiero)	33,	331
„Wunder der Natur" (Dr. S.)	27,	B
Wundt, Max: Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals (Dr. Meßlény)	39,	608
Zech, Paul: Das schwarze Revier Schollenbruch (E. L. Schellenberg)	30,	189
„Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Prof. Dr. W. M. Becker)	27,	45

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Aretz, Dr. Peter: Läßt sich der Reichskriegsschatz und dessen Verstärkung prinzipiell rechtfertigen?	28,	88

	Heft	Seite
B.: Das Erbrecht des Reiches	28, 87; 33, 330;	34, 881
— Das Erbrecht des Reiches und die Geburtenzunahme		37, 522
— Das Erbrecht des Reiches und die Stadt Berlin		30, 185
Becker, Prof. Dr. W. M.: Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte		27, 45
— „Verse und Märchen" von Wilhelm Münch		33, 334
Bratter, C. A.: Amerikanische Diplomaten		34, 337
Briegleb, O.: Wider die Sprachverderbnis		35, 418
Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Zur Sprachkritik		27, 27
Cleinow, George: Mit dem Kaiser auf Reisen. Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt		28, 72
C. N.: Die Abneigung gegen das Feinkomische		38, 575
Fengler, Dr. Otto: Zum Problem der Arbeitslosenversicherung		35, 396
Friedemann, Traugott: Die Festspiele des deutschen Schillerbundes in Weimar		35, 425
— „Wandervogel" von Hans Blüher		31, 236
Friesen, Dr. H. Frhr. von: Das Erbrecht des Staates		39, 587
G. Cl.: August Bebel †		34, 878
G. Cl.: Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der Ostmark		36, 478
G. Cl.: Kiderlen, Bismarck u. der Kaiser	34, 879;	35, 429
G. Cl.: „Verkehr nach Rußland" von Rudolf Nadolny		36, 479
G. Cl.: Zu den Krupp-Prozessen		33, 329
Goebel, Dr. Otto: Rhein-See-Kanal		39, 599
Göhring, Heinrich: Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt (vgl. Heft 26)	27, 21;	28, 63
Goldstein, Dr. Moritz: Die Juden und Europa		38, 543
Gürtler, Dr. Hans: Zur neueren Wortkunst. Sprachliche Studien zu Detlev von Liliencron		33, 297
Hachtmann, Dr. Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung (Ottomar Enking)		27, 14
Hagen, Maximilian von: Zentrums-Kolonialpolitik unter Bismarck		32, 282
— Freisinnige Kolonialpolitik unter Bismarck		31, 193
Hauck, Oberlehrer Dr. P.: Philologenbildung und Wesen der höheren Schule		30, 158
— Richard Wagner und die Philosophie des deutschen Idealismus		32, 247
Hellwig, Dr. A.: Kinematograph und Zeitgeschichte		39, 612
Hensing, Realschuldirektor: Weibliche Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen		30, 164
Hoche, Rektor: Bildungseinseitigkeiten		32, 282
Hubrich, Professor Dr. Eduard: Internationales Recht und internationale Rechtsgemeinschaft		38, 530
Janell, Dr. W.: „Elegantiae" von Alexander von Gleichen-Rußwurm		30, 190
Katholik: Ein Nachwort zum Metzer Katholikentag		39, 581
Kekule von Stradonitz, Dr.: „Semigotha"		31, 233
Kelchner, Dr. M.: „L'homme machine"		30, 167
Korrodi, Dr. Eduard: „Histoire littéraire de la Suisse au XVIII. siècle" von de Reynold		35, 429
Kropff, H. von: Ostasiatische Gewitterwolken		39, 577
— Zur bevorstehenden Zolltarifrevision in China		34, 381
Leo, Otto: Über den Ursprung des Lebens		37, 489
Löffler, Dr. Klemens: Die deutschen Studenten und der deutsch-französische Krieg		37, 498
Ludwig-Dohm, Max: Sturm, Roman	Heft 27 bis	38
Massow, W. v.: Nach den Posener Kaisertagen		37, 481
— Reichstag und Reichsfinanzen		29, 97
Meßlény, Dr. Richard: „Die Himmelspacher" von Hermann Stegemann		35, 430
— Neuere Goethe-Literatur		39, 603
M. K.: „Die Aktion gegen die Psychologie" von Marbe		31, 239
Moritz, Bernh.: Die armenisch-kurdische Frage		27, 1
Munzinger, Dr. E.: Der gegenwärtige Stand der Kinderauswanderung aus England		29, 119
— Die Bedeutung der englischen Kinderauswanderung nach Kanada		31, 201
Navalis: Kommt die Kaperei wieder?	32, 241;	33, 289
Rübling, Dr.: Die Hebung des Kurses unserer Staatspapiere		37, 523
Ostmärker: Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der Ostmark		34, 355
Peiser, Prof. Dr. G.: Der Prinz von Ithaka als Erzieher Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen		36, 451
Pieth, Dr. W.: Eine Universalhochschule in Dresden		27, 43
Poeck, Wilhelm: Dänische Leute und dänisches Land im Spiegel des Romans. (Sophus Bauditz)		32, 276
Prilipp, Beda: Briefe und Memoiren		38, 568
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz: Drei Dramen von Ludwig Löser		32, 285
— „Literatenstücke und Ausstattungsregie" von Paul Goldmann		32, 286
— Mozart resurrectus		37, 516
— „Richard Wagner und das Ende der Musik" von Ernst Heinemann		38, 574
Richthofen, Staatssekretär Oswald Freiherr von: Mit den Elfern am 16. August 1870		35, 402
R. M.: Die jungen Schweizer (Buchbesprechung)		33, 335
Roeder, Dr. Fritz: „Probleme des Arbeitsrechtes" von Heinrich Potthoff		32, 284
Roepke, Dr. Fritz: Verdeutschen und Verdeutschungen		29, 134
Sch.: „Der deutsche Lausbub in Amerika" von Erwin Rosen		39, 623
Schellenberg, Ernst Ludwig: „Baudelaires Briefe." Deutsch von Auguste Förster		28, 95
— Dämmerung (Gedicht)		27, 42
— „Geschichte der deutschen Frauendichtung" von Heinrich Spiero		38, 574
— Neue Lyrik (Sammelbericht)		30, 185
— „Rembrandt" und „Rubens" von Emile Verhaeren		31, 239
Schmidt, Rektor Otto: Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium		30, 151
Schmidt, Dr. Paul Ferd.: „Vom Romanischen bis zum Empire", von Anton Genewein		31, 288
Schmitt-Wendel, Dr. Karl: Aus dem Werdegang der Mathematik		31, 225
Schurig, Hermann: Nicht Stoff, sondern Bildung, nicht Fachleute, sondern Dilettanten		37, 526
Seeliger, Dr. Hermann: Beethovens Weltanschauung		29, 109
Sokolowski, Dr. Ernst: Mit und ohne Waffen. Eine russische Bilanz der Balkanwirren		36, 443
Sontag, Landrichter Dr.: Mitgegangen, mitgehangen		29, 143
— Prag		28, 49
Spiero, Dr. Heinrich: Neue Romane und Novellen (Sammelbericht)		33, 331
Stammler, Dr. Wolfgang: Dichter und Verleger		30, 183
— Theodor Körner		34, 373
Sveistrup, Hans: Ist Tierpsychologie möglich?		36, 460
Voigt, Dr. Julius: Eine Leihbibliothek vor fünfzig Jahren		31, 210
Vonschott, Rechtsanwalt Dr.: Zunahme der Rechtsanwälte		29, 141
Warschauer, Gerichtsassessor Erich: Freie Advokatur und numerus clausus		36, 433
Warstat, Dr. W.: Das Symbol in der Kunst		28, 53
— Der Monismus als Weltanschauung		39, 621
Weer, Reinhard: Wesel (Gedicht)		38, 529
Westphal, Dr. Arthur: Aus dem dramatischen Irrgarten (Sammelbericht)		28, 93
— Briefe. Lehr- und Wanderjahre, von Björnstjerne Björnson		29, 143
— Der siebzigjährige Rosegger		31, 231
Windthorst, Margarete: Das Blätchen Wegebreit (Gedicht)		35, 408
Witschel, Konteradmiral z. D.: Englische Marinepolitik		35, 389
Woellwarth, Freiherr Albrecht von: Die englische Orientpolitik		35, 385
Wrochem, Dr. von: Mehr Deutschtum in unseren Kolonien		28, 90
Wyneken, Dr. Friedrich A.: Die gelbe Gefahr in Kalifornien		33, 309
Zadow, Privatdozent Dr. F.: Eine Krisis im deutschen Wirtschaftsleben?		30, 145
q: Die Menschensparkasse		33, 328

UNIV. OF CALIFORNIA

Die armenisch-kurdische Frage

Von Bernh. Moritz in Berlin-Südende

Seitdem der Frieden zwischen der Türkei und den Balkanstaaten zustande gekommen ist, hat sich der Schwerpunkt der orientalischen Frage ganz erheblich von der Balkanhalbinsel fort nach Asien verlegt. Es sind heute in erster Linie die nationalen Probleme in den asiatischen Landesteilen, von deren Lösung der Weiterbestand der türkischen Herrschaft in Asien zum guten Teil abhängen wird.

Indem wir uns bei Betrachtung dieser Probleme auf das Stammland des Reiches, Kleinasien, beschränken, lassen wir die arabische Frage beiseite, die zudem bei der letzthin auf beiden Seiten eingetretenen Mäßigung einen akuten Charakter vorläufig nicht zu haben scheint.

Die Nationalitätenfrage ist in Kleinasien von derselben Bedeutung wie in den verlorenen europäischen Provinzen. Auch hier sitzen, zum Teil nebeneinander, zum größeren Teil aber durcheinander, Völker verschiedenen Stammes, verschiedener Religion, verschiedener kultureller Begabung und geschichtlicher Entwicklung.

Durch die großen Völkerwanderungen tatarisch-türkischer Stämme aus Zentralasien seit dem 10. Jahrhundert, die mit der osmanischen Eroberung um 1520 ihren Abschluß fanden, hat sich das türkische Volkselement über die ganze Halbinsel als herrschendes festgesetzt. Die älteren Völkerschaften sind fast alle in der Rasse der Eroberer aufgegangen. Der einzig größere Rest, der der Absorbierung widerstanden und in neuerer Zeit durch Zuwanderung eine Vermehrung erfahren hat, sind die Griechen; sie sitzen hauptsächlich am Westrande, und an der Südostküste des Schwarzen Meeres bei Trapezunt. Eine griechische Frage ist zwar bisher noch nicht entstanden. Wie es aber in Zukunft werden kann, wenn das mächtig

aufstrebende Hellas in den Besitz der Inselwelt dicht vor der kleinasiatischen Küste gelangt sein wird, fällt nicht in den Rahmen dieser Erörterung.

Von anderen älteren Bewohnern des Landes sind noch die Lasen zu nennen, ein kaukasischer Stamm nicht des besten Rufes, der im Hinterland von Trapezunt, aber nach Südosten zu, sitzt. Ihre Zahl ist aber nicht so bedeutend (zwischen 50- und 100 000), als daß sie beanspruchen dürften, in dem türkischen Staatsorganismus eine eigene Rolle zu spielen.

Anders steht es mit zwei Völkern im Osten von Kleinasien, den Armeniern und den Kurden. Sie sitzen dort seit den ältesten geschichtlichen Zeiten und haben die Stürme von mehr als zwei Jahrtausenden anscheinend nur darum überdauert, um sich in der Gegenwart zu vernichten.

Das Verhältnis beider Völker zu einander und zu der türkischen Regierung ist das wichtigste Problem, vor das diese bei der Neuorganisierung des Reiches sich gestellt sieht. Bevor wir in die Erörterung desselben eintreten, soll zunächst die numerische Bedeutung beider Völker, so gut es geht, festgestellt werden.

Die bisherigen Angaben über die Volksziffer der Armenier beruhen, von privaten Schätzungen abgesehen, auf den offiziellen Statistiken, den türkischen und den des armenischen Patriarchats von Konstantinopel.*) Zu den ersteren gehören auch die Angaben in dem viel geschmähten, aber immer noch nicht durch besseres ersetzten Werke Cuinets**), der viel offizielles türkisches, daneben aber auch manches andere Material benutzt hat. Die beiden offiziellen Statistiken haben den gemeinsamen Fehler, daß sie Tendenzwerk sind. Die türkische ist bestrebt, die mohammedanische Bevölkerung möglichst hoch und die christliche, besonders die armenische, möglichst unbedeutend darzustellen. Die armenische verfolgt naturgemäß die umgekehrte Tendenz.

Als willkommene Korrektur dient eine Arbeit des russischen Generals Selenoi über die Verteilung der armenischen Bevölkerung in Türkisch-Armenien. Alle diese Quellen sind in Petermanns Mitteilungen, 1896, S. 1 ff. nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Statistik verarbeitet und zu einer annehmbaren Darstellung der verwickelten Bevölkerungsverhältnisse vereinigt worden, der ich im allgemeinen folge.

Zu betonen ist aber, daß diese Statistiken aus der Zeit vor den großen Armeniermassakern und dem letzten Kriege stammen, durch welche die Zahlen für die Armenier wie für die Türken erheblich geändert worden sind. Bezüglich der letzteren kann man jedoch annehmen, daß ihre Verluste durch die Einwanderung von sicher mehr als 100 000 Flüchtlingen aus der europäischen Türkei vielleicht annähernd ersetzt werden, so daß man die Gesamtziffer der Türken inkl. Turkmanen, Kyzylbasch, Tataren (Nogaier) noch immer auf fünfeinhalb Millionen in Ansatz bringen darf.

*) Von 1880, 1910 und 1912 (im Christl. Orient, 1913, S. 87).

**) La Turquie d'Asie, 5 Bde.

Die Hauptmasse der armenischen Bevölkerung findet sich gegenwärtig in den folgenden neun Wilajets: Erserum, Wan, Bitlis, Mamuret el asis, Diarbekir, Siwas, Aleppo, Adana, Trapezunt. Ein erheblicher Teil sitzt zeitweise in Konstantinopel; in der der Hauptstadt gegenüberliegenden Nordwestecke von Kleinasien (Provinz Ismid) wohnen etwa 50000 Armenier = 22 Prozent der dortigen Bevölkerung. In den genannten neun Wilajets beträgt ihre Zahl etwa 914000 = 15 1/2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Am meisten zusammengedrängt wohnen sie in den fünf Wilajets Wan, Erserum, Bitlis, Mamuret el asis, Diarbekir. Hier bilden die Armenier mit 633000 etwa 24 Prozent gegenüber 69 Prozent Mohammedaner, also ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Nur in zwei Mutesarriflik (Regierungsbezirken) Wan und Musch (zu Bitlis gehörig) haben die Armenier die Majorität mit 65 Prozent über 35 Prozent Mohammedaner. Die Gesamtziffer aller im Türkischen Reiche lebenden Armenier konnte auf höchstens eindreiviertel Millionen veranschlagt werden; nach der offiziellen türkischen belief sie sich auf nur 1150000.

Durch die letzte Statistik des armenischen Patriarchats von 1912 würde diese Darstellung vollständig über den Haufen geworfen werden. Die Statistik gibt für die sechs Provinzen: Erserum, Wan, Bitlis, Charput (= Mamuret el asis), Diarbekir und Siwas allein 1018000 Armenier an, reduziert so dann die Ziffern der übrigen Völker, um herauszubringen, daß die Armenier in diesen Provinzen 38,4 Prozent der Gesamtbevölkerung bilden sollen. Die Zahlen fallen durchweg durch ihre Höhe auf und werden durch ihre abgerundete Form von vornherein verdächtig. In mehreren Fällen läßt sich die tendenziöse Übertreibung direkt nachweisen. Zum Beispiel sind für Russisch-Transkaukasien allein 1523000 angegeben. Nach der offiziellen russischen Zählung von N. von Seidlitz (Petermannsche Mitteilungen 1896, S. 9 und 10) gab es aber 1893 nur 958000. Es ist natürlich unmöglich, daß diese Ziffer in der Zeit von nur 17 Jahren sich so vermehrt haben könnte, zumal da keine erhebliche Zuwanderung, wohl aber eine durch den Tatarenaufstand verursachte Verminderung stattgefunden hat. Weiter sind z. B. für Jerusalem 3200 Armenier angegeben, der dortige Ortszensus zählt 950.

Wir ziehen es also vor, an der obigen Gesamtziffer von eindreiviertel Millionen festzuhalten. Diese Zahl konnte bis 1894 als die der Wahrheit am nächsten kommende gelten. Seitdem haben mehrfach (1894, 1895, 1896, 1905, 1909) umfangreiche Niedermetzlungen von Armeniern, besonders in den erstgenannten neun Provinzen und in Konstantinopel stattgefunden, die mit ihrem Gefolge, Hunger, Epidemien, Auswanderung jene Gesamtziffer erheblich herabgemindert haben müssen. Die Zahl der von 1894 bis 1896 Umgekommenen ist mit 100000 schwerlich zu hoch angegeben; für 1905 und 1909 rechnet man auf mindestens 50000, und 150000 wird die Minimalziffer derer sein, die infolge der angeführten Gründe noch in Abgang zu stellen sind. Danach würde man die Gesamtziffer der in der Türkei gegenwärtig lebenden Armenier auf ein-

einhalb Millionen zu schätzen haben. Dazu kommen noch eine Million in Rußland und höchstens eine Viertelmillion über die ganze Erde zerstreuter, so daß die gesamte armenische Nation auf zweidreiviertel Millionen zu veranschlagen ist.

Betreffs der Kurden ist man ausschließlich auf Schätzungen angewiesen, die zwischen zwei Millionen und einer halben Million variieren. Letztere Angabe entstammt der armenischen Statistik, und auch diese halbe Million kommt nur heraus, wenn man die Ziffern für die Saza und Jesiden (110000) zu der für die Kurden angegebenen von 424000 hinzurechnet. Unter Berücksichtigung der räumlichen Ausdehnung der Kurden und der Zahlen für die denselben Raum bewohnenden Armenier wird man die Ziffer der kurdischen Bevölkerung in der Türkei auf dreiviertel bis eine Million annehmen dürfen. Diese Schätzung kommt der Statistik von Cuinet ziemlich gleich, der 735150 zählt, wozu noch die Jesiden und kleinere Sekten mit 79915 zu nehmen sind, also im ganzen 815065.

Was die räumliche Verteilung der beiden Völker anlangt, so ist sie für die Armenier, abgesehen natürlich von der erst im Mittelalter und zumal in der neueren Zeit erfolgten Abwanderung nach Westen, wohl nie viel anders als in der Gegenwart gewesen. Ihre Hauptmasse hat von jeher im östlichen Kleinasien gesessen vom Araxes im Osten bis zum Euphrat im Westen (Groß-Armenien) und über ihn hinaus bis zu den Quellen des Halys und zum Antitaurus, weiter nach Südwesten zum Meerbusen von Issus (Klein-Armenien). Ohne rechte natürliche Grenzen und zwischen den großen Reichen des Orients und des Occidents gelegen, war Groß-Armenien stets Zankapfel und Kriegsschauplatz zuerst zwischen Rom und Persien, im Mittelalter zwischen Byzanz und den Mohammedanern, zunächst Arabern dann den seldschukischen Türken. Um 1079 wurde das Land von beiden Parteien besetzt und aufgeteilt und damit seiner Unabhängigkeit für immer ein Ende gemacht, obwohl kleinere Herrschaften sich noch fast zweihundert Jahre länger behaupteten*). Als Durchzugsland auf dem Wege der türkischen, mongolischen und tatarischen Eroberer, welche letztere eine bis dahin in der Welt unerhörte massenhafte Vernichtung der besiegten Völker ins Werk setzten, muß Armenien eine Verminderung seiner nationalen Kräfte erlitten haben, von der sich das Volk nicht mehr erholt hat. Als gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine neue große Einwanderung türkischer Stämme erfolgte, wurde Armenien wieder der Schauplatz von Kriegen zunächst zwischen ihnen, dann mit den

*) Um diese Zeit erfolgte die erste größere Auswanderung von Armeniern nach Westen, nach Rußland und Polen. In Galizien erschienen sie vor 1060 und verbreiteten sich von dort bis Litauen und Ungarn. 1344 und 1356 wurde ihnen von König Kasimir ihre eigene Verfassung bestätigt. Ihr Zentrum war Lemberg, wo ein Erzbischof residierte. Durch neue Einwanderungen aus tatarischen Gebieten seit 1500 wurde die armenische Sprache allmählich durch die tatarische verdrängt. 1606 erfolgte eine neue Einwanderung aus Persien, aber der Übertritt des Erzbischofs zur römischen Kirche 1624 hatte eine Spaltung zur Folge. Damit begann der Verfall und das Aufgehen in die polnische Bevölkerung.

Persern, Kriege, die sich bis in das sechzehnte Jahrhundert hinzogen und den Ruin des Landes vollendeten.

Das andere armenische Reich, Klein-Armenien, hatte im Altertum seine Selbständigkeit schon früher verloren und war zunächst römische, dann byzantinische Provinz geworden, schließlich Tummelplatz der Kämpfe zwischen Byzantinern und Mohammedanern. Begünstigt durch seine Lage in zum Teil schwer zugänglichem Hochgebirge konnte sich das Land zwar in einem günstigen Moment (1080), wo die beiden Grenzmächte erschöpft waren, zu einem neuen selbständigen Reiche gestalten. Aber in beständigem Kampf mit den kleinasiatischen Türken (den Seldschuken von Rum) und den Mamelukensultanen von Ägypten, seit 1240 auch mit den Mongolen, konnte es keine größere Bedeutung gewinnen und erlag 1375 einem stärkeren Angriff der Mameluken. Seit dieser Zeit haben es die Armenier nie mehr zu einer staatlichen Selbständigkeit gebracht und haben jeden Wechsel ihrer Herren über sich ergehen lassen, ohne je einen Versuch zur Wiedergewinnung ihrer nationalen Freiheit zu machen.

Zu der politischen Zerrissenheit kam noch die religiöse. Seitdem die armenische Kirche sich auf dem Konzil von Chalcedon 551 von Rom getrennt hatte, waren Versuche zu einer Wiedervereinigung das ganze Mittelalter hindurch von beiden Seiten unternommen worden. Aber erst 1439 kam eine Union der außerhalb Armeniens lebenden Armenier mit Rom zustande. Römische Propaganda, von Jesuiten betrieben, setzte in Armenien unter Ludwig dem Vierzehnten ein, ist aber im ganzen von geringem Erfolg gewesen. Zum Ausdruck kam der Gegensatz zwischen katholischen und orthodoxen Armeniern in den letzten Jahrzehnten, als sich die katholischen (unierten) von der nationalistischen Propaganda fernhielten, wogegen die von der amerikanischen und englischen Mission (seit 1839) gewonnenen Protestanten sich ihr anschlossen.

Unter der türkisch-osmanischen Herrschaft (etwa von 1520 an) ist es den Armeniern nicht schlimmer ergangen als den anderen Rajahvölkern, jedenfalls besser als den Nationen des Balkans. Seit Jahrhunderten in Berührung mit Stämmen türkischer Sprache (Seldschuken, Turkmanen, Osmanen) haben sich ganze Teile des Volkes die Sprache der Herren angeeignet, wieder im Gegensatz zu den anderen christlichen Völkern des Reiches. Dieser Vorzug und die ihre Herren wie Konkurrenten weit überragende Begabung für das Erwerbsleben verschaffte den Armeniern bald Zutritt zum türkischen Staatsdienst bis in die höchsten Stellungen*), wobei Glaubenswechsel nicht so häufig vorkam wie bei Griechen und Slawen. Die Folge war ein immer stärker anschwellender Zustrom von Armeniern nach Konstantinopel und dem nordwestlichen Kleinasien, wo sie bald gefährliche Konkurrenten der Griechen im Handel wurden. Den Türken konnte der Gegensatz zwischen den beiden christlichen Rivalen nur will-

*) Auch anderwärts hatten sich Armenier in hohen Staatsstellungen bewährt. Es war ein armenischer Minister, Badr al Gamali, gewesen, der mit seinen armenischen Truppen das ägyptische Fatimidenreich im elften Jahrhundert vor dem Untergang gerettet hat.

kommen sein, und zumal seit der Zeit der griechischen Freiheitskriege wurden die Armenier von der Regierung wegen ihrer Loyalität und politischen Gefahrlosigkeit als ein wichtiges staatserhaltendes Element geschätzt. Im türkischen Volke freilich wuchs die Erbitterung gegen sie vielleicht weniger aus Neid über ihren zunehmenden Wohlstand als über die Art, wie sie dazu kamen. Habgier ist eine bekannte Eigenschaft von allen orientalischen Völkern, aber bei keinem so ausgeprägt wie bei den Armeniern, die mit ihrer überlegenen Intelligenz eine schamlose Rücksichtslosigkeit verbinden. Zumal die Ausbeutung der unwissenden Landbevölkerung wurde von ihnen mit einer Hartherzigkeit und Schamlosigkeit betrieben, wie sie in keinem zivilisierten Lande erlaubt wäre. Kein Wunder, daß sich auch unter der toleranten und friedlichen türkischen Landbevölkerung allmählich ein Zündstoff sammelte, der einmal gefährlich explodieren mußte. Immerhin hätte die Lage des armenischen Volkes im ganzen eine relativ gute, jedenfalls erträgliche bleiben oder werden können, wären nicht drei Umstände eingetreten, die das Verhältnis schnell trübten: das Drängen der europäischen Mächte auf Reformen, (die aber anderen Völkern mehr nottaten,) das Einsetzen der nationalistischen Propaganda und die dadurch verursachte Verschlimmerung des Verhältnisses zu den Kurden.

Über dieses so vielgenannte, im Grunde aber noch immer recht wenig bekannte Volk mögen hier einige Mitteilungen folgen.

Die Kurden sind ihrer Sprache nach der Überrest eines nordpersischen Stammes, mit dem die Armenier schon im Altertum in langen Kriegen gelegen haben. Bei ihrem Auftreten in der Geschichte erscheinen sie auf das Hochgebirgsland des heutigen Bohtan nördlich von Mosul beschränkt. Obwohl sie dort dank der Abgeschlossenheit ihrer Lage und ihrer eigenen Tapferkeit sich zeitweise längere Zeit unabhängig behaupten konnten, so haben sie es doch nie zu einem staatlichen Zusammenschluß gebracht. Dagegen ist es ihnen gelungen, wahrscheinlich schon im frühen Mittelalter, sich nach Südosten (das eigentliche Persien), wie nach Westen und Norden über die armenischen Länder auszubreiten, eine Expansion, die auch gegenwärtig noch nicht zum Stillstand gekommen zu sein scheint. Während der Kreuzzüge sind sie wahrscheinlich unter Saladin, der selbst Kurde war, auch bis nach Syrien gekommen; wenigstens deutet der Name des Gebel el akrad „Kurdengebirge" darauf. Freilich in Berührung mit den Arabern haben sie hier wie in Nordmesopotamien ihre Nationalität bald eingebüßt. Heute haben sie in Syrien nur noch eine geschlossene Kolonie in Damaskus, wahrscheinlich seit Saladins Zeit. In Kleinasien reichen sie nach Westen etwa bis zu einer Linie von Trapezunt bis Adana (mit Ausnahme des unmittelbaren Hinterlandes von Trapezunt), in Mesopotamien bis an den Nordrand der großen Hochebene. Eine sehr starke Kolonie befindet sich seit der türkischen Zeit in Konstantinopel.

Schon früh im Mittelalter, etwa im achten Jahrhundert, sind die Kurden zum Islam übergetreten, und damit ist zu dem nationalen Gegensatz zu

ihren armenischen Landsleuten noch der religiöse getreten, der für das Verhältnis der beiden Völker in der neuesten Zeit verhängnisvoll werden sollte. Die im türkischen Reich lebenden Kurden sind teils ansässig, teils Nomaden. Die letzteren führen allerdings nur vom Frühjahr bis Herbst ein Wanderleben, das sie zum Teil bis über die Grenzen von Persien und Rußland führt und wohl mit ein Grund für die große Verbreitung des Volkes gewesen ist; im Winter zwingt sie Schnee und Kälte, tief gelegene Dörfer aufzusuchen. Von der ansässigen Bevölkerung sind der größte Teil Bauern, die an Fleiß und Friedfertigkeit dem armenischen Landvolk nicht nachstehen*). Alle Kurden aber leben in völlig mittelalterlichen Zuständen. In zahllose Stämme zersplittert, stehen sie unter der Herrschaft eines Feudaladels, der noch jetzt die Anschauungen und Neigungen der Raubritter des Mittelalters hat. Dieser Raubadel mit seinem zahlreichen Anhang ist es, der wahrscheinlich schon seit alten Zeiten die friedlichen und fleißigen Bauern, gleichviel ob Armenier oder Kurden, auf das schamloseste terrorisiert, bedrückt und ausraubt, und der den Versuchen der türkischen Regierung, Besserung zu schaffen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Der größte Teil der Kurden ist überhaupt erst seit 1837 bis 1848 der Pforte unterworfen und auch das zum Teil nur dem Namen nach. Die Veranlassung dazu hatte die Zentralisierungspolitik des Sultan Mahmud des Zweiten gebildet, sodann die von den Kurden unter den nestorianischen Christen 1846 angerichteten Gemetzel, zu deren Beendigung die Regierung auf Drängen des damals allmächtigen englischen Botschafters Canning die Expeditionen unternehmen mußte. Für das türkische Reich ist der Zuwachs durch das kurdische Element von fragwürdigem Nutzen geworden. Steuern werden selten, jedenfalls nicht regelmäßig gezahlt, und auf die Rekrutierung scheint die Pforte nach den üblen Erfahrungen im Feldzug gegen Ibrahim Pascha meistens verzichtet zu haben. Um so häufiger waren die Schwierigkeiten, die die Widerhaarigkeit der kurdischen Häuptlinge ihr bereiteten.

Die größte Schwierigkeit aber bereitete ihr die Stellungnahme zu dem Gegensatz von Kurden und Armeniern, der sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schnell verschärfte.

Wir hatten oben gesehen, daß die Lage des armenischen Volkes nicht schlimmer, eher etwas günstiger war als die der anderen Rajahvölker, und jedenfalls günstiger als die des türkischen Herrenvolkes, das denselben Übelständen unterworfen war, dazu noch die schwere, das Mark des Volkes erschöpfende Blutsteuer zu tragen hatte. Man kann es aber den Armeniern nicht verdenken, wenn der Wunsch nach Besserung bei ihnen laut wurde, zumal seitdem sie sahen, wie die christlichen Balkanvölker eines nach dem anderen dem Joch der Türken zu entschlüpfen verstanden. Nur war der Weg, den sie ein-

*) Wie auch der armenische Patriarch in Konstantinopel anerkannt hat, Osman. Lloyd 1913, Nr. 122.

schlugen, für sie verderblich, obwohl schwer zu sehen ist, ob ein anderer besserer ihnen offen gestanden hätte.

Auf dem Berliner Friedenskongreß verstanden es ihre Delegierten sich Gehör zu verschaffen und in den Vertrag einen Paragraphen, Nr. 61, aufnehmen zu lassen, der „die Pforte verpflichtete, die nach den Umständen erforderlichen Verbesserungen und Reformen in den von Armeniern bewohnten Provinzen ohne weiteren Verzug einzuführen und ihnen Sicherheit gegen die Tscherkessen*) und Kurden zu gewähren. Die Pforte wird von den ergriffenen Maßregeln die Mächte informieren, die die Ausführung derselben überwachen sollen."

Heuzutage darf man behaupten, daß dieser unglückliche Paragraph die Ursache für das kommende Unheil gewesen ist. Weder die Pforte noch und namentlich die Kurden waren von dieser europäischen Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten erbaut. Der ersteren fehlte es zur Erfüllung ihrer Verpflichtung natürlich an gutem Willen, noch mehr aber an Macht. Die weniger interessierten europäischen Mächte zeigten bald kein Interesse mehr; Rußland, verstimmt, zog sich zurück und schließlich auch England, obwohl es für die Abtretung Cyperns die Reorganisation der asiatischen Türkei übernommen hatte. Die Okkupation von Ägypten absorbierte sein Interesse an Reformen in Armenien. Es hätte schon damals Rußland allein mit der Beaufsichtigung des Reformwerkes beauftragt werden sollen, aber das wollte England nicht**).

So wurden die Armenier gedrängt, für die Ausführung der versprochenen Reformen selbst Schritte zu tun. Von den zahlreichen jungen Leuten, die in Frankreich, England und Amerika studierten, wurde seit etwa 1880 eine nationalistische Bewegung ins Leben gerufen, die zunächst wohl nur den Zweck hatte, in der europäischen Presse Lärm zu schlagen, um die Mächte auf Armenien aufmerksam zu machen und sie an ihre Verpflichtung zu erinnern, die Pforte zur Ausführung der Reformen anzuhalten.

Allmählich nahm die Agitation schärferen Charakter an, es bildeten sich namentlich in England und Amerika revolutionäre Komitees (1887 die Gesellschaft Hintschak, einige Jahre später Daschnakzutiun, das sich in einem Memorandum resp. Ultimatum an die Botschafter 1894 als revolutionäre Vereinigung bezeichnete), die eine Aufhetzung der bis dahin ruhigen armenischen Bevölkerung***) durch Flugschriften, Emissäre (und Waffensendungen†) ins Werk

*) Die inzwischen ihre Rolle in Armenien ausgespielt haben.

**) Monroe, Turkey and Turks 1908: „This stupid blunder, the work of England, is directly responsible for those barbaric massacres. Russia is the only country that is capable of guaranteeing the security of life and property to the helpless Armenians against the cruel Kurds and Circassians.

***) Lepsius, „Armenien und Europa," S. 59, 125, 231.

†) Daß die Armenier bewaffnet waren, bewies bei den Gemetzeln die Verlustziffer ihrer Angreifer, etwa 1300.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

setzten. Die im September 1894 endlich in Gang gekommene diplomatische Aktion von England, Frankreich und Rußland*), von der Regierung natürlich nicht gern gesehen und von den Mohammedanern als unbefugte Einmischung in eine rein türkische Angelegenheit empfunden, beschleunigte den Ausbruch der Massaker.

Diese agitatorische Bewegung hatte naturgemäß das Mißtrauen und die Vorsichtsmaßregeln der Pforte hervorrufen müssen, die die kaum zwei Jahrzehnte zurückliegenden analogen Vorgänge in Bosnien und Bulgarien nicht vergessen haben konnte.

Als die Bewegung zu Putschen führte, wurden diese blutig unterdrückt und mit Repressalien in Form von planmäßig ins Werk gesetzten Massakern unter der armenischen Stadt- und Landbevölkerung beantwortet.

Schon vorher hatte der Sultan eine Maßregel zur Ausführung gebracht, von der er sich zur Niederhaltung der armenischen Bevölkerung großen Nutzen versprochen zu haben scheint. Wahrscheinlich unter dem Einfluß seiner damaligen kurdischen Ratgeber hatte er beschlossen, die bis dahin unausgenutzte Volkskraft der kurdischen Stämme durch ihre Zusammenfassung in eine Milizkavallerie mobil zu machen gegen den inneren Feind wie gegen die Russen, denen er damit eine ähnliche Organisation wie deren alte Kosakenregimenter entgegenstellen wollte.

Diese Hamidijeregimenter, die schon an den Massakern von 1895 und 1896 stark beteiligt waren, sind seitdem die Geißel des armenischen Volkes geworden, dessen planmäßige Ausrottung sie fortan als Vertreter der Staatsgewalt bis auf den heutigen Tag fortgesetzt haben. Aber auch der Regierung wurden diese organisierten Räuberbanden durch ihre zunehmende Macht bald unbequem, einzelne ihrer Häuptlinge direkt gefährlich; ihre Besoldung bildete zudem eine schwere Belastung der Staatsfinanzen. Die Einsetzung einer neuen Reformkommission 1905 hatte, wie nicht anders zu erwarten war, als einziges Ergebnis einen erneuten Ausbruch der Gemetzel, diesmal in Adana zur Folge.

An dem Gang der Dinge änderte auch die Revolution von 1908 nichts; den Armeniern brachte sie nicht die erhoffte Besserung ihrer Lage, wie von Sachkennern vorausgesagt war**). Wenn auch die jungtürkischen Machthaber in Nachäffung des französischen Beispiels „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" auf ihr Programm gesetzt hatten, eine Devise, die sie schon nach einem Jahre unter Ersetzung von „Brüderlichkeit" durch „Gerechtigkeit" abzuändern sich veranlaßt sahen, so haben wenigstens die Armenier von allen diesen Verheißungen nichts zu sehen bekommen. Mit der jungtürkischen Wirtschaft hätten sie auch ohne Wiederholung der Massaker in Adana 1909***) nicht zufrieden sein können.

*) Der damalige türkische Minister des Äußeren Turchan Pascha durfte den Vertretern dieser Mächte die bittere Bemerkung machen: die armenische Bevölkerung sei friedfertig gewesen, bis die Sympathien der Großmächte sich ihr zuwandten.

**) Lepsius, „Armenien und Europa," S. 114.

***) Wer die Schuld an diesen trug, ob der alte Sultan oder die neuen Machthaber, soll hier nicht untersucht werden. Charakteristisch war das Benehmen der von Konstantinopel

Weder im Parlament noch in der Regierung gewährte man ihnen den Einfluß, den sie für ihre Unterstützung der Jungtürken erwarten durften. Von den angeblich zwanzig Sitzen, die ihnen im Parlament zugesagt gewesen sein sollen, erhielten sie nur acht, im Ministerium nur eine Stelle. Die Hauptsache aber war, daß es auch der jungtürkischen Regierung nicht gelang, in Kleinasien befriedigende Zustände herzustellen. Es wäre jedoch Unrecht an ihrem guten Willen daran zu zweifeln: die Vernichtung des Ibrahim Pascha, des mächtigsten aller Kurdenführer, der in Nordmesopotamien fast zwei Jahrzehnte als unumschränkter Herr geschaltet hatte, kann als Beweis erscheinen, daß es ihnen mit der Bekämpfung der Hamidije ernst gewesen ist. Allerdings war Ibrahim Pascha ein offener Rebell gegen die Staatsgewalt — mit der armenischen Frage hat er nie zu tun gehabt — und seine Bekämpfung überdies in den offenen Ebenen von Nordmesopotanien nicht so schwer wie die seiner Kollegen in den Gebirgen Kleinasiens. Hier hat sie jedenfalls keine ernstlichen Anstrengungen zur Unterdrückung der Hamidije gemacht. Bald ließen ihr auch die sich überstürzenden Ereignisse in Mazedonien und Albanien, in Jemen und Tripolis keine Zeit mehr, sich um das Stammland des Reiches zu bekümmern; es war auch für die Jungtürken nur da um Gelder und Soldaten zu liefern, die an den Enden des Reiches nutzlos hingeopfert wurden.

Seit 1908 hatten die Armenier auch die Last des Militärdienstes auf sich nehmen müssen, und haben, wie schon Moltke vor 75 Jahren vorausgesehen hat, gute Soldaten abgegeben, die besten von allen christlichen Soldaten der neuen Türkei. Wie in den Kriegen gegen das christliche Rußland das armenische Volk stets loyal zu seinem Sultan gehalten hat, so haben auch in dem letzten Kriege die armenischen Soldaten tapfer und treu zu ihren türkischen Kameraden gestanden, auf die sie bei ihrem höheren geistigen Niveau einen günstigen Einfluß ausgeübt haben*). An der Verteidigung von Janina haben sie ruhmvollen Anteil. Das ist auch anerkannt worden vom Thronfolger, von Mahmud Schewket Pascha und vielen Offizieren**). Dahingegen haben die Kurden in der letzten großen Krise für die Verteidigung des Reichs nichts weiter getan, als einige hundert Freiwillige, besser Rowdies, zu schicken, die wegen ihrer Unbotmäßigkeit und Gefahr für die öffentliche Sicherheit bald wieder heimgesandt werden mußten. Während des Krieges konnten die Hamidijebanden ihr Treiben unter der unglücklichen armenischen Bevölkerung fortsetzen. Bitter durfte man der Regierung in Konstantinopel vorhalten, daß während die armenischen Soldaten für das Reich bluteten, ihre Häuser von den kurdischen Räubern verbrannt, ihre Angehörigen ausgeraubt, mißhandelt und umgebracht wurden.

---

zum Schutz der Armenier geschickten jungtürkischen Truppen. Die Frage der Soldaten bei ihrer Ankunft war: „Sind noch Giauren übrig?"

*) Christliche Orient 1913, S. 69.

**) Osmanischer Lloyd vom 3. Mai 1913, Nr. 110.

Eine kürzlich erschienene englische Flugschrift „The plight of Armenia" faßt die Greueltaten der Kurden im elf Kapitel zusammen, von denen die hauptsächlichsten sind: Straßenraub und Mordanfälle auf dem Lande und in den Städten, Gelderpressung unter Anwendung von Grausamkeiten, Wegnahme von Vieh und Ländereien, Zerstörung von Eigentum.

Der Regierung in Konstantinopel ist dieser Zustand der Dinge natürlich nicht unbekannt. Für prompte telegraphische Berichterstattung über jeden Fall an das armenische Patriarchat ist jetzt gesorgt, und dieses beeilt sich, ihn dem Großwesir oder dem Minister des Innern zu melden. Das bei dieser Berichterstattung starke Übertreibungen vorkommen, wird nicht nur von hohen türkischen Beamten[1]) und selbstverständlich auch von den Kurden[2]) behauptet; selbst der Katholikos von Cilicien hat sich (freiwillig?) veranlaßt gesehen, die im Memorandum des Patriarchats gegen den Wali von Adana erhobenen Beschuldigungen zu dementieren[3]). Die Regierung leugnet auch die Übelstände nicht ab. Der Thronfolger hat beim Empfang einer Deputation des armenischen Nationalrats offen anerkannt, daß man den Armeniern gegenüber weitgehende Verpflichtungen habe[4]). Der ermordete Großwesir hat derselben Deputation (am 14. Mai) erklärt, daß die Armenier unter allen christlichen Nationen der Türkei sich als die loyalsten bewährt haben und das feste Versprechen zu helfen gegeben. Diese Versprechungen eines Mahmud Schewket anzuzweifeln und seine Erklärungen als ungenügend zu bezeichnen, war der Nationalrat nicht berechtigt (21. Mai)[5]). Auch der Minister des Innern hat die Walis von Bitlis und Wan aufgefordert mit größerem Eifer für Ruhe und Sicherheit zu sorgen[6]). Daß gegenwärtig die Landfrage die Gemüter am meisten beschäftigt, dürfte ein Beweis für das Nachlassen der Gewaltätigkeiten sein. Diese Frage der Wiedererstattung der den Armeniern während der Massaker entrissenen oder von ihnen verlassenen und von den Kurden okkupierten Grundstücke ist eine sehr schwierige, die Kurden sind natürlich nicht geneigt ihre Beute herauszugeben, und die Regierung hat anscheinend nicht nur nicht die Macht, sie hierzu zu zwingen, sondern kapituliert vor ihren Drohungen. Sie hatte z. B. den Wali von Bitlis beauftragt, in seiner Provinz die Regelung der Landfrage in die Hand zu nehmen. Als der Kaimmakam (Landrat) des Kreises Tschartschandschak daraufhin versuchte, den Armeniern einige ihnen entrissene Grundstücke zurückzuverschaffen, war die Regierung schwach genug dem Drängen der kurdischen Aghas auf eine Absetzung stattzugeben (Mai 1913)[7]).

---

[1]) Osmanischer Lloyd 1913, Nr. 132, 133.
[2]) Osmanischer Lloyd Nr. 120, 133.
[3]) Osmanischer Lloyd Nr. 125.
[4]) Osmanischer Lloyd Nr. 130.
[5]) Osmanischer Lloyd Nr. 121.
[6]) Osmanischer Lloyd Nr. 132.
[7]) Osmanischer Lloyd Nr. 122.

Wenn auch bei einzelnen ausführenden Organen ein Mangel an gutem Willen zweifelsohne vorhanden ist, der Regierung ist es mit den Reformen nun sicher Ernst. Aber die armenisch-kurdische Frage ist eine Machtfrage geworden. Die Vorbedingung aller Reformen wäre die Auflösung und Entwaffnung der Hamidijebanden. Wenn auch ein offenbarer Freund derselben, der frühere Wali von Wan, Jset Bey, sich gegen die Auflösung ausgesprochen und eine Reformierung der Einrichtung für ausreichend erklärt hat, so hat sein militärischer Kollege Djavid Pascha, der Kommandant von Wan, mit anerkennenswerter Offenheit herausgesagt: „Die Hamidijeregimenter herrschen als Könige in Armenien und bilden eine schwere Last für den Staatsschatz. Ihre Beseitigung bedeutet allein schon die Ausführung der dringendsten Reformen*).

Die Kurden sind sich nicht im Unklaren darüber, daß ein Sturm sich gegen sie zusammenbraut und bereiten sich zur Gegenwehr vor. Die Führung haben zwei Männer aus der alten Adelsfamilie der Bedrchan (die schon Moltke als „Bedehan" kennen gelernt hat) übernommen, Hussein Pascha und Abd ul resak, die durch längeren Aufenthalt in Konstantinopel am Hofe des vorigen Sultans ihren Horizont haben erweitern können. Seitdem der erstere vor zwei Jahren bei den Parlamentswahlen durchgefallen ist und wegen seiner Umtriebe von den Behörden verfolgt wird, organisiert er mit seinem anderen Bruder Kamil Bey alle Kurdenstämme von Diarbekir bis zur persischen Grenze und von Wan bis Djesiret Ibn Omar**). Gestützt auf die Macht des vereinigten Kurdistan wird er dann statt eines Muteffarriflik wie bisher die Dezentralisation für das Land verlangen als Vorläufer der Autonomie. Die Kurden sind ersichtlich fest entschlossen, es auf eine Kraftprobe mit der Regierung ankommen zu lassen. Aber selbst bei günstigem Ausfall derselben ist es kaum wahrscheinlich, daß Rußland die Bildung eines neuen mohammedanischen Staatswesens an seiner Grenze zulassen wird. Eines jedenfalls kann sicher sein, daß bei den zu erwartenden Kämpfen die Hauptleidtragenden die Armenier sein würden.

Nun sollen aber nach den letzten Zeitungsnachrichten England und Rußland übereingekommen sein, das Reformwerk in Armenien gemeinschaftlich in die Hand zu nehmen. Wie es ausgeführt werden soll, bleibt vorläufig Geheimnis der beiden Regierungen. Man kann nur wünschen, daß der Erfolg nicht derselbe sein möge wie bei den früheren Versuchen von 1895 und 1905. Zudem haben die Ereignisse des letzten Winters gezeigt, zu welchem Resultat die in Mazedonien jahrelang mit dem Rat und unter der Aufsicht europäischer Mächte inszenierten Reformversuche geführt haben. Ob die Kurden hinter den Taten von Serben und Bulgaren zurückbleiben würden, wenn man ihnen ernstlich mit Reformzumutungen kommen würde, kann kaum fraglich sein. Wenn also die türkische Regierung nicht schnell genug erstarkt, um den beiden Mächten mit gewaltsamer

*) Osmanischer Lloyd Nr. 130.
**) Osmanischer Lloyd Nr. 133.

Unterwerfung der Kurden zuvorzukommen, so wird nichts übrig bleiben als die russische Besetzung von Armenien.

Daß die Armenier unter russischer Herrschaft besser fahren werden, glauben sie wahrscheinlich selbst nicht; der Haß, der ihnen auch in Rußland entgegengebracht wird, kann ihnen unmöglich verborgen bleiben, wenn selbst russische Beamte sich offen gegen sie aussprechen. Sachkenner glauben sogar, daß die Russen die Kurden in noch stärkerem Maße als die Türken gegen die Armenier ausspielen würden*). Dem armenischen Volke würde dann nur das Schicksal der Juden übrig bleiben.

Daß eine russische Besetzung der armenischen Provinzen aber auch eine Gefahr für Europa bringen kann, muß eine nicht von der Hand zu weisende Befürchtung bleiben. Die Frage ist, wieweit nach Westen sie sich erstrecken soll, ob sie den Erbfeind nicht zu nahe an das Herz des osmanischen Staatsrumpfes oder gar, wie in der russischen Presse verlautet, bis an die Küste des Mittelmeeres führen wird.

Für Cilicien, das alte Klein-Armenien, stellt sich die armenische Frage ganz anders. Hier ist sie nicht auf den Gegensatz von Armeniern und Kurden zugespitzt, sondern auf den zwischen Christen und Mohammedanern. Unter den letzteren spielen hier nicht mehr die Kurden, sondern die Türken die Hauptrolle, unter den Christen allerdings noch die Armenier mit etwa 24 Prozent der Gesamtbevölkerung, wenigstens in den östlichen und nordöstlichen Bezirken der Provinz; dagegen in den mittleren und westlichen sitzen griechische und syrisch-arabische Christen in nicht viel geringerer Zahl (18 Prozent). Vor allem aber gibt es in Cilicien keine kurdischen Hamidijebanden, die zu unterwerfen wären. Und so ist nicht einzusehen, weshalb es der türkischen Regierung, zumal unter dem Beistande erfahrener europäischer Ratgeber, nicht gelingen sollte, in diesem alten Wetterwinkel von Kleinasien die Ruhe herzustellen. Adana wird die Hauptstadt des neuen Cilicien. Seine hervorragend günstige Lage für Handel und Verkehr, seine strategische Wichtigkeit an den Toren des Taurus, neuerdings noch seine Bedeutung als Zentrum eines sich schnell entwickelnden Baumwollengebietes, sichern der Stadt eine glänzende Zukunft. Und dafür zu sorgen, daß diese Entwicklung durch eine streitsüchtige Bevölkerung nicht geschädigt wird, liegt im Interesse der beteiligten europäischen Mächte, vor allen Deutschlands.

*) Christl. Orient 1918, S. 107.

Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung

(Ottomar Enking)

Von Dr. Hachtmann in Dessau

Als 1903 Enkings „Familie P. C. Behm“ erschien, wurde der Autor als der berufenste einstige Fortsetzer von Raabes Lebenswerk freudig begrüßt. Man staunte über die Kunst der treuen Beobachtung kleinbürgerlichen Lebens in der Schilderung der kleinen Hafenstadt Koggenstedt, wo der biedere P. C. Behm seinen Kramladen hat und über einem großmächtigen Schreibebrief an den Kaiser druckst, um Seine Majestät zur Schaffung eines Kriegshafens in dem Neste zu veranlassen. Man empfand die ganze schnurrige Kleinstadtwelt, die sich um diesen Philister gruppiert, als echt Raabisch. Wenn man aber Enkings gesamtes bisheriges Lebenswerk kennt, wird man anders urteilen. Tatsächlich stammt er aus einer ganz anderen Geistesfamilie: Raabe ist ein Enkel Jean Pauls, Enking ist ein Enkel Flauberts. Nicht nur aus Liebe sieht er das Kleinstadtleben so unglaublich scharf, sondern auch — ja vor allem — aus Haß. Gewiß liebt dieser Niederdeutsche die Kleinstadt mit echt niederdeutschem Behagen, aber er haßt zugleich die sich oft bis zur Härte steigernde Verständnislosigkeit, die in jedem Philisterdasein steckt. Weil dieses eben in der Kleinstadt am ungestörtesten zur Entfaltung kommt, deshalb wurde Enking zum Kleinstadtschilderer. Ohne jene Liebe wäre der Künstler Enking im Ankläger untergegangen, ohne diesen Haß im Idylliker: beide zugleich machten ihn in seinen reifen Werken zum männlichsten unserer modernen Erzähler, denn ein rechter Mann muß lieben und hassen; und modern, d. h. ein Verkünder der Sehnsucht der heutigen Menschheit, ist er gerade in der Darstellung der Qual enger Verhältnisse und der Sehnsucht nach Befreiung der eigenen Persönlichkeit. Freilich, auch Raabe kennt die unaussprechlich schmerzliche Bedrängnis des Schönen und Zarten inmitten der Brutalität des Alltags (vgl. seinen „Schüdderump“!), aber man nimmt die Schicksale seiner Gestalten nicht so ernst, weil man sie alle nur durch den bunten Schleier seiner wundervollen Persönlichkeit sieht. Raabe hat eigentlich nur eine Meistergestalt geschaffen: sich selbst. Er war eben im Grunde seines Wesens ein philosophischer Lyriker, ein Selbstdarsteller. Enking dagegen ist von Grund aus Dramatiker, d. h. ein Darsteller fremder Charaktere, die

von ihm nur die Existenz haben, soweit das überhaupt bei der subjektiven Natur künstlerischen Schaffens möglich ist: das Tiefpersönliche bei Enking ist sein Freiheitsdrang. In der Darstellung ist Enking ganz und gar Naturalist, und auch seine Stoffe, zumal in seinen ersten Werken, haben oft naturalistische Härte. Seine Bücher riechen nie nach der Lampe, wie Raabes so oft, in allen weht die scharfe Luft der Wirklichkeit, oft schneidender Wintersturm, nicht vom warmen Studierstübchen aus angesehen, wie bei Raabe, sondern dem Leser gewaltig ins Gesicht blasend. Man sehe sich nur einmal Zwintschers vortreffliches Porträt Enkings an: dieser runde, feste Kopf hat ohne Zweifel etwas Hartes. Es ist der Kopf eines Schaffenden, und „alle Schaffenden sind hart". Raabe dagegen hat den Kopf eines ironischen Philosophen. Ihm ist das Leben nicht tief genug gegangen, um ihn zur Härte zu zwingen: er sah es durch das schützende Fenster der Literatur, ein passendes Zitat machte ihm alles erträglich, ja vergnüglich. So konnte er seine Zartheit bewahren. Enking, der von Haus aus ebenso Zarte, mußte sich den schützenden Panzer der Härte umschnallen, um überhaupt leben zu können. Paradox ausgedrückt: er ist hart — aus Zartheit. Alles in allem: seine Ähnlichkeit mit Raabe ist rein stofflich.

Es ist von entscheidender Bedeutung für Enking gewesen, daß er nicht ausschließlich in der Welt des Buches gelebt hat wie Raabe: er ist eine Zeitlang Schauspieler gewesen und dann jahrelang Journalist und Redakteur. Den Trieb zum Schriftstellern hatte er freilich schon in frühester Jugend. Er selbst hat einmal seinen knabenhaften Gestaltungstrieb sehr hübsch geschildert: „Die früh, viel zu früh in mir erwachte und durch das Lesen der schwersten klassischen Werke noch angeregte Phantasie drängte mich schon im Knabenalter zum Gestalten. Es war ein qualvoller, krankhafter Zustand. Ich mußte dichten, unaufhaltsam dichten. Berge von Liedern und Balladen häuften sich auf. Dann kamen die größeren Pläne. Eine einfensterige Giebelkammer, durch das rote Zeug vor den Scheiben glüht die Sonne — zur Seite des Tisches ein ebenfalls rotverhängtes Gestell mit einer Büste der Aphrodite darauf. Das war der Tempel. Nichts Profanes durfte dem Musenjünger dienen. Die Tinte war aus Galläpfeln und rostigen Nägeln von mir selbst gekocht, das Tintenfaß eigenhändig aus Marmorstückchen und Gips zusammengeformt, der Federhalter stammte vom Hollunderbaum auf dem Hofe — Federn aus Stahl hätten Entweihung bedeutet. So schnitzte ich mir welche aus hartem Holze. Mein ganzer Schmerz war, daß ich nicht auch das Papier herstellen konnte. Wenigstens nahm ich kein neues. Alte Bücher mußten ihre leeren Büttenblätter hergeben. Askese wurde beim Schaffen geübt. Tagelang durfte nur Wasser und rohes Obst, kaum Brot genossen werden." Man kann sich denken, daß Gymnasium und Studium der Jurisprudenz diesem Fanatiker des Gestaltens nichts zu bieten hatten. Es trieb ihn hinaus; Kiel war ja damals noch ein Nest. 1867 ist Enking dort als Rektorssohn geboren. Als Schauspieler in Bremen und Stuttgart lernte er zwar das Leben kennen, fand aber keine künstlerische Be-

friedigung. So wurde er Redakteur, in welcher Eigenschaft er in Wismar glückliche Jahre verlebte. Es wurde das Urbild seines „Koggenstedt". 1904 siedelte er nach Dresden über, wo er heute noch als unabhängiger Schriftsteller lebt. Er ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt und hat rund zwanzig Werke veröffentlicht, Novellen, Romane und einige Dramen.

Ich bin mir bewußt, einseitig zu sein, wenn ich Enkings Gesamtwerk als Schilderung der mannigfachen Verständnislosigkeiten des Lebens, zumal des Kleinstadtlebens, auffasse, aber eine kurze Studie kann sich den Luxus verschiedener Gesichtspunkte nicht gestatten. Deshalb scheint mir das konsequente Festhalten an einem einzigen geboten, zumal wenn dieser, wie ich glaube, am besten die Einheit eines Lebenswerkes erkennen läßt. Wenn Enking als Anfänger und in seinen letzten Romanen und Dramen harte verständnislose Gestalten schafft, so wird man fast dazu geführt, die dazwischenliegende Periode der Kleinstadtschilderung 1898 bis 1910 als Episode anzusehen. Ein großer Künstler — und Enking ist ein sehr großer — wird ja tatsächlich immer mehr sein als ein noch so vorzüglicher Kleinmaler: das Kleine an sich ist dem Künstler hassenswert. Ich werde aber versuchen, auch für diese Periode meine „These" zu verteidigen, so daß die Koggenstedterzählungen ein ganz anderes Gesicht bekommen werden.

Drei Arten von Verständnislosigkeit schildert Enking: in den ersten Novellen die Verständnislosigkeit des Weibes, der der Mann zum Opfer fällt, in der mittleren Periode die Verständnislosigkeit der Eltern, der die Kinder erliegen, und in der letzten die Verständnislosigkeit des Mannes, unter der die Frau schmerzlich zu leiden hat. Enking hat sich in den „Darnekowern" ausdrücklich (1905) zum Determinismus bekannt, und was ist diese Weltanschauung anderes als die Feststellung des starren, harten Kausalgesetzes? Also auch hier Härte! Deshalb dröhnt auch selten wilde Klage in Enkings Büchern: wer wollte sich gegen eine einmal erkannte unerbittliche Notwendigkeit auflehnen? Die Menschen sind hart, weil das Schicksal hart ist: sie sind nur seine Werkzeuge. Von dieser Auffassung aus begreift man auch Enkings wiederholt aufflackernde Kampflust gegen pastörliche Salbung, die die harte Tragik des Lebens vertuschen möchte.

Seine ersten Novellen erinnern fast an des unglückseligen Hermann Conradi „Brutalitäten". In „Vereinsamt und andere Novellen" (1895) gehen dreimal schwächliche Männer an koketten Weibern zugrunde, in „Schlankſch'lena" (1895) (Geschichte einer Dirne) schwelgt er in ekelhaften Einzelheiten von Laster, Schmutz, Häßlichkeit und Krankheit. Das zweite Thema: Verständnislosigkeit der Eltern, behandelt bereits „Nis Nielsen". Es ist aber bezeichnend für den weiberfeindlichen Zug dieser ersten Periode, daß die Mutter allein die Trägerin des Elternegoismus ist; in späteren Werken sind es beide Eltern oder gerade der Vater. Insofern läßt sich sagen, daß auch Nis Nielsen der Härte des Weibes zum Opfer fällt. Diese kurze Erzählung ist eine deutsche „Thérèse Raquin". Wie bei Zola der ertränkte Ehemann die Hochzeitsnacht des verbrecherischen Liebespaares mit lähmendem Grausen erfüllt, so hier die des philiströsen Ehepaares Nielsen

die Erinnerung an die Mutter, die noch auf dem Totenbette die unerwünschte Schwiegertochter zurückgestoßen hat. Nur ist hier der von dem Fluche der Toten geängstigte Mann keine rohe Bestie wie der Zolasche Laurent, sondern er gleicht vielmehr dessen Opfer: er ist ein schüchternes, subalternes Schreiberlein, ein kümmerlicher, lebensunfähiger Duckmäuser. Aber er ist trotz dieser offenbaren Beeinflussung durch den Zolaschen Camille durchaus keine Kopie, sondern eine echt Enkingsche Gestalt: denn bei aller Kümmerlichkeit ist er maßlos eingebildet auf sein armseliges Ämtchen, darin nahe verwandt mit dem philiströsen Lehrer „Heine Stölting" (1896), der schwächlich genug aus Angst vor einem allzu anstrengenden Herzenskonflikt seiner hausbackenen Braut treu bleibt, die mit der Brutalität der Gewohnheit auf seinem Dasein lastet. Eine andere Variation desselben Typus: subalterner Hochmut — ist der lüsterne, frömmelnde Kandidat Thomsen in „Ragna Svanoe" (1896), der erste Entwurf zu dem widerlichen Schelius in „Familie P. C. Behm". Lauter kümmerliche Männer, deren Schicksal von Frauen bestimmt wird, wenn auch Thomsen schon Züge des brutal verständnislosen Ehemannes zeigt. Aber schon in „Ragna Svanoe" beweist Enking, daß er auch lachen kann: der alte Kapitän, Ragnas Großvater, ist mit breitem Humor dargestellt. Und in „Johann Rolfs" (1898) ist die Sonne ganz durchgebrochen. Wenn auch dieser Bauernsohn durchaus kein Held ist, so rafft er sich doch schließlich mit echt holsteinischer Derbheit auf und gibt der herzlosen Schauspielerin Alma Svensdrup den Laufpaß, um sich von der feinen, verständigen Dora Callsen zu einem vernünftigen Menschen erziehen zu lassen. Es weht Frenssensche Luft in dieser frischen Dorfgeschichte: Dora ist eine richtige „Feine Deern". Entzückend ist die Schilderung des Vogelschießens in Steenwohld, das erste Beispiel der unübertrefflichen Kunst Enkings, das wichtigtuerische Treiben biederer Philister beim Festefeiern lebendig zu machen. Schon hier trifft man auch eine bezeichnende Äußerlichkeit Enkingscher Technik: die Klangnachahmung. So sagt die alte Stutzuhr auf dem Kleiderspind „tick — tack, dig — dag, digge — dagge — und die Dorfmusikanten blasen: „djänki, djänki, djänki, djänki, titili — tititili — bruha, bruha, bruha, djänki, titi, bruhabru." „Johann Rolfs" war für Enking eine Befreiung und zugleich eine Beichte: vieles aus seiner Kindheit und Schauspielerzeit ist hier eingewoben. Mit dieser entzückenden Erzählung warf er das Joch des von Zola inspirierten allzukrassen Naturalismus der damaligen Jüngstdeutschen entschlossen ab. Er wurde deutscher Naturalist, Heimatsdichter im tiefsten Sinne, aber er blieb doch Naturalist: niemals hat dieser ehrliche Lebensbeobachter versucht, die Rauheit des Lebens gefällig zu glätten. —

1903 gab er sein erstes Meisterwerk „Familie P. C. Behm". Eine andere Art der Verständnislosigkeit tritt jetzt jahrelang in Enkings Gesichtskreis: die unbewußte Tyrannei der Eltern, überhaupt der Verwandten und Bekannten, ja der Straßen und Häuser, kurz aller der Personen und Dinge, die in irgendeinem Autoritäts- oder Pietätsverhältnis zu jungen Menschen stehen. Den

umgekehrten Fall, daß Eltern unter dem Leichtsinn der Tochter beinahe zugrunde gehen, hat er nur einmal in der Komödie „Das Kind" gestaltet. O, P. C. Behm ist kein schlechter Mann, er hält sich sogar für einen besonders nützlichen Bürger, dieser „Klein Pappa", wie ihn seine Frau, die Halbdänin Bolette, nennt: will er doch Koggenstedt zum Kriegshafen erheben und macht seit Jahren Auszüge aus der „Koggenstedter Chronik", um Seiner Majestät die frühere Bedeutung des Städtchens klar zu machen. Auch „Klein Mamma" ist eine gute Frau, und der Sohn Bernhard, der ein Pöstchen an der Post mit weihevollem Stolz bekleidet — darin verwandt mit Nis Nielsen und Heine Stölting —, ist eigentlich ein Prachtmensch, ein bißchen renommistisch und paschamäßig erhaben, wenn er aus seinem weltbedeutenden Dienst heimkommt, aber doch so gut! So hat es auch Anna Behm, die Tochter, jahrelang empfunden — bis der junge Arzt Dr. Körting kommt! Auf dem Eise lernt sie ihn kennen. Nichts Köstlicheres als die Winterfrische der ersten Begegnungen auf dem zugefrorenen Hafen. Eine zarte Liebesblüte will sich erschließen. Körting macht einen wunderschönen Ausflug mit ihr. Soweit ist die Erzählung herzerquickend wie frisch gerötete Wangen junger Mädchen beim Schlittschuhlaufen. Aber Koggenstedt lauert! Allein spazieren gehen! Das kann nur durch eine Verlobung wieder gut gemacht werden. So denken die Koggenstedter, und so denkt natürlich auch Familie P. C. Behm. Die dumpfe Luft kleinstädtischer Ehrbarkeit legt sich erstickend auf die eben noch so frisch atmende Lunge Anna Behms. Dr. Körting wird eingeladen. Es soll geben: „Bismarckheringe, Zigarren zu sechs Pfennig, von der kleinen, eckigen Sorte, Salvatorbräu aus der Koggenstedter Aktienbrauerei und zu nachher Gelatinepudding mit süßem Rahm oder mit Saft, das wußte Frau Behm noch nicht, und Brief an den Kaiser. Derartig fein hatte er es gewiß noch keinen Abend gehabt." Natürlich fühlt sich der gebildete Körting bei den stumpfsinnigen Leuten schrecklich unbehaglich. Dieses „Verlobungsmahl" ist wohl die Krone Enkingscher Kunst. Man muß lachen, wenn es auch zum Weinen ist. Es ist ein grausiger Humor darin. Körting freilich findet gar keinen: er flüchtet aus Koggenstedt. Und nun ist die Sonne aus Annas Leben weg. Halb unbewußt läßt sie sich noch zu zwei Heiraten drängen, mit einem widerlichen Frömmler, der mit der Ladenkasse durchbrennt, und mit einem schwindsüchtigen Zimmerherrn. Endlich stürzt sie sich aus dem Fenster, findet aber nicht den Tod, sondern bricht nur das Bein. Die salbungsvollen Tröstungen des Pastors weist sie hart zurück. Jahrelang wird das einst so anmutige, frische Mädchen mit ihrem Holzbein über das schlechte Pflaster Koggenstedts humpeln. „Dump, dump, dumpe, dump" sagte das Holzbein." Und die alte Ladenklingel wird weiter „lammel, lammel" sagen und die Turmuhr „Klunn — re, klunn — re" und die Hausuhr „schett — schett — schett". Arme Anna Behm! — Wer hat schuld? Niemand! Denn kann man den alten Behms vorwerfen, daß sie in ihrer Beschränktheit ihr Kleinbürgerdasein für das einzig berechtigte halten? Das Schicksal allein ist schuld, weil es Anna in diese Umgebung warf: Koggenstedt

hat ihre Lebenssehnsucht erstickt. Schlimmer steht die Sache für „Patriarch Mahnke" (1905). Dieser ist ein wohlhabender Kolonialhändler in Koggenstedt. Er versagt seiner Tochter den Mann, den sie liebt, er zwingt seinen älteren Sohn Ernst, Theologe zu werden, obgleich er viel lieber hinter dem Ladentische stünde, und zwingt seinen verbummelten Sohn Rudolf, ins Geschäft einzutreten, nachdem er ihn in verblendeter Vatereitelkeit hat Medizin studieren lassen. Charlotte heiratet als ältliche Lehrerin einen brutalen Gutsbesitzer, Rudolf erschießt sich, und Ernst jammert über sein verpfuschtes Dasein: Mahnke aber wird Ehrenmitglied des Koggenstedter Gewerbevereins! Die Tragik dieser Erzählung wird freilich durch köstliche Kleinstadtschilderungen gemildert; so das Stiftungsfest des Gewerbevereins, der Polterabend bei Mahnkes. Der Schwadroneur August Schlegel, eine bräsigartige Gestalt, der Prachtkommis Herr Meyer sind wundervoll lebensecht. — Wie hier der Vater die Entfaltung der Kinder hindert, so lastet in den „Darnekowern" die dämonische Großmutter Thora Sjögreen auf dem Leben ihres Enkels. Diese packende, wenn auch allzu effektvolle Gutsgeschichte, ganz fremd Enkingscher Kleinstadtschilderung, beweist am besten, daß Enking eigentlich ganz etwas anderes ist als ein vortrefflicher Miniaturmaler. Wie die meisten Naturalisten, ist er im tiefsten Grunde ein Romantiker. Es ist eine grandios erdachte Schicksalstragödie — leider mit obligatem Schicksalsbeil. In „Wie Truges seine Mutter suchte" (1908) verdirbt die als Schmierenschauspielerin verkommene Mutter dem Sohne das Dasein, trotzdem sie erst am Schlusse auftaucht: auf Truges lastet die Sehnsucht nach der Mutter, ähnlich wie auf Nis Nielsen die Erinnerung an die Mutter. Zugleich wird hier die dumpfe „Haßstraße" zum Symbol der Tyrannei des Milieus.

Mit „Kantor Liebe" (1910) beginnt dann die Reihe der Werke, welche die Tyrannei des Ehemannes darstellen. Der Kantor ist eigentlich ein Idealmensch: klug, gebildet, mild, verständnisvoll. Und doch ist er ein selbstzufriedener, bequemer Philister wie „Heine Stölting", und doch kann er nicht verstehen, daß seine viel jüngere Frau junge Leidenschaft braucht. Am tiefsten beleidigt er sie, als er auf das Geständnis einer harmlosen Untreue mit onkelhafter pädagogischer Weisheit reagiert. Aber sie resigniert sich: ihr Vater hat sie mit seiner gutmütigen Tyrannei so an Gehorsam gewöhnt, und die Philistermoral der kleinen Stadt sitzt ihr so im Fleisch und Blut, daß ihr Aufbäumen nicht zur Scheidung führt. Sie ist eine Schwester Anna Behms, wie Mathilde Brahlsdorff, der die tyrannische bigotte Mutter das Dasein vergällt, aber Enkings Interesse scheint hier weniger der Frau als dem Manne zu gelten. „Kantor Liebe" ist eine sehr tiefsehende Charakterstudie: jeder Ehemann kann daraus lernen. Immerhin ist des Kantors Härte noch sehr weich eingewickelt.

Geradezu brutal aber wird der Gattenegoismus in „Momm Lebensknecht" (1911) und dem Trauerspiel „Peter Luth von Altenhagen", das 1912 mit starkem Erfolg in Wiesbaden aufgeführt wurde. Beide Männer sind rücksichtslose Streber, beide haben sie zarte Frauen, die sie fast gewaltsam gewonnen haben, der erste

durch hinterlistige Verdrängung eines Freundes, der zweite als Preis für die Rettung ihres Vaters aus dem Bankrott. Daß Cordula Thoms schließlich doch den gutmütigen Freund noch bekommt und Peter Luth sich am Schlusse erschießt, als er einsieht, daß seine Frau ihm nicht die volle Wahrheit gesagt hat, ist ziemlich gleichgültig. Die Brutalität der Männer hat die Frauen doch gebrochen. Geradezu abstoßend ist es, wie Momm als starrer Dänenfreund (die Erzählung spielt zum Teil im Jahre 1848) seine Frau zwingen will, ihren deutschgesinnten Vater nicht zu warnen, als ihn die Dänen wegen Spionage arretieren wollen, ebenso abstoßend ist die rohe Art, mit der Peter Luth seinen schüchternen Schwiegervater anschnauzt. Beide Männer haben etwas krampfhaft Übersteigertes. Waren Enkings frühere Gestalten allzusehr Amboß, so sind diese allzusehr Hammer. Es scheint fast, als wären sie symbolische Personifikationen der Brutalität des Daseins. Der Name „Lebensknecht" legt solche Deutung nahe: Momm wird durch seine Brutalität zum „Lebensherrn". Oder versucht der zartfühlende Enking ein aus der Verzweiflung geborenes Lebensideal aufzustellen, wie einst Nietzsche seinen brutalen Übermenschen? Will er sagen: „Nur der Brutale ist dem brutalen Leben gewachsen: deshalb sei brutal?" Für Momm Lebensknecht wenigstens wäre diese Deutung berechtigt: er wird zum Lebensherrn, indem er „der Liebe Macht entsagt". Daß aber Enking diese wilde Weisheit wieder verworfen hat, zeigt sein ergreifendes letztes Werk „Matthias Tedebus der Wandersmann" (1913). Dieser ehrenhafte Buchbindermeister ist gar nicht brutal; er geht an seiner Güte zugrunde, die allen gerecht werden möchte: der tyrannischen Großmutter seiner Frau, ihrer weinerlichen Mutter, seiner Frau selbst, und siegreich bleibt der zähe, beschränkte Familiensinn der Verwandtschaft seiner Frau, siegreich bleibt der Einfluß von deren früherem Bräutigam, einem großsprecherischen Schwerenöter und Schwindler: seine Frau läßt sich durch ihn zur Untreue verleiten, seine Tochter läßt sich von einem verbummelten Halbgenie verführen, sein Enkel wird zum Diebe. Mit wie fröhlicher Hoffnung ist der junge Buchbinder einst in das Städtchen eingezogen! Nun ist er in der flauen, verlogenen Stickluft des düsteren alten Hauses ein verbitterter alter Mann geworden. Auch hier also wie in „Truges" die lastende Macht des Milieus. Daß ihn der Anblick eines Kruzifixes vom Selbstmord abhält, scheint anzudeuten, daß Enkings starrer Determinismus mit antireligiöser Tendenz ins Wanken gekommen ist. Übrigens erscheint schon einmal in den „Darnekowern" selbst die Religion des Kreuzes als letzter Trost eines Verzweifelten. Auch sein jetzt in der Vossischen Zeitung erscheinender Roman „Ar Lütjohanns Mitleid mit Gott" zeigt Enking im Ringen mit religiösen Problemen.

Er wäre ja auch kein echter Holsteiner, wenn er dafür unempfänglich wäre: die Leute dort oben sind von Natur „Spökenkieker" und Mystiker, und Enkings bisher verfochtener „Schicksalsglaube" hat für ihn den tiefen und ernsten Wert einer Religion gehabt, was man durchaus nicht von allen Deterministen sagen kann.

In dieser Darstellung von Enkings reichem Schaffen ist entschieden das zu kurz gekommen, was seiner „Familie P. C. Behm" zu ihren zehn Auflagen verholfen hat: der plattdeutsche Humor — seine Personen sprechen auch oft platt —, die gemütvolle Liebe zum Alltäglichen, zu kurz gekommen ist auch seine herzerquickende Gabe der Darstellung des Feinen, Zarten und Lieblichen, die besonders in der bezaubernd anmutigen Jünglingsschwärmerei des armen, schüchternen Buchdruckerlehrlings Truges Brammer für die junge, schlanke, vornehme Dänin Bodie Samsoe hervortritt, endlich auch das historische Interesse, das seine aus intimster Kenntnis (er ist Halbdäne!) erwachsene Darstellung des deutsch-dänischen Problems beanspruchen darf: so gibt er in „Wie Truges seine Mutter suchte" eine prachtvolle Schilderung der Schlacht bei Eckernförde. Aber solche Vorzüge haben auch andere Erzähler. Ganz Enking eigen scheint mir dagegen die unerbittlich wahrhaftige und doch mit genialer Überlegenheit gestaltete Aufdeckung der mannigfachen Härten des kleinbürgerlichen Daseins, die junges Leben nicht zur Entfaltung kommen lassen. Er ist einer der besten Dichter der Tragik des Alltags. Gerade durch seine tendenzlose Ruhe kann dieser ernste, aus heiligstem Wahrheitsdrange schaffende Künstler ein Erzieher zur Humanität werden, das Höchste, was dem Schriftsteller beschieden sein kann. Wirkliche Kleinstadtphilister wird er freilich nicht bekehren — selbst wenn sie ein Buch von ihm lesen sollten, was kaum anzunehmen ist! — wohl aber den Philister, der auch den besten und scheinbar verständnisvollsten Eltern und Gatten im Blute steckt. Wenige haben die sittlichen Probleme der Ehe und der Familie so aus der Tiefe gefaßt wie Ottomar Enking*).

Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt

Von Heinrich Göhring in Bremerhaven

(Fortsetzung)

Die österreichische Arbeiterbewegung ist infolge der großen kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder von jeher heftigen inneren Kämpfen und Zerwürfnissen ausgesetzt gewesen. Seit den Anfängen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bestanden schon eine größere Anzahl Gewerkschaften und Fachvereine, welche aber infolge der Überhandnahme des Anarchismus in ihren Reihen durch die Verhängung eines Ausnahmegesetzes seitens der Regierung wieder aufgelöst wurden.

*) Die Werke Enkings sind erschienen bei: Bruno Cassirer, Berlin; Georg Müller, München; E. Reißner, Dresden; Alfred Scholl, Berlin.

Die heutigen internationalen Gewerkschaften Österreichs datieren vom Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und sind nach dem Muster der freien Gewerkschaften in Deutschland errichtet worden. Größere Zentralvereine sind aber der „Allgemeine Rechtsschutz- und Gewerkschaftsverein der Eisenbahner für Österreich" mit 1902: 27860 und 1911: 59470 Mitgliedern, der „Verband der Eisen- und Metallarbeiter Österreichs" mit 1892 (Gründungsjahr): 8200 und 1911: 56121 Mitgliedern, der „Verband der Textilarbeiter und Arbeiterinnen Österreichs" mit 1902: 9550 und 1911: 41609 Mitgliedern usw.

Im letzten Dezennium machte sich unter der tschecho-slawischen Arbeiterschaft Österreichs eine starke nationale Bewegung bemerkbar, welche darauf hinausging, die große Masse der tschechischen Arbeiter von den internationalen Zentralvereinen loszulösen. So besagt der Bericht des österreichischen Eisen- und Metallarbeiterverbandes vom Jahre 1909 u. a., daß ein erheblicher Teil des Mitgliederverlustes der Jahre 1908 und 1909 (1907: 67430, 1909: 51607 Mitglieder) auf eine tschechisch-separatistische Nebengründung (Verband tschechischer Metallarbeiter in Österreich), welchem 4736 Mitglieder des Eisen- und Metallarbeiterverbandes beitraten, zurückzuführen ist.

In der „Reichskommission der Gewerkschaften Österreichs" besteht eine ähnliche Zentralisation wie in der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands zu Berlin.

Die dem „Ungarländischen Gewerkschaftsrat" angeschlossenen Vereinigungen Ungarns datieren erst seit allerneuester Zeit. Da es nach den ungarischen Gesetzen nicht erlaubt ist, daß die Arbeitervereine auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse ihrer Mitglieder einwirken und außer den satzungsmäßigen Beiträgen noch besondere Beiträge für Streikunterstützung und Fachpresse erheben, gingen die Arbeiter Ungarns dazu über, freie an keine Statuten gebundene Organisationen zu errichten und zwar dergestalt, daß sich die Arbeiter um ihre Fachpresse gruppierten und im geheimen Streikfonds sammelten. Größere Landesorganisationen sind hier der „Verband der Eisen- und Metallarbeiter Ungarns" mit 1903: 7500 und 1911: 17481 Mitgliedern, der im Jahre 1903 gegründete „Landesverband der Bauarbeiter Ungarns" mit 1903: 7967 und 1911: 15987 Mitgliedern, der ebenfalls im Jahre 1903 gegründete „Verband der Holzarbeiter Ungarns" mit 1903: 2976 und 1911: 10880 Mitgliedern usw.

Die Gewerkschaftsorganisationen der Balkanstaaten sind ebenfalls Gebilde der allerneuesten Zeit. Das Charakteristische dieser Arbeiterbewegung ist neben der vorherrschenden sozialistischen Grundtendenz die Errichtung der Gewerkschaften selbst. Diese ging in der Weise vor sich, daß zuerst in den Hauptstädten der einzelnen Balkanstaaten Gewerkschaften ins Leben gerufen wurden, welche dann in den verschiedenen Provinzstädten, Ortschaften usw. Filialen errichteten. Eine der ältesten der hier in Frage kommenden Organisationen ist die im Jahre 1875 gegründete und im Jahre 1882 erneuerte „Vereinigung der Buchdrucker Serbiens".

Gleichwie in anderen Ländern wurden in Dänemark die ehemaligen Zünfte nicht gewaltsam aufgelöst, sondern die Gesellenkorporationen entwickelten sich allmählich zu Fachvereinen (in Dänemark Fachsektionen, Fachabteilungen genannt). Die heutige Gestaltung der Zentralisation in dem „De samvirkende Fagforbund i Danmark" datiert vom Jahre 1898. Größere Vereinigungen innerhalb der Zentralisation sind der „Fachverband der Arbeitsleute" (ungelernte Arbeiter) mit 1900: 27644 und 1910: 30000, der „Dänische Schmiede- und Maschinenarbeiterverband" mit 1900: 7444 und 1910: 10000 Mitgliedern, der „Dänische Maurerfachverband" mit 1900: 5488 und 1910: 5083 Mitgliedern usw.

Mit Ausnahme der im Jahre 1846 gegründeten „Typographischen Vereinigung" in Stockholm, datieren die Arbeiterfachvereine Schwedens erst seit dem Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Am 1. April 1899 wurde eine Zentrale „die Landesorganisation" ins Leben gerufen. Größere Vereinigungen innerhalb der Zentralisation sind der im Jahre 1889 gegründete „Schwedische Eisen- und Metallarbeiterverband" mit 1901: 14651 und 1911: 23704 Mitgliedern, der „Schwedische Grob- und Fabrikarbeiterverband" mit 1903: 5519 und 1911: 12223 Mitgliedern, der „Schwedische Holzarbeiterverband" mit 1903: 5023 und 1911: 6264 Mitgliedern usw.

Die moderne norwegische Gewerkschaftsbewegung stammt aus dem Jahre 1882. Im Jahre 1899 wurde in der „Landesorganisation" eine Zentralisation geschaffen. Größere Vereinigungen sind hier der „Norwegische Eisen- und Metallarbeiterverband" mit 1904: 4777 und 1911: 9326 Mitgliedern, der „Norwegische Holzarbeiterverband" mit 1904: 310 und 1911: 2700 Mitgliedern usw.

Außerhalb den Gewerkschaftszentralen bestehen dann in den drei skandinavischen Reichen noch eine Reihe unabhängiger Fachverbände, von denen die bedeutendsten der „Dänische Klempnerverband" mit 1910: 11000 Mitgliedern, der „Eisenbahnerverband" mit 1910: 5225 Mitgliedern, der „Dänische Brauereiarbeiterverband" mit 1910: 3338 Mitgliedern u. a. mehr sind.

Während z. B. die englischen Arbeiterorganisationen infolge der großen Kämpfe der letzten Jahre eine beträchtliche Steigerung der Mitgliederzahlen zu verzeichnen hatten, ist in Dänemark und Schweden die Zahl der organisierten Arbeiter durch die Streikbewegungen der Jahre 1908 und 1910 und durch die entschlossene Aussperrungstaktik der Unternehmer dezimiert worden. So fiel die Zahl der der Landesorganisation in Schweden angeschlossenen Mitglieder von 188284 im Jahre 1907 auf 81000 im Jahre 1911.

Nach dem Berichte des dänischen Gewerkschaftskongresses im Januar 1912 zu Kopenhagen hat sich die skandinavische Arbeiterbewegung zurzeit mit dem in Frankreich entstandenen Syndikalismus herumzuschlagen. Auf der Tagesordnung dominierte: Propaganda für die moderne Kampfestaktik und zwar durch plötzliche Streikbewegungen, Obstruktion, Sabotage und gemeinsame Boykottierung u. a. mehr.

Die Gründung des auf dem Boden der sozialistischen Weltanschauung stehenden „Schweizerischen Gewerkschaftsbundes" geht bis in die Anfänge der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, wo er angeblich zuerst mit einem Mitgliederbestand von 2000 unter dem Namen „Allgemeiner Gewerkschaftsbund" an die Öffentlichkeit trat. Vor dieser Zeit beherrschte der im Jahre 1838 gegründete und anfänglich auf nationalem Boden stehende „Grütliverein" die Schweizer Arbeiterbewegung.

Die älteste der bestehenden Arbeiterorganisationen der Schweiz ist der im Jahre 1858 gegründete „Schweizerische Typographenbund" mit 1906: 2666 und 1911: 3569 Mitgliedern. Die bedeutendste der der Zentralisation angeschlossenen Vereinigungen ist der „Schweizerische Metallarbeiterverband" mit 1898: 4629 und 1911: 13425 Mitgliedern. Von der Verschiedenartigkeit der Elemente, mit denen die schweizerische Arbeiterbewegung rechnen muß, gibt eine Aufstellung, welche die 17824 Mitglieder des Metallarbeiterverbandes im Jahre 1908 ihrer Nationalität nach zergliederte, Kenntnis. Danach waren 12925 Schweizer, 2692 Deutsche, 265 Franzosen, 651 Österreicher und Ungarn, 865 Italiener und 426 aus anderen Ländern, in der Mehrzahl Dänen und Polen. Unter den Schweizern selbst befanden sich 1100, welche nur französisch sprachen.

Größere Organisationen sind hier ferner die der Uhrenarbeiter mit 1907: 13824 und 1911: 11200 Mitgliedern, der Holzarbeiter mit 1907: 7863 und 1911: 7016 Mitgliedern, der Maurer mit 1907: 6086 und 1911: 1316 Mitgliedern usw. Der hier in den Zahlenbeispielen mehr oder weniger zutage tretende Mitgliederrückgang der schweizerischen Gewerkschaften ist wohl neben den Einflüssen der wirtschaftlichen Depression der Jahre 1908 und 1909 hauptsächlich in den fortwährenden Streitigkeiten der Sozialisten und Anarchisten in der Schweizer Arbeiterbewegung zu suchen.

Auch die auf Veranlassung des reformistischen italienischen Metallarbeiterverbandes im Jahre 1906 zu Bologna gegründete auf sozialistischer Basis stehende „Confederazione generale del Lavoro" hat seit ihrem Entstehen unter den stetigen Kämpfen der Sozialisten und Anarchisten um die gewerkschaftliche Taktik und Organisationsform zu leiden gehabt. Hierzu kommt noch, daß die fortwährenden Schwenkungen der Arbeiterorganisationen vom Anarchismus und zum Sozialismus und umgekehrt dadurch bestärkt wurden, daß ein großer Teil der Arbeiter, ja wenn nicht der größte Prozentsatz überhaupt, des Lesens und Schreibens vollständig unkundig und somit nur auf das gesprochene Wort allein angewiesen war. Größere Vereinigungen sind hier die „Sindacato ferrovieri Italiani" (Eisenbahner) mit 1900: 20000 und 1911: 25000 Mitgliedern und die „Federazione Italiano degli Operai Metallurgici" (Metallarbeiter) mit 1904: 13313 und 1911: 8000 Mitgliedern.

Auf dem im April des Jahres 1898 zu Verviérs abgehaltenen sozialistischen Kongreß wurde in Belgien die Zentrale „Commission Syndicale du parli

ouvrier" (einfach: Commission syndicale) errichtet. Grundsätzliche Bedingung dieser Zentrale sollte sein, nur Organisationen anzugliedern, welche auf dem Boden der sozialistischen Arbeiterbewegung stehen. Trotz dieser Bedingung fanden einige größere neutrale Organisationen, wie die „Fédération du livre" (Bucharbeiter), die „Union verrière" (Glasarbeiter) und das „Syndicat des Gantiers" (Handschuhmacher) ihren Anschluß. Nennenswerte belgische Organisationen sind hier u. a. der im Jahre 1885 von einer Reihe von Fachvereinen der Metallindustrie gegründete Metallarbeiterverband (Fédération nationale metallurgique) mit 1906: 7400 und 1911: 14000 Mitgliedern, der im Jahre 1906 gegründete „Belgische Bauarbeiterverband" und der „Belgische Buchdruckerverband".

Mit Ausnahme des „Diamantarbeiterverbandes" (auch Diamantarbeiterbund), dessen Mitgliederzahl von 7700 im Jahre 1906 auf 9775 im Jahre 1911 stieg, trugen bis vor wenigen Jahren alle Gewerkschaften der Niederlande mehr oder weniger den Charakter loser Verbindungen örtlicher Fachvereine. Auf Veranlassung des Diamantarbeiterverbandes wurde auch am 26. Februar 1905 zu Amsterdam die Zentrale der niederländischen Gewerkschaften der „Nederlandsch Varbond van Vakvereenigingen" ins Leben gerufen, deren Grundprinzip, die beständige organisierte Mitwirkung im industriellen und wirtschaftlichen Interesse sein sollte. Von der Arbeiterschaft der Niederlande sowie von derjenigen Belgiens ist zu bemerken, daß bei dem größten Teile derselben noch vielfach das Bewußtsein, dauernd einer Gewerkschaft anzugehören, fehlt.

Die moderne Gewerkschaftsbewegung Finnlands datiert seit dem Generalstreik im Jahre 1905. Vor dieser Zeit und besonders in der Periode von 1899 bis 1904 war infolge der herrschenden russischen polizeilichen Willkür jede Entwicklung der Arbeitervereinigungen geradezu undenkbar. Auf Anregung von sozialistischer Seite erfolgte auf dem Kongreß zu Tammerfors vom 15. bis 17. April 1907 die Errichtung der finnischen „Landesorganisation" der Gewerkschaften. Größere Verbände innerhalb dieser Zentrale bilden die Holzarbeiter, Papierarbeiter, Schneider, Sägemühlenarbeiter sowie die Arbeiter des Straßen- und Wasserbaues.

Es folgen nunmehr noch die Länder, wo der Sozialismus nur in untergeordneter Weise in der Arbeiterbewegung auftritt.

In der Mitte des Jahres 1905 wurde von einer Anzahl amerikanischer Arbeitervereinigungen auf Veranlassung der vom sozialistischen Geiste durchwehten „Westlichen Föderation der Minenarbeiter" eine Zentralisation unter dem Namen „Industrial Workers of the World" (Industriearbeiter der Welt) ins Leben gerufen, die im Gegensatze zu der reingewerkschaftlichen „American Federation of Labor" sich politisch betätigen sollte. An der Gründung waren beteiligt außer der „Westlichen Föderation der Minenarbeiter" der „Holzfäller- und Sägemüller-Verein in Butte" (Montana), der „Industriearbeiterklub von Cincinnati", der „Industriearbeiterverein von Pueblo", die „Bruderschaft der

Eisenbahnarbeiter von Montreal" (Kanada), die „Vereinigte Internationale Metallarbeiterunion", der „Schneiderverein von San Francisco" und andere mehr.

In England wurde im Jahre 1881 unter sozialistischem Einfluß die „General Federation of Trade-Unions" errichtet, deren Hauptzweck zurzeit, der sozialistischen Grundtendenz entsprechend, die Gegenseitigkeitsversicherung der angeschlossenen Organisationen gegen Streiks und Aussperrungen ist. Eine der größten der Generalföderation angeschlossenen Vereinigungen ist die „Amalgamated Society of Enginers" (Maschinenbauer), dessen Mitgliederzahl seit der Begründung im Jahre 1851 von 11829 auf 110000 im Jahre 1911 stieg.

Zur sozialistischen Gruppe kommen dann noch die „Sozialistischen Gewerkschaften in Russisch-Polen", der im Jahre 1897 gegründete „Allgemeine jüdische Arbeiterbund Rußlands und Polens" und der „Sozialistische Arbeiterverein" in Spanien.

Die Anhänger der anarchistischen Gruppe in der modernen Arbeiterbewegung sind vornehmlich in Frankreich, dem Süden Europas und in Rußland zu suchen.

In der Arbeiterbewegung Frankreichs selbst hat der Anarchismus seit dem Kongresse von Nantes im Jahre 1894 die Oberhand. Die einzelnen Vereinigungen eines Berufes oder einer Industrie (Syndikate) sind zum größten Teile in einer „Föderation" (Kartellverband) vereinigt, jedoch ist diese Vereinigung dem Dezentralisationsprinzip der Anarchisten entsprechend, meist nur eine ziemlich lose. Die sehr geringen Zentralbeiträge dienen vornehmlich nur zur Bestreitung der Druckkosten der Vereinsorgane, der Ausgaben für die Einberufung der meist alljährlich stattfindenden Kongresse, zur Deckung der Verwaltungskosten und nur in Ausnahmefällen zu Unterstützungszwecken.

Eine weitere Art der Zentralisation bilden die Arbeitsbörsen (Bourses du Travail), welche lokale Vereinigungen der am gleichen Orte sich befindlichen Fachvereine der verschiedenen Gewerke darstellen. In den ersten Jahren nach ihrer 1892 erfolgten Gründung sind die Arbeitsbörsen die natürliche Zuflucht aller unabhängigen Syndikate gewesen. Die oben geschilderten Föderationen haben nun im Jahre 1895 mit der Gründung der „Confédération générale du travail" (Allgemeiner Arbeitsbund) eine größere Zentralisation geschaffen, welche die Vereinigung der lokalen Vereine und Arbeitsbörsen außerhalb jeder politischen Partei bezwecken soll. Eine der stärksten der Zentrale angeschlossenen Vereinigungen ist die Organisation der Eisenbahner (Syndicat Nationale des Travailleurs des Chemins de Fer de France et des Colonies), welche ihren Aufschwung erst in den letzten Jahren genommen hat und deren Mitgliederzahl von 11690 im Jahre 1902 auf 40000 im Jahre 1911 gestiegen ist. Größere Organisationen bilden dann ferner noch die Bergarbeiter, die Metallarbeiter, die Textilarbeiter und die Bucharbeiter.

Eine der jüngsten und größten Berufszentralisationen Frankreichs ist der „Nationalverband der Arbeiter der Gebäudeindustrie" (Fédération Nationale

des Travailleurs de l'Industrie du Bâtiment), welcher am 1. Juli 1907 aus verschiedenen Berufsverbänden gegründet wurde. Die Mitgliederzahl dieses Verbandes stieg von 26613 im Jahre 1907 auf 90000 im Jahre 1910. Vor dem Jahre 1907 war die Organisation der Bauarbeiter in Frankreich als keine besonders nennenswerte zu bezeichnen. Die erste gemeinschaftliche Organisation, welche alle Berufe der Baubranche umfaßte, und im Jahre 1893 gegründet wurde, zerfiel im Jahre 1901 bereits wieder. Die Ursachen des Zerfalles sollen in der Erhöhung des Zentralbeitrages gelegen haben. Das Werden und Vergehen der Organisationen ist überhaupt einer der charakteristischen Züge der anarchistischen Arbeiterbewegung. So zerfiel z. B. die am 5. Oktober 1882 gegründete „Brüderliche Union der Zimmerer Frankreichs" bereits im Jahre 1884. Die am 12. Januar 1899 gegründete Organisation „Der Zimmerer an der Seine" wurde im Juli 1900 schon wieder aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sprachkritik

Von Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden

Wohl nie ist das Absichtsvolle des Buchtitels so seltsam in die Irre gegangen wie in Fritz Mauthners: „Wörterbuch der Philosophie" (Georg Müller, München, zwei Bände, broschiert 30 Mark). Wer es dafür kauft, wird ebenso wie der getäuscht werden, der an ihm um dieses Titels willen achtlos vorübergeht. Nun gar „das Wörterbuch der Philosophie", wie es Mauthner erst nennen wollte, ist es nicht geworden: dazu enthält es vieles zu wenig und noch mehr zu viel. Alle bewegenden Fragen unserer Kultur sind hier im Brennpunkt einer starken und rücksichtslos offenen Persönlichkeit gesammelt. Gerade der negative Charakter seiner theoretischen Philosophie drängt ihn, ihre Berechtigung durch vielseitige Beziehung auf praktische Forderungen des Tages auch positiv zu erweisen. Das Wort Mauthner ist ein Programm. Mit der Mondmanie eines großes Geistes hat er die Antwort auf alle Fragen, die er mit der Leidenschaft des metaphysischen Bedürfnisses empfindet, in einer neuen Problemstellung gefunden: der Sprachkritik. Ansätze dazu haben wir zwar seit dem berühmten dritten Buche von Lockes Essay. Aber die Gerechtigkeit erfordert, zuzugestehen, daß Mauthner sie erst nach Begründung und Konsequenz zu einer neuen Disziplin erhoben hat. Zu seiner dreibändigen „Kritik der Sprache", in der er seine Hauptarbeit

systematisch niedergelegt hat, bietet das vorliegende Buch, wie der Untertitel besagt, „Neue Beiträge." Weil es allenthalben auf diesen systematischen Unterbau zielt, verleitet die unglückliche lexigraphische Fassung nur zu oft zu Wiederholungen der programmatischen Hauptsätze. Wie uneigentlich sie gemeint ist, geht aus dem beigegebenen Register von sechzehn Seiten hervor, das für ein Wörterbuch ein Unikum darstellt.

Ein Wörterbuch also, das man nicht nachschlägt, sondern liest, liest wie eine Biographie. Denn in dem stark subjektiven Einschlag liegt sein besonderer Reiz, aber auch die Gefahr. Es hat darum nicht an Stimmen gefehlt, die ihm die wissenschaftliche Qualität absprachen oder mindestens schwere sachliche Bedenken erhoben. Von der sprachlichen Seite sowohl wie noch mehr von der philosophischen. Aber das Buch ist seltsam. Man knebelt es nicht mit Worten und schlägt es nicht tot mit Gründen. Der skeptische Nominalismus Mauthners ist so wenig zu widerlegen wie der konsequente Idealismus Berkeleys oder Stirners. Und wäre er es, wären auch die sachlichen Einwände im einzelnen besser gestützt, als sie gegen eine skeptische Methode gestützt sein können, das Buch behielte einen eigenen Wert in den nebenbei gepflückten Gedanken. Aus dem Überfluß eines sprühenden Witzes, aus der Belesenheit des kultivierten Geistes breitet es vor dem „guten Leser", wie ihn Mauthner verlangt, einen unvergänglichen Reichtum aus. Der burschikose Einschlag, der für das Zynische von heute charakteristisch ist, läßt leider nicht immer einen literarischen Genuß aufkommen, wie er dem delikaten Zynismus Wildes eigen ist. Fein geschliffenen Sätzen wie: „Der Mensch ist das fragende Tier" (Seite 98), „Die Philister haben seit den Zeiten des Goliath etwas gegen die Duelle" (Seite 209), „Der Staat ist der modus vivendi der argen Menschen" (II 305) stehen Wendungen gegenüber wie: „Die Evangelisten hätten von ihren Übersetzern niemals eine Tantieme verlangt" (Seite LV), „Den Herodes überherodesen" (Seite 550). Mit dieser literarischen Absicht seines Stils stellt sich Mauthner ebenso herausfordernd außerhalb der Schultradition wie Schopenhauer, mit dem er auch die Polemik gegen die „Professorenphilosophie" teilt, doch ohne die Innigkeit seines Hasses zu erreichen. Der Verlag hat das Seinige getan, durch die schmucke Schlichtheit der Ausstattung, die wir von ihm gewohnt sind, das Buch aus dem grauen Elend der Fachpublikationen herauszuheben.

Inhaltlich müssen wir uns hier darauf beschränken, die Hauptlinien des „Systems" aufzuzeigen. Mauthner sagt zwar (II 341): „Ich bin kein Systematiker." Aber sein Ruf: „Zurück zu Hume" bleibt ein frommer Wunsch auch für ihn, der in seinem Streben nach dogmatischem Zusammenschluß den Deutschen nicht verleugnet. „Wenn ich nicht Mauthner wäre, möchte ich Hume sein." Zum mindesten macht er von der tragikomischen Inkonsequenz, die jeder Skepsis ab ovo anhängt, einen ausgedehnten Gebrauch, d. h. seine Skepsis benötigt zu ihren Voraussetzungen ein systematisches Rückgrat, das sie nur für die Konsequenzen ablehnt.

Der Kritik der Begriffe geht als sachliches Fundament eine Geschichte der Worte voraus, die in der umfangreichen Einleitung behandelt wird. Mauthners sprachlicher Standpunkt ist durch seinen Gegensatz gegen die herrschende indogermanische Einheitshypothese bestimmt. Als sprachbildender Faktor gilt ihm prinzipiell die Entlehnung und Lehnübersetzung, die er für Einzelworte, Redensarten und Motive (Märchen) oft überraschend belegt. Es darf uns an dem Wert dieser Erklärung nicht irre machen, wenn Mauthner in seiner Entdeckerfreude dieses Prinzip überschätzt. Er ist auch hier das ausschlagende Pendel einer neuen Phase, das die vorangegangene nur durch ebenso einseitige Gegenbewegung korrigieren kann. Mauthner selbst gibt (im Text des Hauptteils) einige Beispiele für Ähnlichkeiten zwischen den sogenannten indogermanischen Sprachen, „bei denen an eine Lehnübersetzung nicht zu denken ist" (wie bei καλός — pulcher — schön, denen der Grundbegriff des Scheinens gemeinsam ist, II 333). Er ist dann genötigt, z. B. „die Steigerung des Adjektivs allein eine zufällige Analogiebildung unserer arischen Sprachen, die sie allein besitzen", zu nennen (II 189). Gibt es aber überhaupt solche „zufällige" Analogien, dann ist jede Erklärung durch Entlehnung und Lehnübersetzung an eine nachweisbare oder überzeugend erschlossene Priorität des Begriffes in einer der fraglichen Sprachen zu knüpfen. Diesen, gewiß schwierigen Nachweis bleibt Mauthner für manche seiner Beispiele schuldig. Dies gilt besonders für die von ihm sogenannten „internationalen Lehnübersetzungen", wo es in dem Artikel „vier" (Seite LXXXI) auch zugegeben wird. Ist die Priorität des Wortes außer Frage (wie in extra — sonder), so braucht die neue Bildung nicht von diesem Wort her übersetzt zu sein, sondern kann selbständig von dem Begriff her gesetzt sein, für den die nationale Entsprechung des fremden Wortes der ungesuchte Ausdruck war. Damit wäre dann nur bewiesen, daß eine gemeinsame Anlage die arische Sprachentwicklung in parallele Bahnen zwingt. So kann dem Begriff des Herausgehobenen, Abseitigen auch ohne den Umweg einer „Übersetzung von extra" (Seite LXXVIII) das Wort „Sonderdruck" seinen Ursprung verdanken. Wir werden sehen, daß hier bereits die Mauthnersche bedingungslose Gleichsetzung von Wort und Begriff hineinspielt.

Zu dieser historischen Unselbständigkeit der Sprache, die sich in Worten und Bildern wie eine ewige Krankheit forterbt, kommt für Mauthner als zweite skeptische Voraussetzung ihre immanente Unzulänglichkeit. Er drückt sie in einem Bilde aus, das sehr tiefe Einblicke gewährt, wenn man sich seiner Bildhaftigkeit bewußt bleibt. Er sagt, die Sprache spalte die eine Wirklichkeit in drei Welten: die adjektivische, verbale und substantivische Welt. Die adjektivische Welt ist die Welt der Erfahrung. Sie enthält die Dinge πρὸς ἡμᾶς als eine Vielheit pointillierter Einzeleindrücke (Seite 25). Die verbale Welt ist die Welt des Werdens. Sie enthält die Dinge πρός τι als einen kausalen Zusammenhang in der Zeit (II 526). Die substantivische Welt ist die Welt des Seins. Sie enthält die Dinge καθ' αὑτό als die substantiellen Träger der adjektivischen und verbalen

Wirkungen im Raum. In der ersten Welt orientiert die Kunst, in der zweiten die Wissenschaft, in der dritten „in Feierstunden notwendigen" Welt die Mystik. Es sind „drei Sprachen, die einander helfen müssen". Die Benennung als Welten, die selbst allzu substantivisch ist, läßt Mauthner nicht immer seinen eigenen Vorbehalt beachten, daß es sich dabei nur um Standpunkte (kantisch: Formen) unserer Sprachauffassung der einen Realität handelt, die in keiner einzelnen Form restlos aufgeht. Unversehens werden ihm die „Welten" zu dinglichen Inhalten, denen er dann eine absteigende Realität zuschreibt. Die psychische Gewißheit der adjektivischen Welt wird erlebt, die physische Notwendigkeit der verbalen Welt gewußt, die metaphysische Gesetzmäßigkeit der substantivischen Welt geglaubt.

Indem hier das sprachliche Problem bereits eine erkenntnistheoretische Fassung erhält, treffen wir auf die tragende These seines skeptischen Systems, das darum von R. Richter in seinem „Skeptizismus in der Philosophie" schon als „linguistischer Skeptizismus" gebucht ist. Mauthner vertritt die völlige Identität von Sprechen und Denken, die beide nicht nur wechselseitig bedingt, sondern „der gleiche Vorgang" (Seite 178) sind. Weil nun die Sprache nicht nur „eine zu kurze Decke für die Wirklichkeit" (II 429), sondern vor allem „ein elendes Werkzeug für Unwirklichkeiten" (II 424) darstellt, darum ist die Ergebnislosigkeit aller Philosophie a priori gewiß. Denn nicht nur das begriffliche Denken (der Schopenhauersche: Verstand) ist an Sprache gebunden, sondern Mauthner identifiziert mit ihr ausdrücklich auch noch die Schopenhauersche Vernunft (II 369), „so daß die letzten Fragen (Kausalität, Zweck, Unendlichkeit, Realität) sprachkritische Fragen sind" (Seite 260). „Philosophie ist Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist Sprachkritik" (Seite XI). Le roi est mort, vive le roi! Daß aber damit die Ergebnislosigkeit von der Philosophie im Grunde auf die Sprachkritik mit übergeht, darüber täuscht sich auch Mauthner nicht. „Und das ist die verzweifelte Lage des Sprachkritikers, der klar die Aufgabe erkannt hat, den Wortaberglauben auch auf dem Gebiete unserer gräzisierenden Philosophie zu bekämpfen, der aber für die Untersuchung der verdächtigen Begriffe kein besseres Werkzeug besitzt als eben wieder diese verdächtigen Begriffe selbst.... Und so ist auch die Sprachkritik den Wörtern in der Philosophie gegenüber nur eine unerfüllte Sehnsucht" (Seite 502).

Die behauptete Identität von Sprechen und Denken kann uns nicht überzeugen. Mauthner selbst gibt zunächst Beispiele, wie dehnbar der Begriff Denken ist und daß für seine untere Grenze („jedes innere Erlebnis gehört zum Denken" Seite 177), jedenfalls keine Sprache erforderlich ist. Aber auch für die eingeschränkte Bedeutung des apperzeptiven Denkens scheint uns die Mauthnersche Hypothese nicht zwingend. In der psychischen Erfahrung finden wir nur, daß Denken ex post mit Sprechen zusammenfällt, insofern wir keine andere Rechenschaft über das Gedachte geben können als in Worten. Ex ante ist Denken ein selbständiger Vorgang, der (historisch) erst die Sprache nach seiner Weise

geschaffen hat. Das hindert nicht, daß diese nun, groß geworden, umgekehrt das Denken assoziativ gängeln kann. Diese historische Wechselwirkung ist noch keine Identität. Wir möchten uns noch nicht auf die überraschenden Ergebnisse der beiden rechnenden Pferde des Herrn Krall in Elberfeld (Kosmos 1912, Heft 3) berufen. Aber Mauthners Beweis, daß Denken und Sprechen physiologisch Bewegungen der Sprachorgane und Gehirnzellen sind — daß diese Bewegungen zweckdienliche Handlungen darstellen, an denen aber nur die differierenden Minimalbewegungen der Muskeln wirklich sind — daß von diesen Bewegungsänderungen „nicht die kleinste anders beim Denken als beim Sprechen" ist (Seite 180) — daß nur unsere Aufmerksamkeit, wenn wir die Handlung zu einer verbalen Zweckeinheit zusammenfassen, die als solche unwirklich ist, „einmal mehr auf das Ziel (Denken), das anderemal auf den Weg (Sprechen) gerichtet" ist — dieser ganze scharfsinnige Beweis endet mit demselben Dilemma, ob wir das Sprechen als den „Weg" des Denkens ansehen wollen, als seine zur Realität notwendige Außenseite. Denn die physisch getrennten Bewegungen (Kehle — Gehirn) können „die gleichen" (Seite 179) nur für eine höhere, physiologische Ansicht sein, die ihre Subsumierung unter eine umfassende gemeinsame Zweckvorstellung vorwegnimmt. Der Vergleich mit dem Hunde, den wir als laufend oder jagend vorstellen können, „ohne daß die kleinste der Bewegungsänderungen dadurch anders wird", ist deshalb nicht schlüssig. Denn bei diesem sind beide Male physisch dieselben Muskeln in Frage. Ob dagegen notwendig, und wie zeitlich die örtlich getrennten Bewegungsänderungen des Sprechdenkens verbunden sind, dafür ist, wie Mauthner selbst sagt, „noch" kein Nachweis zu erbringen. Einstweilen kann mir darum auch mein Hund einreden, daß keine Freude ohne Schwanzwedeln ist.

Weil nun in der Sprache die Erinnerung vergangenen Denkens niedergelegt ist, ist Sprache nichts anderes als Gedächtnis. Dieses, als psychische Kontinuität, begreift Phantasie und Vernunft unter sich (gegen Bacon). „Wir wissen nichts, wir denken nichts, wir schaffen nichts, als was wir aus dem Gedächtnisse wissen, denken, schaffen" (Seite 263). Gedächtnis wird für Mauthner zu einem tiefsinnigen metaphysischen Einheitsbegriff, indem er es als eine Arbeitsform (Energie) von der Psychologie auf die Biologie überträgt. „Die gemeinsame Ursache jeder Einheit (der Ureinheit im menschlichen Ich und der Einheit in den Organismen) ist das Gedächtnis" (Seite 338). „Der Sinn des Lebens scheint der zu sein, daß das Gedächtnis, welches in der unorganischen Welt so leicht gestört werden kann, sich in den Organismen zu einer viel stabileren Formenenergie konzentrieren könne. Drei Stufen des konzentrierten Gedächtnisses wären da zu beobachten: die lebendigen Formen sind Produkte eines Keimgedächtnisses (für die Vergangenheit), welches sich dann in den Tieren und im Menschen besondere Nervenorgane für ein noch höher potenziertes Gedächtnis bildet." Dieses geht auf die Gegenwart und stellt so „eine Beziehung zur Umwelt her, die wir das Bewußtsein nennen. Auf die Zukunft gar weist das Gedächtnis

für Empfindungen und Erfahrungen hin, wofür wir die Bezeichnung Denken haben" (II 63). Als Oberbegriff für das unbewußte Gedächtnis der organisierten Materie wie für das bewußte Gehirngedächtnis gilt Mauthner die Anpassung. Hier knüpft er in sehr feiner Weise den biologischen Nutzen des Vergessens an, das durch eine gewisse Elastizität des Arttypus das Individuum ebenso anpassungsfähig erhält, wie die psychologische Erfahrung nur dadurch ermöglicht wird, daß sie ähnliche Eindrücke für gleiche nimmt.

So kommt Mauthner zu dem Ergebnis (Seite 294), „daß das Rätsel der Erkenntnistheorie, wie Erfahrung überhaupt möglich ist, und wie Erfahrung zustande komme, zusammenfällt mit dem Rätsel aller Rätsel, mit dem Rätsel des Gedächtnisses. Und das menschliche Gedächtnis, das gemeinsame Organ besonders der Völker, ist uns längst aufgegangen als das, was uns sonst als Sprache so vertraut ist." Aber schon Mauthner fährt fort: „Durch solche Erwägungen wird der eine oder andere Begriff überflüssig, ohne daß wir darum mit der Erklärung der Welt weitergekommen wären."

Der Eifer für seine Sache verführt Mauthner zu steigender Einseitigkeit. Aus einer tiefsinnigen Analogie alles Denkens wird Sprache zum erkenntnistheoretischen Gegenstand und von da über den Begriff des Gedächtnisses zur metaphysischen Substanz, zum „Rätsel aller Rätsel", wie es für Schopenhauer der Wille war, den Mauthner mit Recht als eine Bezeichnung von erschlichener Deutlichkeit für etwas schlechthin Unerfahrbares geißelt. Alles Besondere führt auch ihn immer wieder auf dieses Allgemeine zurück. „Raum ist eine stumme Sprache" (II 289). Patriotismus geht auf Sprachliebe zurück (II 237). „Die antirationalistische Stimmung der Gegenwart steht in Verbindung mit den sprachkritischen Ideen" (II 283). „Sozial, also ethisch, also sprachlich" (Seite 200). Nicht hier in der gewaltsamen Vereinfachung von Begriffen bis zur Verflüchtigung jedes prägnanten Sinnes, sondern da sehe ich die größere Tiefe der Mauthnerschen Kritik, wo er Begriffe scheidet, wie in dem Artikel: „Geschichte", der eine meisterhafte, kleine Monographie darstellt.

Kein Begriff, hatte Mauthner gelehrt, ohne Wort, aber, fährt er fort, nicht jedes Wort ein Begriff. Und von diesen „Scheinbegriffen", den Wortleichen einer mumifizierten Vergangenheit, die Philosophie zu säubern, ist sein Wörterbuch unternommen. Wieder müssen wir die Berechtigung dieses Ausgangspunktes anerkennen, vermögen aber nicht jeder besonderen Auslegung Mauthners zu folgen. Gerade seine skeptische Sprachauffassung mußte streng daran festhalten, daß ein Scheinbegriff nur historisch so geworden ist, daß er es also nicht an sich, sondern nur für uns Lebende ist, deren Vollbegriffe vielleicht einer späteren Philosophie ebenso gegenstandslos werden können. Nicht der Scheinbegriff ist theoretisch falsch, sondern seine Anwendung ist praktisch schlecht, besser gesagt: überflüssig. Für Mauthner wird er aber aus einem biologischen Rudiment ohne Wert zur negativen Größe eines faktischen Unwertes. Das demokritische Atom ist tot, das Cartesianische Ich, die intelligible Freiheit Kants ist tot. Da

ist es eine billige Weisheit, es damit zu erklären, daß sie nie gelebt hätten. Mir scheint, Mauthner vermengt den Scheinbegriff mit dem Unbegreiflichen. Der Scheinbegriff prätendiert als eine begreifliche Abstraktion aus der sinnlichen Welt, ihrer Erklärung zu dienen, während unsere Erfahrung seiner dazu nicht benötigt, weil wir sparsamere Theorien aufgestellt haben. Mauthner definiert die Scheinbegriffe in demselben Sinne, aber wenig präzis durch ihren „Widerspruch mit den Tatsachen der Erfahrung" (Seite XCIII), recht unglücklich Seite 191: „daß ihnen in der sinnlichen Welt nichts entspricht", womit er allen Abstraktis den Garaus gemacht hätte. Er verwahrt sich deshalb dagegen mit der innerhalb seines Systems noch bündigsten Definition: „Scheinbegriffe sind substantivische Begriffe, von denen adjektivische Wirkungen nicht ausgehen" (Seite XCV). Hierhin gehören Wunder, Gott, Teufel, Hexe, Atom, Ich. Diese Scheinbegriffe sind alle begreiflich, mindestens historisch begreiflich, aber denknnötig. Dagegen das Unbegreifliche, die zweite Klasse der Mauthnerschen Scheinbegriffe, kann trotzdem oder deswegen denknotwendig sein. Diese „Scheinbegriffe" sind Grenzbegriffe am Ende, oder meinetwegen jenseits der Erfahrung, für das Denken allein. Als Beispiele nenne ich: Gott, Atom, Vollkommenheit, absolut. Hier von Scheinbegriffen zu reden hat keinen Sinn mehr, weil, respektive solange sie auf eine Erklärung der begrifflichen Wirklichkeit gar nicht tendieren. Erst wenn man sie trotzdem als begreifliche Realitäten gebraucht, werden sie echte Scheinbegriffe, weshalb ich Gott, Atom, wo dieser Mißbrauch an der Tagesordnung ist, für beide Klassen anführen konnte. Gerade weil es solche Worte gibt, die eine schiefe Anwendung aus einem Unbegreiflichen zu einem Scheinbegriff machen kann, ist es gefährlich, beide in einer Kategorie zusammenzufassen, die dann eine fragwürdige Gestalt annimmt. Wenn Mauthner Worte, die gar keinen begrifflichen Inhalt haben, „Scheinbegriffe" nennt, lockert er den logischen Zusammenhang von Begriff und Begreiflichkeit schließlich soweit, daß ihm auch Worte, die direkt aus der „Begrifflichkeit des Sensualismus oder der adjektivischen Welt" (II 283) stammen, keine Begriffe mehr sind: „In gewissem Sinne sind die konkretesten Substantive eben solche Scheinbegriffe wie die abstraktesten Begriffsungeheuer der Scholastik" (II 465). Hält man dagegen die (ganz richtige) vorsichtige Exemplifizierung in der Einleitung (Seite XCIV): „Der verblaßteste und leerste aller philosophischen Begriffe, der Begriff des Seins ist darum noch lange kein Scheinbegriff", dann hat Mauthner seine eigene fruchtbare Anregung ad absurdum geführt.

So bedeutet sein Buch als Ganzes keine Vernichtung der formalen Logik, die er als „Scholastik" zu bekämpfen sich nicht genug tun kann. Nicht in der erkenntnistheoretischen Kritik der Begriffe, sondern — und das ist für den Verächter der „unwissenschaftlichen" Geschichte eine seltsame Ironie — in der geschichtlichen Kritik der Worte liegt der lebendige und lebenfördernde Wert seines Buches. Als solches ist es bunter, reizvoller geworden, als eine Antilogik je sein könnte. Es ist eine Lust, sich die antiquarischen Rumpelkammern

und Raritätenkabinette dieses wunderlichen Baues der Wissenschaft aufschließen zu lassen von einem Führer, der sich, wie selten einer, in ihren verwinkelten Gängen zurechtfindet. Wir hören auch noch geduldig zu, wenn er uns von Geistern erzählt, die in den leeren Kammern umgehen, und uns mit der ausbündigen Ammenmoral entläßt, alles Schlösserbauen lieber sein zu lassen. Aber sobald wir aus der suggestiven Atmosphäre einer unheimlich gegenwärtigen Vergangenheit in das freie Leben hinaustreten, verfliegt der Spuk und wir sehen, daß die skeptische Folgerung unseres Führers ein Taschenspielerkunststück war. Das Absolute, so feierlich als substantivischer Scheinbegriff zum Hauptportal hinausgeworfen, wurde zur Hintertür wieder hereingeholt, um als Imperativ seiner armen Milchschwester Relation die Lust am Wirtschaften im Hause der Wissenschaft zu vergällen. Weil das Absolute, als Erkenntnis und Wert, in keine Realität eingeht, weil also unser ganzes Denken und Handeln sich in einem ständigen Auf und Ab von Relationen bewegt, darum soll alles Philosophieren Spielerei sein wie die Strandburgen müßiger Ferienkinder? Zunächst logisch vermag ich mit Relation keinerlei Sinn zu verbinden, wenn ich ihr Korrelat als „Scheinbegriff" ablehne. Praktisch weiß ich noch weniger damit anzufangen. Wenn das Sprachdenken „nur" eine anthropozentrische Weltanschauung gestattet, so ist bescheidentlich daran zu erinnern, daß diese Resignation eine Arabeske ist wie alle Werturteile. Die Sprache ist eben nicht nur zwischen Menschen, was Mauthner immer betont, sondern auch nur zwischen Menschen. Das Denken verendet im Absoluten, der Fisch im Trocknen. Ich vermag daraus keinem einen Vorwurf zu machen. Wenn uns anderseits einer diese gottgewollte Abhängigkeit in eine konsequente Stärke der Organisation umdeutet, so werden wir auch diese Ansicht ohne absonderliche Begeisterung zu den Akten nehmen. Um das Absolute, das zu denken wir nicht aufhören können, für die Wirklichkeit zu retten, gilt es, ihm eine nur regulative Stellung zu ihr anzuweisen. Darum ist das von Kant inaugurierte Als-ob-motiv die Signatur der Philosophie von morgen. Das hat Mauthner sehr richtig erkannt. Wir sollen denken, als ob es Wahrheiten, und leben, als ob es Werte gäbe. Wir sollen uns bewußt bleiben, daß wir damit nur „Scheinbegriffe" geprägt haben, Großgeld ohne Metallwert, aber notwendig zu einer geregelten Wirtschaft. Nun erinnern wir uns, daß auch Teufel, Wunder und Zubehör in derselben Kategorie der Scheinbegriffe stehen sollen. Ei, gibt das nicht eine Gelegenheit, auch diesen würdig alten Hausrat wieder einzuschmuggeln? Wir sollen nichts Böses tun, „als ob" der Teufel hinter unserer armen Seele her wäre? Dann hätten wir die Feder wieder einmal überdreht und könnten von vorne anfangen. In der Tat weist Mauthners Buch an manchen Stellen Symptome dieser wissenschaftlichen Anarchie auf, auf die wir nicht zeitig genug hinweisen können. („Mystik" als Artikel eines Wörterbuches der Philosophie!)

Aber Mauthner ist Realist genug, mit diesen Konsequenzen nur zu spielen. Rechtzeitig besinnt er sich, daß es eine Voraussetzung seiner Kritik war, in der

Sprache nicht „die Bedeutung“ (Seite 89), sondern nur eine geschichtliche Folge von Bedeutungen vor sich zu haben. Wir können ihm nicht die Herzenshärtigkeit zugestehen, daß er uns die Stecken zerbrochen vor die Füße geworfen habe, mit denen wir Sehend-Blinden uns durch diese Welt tasten. Aber wir lernen sie kennen als das, was sie sind, nur sein können: orientierende Mittel im ewigen Dunkel, die wir nur deshalb als kongruent bezeichnen, weil sie die einzigen sind. Man kann über den Nutzen dieser Erkenntnis streiten. „Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.“ Aber wem einmal die Abgründe der Welt aufgegangen sind, die er mit dem winzigen Maß seiner Glieder durchmessen soll — und die Sprache ist nichts als ein ins Psychische projiziertes Organ —, der wird gut tun, zu Beginn seiner Reise das mögliche Bereich dieser Beweglichkeit und die Stärke des Steckens zu bedenken. Daß nicht die Resignation der unerschöpften Tiefe ihn am Ende seiner Bahn überrascht, angstvoll, tödlich, gehe er mutig aus mit dieser Erwartung auf nichts. Jeder Schritt am Wege ist dann Gewinn. Der Weg ist schließlich doch der Sinn des Zieles.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Sechste Fortsetzung)

Auf Borkill waren die Sympathien für Kirsch im Steigen. An allen Ecken und Enden fehlte seine Gegenwart. Baronin Clementine hatte geradezu Sehnsucht nach den Grobheiten des Verwalters, die sie früher wiederholt für ihre Zustände verantwortlich gemacht hatte.

Es war eine Art Schreckensregiment, das er führte, aber doch ein Regiment. Die Damen befanden sich zwar in ständigem Protest dagegen, aber sie hatten doch nicht dieses gräßliche Gefühl der Unsicherheit, das sie jetzt beherrschte.

Täglich hatte sich Baronin Clementine telephonisch mit dem Revaler Krankenhaus verbinden lassen und war über die fortschreitende Genesung ihres Verwalters auf dem laufenden. Als sie erfuhr, daß er das Spital verlassen hatte, erwartete sie seine Ankunft jeden Augenblick.

Der Brief des Küsters Frey an die Gräfin Schildberg wirkte niederschmetternd: Kirsch war spurlos verschwunden.

„Ich hab' ihm nie recht getraut!" zeterte die Gräfin Emerenzia. Sie glaubte der Verwalter sei mit der ganzen Hypothekensumme durchgegangen und machte die Vertrauensseligkeit der Borkes für ihren Verlust verantwortlich.

„Hätte ich doch niemals meinen Fuß hierher gesetzt! Wie friedlich hätte ich in Reval leben können von dem Tage an, als ich meinen Theodor begraben mußte. Borküll ist eine Unglücksstätte. Das war auch damals Mamas Meinung. Ich höre noch ihre warnende Stimme, als Borke um dich angehalten hatte, Clementine. Ohne Gottesfurcht und Sittlichkeit leben sie noch heute nur für die Welt und den Genuß, die Borkes. Verspottet nicht dein eigen Fleisch und Blut unseren teuren Glauben? Steht Paul nicht in aller Öffentlichkeit auf seiten der Gottesfeinde! Dabei bin ich seine Taufmutter."

Die füllige Dame schüttelte sich voller Entsetzen.

„Aber Tante," warf Mara lachend ein. „Pauls Schriften mit ihren lateinischen Titeln sind ja nur für die Gelehrten geschrieben. Du selbst verstehst ja kein Wort davon!"

„Aber ich kenne seinen Standpunkt. Und ist nicht die eine seiner Schriften Häckel gewidmet, diesem unverschämten Menschen, der behauptet, wir stammen von Tieren ab? Lächerlich! Hier in meinem tiefsten Innern —," sie schlug sich auf den hochgeschnürten Busen — „lebt das Bewußtsein der göttlichen Abstammung. Aber natürlich die Bibel, Gottes köstliches Wort, ist abgetan und vergessen. Und nur Satans Stimme wird gehört. Alle miteinander seid ihr verführt. Wolff Joachim in seinem Sündenbabel ebenso rettungslos wie du bei deinen modernen Büchern!"

Mara zuckte die Achseln. Baronin Clementine aber sagte: „Von Wolff Joachim habe ich noch nie derartiges gehört. Und wenn er hier ist, versäumt er es nie, zur Kirche zu gehen."

„Als ob es damit abgetan wäre! In eurer Kirche befindet sich mehr Spreu als Weizen. Beim wahren Christen sind die geheimsten Gedanken, die geringsten Taten vom Geist des Herrn erfüllt. Sieh uns an in unserer Gemeinschaft . . ."

Geräuschlos öffnete sich die Tür des kleinen Salons, in dem die Damen in dieser Nachmittagsstunde saßen, und in bescheidener Haltung trat der Maler ein. In der Hand trug er ein rahmenloses, verstaubtes Bild, das auf eine etwas verbogene Holztafel gemalt war. Heute hatten seine gewöhnlich blassen Backen rote Flecken, seine Hände zitterten leicht, und ebenso verriet auch seine Stimme eine ungewöhnliche Erregung.

„Ich habe von Ihrer Erlaubnis Gebrauch gemacht, Frau Gräfin, und mich auf dem Boden umgesehen."

„Was haben Sie da für ein altes Brett?"

„Ja, es ist ein Bild, das mich als Maler interessiert. Die Kopie irgendeines Niederländers . . ."

„Ach — die ‚büßende Magdalena' aus Papas Arbeitszimmer," rief Mara. „Ich sollte sie damals verbrennen, Tante Emerenzia, aber es tat mir um der traurigen Augen willen leid," entschuldigte sie sich.

„Und die schamlose Nudität, siehst du die nicht?"

Die Gräfin entriß dem Maler das Bild und schlug mit dem Rücken der Hand erregt mitten darauf. In zwei Teile geborsten, fiel es krachend zur Erde. Madelung stieß einen Wehlaut aus und beugte sich hastig über die Trümmer. Aber er beherrschte sich ebenso rasch und nahm wieder die gleichmütige Miene an, die ihm eigen war.

Gräfin Emerenzia lachte hart auf: „So ist es recht! Brennholz — fort damit ins Feuer!" Der Maler stellte die beiden Teile mit einer für Brennholz wenig angebrachten Fürsorge an die Wand. „Ich werde das Ärgernis beiseite schaffen," sagte er. Seine Hoffnung auf eine Gelegenheit, es in seinem und nicht in der Gräfin Schildberg Sinne zu tun, erfüllte sich bald.

Laute Stimmen, die vom Hof heraufschallten, veranlaßten Mara, ans Fenster zu treten.

„Mein Gott, was mag das wieder sein?" Die Baronin lebte in ständiger Angst vor irgendeinem neuen Unheil, so daß sie sich am liebsten den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingesperrt hätte.

„Richtig!" sagte Madelung. „Ich erfuhr heute durch den Schullehrer Kurem, daß die Brennereiarbeiter in eine Lohnbewegung eintreten wollen. Sie verlangen zwanzig Kopeken mehr. Vielleicht bewilligen Sie ihnen das? Es sind ja nur fünf Rubel im Monat . . ."

„Fünfzig Rubel, Herr Madelung!" rief Gräfin Emerenzia scharf. „Es handelt sich um zehn Arbeiter und wofür das viele Geld? Weil sie ein Nahrungsmittel in Gift verwandeln! Ich bin entschieden dagegen — lieber soll man die Fabrik schließen!"

„Nein, nein — um Gottes Willen nicht!" wimmerte die Baronin. „Lieber gibt man ihnen was sie wollen. Nur sollen sie mich in Ruhe lassen. Ruf den Maddis, Mara!" Madelung näherte sich der Gräfin Schildberg: „Ich bin im Grunde Ihrer Meinung, Frau Gräfin. Und mir ist eine gute Lösung eingefallen: statt Lohnzulage sollte man den Leuten Land geben. Es ist noch genug da auf Borkül, was bebaut werden könnte, Moor und Heide, aus denen fruchtbarer Boden zu machen ist. Man sollte es den Leuten vorschlagen!"

„Vorschlagen? Da kämen Sie nicht weit. Befehlen muß man es ihnen! Aber ich geben Ihnen recht, Herr Madelung, daß dies wirklich die beste Lösung ist." Sie wandte sich an ihre Schwester: „Du solltest Herrn Madelung Vollmacht geben, mit den Leuten zu verhandeln."

„Ach — Herr Madelung kann doch kein Estnisch!" Die Baronin lehnte unwillig ab.

„Oh — das soll kein Hindernis sein. Mit dem Lehrer verstehe ich mich recht gut. Er kann meine Worte übersetzen."

„Wird was schönes herauskommen bei Kurems Deutsch! Aber — meinetwegen — reden Sie mit den Arbeitern!"

Mara sprang auf. Sie war immer dabei, wenn etwas Neues unternommen wurde: „Kommen Sie — wir wollen die Leute für heute Abend bestellen. Am besten ins Schulhaus! Der Saal ist groß genug!"

Im Hinausgehen bückte sich Madelung rasch, nahm die Teile des zerbrochenen Bildes vorsichtig an sich und schob sie im Flur unauffällig hinter einen der großen Danziger Schränke.

Im Hof lärmten ein Dutzend Männer und Weiber um den alten Maddis.

„Wir wollen Kirsch sprechen, oder den Herrn! Wo ist der Herr? Wo ist Kirsch? Du hast hier doch nichts zu befehlen, alter Teufel!" so schallte es erregt durcheinander.

Maddis fuchtelte abwehrend mit den Armen und schrie sich heiser bei dem Versuch, die Leute zu beruhigen.

„Der Verwalter? Was weiß ich, wo der steckt! Baumelt vielleicht schon längst am Laternenpfahl in Reval. So wird es allen gehen, die das Volk verführen. Und der Herr Baron wird bald genug da sein. Aber — mein Gott — wißt ihr, wo Frankreich liegt? Da kommt erst Finnland, dann kommt Preußen, dann Dänemark, dann England und dann noch eine ganze Masse andere große Länder, das will geschafft sein. Nun wartet man noch ein bißchen, ihr alten Schreihälse und geht an euere Arbeit!"

„Arbeit und immer Arbeit! Der Herr kutscht in der Welt rum und tut nischt als fressen und saufen. Wir wollen auch mal fressen und saufen und nischt tun!" sagte Carla, der als Radaubruder im Dorf bekannt war.

„Das besorgst du ja schon längst!" rief Maddis. „Du solltest überhaupt dein freches Maul halten! Horcht ihr auf den Lumpen hier, dann kriegt ihr gar nichts, kann ich euch sagen. Du stinkst ja den ganzen Tag nach Monopol. Gut, daß meine Pfeife nicht brennt, du gingst sonst in die Luft."

„Warte, du alter Fuchs!" knirschte der Bursche und hielt ihm die geballte Faust unter die Nase. „Das soll dir heimgezahlt werden!"

Maddis spie verächtlich aus. Wer weiß, ob es nicht zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, wenn jetzt nicht Mara mit dem Maler auf dem Hof erschienen wäre. Die Leute traten ein wenig zurück, nahmen aber die Mütze nicht vom Kopf und behielten ihre trotzige Haltung.

Madelung lüftete höflich den Hut, räusperte sich, verschränkte die Arme und wandte sich, als er jetzt zu sprechen begann, in regelmäßiger Drehung seines Christuskopfes von Mara, die seine Worte übersetzte, zu den Arbeitern:

„Meine Herren!"

Mara schüttelte befremdet den Kopf und schwieg abwartend. Aber der Maler wiederholte mit vielsagendem Nachdruck: „Meine Herren, hören Sie mich an!"

Widerstrebend übersetzte Mara die Worte, so unpassend sie ihr schienen.

„Die Frau Baronin hat mich gebeten, in diesem Streitfall zu vermitteln. Ich bin ein Mann, dessen ganzes Herz dem Volk gehört. Die Forderung nach Gerechtigkeit und Freiheit, die Sie stellen, meine Herren und Damen . . ."

Hier flog ein Lächeln über Maras Gesicht, als sie die schmutzigen estnischen Weiber vor sich sah. Aber im Zuge, wie sie war, übersetzte sie auch das Wort „Damen".

„Die Forderung, die Sie stellen, ist mir durchaus verständlich. Das Verlangen nach Sonne und Luft ist allem Lebendigen angeboren. Schenken Sie mir deshalb auch Ihr Vertrauen, wie es mir die Frau Baronin geschenkt hat. Heute Abend noch wollen wir uns eingehend über alle strittigen Punkte aussprechen. Kommen Sie alle miteinander, die Anwesenden und wer mich sonst noch hören will, heute Abend um acht Uhr ins Schulhaus. Das eine aber will ich Ihnen jetzt schon sagen: es gibt etwas Wertvolleres als Geld, das ist die Scholle. Geld ist vergänglich, die Scholle bleibt ewig. Ich will dafür sorgen, daß Euch die Scholle gegeben wird."

Der Redner zog wieder höflich den Hut. Ein Gemurmel entstand.

„Was hat er gesagt? Kein Geld nich? Was ist das überhaupt für einer? Wo kommt er her? Was hat er mit uns zu tun? Der deutsche Farbenschmierer!"

Ein graubärtiger Mann mit einem lahmen Bein hinkte einige Schritte vor, kratzte sich den Kopf unter der Mütze und fing unsicher an zu sprechen:

„Erstensmal sind wir keine Herren und Damen. Leute sind wir — Arbeitsleute. Und dann wollte ich auch noch sagen, daß wir Luft und Sonne genug haben, mehr brauchen wir nicht. Von viere und fünfe an sind wir auf den Beinen, und wir sehen die Sonne auf- und wieder niedergehen. Was wir brauchen, das ist Geld. Arbeiten wollen wir gerne. Aber man soll auch bezahlen, was wir schaffen. Und wir schaffen genug! Dort steht das Schloß, und hier hinten im Dorf stehen unsere Hütten. Das Schloß ist ganz und prächtig, und wenns wo fehlt, dann wird gebaut und gebessert. Unsere Hütten aber sind niedrig und rauchig, und schadhaft sind sie und eng, auch wissen wir nicht, was ein guter Happen ist. Die Sache ist ganz einfach: wir wollen nicht hungern, während die Herren Überfluß haben. Gebt uns die zwanzig Kopeken und wir sind zufrieden!"

Laute Beifallsäußerungen begleiteten die Rede des Mannes. Unter die zustimmenden Rufe mischte sich unterdrücktes Gelächter. Es galt dem Maler und seinen schwülstigen Phrasen.

„Solch einen Heiligen brauchen wir nicht!" räsonnierte Carla. „Soll der etwa der neue Verwalter sein, das Milchgesicht? Teufel auch, den steckt man ohne weiteres in den Sack und karrt ihn zum Hof hinaus! Den wollen wir gar nicht hören!"

Das Gelächter verstärkte sich. Da wandte sich der alte Maddis beschwörend an Mara:

„Das hat keinen Zweck nich, gnädiges Fräulein. Gehn Se lieber ins Haus. Werd schon fertig werden!"

Madelung schickte sich an, eine neue Rede zu halten, aber Mara ergriff resolut seinen Arm und zog ihn mit sich.

„Das Volk ist noch zu dumm. Dem muß man mit anderen Gründen kommen!"

Hinter ihnen her schallten höhnische Worte, deren eines Mara das Blut in die Wangen trieb. Sie sah den Maler von der Seite an und gestand sich, beinahe erstaunt, daß der von den Leuten ausgesprochene Verdacht ihr keineswegs unangenehm war.

Wieder hatte ihr die Ruhe Madelungs imponiert, und das Gefühl der Geborgenheit, das sie seit seiner Anwesenheit im Schloß empfand, hatte sich angesichts der drohenden Haltung der Arbeiter noch verstärkt.

Anderseits hatte sich ihr adliges Blut empört, als sie den Maler die traditionelle Distance zwischen Volk und Herrschaft in dieser schmeichlerischen Form ausschalten sah. Aber es war nur eine flüchtige Empfindung. Beherrschend blieb die Bewunderung der Konsequenz in dem Charakter dieses plötzlich in ihr nichtiges und haltloses Leben hineingeschneiten fremden Mannes.

„Er ist wohl ihr Geliebter?" hatte der freche Bursche unten im Hof gerufen. Gut, daß Madelung das estnische Wort nicht verstanden hatte. Aber warum schlug dann ihr Herz so heftig dabei? Warum lachte sie nicht darüber? Ja — warum regte sich nicht der leiseste Stolz in ihr, bei dem Gedanken, daß irgend jemand sie, die Freiin von der Borke, in so intime Beziehung zu diesem namenlosen Künstler brachte?

Ein paar Tage waren erst vergangen, seitdem sie Madelung hinter seiner Staffelei entdeckt hatte. Und doch schien es ihr, als wären sie seit Jahren bekannt und vertraut miteinander. Sie hatte in ihm den ersten Menschen gefunden, mit dem sie über ihre mannigfachen Interessen ernsthaft reden konnte. Alle anderen hatten entweder ein mitleidiges Lächeln dafür oder vollkommene Ablehnung.

Mara besaß Menschenkenntnis genug, um zu merken, wie man in ihrem Kreise über sie dachte. Für einen verschrobenen Blaustrumpf hielt man sie, dem nur eine Heirat noch Heilung bringen konnte.

Sie hatte gar nichts gegen die Ehe. Aber sie wollte nur den Mann nehmen, den sie liebte. Zum mindesten wollte sie sicher sein, daß sie nicht aus Berechnung um ihres Erbes willen gewählt wurde.

In diesem Punkte konnte sie zwar beim Grafen Woldemar beruhigt sein. Aber Wolly, dieser Kretin, kam für ein intelligentes Mädchen doch wirklich nicht in Betracht, mochte sich seine Mutter auch zehnmal in den Träumen wiegen, daß die beharrliche Werbung ihres Sohnes bei Mara schließlich doch Gehör finden würde. Auch Tante Emerenzia protegierte diese Verbindung des leichtsinnigen Borküller Blutes mit dem frommen des Grafen Hahn. Aber Mara hatte nur ihre Belustigung an den fruchtlosen Bemühungen der beiden Damen.

Der Mann, den sie suchte, war in ihren Kreisen und in ihrer Heimat wohl kaum zu finden. Oft fühlte sich das junge Mädchen von dem Verlangen gepackt, die enge Umgebung zu fliehen und gleich ihrem Bruder Paul sich irgendwo in der Fremde einen Wirkungskreis zu suchen. Aber sie brachte es nicht übers Herz, ihre Mutter allein zu lassen. Hatte sie es doch mit ansehen müssen, wie Enttäuschung und Verbitterung immer mehr von diesem einstmals gütigen und heiteren Wesen Besitz ergriffen, bis nur noch eine vergrämte, nervenschwache, ewig nörgelnde Frau übrig blieb. Ihre Tochter war die einzige, der es gelang, sie zeitweise ihrer Apathie zu entreißen.

Mit einer Freigebigkeit ohnegleichen rechnete Mara niemals nach, welche Unsummen von Energie sie auf diese Bemühungen verwandte. Nur das eine war ihr klar: ginge sie einmal weg von Borküll, so bedeutete das für die Baronin die vollständige geistige Verkommenheit. Und deshalb entsagte sie und blieb.

Im tiefsten Herzen verschlossen hatte sie die Hoffnung getragen, daß ein Wunder geschehen und sie eines Tages befreien würde — ein modernes Aschenbrödel, dessen Prinz aus dem Reiche des Geistes kommen würde, ohne die sichtbare Krone adliger Abstammung.

War das vielleicht der Maler? In den unklaren Träumen ihrer Phantasie hatte ihr freilich ein ganz anderes Gesicht vorgeschwebt. Ein Mann von Welt mit guten Manieren und weitem Horizont, so wie ihr Bruder Paul etwa, den sie im stillen anbetete, wie sarkastisch er auch ihre für seine ruhige logische Art viel zu sprunghaften und exaltierten Interessen beurteilte. Madelung hatte kein überlegenes Lächeln für ihre Anschauungen: er ging mit Teilnahme auf ihre Ideen ein, und es stellte sich heraus, daß viele der Götter, die sie verehrte, auch die seinen waren.

Bis tief in die Nacht hatten die beiden zusammengesessen und über die Bücher gesprochen, aus deren Gedanken sich Maras Weltbild gestaltet hatte. Es war ihr, als entdeckten sie gemeinsame Bekannte und liebe Freunde, die sie irgendwo draußen in der weiten Welt gefunden hatten. Es waren Stunden des Schwärmens, unter deren Zauber eine neue Jugend auf den herben und im Verblühen begriffenen Zügen des Mädchens geweckt wurde.

„So möchte ich Sie malen!“ hatte Madelung einmal gerufen. „Wie Sie jetzt am Kamin stehen, die schöne Stirn vom Flammenschein beleuchtet, das feine Gesichtchen geneigt und die Augen forschend und begeistert ins Weite gerichtet, während die schlanke Hand nervös im roten Gelock ihres Haares spielt . . . .“

Er hatte geseufzt und war verstummt. Aber Mara blieben seine Worte in Erinnerung.

Wie oft hatte sie es von Tante Emerenzia zu hören bekommen, daß sie häßlich sei: „Alle Frauen verlieren, wenn sie Bücherwürmer werden. Und dich hat die Natur sowieso schon stiefmütterlich behandelt. Du kannst froh sein, daß Wolly so treu um dich wirbt.“

So setzte ihr Tante Emerenzia zu. Und jetzt hatte es ihr ein Mann, der die Welt kannte, ein Künstler, der die Frauenschönheit zu seinem besonderen Studium gemacht hatte, mit begeisterten Worten gesagt, daß sie einen seltenen Reiz für ihn hatte. In ihrem Erröten offenbarte sich nicht Scham und Unwillen, sondern der Dank des Mädchens, das sich bisher zurückgesetzt gefühlt hatte, und nun endlich zu seinem Recht gekommen war. Dieses Gefühl hatte dem Verkehr zwischen ihr und dem Maler einen Wärmegrad gegeben, der längst über eine harmlose Kameradschaftlichkeit hinausging.

Mara genoß mit vollen Zügen das Glück, verehrt und umworben zu werden.

(Fortsetzung folgt)

Dämmerung

Mein Zimmer füllt sich mit letztem Schein,
der Spiegel ist voll Sonne und gleißt;
die Landschaft strahlt in sein Glas hinein
und die Wolke, die durch den Abend reist.
Der Schimmer liegt in den Gardinen
und huscht zu meinem Schreibtisch her;
mein altes Buch ist überschienen,
die Seiten leuchten warm und schwer.
Und meine durstigen Augen eilen,
denn lautlos schattet das Gewand
der Dämmrung hinter mir. Die Zeilen
deckt sie mit leiser, schonender Hand.
Dann löscht sie die Worte von dem Blatt
und rückt die Landschaft in Nacht und Ferne . . .
Ich trete ans Fenster. Die erste Laterne
flammt unten auf in der dunklen Stadt.

Ernst Ludwig Schellenberg

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Eine Universalhochschule in Dresden? Die Universitätsprojekte Frankfurts und Hamburgs haben auch in Sachsens Hauptstadt den Gedanken einer Universitätsneugründung genährt, und man scheint in Dresdener leitenden Kreisen mit allen Mitteln auf das gesteckte Ziel hinzuarbeiten; ja, die Frage ist in Dresdener Ratskreisen offenbar schon soweit geklärt, daß man sich auch über Einzelheiten der Organisation durchaus klar geworden ist.

Seit die Frage einer Dresdener Universität einmal aufgeworfen und in den Zeitungen behandelt wurde, ist man diesem Projekt auch in größeren Abhandlungen bereits nähergetreten, von denen wir die wenig durchdachte Schrift „National-Hygiene-Museum und Universität in Dresden?" (Dresden bei Holze und Pahl) getrost übergehen können, während die Abhandlung „Zur Frage der Errichtung einer Universität in Dresden, von Philacademicus" (Dresden bei Burdach) wegen ihrer wohlerwogenen Darlegungen, deren Motive wir wohl zum Teil der Initiative des rührigen Dresdener Oberbürgermeisters Dr. Beutler auf Rechnung setzen dürfen, ein näheres Eingehen verdient.

Die Frage einer Dresdener Universitätsgründung wurde zum erstenmale dadurch aufgeworfen, daß die sächsische Regierung beabsichtigte, das Veterinärinstitut von Dresden nach Leipzig unter Angliederung an die dortige medizinische Fakultät zu verlegen. Bei einem so weitgreifenden Problem wie dem, zur Erhaltung des Veterinärinstituts in Dresden eine eigene Universität zu gründen, mußte zunächst der Beweis erbracht werden, daß zunächst einmal überhaupt ein Bedürfnis nach einer neuen Universität vorhanden sei. Und zum andern bedarf es des Beweises, daß gerade Dresden der geeignete Ort für eine solche Neugründung sei.

Wenn wir uns die Überfüllung ansehen, die in allen akademischen Berufszweigen (abgesehen von dem der Theologen) heute herrscht, scheint mir die Gefahr der Heranzüchtung eines akademischen Proletariats doch so groß, daß auch statistische Berechnungen diese Besorgnisse nicht zu zerstreuen vermögen. Gänzlich schief muß eine solche statistische Berechnung werden, wenn die Frequenz unserer deutschen Universitäten mit der ausländischer verglichen wird, die zum großen Teil auf einem gänzlich anderen Niveau aufgebaut sind. Wenn das Bedürfnis nach weiteren deutschen Universitäten in dem behaupteten Sinne wirklich vorhanden ist, so dürften wohl die Frankfurter und Hamburger Projekte für lange Zeit ausreichen.

Die Ratsverwaltung Dresdens hat eingesehen, daß sie nach Analogie Frankfurts nicht vorgehen kann, daß sie der staatlichen

Beihilfe bedarf. Auch liegt die Gefahr einer Abwanderung Leipziger Studenten nach Dresden nahe. Zwei Faktoren, die nicht ohne weiteres zu übergehen sind. Zunächst hat sich der sächsische Staat offenbar noch keineswegs allzu wohlwollend zu dem Problem gestellt. Aufgabe der Stadt war es daher, die Bedenken zu zerstreuen und der Regierung ein Projekt zu unterbreiten, das unter Vermeidung allzu hoher Kosten sich auf der bereits bestehenden Hochschuleinrichtung aufbaute.

Zwei Organisationen werden als möglich hingestellt. Bei beiden sind die in Dresden vorhandenen Hochschulen und Institute (die Technische und die Tierärztliche Hochschulen mit ihren Instituten und Lehrkräften, die „Gehe-Stiftung", das geplante Hygienemuseum und womöglich auch die Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft) den Zwecken der Universität dienstbar zu machen. Der eine gangbare Weg nun ist der, daß neben der Technischen Hochschule die Universität Dresden (unter Angliederung der Tierärztlichen Hochschule an die medizinische Fakultät) als selbständige Hochschule errichtet würde. Diese Selbständigkeit wäre aber eigentlich als eine nur äußerliche zu denken. Im Innern solle eine enge Beziehung zwischen beiden Anstalten statutarisch festgelegt werden. Die Studenten beider Hochschulen sollten zum Hören der Vorlesungen auch der Schwesteranstalt berechtigt sein, und die Zusammensetzung des Lehrkörpers solle sich soweit ergänzen, daß dasselbe Fach nicht an beiden Anstalten übereinstimmend vertreten sei. Die Verschiedenheit der Senats- und Prüfungskommissionseinrichtungen lassen diesem Wege jedoch starke Bedenken entgegentreten.

Wesentlich weiter geht der Lieblingsplan des Dresdener Oberbürgermeisters, der Plan einer Gesamtuniversität (universitas litterarum et artium). Schon ein Blick auf dies Projekt zeigt uns deutlich das amerikanische Vorbild, nach dem in Dresden eine Reform der deutschen Universität geplant wird. Auf die ernsten Bedenken, die sich hiergegen erheben, komme ich später zurück.

Freilich, manche Schwierigkeiten werden gehoben, denen wir auf dem eben erörterten Wege begegnen: es bedarf keiner fingierten Hörerrechte und keiner Anrechnung der an der Schwesteranstalt gehörten Vorlesungen. Auch die Berücksichtigung der Interessen dieser Schwesteranstalt braucht nicht statutarisch festgelegt, die Teilnahme von Professoren der einen Anstalt an Prüfungen der anderen nicht vorbehalten zu werden. Die Gesamtuniversität ist eben eine einheitliche Anstalt.

Die Lebensfähigkeit einer solchen in Deutschland bisher unbekannten Gesamtuniversität würde dadurch bedingt sein, daß die bisher bei uns bestehenden Sonderhochschulen die an ihr bestandenen Prüfungen und die von ihr verliehenen Grade anerkennen.

Unter oft nicht unwesentlicher Abänderung der bei den meisten deutschen Universitäten bestehenden Fakultätseinrichtungen ist die Gesamtuniversität folgendermaßen geplant:

Die Universität besteht aus fünf Fakultäten: 1. der rechts- und staatswissenschaftlichen, 2. der medizinischen mit der veterinärmedizinischen Sektion, 3. der philosophischen, 4. der naturwissenschaftlichen und 5. der technischen Fakultät, die sich wiederum gliedert in die Hochbau-, die Ingenieur-, die mechanische und die chemische Abteilung. Auf die Einzelheiten der Zusammensetzung hier einzugehen, würde zu weit führen. Die Leitung liegt nach Universitätsbrauch in den Händen eines Rektors Magnifikus, dem ein aus Abgeordneten der Fakultäten zusammengesetzter Senat zur Seite steht. Die Leitung der einzelnen Fakultäten steht bei den gewählten Dekanen (der Dekan der technischen Fakultät hat noch einen aus Delegierten der einzelnen Abteilungen gebildeten Fakultätssenat zur Seite). Auch die Rechte der Extraordinarien, die ein selbständiges Fach vertreten, sollen an dieser Universität die ihnen zukommende Erweiterung erfahren, die Prüfungsgeld- und die Kollegh honorarfragen, die solange schon brennend sind, sollen einer verständigen Reform unterzogen werden.

Auch die für eine Universität notwendigen Institute würden sich an bereits bestehende Einrichtungen anschließen können; das gilt vor allem für die Universitätsbibliothek, für die in der Bibliothek der Gehe-Stiftung ein sehr wertvoller Grundstock vorhanden ist, der natürlich nach den verschiedensten Richtungen völlig ausgebaut werden müßte, und für die medi-

zinischen Kliniken, für welche die Stadt ein den Erfordernissen genügendes Krankenhaus zur Verfügung stellen will.

Die Kosten, die durch Errichtung der neuen Universität durch Bereitstellung, Einrichtung und Ausstattung der Baulichkeiten für Hörsäle, Institute und sonstige Räume entstehen, sollen durch Stiftungen von seiten der Stadt und von Privatpersonen gedeckt werden. Dem sächsischen Staat würde also die Bestreitung der Unterhaltungskosten einschließlich der Gehälter der Professoren und der Beamten zufallen.

Es ist heute schwer zu sagen, in welchen Grenzen sich diese Kosten bewegen werden. Darin aber scheint mir die zu zweit erwähnte Broschüre sich einer argen Täuschung hinzugeben, daß sie annimmt, die Dresdener Universität würde eine mittlere Universität bleiben, deren Kosten sich nicht annähernd mit denen Leipzigs messen könnten. Gerade die geplante Anlage würde Studenten der verschiedensten Studienfächer in Dresden zusammenführen und gerade die Lage Dresdens würde manchen Studenten einer unserer alten Universitäten locken, so daß mit einem hohen jährlichen Aufwande zu rechnen wäre. Diese Finanzfrage wird eine erhebliche Schwierigkeit für das Problem bilden; daß die prinzipiellen Bedenken, die der ganzen Anlage einer solchen Gesamtuniversität entgegenstehen, dies Projekt bei der sächsischen Regierung zu Fall bringen werden, ist nach derer Stellungnahme in Sachen der Deutschen Bücherei in Leipzig leider kaum anzunehmen. Diese prinzipiellen Bedenken aber liegen in den so gänzlich andersgearteten Zielen und Arbeitsmethoden der beiden Anstalten, die zu einer einzigen Gesamtuniversität hier zusammengekoppelt werden sollen. In Amerika, wo man Universitäten in unserem Sinne nicht kennt, ist dies um so eher möglich, als die Naturwissenschaften dort im Lehrplane durchaus vorherrschend sind (das Wort science in seiner dort spezialisierten Bedeutung ist ja ein so treffender Beleg dafür). Den deutschen Universitäten aber könnte eine solche Amerikanisierung keinen Segen bringen.

Dr. W. Pieth in Charlottenburg

Kulturgeschichte

Das Zusammentragen von Rohmaterial galt bis vor kurzem und gilt zum Teil jetzt noch bei vielen auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung tätigen Arbeitern als Hauptaufgabe. Hierbei wurde oft zu weit gegangen; man konnte auf manchen Punkten des Gebietes geradezu von einer Publikationswut reden. Während aus der Zeit des hohen Mittelalters bei der relativen Geringfügigkeit der Überlieferung fast jede Urkunde für würdig der Publikation gelten muß, ist dies bei den Aktenmassen, die seit dem 16. Jahrhundert erhalten sind, natürlich nicht mehr der Fall. Hier gilt es, das wirklich bedeutsame auszusondern, und ein Dilettant, der an Archivalien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts gerät und daraus urteilslos publiziert, kann geradezu irreführend wirken; im besten Falle ist seine Veröffentlichung wertlos. Dem wurde entgegengehalten, daß eine Aufzeichnung, der man beim besten Willen keine allgemein-historische Bedeutung beimessen kann, doch jedenfalls kulturhistorisch wertvoll sei. Unter diesen Gesichtspunkt, dem ein klarer Begriff von Kulturgeschichte meist nicht entsprach, glaubte man schließlich alles rücken zu können. Aber man erkennt jetzt deutlicher als je, daß derartige Publikationen im allgemeinen nur antiquarischen, nicht aber historisch-wissenschaftlichen Wert in sich tragen. Erst von einer schärferen Fassung des Begriffes Kulturgeschichte aus konnte man zu der nötigen Selbstbeschränkung kommen. In diesem Zusammenhang ist die Präzisierung bedeutsam, die der verdiente Herausgeber des „Archivs für Kulturgeschichte", Georg Steinhausen, am Beginn einer neuen Reihe seiner Zeitschrift (1910) der Aufgabe seiner Wissenschaft angedeihen läßt; hiernach hat sie „aus dem ganzen für die geschichtliche Erkenntnis einer bestimmten Zeit vorhandenen Material das für deren Gesamtkultur und Gesamtgeist Bezeichnende festzustellen, unter Berücksichtigung der Haltung des Durchschnittsmenschen". Aus dieser sehr einleuchtenden Zielsetzung ergibt sich, welcher Platz innerhalb dieses weiteren Rahmens der lokalen Kulturgeschichte, soweit sie auf Beachtung Anspruch machen kann, zufällt; sie wird die typischen

unter den lokalen Einzelerscheinungen auszusondern und dadurch das gesamte Zeitbild zu bereichern haben, oder sie wird die vom Typischen stark abweichenden Verhältnisse einer Gegend in ihrer Begründung hervorheben. Hiernach sind alle lokalen Publikationen zu orientieren, sie sind teils als typisch, teils — wenn ich diesen Ausdruck prägen darf — als antitypisch aufzuweisen; dies kann nur durch Vergleich mit anderen Erscheinungen geschehen, und hiernach kommt den lokalen historischen Tatsachen keine autonome wissenschaftliche Bedeutung zu, sondern nur in Beziehung auf andere Tatsachen Dies wurde vielfach nicht berücksichtigt.

In besonderem Maße hat unter unkritischer Publikationsmethode ein Zweig der Kulturgeschichte gelitten, nämlich die Erziehungs- und Schulgeschichte; fast nirgends hat man so oft über dem Einzelnen das Ganze aus dem Auge verloren oder den Vergleich mit entsprechenden Erscheinungen unterlassen, fast nirgends sich so oft mit dem Abdruck der alten Quelle genügen lassen wie dort. „Da wird nicht nur die Entwicklung des Schulwesens in einer Landschaft oder einer Stadt behandelt, nein da erforschte man mit heißem Bemühen die Geschichte einer einzelnen Stadt- oder Dorfschule oder gar nur eines bestimmten Unterrichtsgegenstandes in einer einzelnen Anstalt," ohne dabei die Beziehungen zu ähnlichen oder verschiedenen Verhältnissen in dieser tausendfach gegliederten Entwicklung im Auge zu behalten. Der Dilettantismus, der das Recht zur Publikation im rein persönlichen Interesse für den Einzelgegenstand statt in der wissenschaftlichen Einordnung des einzelnen in ein ganzes sucht, mußte hier besonders heftig bekämpft werden. Diesen Kampf hat mit rühmenswerter Entschiedenheit der hierzu berufene Verein, **die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte,** aufgenommen. Nachdem schon seit längerer Zeit prinzipielle Bedenken laut geworden waren, die sich zum Teil selbst gegen die Methode der eigenen Vereinspublikationen richteten, hat die Gesellschaft 1910 das Programm für die Monumenta Germaniae Paedagogica dahin abgeändert, daß künftig die Quellen gegen die Bearbeitungen, die Stoffe von lokaler gegen die von allgemeiner Bedeutung zurücktreten.*) Und die seit 1911 als „Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts" erscheinende periodische Veröffentlichung (Berlin, Weidmann) trat in ihrer ersten Nummer bereits mit einer programmatischen Erklärung hervor, wonach der territoriale Gesichtspunkt dem zentralisierenden weichen, die großen bildungsgeschichtlichen Zusammenhänge nicht außer acht gesetzt werden sollen. Man wird sagen können, daß sich der recht vielseitige Inhalt der ersten beiden Jahrgänge in der Hauptsache diesem Programm anschließt. Unter den Abhandlungen heben wir solche über Montaigne und über Tieck hervor; von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist der Aufsatz von Seitz über den geographischen Unterricht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sowie die Veröffentlichung von Warncke über einen wertvollen Fund mittelalterlicher Schulgeräte in Lübeck. Neben der Zeitschrift erhalten die Mitglieder der Gesellschaft (Beitrag 5 M.) auch Beihefte; unter diesen ist der jährlich erscheinende historisch-pädagogische Literaturbericht für jeden Forscher auf dem Gebiete der Entwicklung geistiger Kultur längst ein unentbehrliches Hilfs- und Nachschlagebuch geworden. Man darf also den vielfach kulturhistorisch wichtigen Veröffentlichungen der genannten Gesellschaft seit der

*) Die im Jahre 1910 erschienenen beiden Bände der Monumenta Germaniae Paedagogica (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin) sind in Heft 14 des Jahrgangs 1911 angezeigt worden. Sie behandelten die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen (Band XLVI) und die humanistischen Schulen im Gebiet der bayerischen Pfalz (Band XLVII). Beide Werke waren damals noch nicht abgeschlossen. Erst in den Jahren 1911 und 1912 ist mit zwei weiteren Bänden (Band XLVIII und Band L) der ersteren und mit dem zweiten Bande (XLIX) des letzteren Werkes ein Abschluß erreicht worden. Im kürzlich ausgegebenen Band LI behandelt Seminardirektor O. Uttendörfer das Erziehungswesen Zinzendorfs und der Brüdergemeinde in seinen Anfängen.

schärferen Fassung ihres Publikationsprogramms mit besonderem Interesse entgegensehen.

Prof. Dr. W. M. Becker in Darmstadt

Theologie

Schleiermacher, Reden über die Religion, herausgegeben von Dr. O. **Braun** (Felix Meiner in Leipzig). **Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand,** herausgegeben von Prof. D. **Joh. Bauer** (F. Meiner).

Die beiden Schleiermacher-Bände sind Einzelausgaben aus einer größeren, von Dr. O. Braun herausgegebenen Auswahl der Werke Schleiermachers aus dem Verlage von Felix Meiner in Leipzig. Sie sollen offenbar dem sehr berechtigten Zweck dienen, die dem Verständnis des gebildeten Menschen unserer Tage am meisten entgegenkommenden Schriften Schleiermachers einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Aus dieser Absicht heraus hat auch der Herausgeber der Predigten, Prof. D. Joh. Bauer, jede Predigt eingehend eingeleitet und im Interesse einer besseren Übersichtlichkeit durch fortlaufende Anmerkungen unter dem Text disponiert und dadurch dem weniger geübten Leser wertvolle Stützen an die Hand gegeben. Der Herausgeber der Reden dagegen bietet nur den Text der ersten Ausgabe von 1799.

Es ist überaus reizvoll, diese beiden Schriften des großen Theologen einmal hintereinander durchzulesen. Der Leser hat dabei etwa das Gefühl, als ob er aus einem Walde hochstämmiger, rauschender Buchen in eine ernste, einfach gehaltene Kirche träte. In den Reden überall — abgesehen von dem vielfach gekünstelten Stil — naturkräftiges und urwüchsiges Leben, starke Gefühle, energische Behauptungen; in den Predigten durchgehends maßvolles Wesen und weise Zurückhaltung in Angriff und Abwehr. In den Reden lodert ungestüm das Feuer der jugendlichen Begeisterung, in den Predigten glüht gleichmäßig die stille Flamme des gereiften Alters. Die beiden Schriften verhalten sich ähnlich zueinander wie Goethes Götz und Tasso oder Schillers Räuber und Wallenstein. Also wahrlich, die Unterschiede sind groß! Und doch, trotz aller Verschiedenheit, ist der Kern in beiden derselbe, und was sich geändert hat, ist mehr oder weniger Hülle und Schale: Schleiermachers eigenartige Religiosität ist in beiden Schriften in gleicher Weise vorhanden und kommt in beiden gleich deutlich zum Ausdruck.

In den Reden definiert Schleiermacher das Wesen der Religion einmal so: „Alles Einzelne als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte als eine Darstellung des Unendlichen hinzunehmen, das ist Religion!“ Und das Wesen der religiösen Wirksamkeit kennzeichnet er an einer anderen Stelle so: „Das Rohe, das Barbarische, das Unförmliche soll verschlungen und in organische Bildung umgestaltet werden. Nichts soll tote Masse sein, ... alles soll eigenes, zusammengesetztes, vielfach verschlungenes und erhöhtes Leben sein.“ Sachlich übereinstimmend, nur in der Terminologie abweichend, betont er in den Predigten mehrfach, daß die religiöse Betrachtung erst da beginnt, wo alles irdische sub specie aeternitatis, als göttliche Schöpfung, als großer Zusammenhang des göttlichen Tuns angesehen werde, und religiöses Wirken erst da vorhanden ist, wo alles Handeln auf Vergeistigung, Heiligung und Erfüllung des göttlichen Willens abzwecke. Ja, in einzelnen Fällen sind auch die Ausdrücke des Predigers noch dieselben wie die des um 20 Jahre jüngeren Redners, wenn er z. B. von „der heiligen Bewegung“ spricht, „die unser Herz in diesen Zeiten erfahren hat“, oder wenn er das irdische Leben „Gottes heiligen Leib“ nennt, „der von seiner Lebenskraft durchdrungen sein soll“. Wie sollte sich auch ein Mensch so ändern können, daß ein Zeitraum von zwanzig Jahren genügte, um seine grundlegenden Anschauungen über Religion aus weiß in schwarz zu verkehren? Im Grunde ändert ein Mensch seine religiöse Überzeugung überhaupt nicht; denn alle wirkliche Religiosität eines Menschen wächst aus seinem gesamten Welt- und Lebensgefühl heraus, dies aber wird mit ihm geboren und bleibt unwandelbar dasselbe. Gewiß nimmt der Mensch an Fertigkeiten und Kenntnissen zu, erweitert seinen Horizont und baut sich sein System immer mehr und mehr aus, aber der Grundriß, der dem Hause die eigentümliche Gestalt gibt, ist auf rätselhafte Weise von vornherein da und wird nicht in saurer

Arbeit erworben. Das beste, was einer zu sagen hat, das weiß er bereits, sobald er überhaupt zum eigenen geistigen Leben erwacht. Man bedenke, daß Goethe den ersten Teil des Faust in den wichtigsten Szenen im Jahre 1775 bereits mit nach Weimar brachte, daß Schiller in der Mitte der zwanziger Jahre stand, als er das am meisten Schillersche seiner Werke, den Karlos, schrieb, und daß Schopenhauer als Dreißigjähriger sein Hauptwerk abgeschlossen hat! So ist es auch bei Schleiermacher.

Über die Reden im einzelnen Lobendes zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber auch die Predigten stehen auf bedeutender Höhe. Allerdings erinnert das Beweisverfahren des Predigers oft an die euklidische Methode der Mathematiker und bleibt deshalb manchmal ohne Überzeugungskraft; aber diesem einen Nachteil stehen große Vorzüge gegenüber. Schleiermachers Feder ist wie ein Zaubergriffel; es blitzt und sprüht überall, wo er entlangfährt, und was er berührt, wird zu Gold. Es ist bewunderungswürdig, was er aus einem unscheinbaren Text herauszuholen versteht! Das ist ja natürlich vielfach nicht eigentlich ein Herausholen, sondern ein Hineinlegen, wie z. B. bei seiner Deutung von Hebräer 2, 13: „Gastfrei zu sein, vergesset nicht; denn durch dasselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt," aber doch sollte die Predigt unserer Tage darin von ihm lernen und sich nicht so gelehrtenhaftängstlich an den historischen Sinn des Textes halten, sondern ihn, wo es irgend geht, vergeistigen. Ferner spricht aus Schleiermachers Predigten ein wahrhaft christliches soziales Gefühl. Er hat für die Not seiner dienenden Brüder ein warmes Herz und scheut sich auch nicht, das Kind beim rechten Namen zu nennen, wenn er z. B. die Tatsache, daß sich in einem und demselben Haushalt Herrschende und Dienende gegenüberstehen, als ein „notwendiges Übel" bezeichnet. Ich kann dem Herausgeber auch nicht zustimmen, wenn er meint, Schleiermachers Mahnungen hätten nur noch historischen Wert. Seine Ausführungen über die christliche Kinderzucht z. B. passen unverändert in ein pädagogisches Werk unserer Tage hinein, natürlich erweitert und nach allen Seiten hin begründet. Kurz, niemand wird diese Predigten ohne Gewinn aus der Hand legen, zumal jedes dogmatische Gezänk unterbleibt, und ihre Herausgabe ist ein durchaus verdienstliches Werk.

Dr. Havenstein in Lübben

Berichtigungen. Durch ein Versehen sind die einleitenden Worte zu dem Artikel „Fleischversorgung" in Heft 26 nicht als von der Schriftleitung stammend gekennzeichnet worden.

In Heft 25 Seite 551 wird der Vertrag von Utrecht in der Fußnote erwähnt. Statt Utrecht muß es Atrecht heißen. Die Schriftleitung

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Prag

Zum Hundertjahrestage von Scharnhorſts Tod

Von Dr. Ernſt Sontag in Berlin

„Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken ſanken,
Reißet alle Blüten ab,
Nennen dich mit leiſen Schauern, —
Heil'ge Stadt nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab."

Es waren wirklich die preußiſchen Heldengräber, welche mich dieſes Mal nach Prag gezogen hatten. Denn dieſer blutgetränkte Boden von Prag, welcher wie kaum der einer zweiten Stadt gedrängte Geſchichte der Jahrhunderte redet, der hat auch preußiſche Krieger als Freunde und Feinde, als Siegende und Sterbende dreimal in und vor ſeinen Mauern geſehen.

Zwei Wegſtunden von Prag, hinter dem letzten Ende der Vorſtadt Zizkow, liegen die Preußengräber.

Hier iſt im Sturmlauf vor der Front ſeiner Grenadiere der greiſe Feldmarſchall Graf von Schwerin gefallen.

„Vier Kugeln, erzgegoſſen,
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerſchoſſen,
Sein Bahrtuch iſt ſie jetzt."

Die Leiche nahmen ſeine Krieger mit in die Heimat, aber ein in die Erde gerammter Pfahl bezeichnete die Stelle, wo er den Heldentod erlitten. Im Jahre 1823 wurde der Pfahl durch eine Gedenktafel erſetzt. 1839 erbat ſich der preußiſche Hof vom Kaiſer Franz den Erſten die Ermächtigung, ein Denkmal

zu setzen. Österreichische Pioniere warfen einen Malhügel auf, von welchem seitdem eine Sandsteinpyramide in das Land hinausragt, das Reliefbild des Grafen auf der einen Seite, auf der anderen die Inschrift tragend: „Hier fiel und starb am 6. Mai 1757 als Held Kurt Christoph Graf von Schwerin, Kgl. Preuß. General-Feldmarschall, geboren im Jahre 1684." Von einer undurchdringlichen Hecke und einem Wassergraben davor umgeben, wirkt dieses Denkmal, dessen Grund und Boden vom preußischen Hofe gekauft worden ist, wie eine kleine Festung mitten im fremden Lande. Seit 1904 hat das einsame Grabmal eine seiner würdige Umgebung gefunden. Alle die Preußen, die 1813 und 1866 in der Nähe von Prag gefallen oder in der Stadt ihren Wunden erlegen waren und auf den verschiedenen Militärfriedhöfen ruhten, sie alle hat man bei Auflassung dieser Friedhöfe hier heraus gebettet, rund herum um das Grab des Generalfeldmarschalls. Hier ruht einer der sechs Brüder von Rödern, die 1813 ins Feld zogen, hier liegt ein Freiwilliger Jäger von Katte, ein Generalmajor von Lengsfeld, und zahlreiche weitere Offiziere und Mannschaften preußischer Regimenter von 1813, preußischer und sächsischer von 1866.

Nur einer fehlt in dieser edlen Todesversammlung, der beste, welchen Preußen auf böhmischer Erde verloren hat, der Generalleutnant David Gerhard von Scharnhorst.

So bin ich denn in die Stadt gepilgert, um wenigstens sein Sterbehaus zu finden.

Aber das alte Prag, diese Stadt der Gotik und des Barocks, läßt einen nicht die Preußenstimmung festhalten. Die Kleinseite nimmt mich auf, die mit ihren goldenen Domen und den Quadermauern ihrer Paläste stolzer ist als Genua und malerischer als Venedig:

„Alte Häuser, steilgegiebelt,
Hohe Türme voll Gebimmel, —
In die engen Höfe liebelt
Nur ein winzig Stückchen Himmel.

Und auf jedem Treppenpflocke
Müde lächelnd — Amoretten;
Hoch am Dache um barocke
Vasen rieseln Rosenketten.

Spinnverwoben ist die Pforte
Dort. Verstohlen liest die Sonne
Die geheimnisvollen Worte
Unter einer Steinmadonne." *)

*) Dieses Gedicht ist einer Sammlung von Jugendgedichten Rainer Maria Rilkes entnommen, die er unter dem Namen „Larenopfer" herausgegeben hat. Leider ist dieses recht interessante Bändchen, welches ex ungue leonem schon erkennen läßt, nicht im Buchhandel zu haben. Mir hat die Mutter des Dichters, Frau Phia Rilke in Prag, gütigst ihr Exemplar überlassen. Dr. S.

Trutzig und herrschgewaltig steht das Schloß Wallensteins da mit breit ausladender Rampe. Noch heute wird hinter seinen Mauern gekämpft; denn hier tagt der böhmische Landtag. Hinauf führt der Weg durch die Gangsteige mit den schlechten Pflastersteinen zum Hradschin, der alten Königsburg, von der so zahllose Herrscherträume hinaus ins Land flogen seit den Zeiten der sagenhaften Libussa, des Ritters Dalibor, König Ottokars des Przemysliden und Georg Podiebrads. Noch steht jene alte Landtagskanzlei mit der schlichten Einrichtung des Jahres 1618, und aus den Fenstern blickt man hinaus über blühende Wipfel und hinab in den Wallgraben. Es sind dieselben Fenster, aus denen am 23. Mai 1618 der protestantische Adel Böhmens die Kaiserlichen Statthalter Slawata und Martinitz herauswarf, und ihren Geheimschreiber Fabricius hinterherschickte. Es war ein gewaltiger Wurf der Weltgeschichte, der mit diesen drei Personen aus dem Fenster flog! Dreispaltig sind diese Fenster, durch zwei steinerne Pfeiler geteilt. Welche Mühe mag es gekostet haben, die gewiß stattlichen und sich sträubenden Herren durch diese engen Öffnungen hinauszuschieben. Wie mag sich Martinitz an dem einen dieser Fensterkreuze festgehalten haben, bis ihm der eherne Degenknauf Mathias von Thurns die Knöchel zerschlug, daß er loslassen mußte.

Beginn und Schluß des dreißigjährigen Schicksals liegen in Prag dicht beieinander. Von der Kleinseite führt über die Moldau die alte ehrwürdige Karlsbrücke. Drei eiserne Sterne bezeichnen die Stelle noch, da König Wenzeslaus den seiner Priesterpflicht getreuen Jan von Pomuk in die Moldau werfen ließ. Aber kampffroheres Bild zeigt mir diese Brücke. Ein Frühmorgen des Jahres 1648 dämmert über Prag. Noch liegt die Stadt in Schlummers Armen, da tönt der Schreckensruf durch die Gassen: „die Schweden sind in der Kleinseite!“ Schon dringen ihre gelben Koller durch jene enge Pforte, die noch heute die Karlsbrücke nach der Kleinseite zu beschließt. Schon sind sie auf der Brücke, noch 100 Meter trennen sie von der Altseite. Bald ist die Hauptstadt Böhmens in den Händen des gefürchteten Feindes; da kommt es mit fliegendem Haar und offenen Wämsern durch das Tor der Altstadt die Brücke entlang; die langen Raufdegen voraus, werfen sie sich in die Hellebarden der Schweden. „Das sind die Herren Studenten, zum Tor hinaus es geht!“ Es ist die akademische Jugend der alten Karls-Universität, die an jenem Sommermorgen des Jahres 1648 die Altstadt vor dem Grafen Königsmark gerettet hat. Kurz darauf läuten die Friedensglocken von Münster und Osnabrück.

Aber wo finde ich das Sterbehaus Scharnhorsts? Durch die winkligen Gassen der Altstadt führt mich der Weg. Trüb und regnerisch hat sich der Abend gesenkt. Da trete ich heraus auf den Markt an der Teynkirche. Hier haben sie einst nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge der Blüte des protestantischen Adels das Haupt vor die Füße gelegt, weil er die Privilegien der Stände Böhmens und die evangelische Freiheit verteidigt hatte. Noch stehen die Häuser, vor allem Kinskys Palast, um jenen Platz wie 1621, noch

ragen die spitzen Türme der Teynkirche gen Himmel und sieh da, in der Mitte des Platzes — ist es eine Vision — da schallen aus Nebeln und Regenschauern dumpfe Schläge gegen Holzbretter, da zimmern sie ein Gerüst. Ja bin ich denn 300 Jahre zurückversetzt? Zimmern sie dort das Schaffot für die Besiegten vom weißen Berge? Gespensterspuk dämmernden Abends, dahindämmernder Altstadt. (Sie bauen natürlich irgendein gleichgültiges Reparaturgerüst.)

Aber nun weiter auf die Suche nach jenem Hause, um dessentwillen ich vor allem hergekommen, nach dem Sterbehause Scharnhorsts.

Kein Bädeker zeigt es an, kein Fremdenführer weiß es, selbst die Vorstandsmitglieder des „Deutschen Hauses" am Graben, jener vom Tschechenpöbel so oft umtobten Hochburg des Deutschtums in Prag, können mir keinen Anhalt geben. Es starben so viele hohe Offiziere im Sommer des Jahres 1813; da war keine Muße, sich die Sterbehäuser zu merken.

So ist in diesem Prag, welches die zwei, drei ja fünf Jahrhunderte zurückliegenden Geschehnisse so treulich in Schlössern und Brücken, in Häusern und Denktafeln bewahrt, kein Gedenken dafür zurückgeblieben, wo der genialste und liebenswerteste der Helden von 1813 seine letzten qualvollen Tage verbracht hat. Sicher steht das Haus, das ihn damals beherbergt hat, noch heut, mit altem Giebeldache und morschen Holztreppen, aber wir können sie nicht hinansteigen, wir können nicht das Zimmer betreten, in dem er jene rührenden letzten Briefe an seine Tochter, die Gräfin Dohna, die Vertraute seines beruflichen Schaffens, schrieb:

„Liebe Julchen, ich liege seit vierzehn Tagen hier unter den Händen der Ärzte; einmal haben sie mich geschnitten, heute geschieht es zum zweiten Male, dann sey aber auch alles ins Reine. Wir wollen hoffen; auch ich habe Vertrauen. Deine Charpien usw. habe ich hier erhalten und sind mir sehr recht gekommen. Dein Dich innigst liebender Vater

Scharnhorst.

Prag, den 14. Juni 1813.

Meine Verpflegung, Logie und Aufwartung, Greulich, der treue Friedrich sehr gut."

Zuversichtlich schreibt er noch am 18. Juni:

„Prag, den 18. Juni.

Meine einzige Tochter, es scheint mit meiner Herstellung langsam zu gehen, doch bezweifle ich dieselbe nicht. Ich hoffe mit den ersten Streitern beim Wiederausbruch des Krieges seyn zu können und werde dazu alle Mittel anwenden. Allen meine Innigkeit der Donaschen hohen edlen Familie.

Dein zärtlichster Vater

Scharnhorst."

Als aber Grolmann an sein Krankenlager eilte, um ihm die frohe Nachricht zu bringen, daß man sich mit Österreich über den künftigen Feldzugsplan

verständigt habe, da umflorte sich sein Auge bereits, und er war nicht mehr fähig, diese Botschaft, die ihn mit unendlichem Glücke erfüllt hätte, zu vernehmen. Bald darauf, am 28. Juni vor hundert Jahren, stand dies Herz still, das wie wenige für Preußens Freiheit und Größe geschlagen.

„Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner;
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz."

Das Symbol in der Kunst

Von Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen

Im modernen Geistesleben hat der Trieb zum Symbol, das Bedürfnis nach dem anschaulichen Ausdruck, der sinnlich-greifbaren, „symbolischen" Gestaltung des Übersinnlichen auf mancherlei Gebieten eine Neubelebung erfahren. Unsere empirischen Erkenntnismethoden fangen an, uns nicht mehr genügend Befriedigung zu gewähren, wir fühlen immer stärker, daß es auch für das moderne, naturwissenschaftlich geschulte Erkenntnisvermögen noch etwas Letztes, Unfaßbares gibt, daß auch für unsere hochentwickelte Sprache, für das fein ausgearbeitete System unserer Begriffe noch Unsagbares, jenseits aller Begriffe Liegendes existiert, das nur gefühlsmäßig, intuitiv erfaßt und auf symbolischem Wege der Erkenntnis nahe gebracht werden, anschaulich dargestellt werden kann.

Allerdings darf man auf dem Gebiete der Religion und der Wissenschaft, im besonderen der Philosophie, gerade nur erst von dem neuen Erwachen dieses Triebes zum Symbol, zum intuitiv Erfaßten und anschaulich Dargestellten reden*). Dagegen macht er sich mit größerer Deutlichkeit schon in der modernen Kunst bemerkbar. Der symbolische Zug in manchen Kunstrichtungen, sei es die Literatur, die Musik, die bildende Kunst, ist so stark, daß es keine zu gewagte Behauptung ist, wenn man sagt, die Kunst ahne schon ihre neue Aufgabe, mitzuhelfen, ja zu führen bei der symbolischen Erfassung und Gestaltung unseres Lebens, seines erweiterten Erkenntnisgehaltes nicht nur, sondern auch seines größeren Reichtums an gefühlsmäßiger, triebhafter und willenserregter Erfahrung.

*) Man vgl. meinen Aufsatz: „Das Symbol im Kulturleben", Grenzboten 1913 Heft 1, an den ich hier anknüpfe.

Wir möchten versuchen, den Beweis für diese Behauptung an dem Schaffen einer der neuesten Richtungen moderner Malerei zu führen, nämlich am Schaffen der Expressionisten, namentlich ihres Führers Kandinski. Wenn man vor den Erzeugnissen der Expressionisten steht, sei es Kandinski oder Pechstein oder ein anderer Vertreter, so ist man allerdings zunächst sehr stark versucht, mit einem Lächeln und Achselzucken vorüberzugehen, ja sogar ein gesunder Ärger fehlt wohl nicht darüber, daß solche „Schmiererei" sich für Kunst auszugeben wage. Aber auch einem solchen unzulänglichen, ja unverständlichen Bemühen gegenüber ist der Kulturpsychologe nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet zu fragen: „Aus welchen geistigen Zusammenhängen heraus ist das entstanden?", und der Kulturhistoriker fügt die Frage hinzu: „In welche geistigen Zusammenhänge paßt das hinein?"

Kandinski selbst macht es uns leicht, jene Frage nach den psychologischen und historischen Wurzeln des Expressionismus zu beantworten. Er legt sie in seinem Buche „Über das Geistige in der Kunst"*) mit großem Scharfsinn und Geschick selber bloß.

Übrigens kann hier der nachdenkliche Beobachter die Bemerkung nicht unterdrücken, es sei im Grunde doch ein pikantes Paradoxon, daß man sich über die modernsten Kunstrichtungen — das gilt für die Futuristen nicht weniger als für die Expressionisten — aus Büchern, aus programmatischen Erklärungen eher Aufklärung holen könne als aus der genießenden Betrachtung und der Analyse der geschaffenen „Werke".

Dennoch ist es jene Schrift Kandinskis durchaus wert, daß wir auf sie ausführlicher eingehen. Es zeigt sich nämlich in ihr klar, daß die Expressionisten die symbolische Kraft der Kunst zielbewußt für den Ausdruck jener Unterströmungen im modernen geistigen Leben nutzbar machen wollen, von denen wir oben sprachen. Allerdings zeigt es sich dabei auch mit nicht minderer Klarheit, daß sie dabei einen falschen Weg eingeschlagen haben und in Gefahr geraten sind, die symbolische Kraft der Kunst zu verkennen und zu überschätzen.

Auch Kandinski findet, daß sich im modernen geistigen Leben eine „geistige Wendung" vorbereite, daß eine immer größere Zahl von Menschen „keine Hoffnung mehr setze auf die Methoden der materialistischen Wissenschaft in Fragen, die mit der ‚Nichtmaterie' oder einer Materie zu tun haben, die unseren Sinnen nicht zugänglich ist". In einer Art Verzweiflung greifen diese Menschen, genau so wie sich die Kunst vielfach den Ausdrucksformen der Primitiven zuwendet, von den höchst exakten modernen Methoden der Erkenntnis auf jene halbvergessenen und in Mißachtung geratenen Erkenntnismethoden vergangener Zeiten zurück, die noch bei einigen alten Kulturvölkern, z. B. den Indiern, erhalten geblieben sind. Die Theosophen versuchen auf der rein gefühlsmäßigen und intuitiven inneren Erfahrung vom Übersinnlichen eine Weltanschauung aufzubauen.

*) Kandinski: „Über das Geistige in der Kunst, insbesondere in der Malerei." Mit acht Tafeln und zehn Originalholzschnitten. München, R. Piper u. Co. 1912. Preis 8 Mark.

Was die äußere, objektive Erfahrung nicht liefern kann, das soll das Gefühl, die Intuition, die innere Erfahrung liefern. „Der in das Reich von morgen führende Geist kann nur durch Gefühl . . . erkannt werden", sagt Kandinski.

Diese Abwendung von der äußeren Erfahrung und dem Objektiven und die Vertiefung in die gefühlsmäßige innere Erfahrung und das Subjektive hat nun aber noch eine weitere Folge. Sie führt auch zu völliger Subjektivität des Erlebens in dem Sinne, daß die gefühlsmäßigen Regungen des Ich nicht mehr als Mittel zum Zwecke der Erkenntnis irgendeines Übersinnlichen betrachtet werden, sondern als Selbstzweck, daß sie mit eingehender Liebe um ihrer selbst willen beobachtet, gepflegt und hoch eingeschätzt werden. Wenn die letzten äußeren Stützen der Religion, der Wissenschaft, der Moral fallen, dann „wendet der Mensch seinen Blick von der Äußerlichkeit ab und sich selbst zu", sich selbst und seinem Gefühl. Das ist das, was Kandinski unter der „geistigen Wendung" unserer Zeit versteht.

Es ist hier nötig, den Kreis der Kandinskischen Gedankengänge einen Augenblick zu verlassen und diese „geistige Wendung" unserer Zeit kurz mit Rücksicht auf andere Zusammenhänge zu betrachten. Die „geistige Wendung" äußert sich als eine Selbstbeschauung, als eine Vertiefung des Ichs in sich selber, als ein orgiastisches Gefühlserleben um des Erlebens willen. Jedes Band, daß zu der objektiven Welt führt, wird nach Möglichkeit gelöst oder wenigstens vergessen. Daher wird das subjektive Erleben auch nicht nach festen, objektiven Normen, etwa moralischen, gewertet, es wird rein ästhetisch genossen. Hier liegen die Wurzeln zu jenem moralischen Indifferentismus in der Literatur, den neulich Otto Zoff in den Grenzboten*) an der Hand der Werke von Max Brod schilderte.

Gerade weil diese Vertiefung in das eigene Gefühl aber nichts weiter ist als ein bloß ästhetisches Genießen des Ichs und seiner feinsten Regungen, losgelöst von allen objektiven Beziehungen, so stellt sie dadurch das Individuum auch gänzlich aus der durchschnittlichen menschlichen Gemeinschaft heraus, gänzlich isoliert für sich hin. Das ist sehr wichtig, wenn es sich darum handelt, das subjektive Erleben allgemeinverständlich zum Ausdruck zu bringen.

Als bewiesen aber muß man annehmen, daß durch diese „geistige Wendung", durch die Vertiefung in die Regungen des individuellen Gefühlslebens bei dem modernen Menschen eine starke Bereicherung der gefühlsmäßigen Erfahrung eingetreten ist, die auf irgendeinem Wege zum Ausdruck drängt.

Die Kunst ist nun dasjenige Gebiet, auf dem diese neuen und verfeinerten Gefühle zuerst sich auswirken können. Während die Psychologie noch heute sich fast vergebens bemüht, das Gefühl und sein Wesen mit Hilfe abstrakter Begriffe zu beschreiben, weiß die Kunst von Urzeiten her mit Hilfe ihrer Mittel uns die

*) 1918 Heft 22.

Gefühle, die den Künstler inspirierten, dadurch zu zeigen, daß sie sie in uns wiedererweckt. Die anschaulichen, sinnlichen Mittel der Kunst machen uns die Gefühlswelt des Künstlers, also etwas Über- oder besser Außersinnliches, zugänglich. Das ist die symbolische Grundlage der Kunst. In diesem Sinne sind die Mittel der Kunst symbolische Mittel, die Kunstwerke Symbole. Die moderne Kunst steht also vor der Aufgabe, neue und kräftige Mittel, neue Symbole zu suchen, um dem Reichtum modernen Gefühlslebens gerecht werden zu können.

Kandinski, zu dem wir hier wieder zurückkehren wollen, weist auf eine Anzahl von Künstlern aus dem Gebiete der Literatur, der Musik und der bildenden Kunst hin, die nach seiner Meinung instinktiv solche neuen symbolischen Mittel schon gefunden und zu neuem Gefühlsausdruck verwertet haben. In der Literatur ist ihm Maeterlinck nicht nur der Führer in eine phantastische, übersinnliche, nur innerlich erlebte und innerlich geschaute Welt, sondern auch derjenige, der am deutlichsten die reine künstlerische Form, das bloße Kunstmittel als Symbol, als Ausdruck für gefühlsmäßige Werte zu verwenden trachtet.

In der Betrachtung des Maeterlinckschen Schaffens zeigt sich nun bei Kandinski zuerst mit völliger Deutlichkeit jener absolute Formalismus, der für ihn und die Expressionisten bezeichnend ist und zu dem jene absolute Selbstbeschauung des Ichs, die eine Folge der „geistigen Wendung" ist, notwendig führen muß.

Kandinski findet, daß das Hauptmittel des Dichters Maeterlinck, das Wort, bei ihm innerer „Klang" sei. Er meint damit „die abstrakte Vorstellung", den „dematerialisierten Gegenstand", welche „im Kopfe des Hörers" entstehen, wenn irgend ein Name, irgend ein Wort, z. B. Baum, ans Ohr klingt, und welche „im Herzen eine Vibration sofort hervorrufen". Der Psychologie und ihrer Sprache wird es leichter, das kurz und klar auszudrücken, um dessen sprachlichen Ausdruck sich der Künstler hier qualvoll bemüht. Sie würde das, was Kandinski meint, als den Gefühlston bezeichnen, der jede Vorstellung begleitet. Die Eigenart Maeterlincks in der Verwendung des Wortes als Kunstmittel besteht eben darin, daß er den Gefühlston mit in den Dienst des künstlerischen Ausdrucks stellt, den jedes Wort vermöge seines bloßen Klanges, vermöge seines rein musikalischen Elementes besitzt.

Ansätze zu einer solchen Verwertung des reinen Wortklanges in der Dichtkunst fanden sich als Tonmalerei auch früher schon. Die Tonmalerei sollte aber immer etwas Gegenständliches darstellen, sie sollte „malen". Die neue Verwendung des Musikalischen im Wortklange dagegen geht wieder nur auf den symbolischen Ausdruck jenes subjektiven Gefühlstones, des inneren Klanges aus, den irgend ein Wort für den Dichter hat. Kandinski sagt: „Bei öfterer Wiederholung eines und desselben Wortes verliert dieses den äußeren Sinn einer Benennung", und es wird „nur der reine Klang des Wortes entblößt". „Ein einfaches, gewohntes Wort (wie z. B. Haare) kann in richtig gefühlter Anwendung die Atmosphäre von Trostlosigkeit, Verzweiflung verbreiten". Das Wort, als reines Kunstmittel, wird hier also zum Symbol nicht nur irgend

eines Gefühlstones, der für den Dichter damit verknüpft war, sondern sogar zum Symbol eines komplizierten Gemütszustandes.

Von dieser Symbolik des reinen Kunstmittels, von diesem symbolischen Formalismus,*) den Kandinski bei Maeterlinck findet, erhofft er reiche Möglichkeiten für die Zukunftsliteratur.

Ansätze zu diesem symbolischen Formalismus findet er nun auch auf dem Gebiete anderer Künste. Das Leitmotiv Wagners betrachtet er als „eine Art musikalisch ausgedrückter geistiger Atmosphäre, die dem Helden vorausgeht, die er also auf Entfernung geistig ausströmt", d. h. doch wohl als ein Symbol, das die „geistige Atmosphäre" des Helden im Hörer erzeugen soll. Unter den modernsten Musikern findet er bei Debussy und Skrjabin Ansätze, bei Arnold Schönberg schon eine ziemlich vollendete Ausbildung jenes symbolischen Formalismus in der Musik. Unter Verzicht auf das „gewohnte Schöne", d. h. auf die Harmonie und ihre Gesetze, führt Schönbergsche Musik nach Kandinskis Ansicht uns in ein neues Reich ein, wo die musikalischen Erlebnisse keine akustischen sind, sondern rein seelische. Hier beginnt die „Zukunftsmusik". Auch in dieser Zukunftsmusik soll die Verwendung der musikalischen Mittel, soll die Bindung der Töne nicht nach den objektiven akustischen Gesetzen der Harmonielehre, sondern nach dem Ablaufe des inneren, des gefühlsmäßigen Erlebens im Künstler vor sich gehen. Der Gefühlston, mit dem jeder musikalische Ton, sogar jede Dissonanz für den Künstler ausgezeichnet ist, soll allein maßgebend sein für seine Verwendung.

Auf dem Gebiete der Malerei endlich erblickt Kandinski in Rosetti, der die abstrakten Formen „der Präraffaeliten wieder zum Leben zu bringen suchte, in Böcklin, der seine „abstrakten Gestalten" in zwar stark entwickelte materielle, aber doch mythologische und märchenhafte Formen kleidete, und schließlich in Segantini, der auch aus der bis ins kleinste durchgearbeiteten Naturform eine „abstrakte Gestalt", gemeint ist wohl die typische Form, herauszuarbeiten verstand, in diesen drei Malern erblickt er mit Recht die Vorläufer des rein formalen Symbolismus, die „Sucher des Inneren im Äußeren".

Über Cézanne, der die „innere malerische Note" der Gegenstände zum Ausdruck zu bringen sucht, führt der Weg dann zu Matisse und Picasso, von denen jener den malerischen Eigenwert der Farbe, dieser den malerischen Eigenwert der Form mit Vorliebe kultiviert. Diese beiden Maler und ihre Art sind für Kandinski „zwei große Weisungen auf ein großes Ziel".

Welches dieses große Ziel ist, das macht er sich nach den eben geschilderten Überlegungen völlig begrifflich klar. Es handelt sich darum, in der Malerei Form und Farbe, losgelöst von jeder gegenständlichen Bedeutung der einzelnen Formen und einzelnen Farben, zu verwenden als reine künstlerische Mittel, als Symbole lediglich für den Gefühlston, der mit jeder reinen Form, mit jeder Farbe für den Künstler verknüpft ist.

*) Dieser Ausdruck ist Kandinski fremd und stammt von mir.

Dies ist das Ziel, das sich Kandinski und der Expressionismus gesteckt hat! Der Expressionismus ist gelegentlich bezeichnet worden als die Kunst, die nichts darstellen will. Diese Bezeichnung ist nur insoweit richtig, als der Expressionismus nichts Materielles, nichts Gegenständliches darstellen will. Wohl aber will er seine Mittel, Farben und Form, als Symbole, als Ausdrucksmittel gebrauchen für die gefühlsmäßige innere Erfahrung, die der Künstler selbst an Form und Farbe gemacht hat. Man könnte daher beim Expressionismus sprechen von einer rein lyrischen oder rein musikalischen Verwendung der malerischen Mittel, von einer malerischen Lyrik oder einer Musik der Formen und Farben*).

Wenn man sich soweit über die Ziele des Expressionismus Aufschluß verschafft hat und nun die „Impressionen", die „Improvisationen" und „Kompositionen", die Kandinski seinem Buche als Abbildungen beigegeben hat oder die Farbenphantasien irgend eines anderen Expressionisten anschaut, so besteht doch noch begründeter Zweifel daran, daß man aus diesem bunten Gewirr von Linien, dunkeln und hellen Flächen, unbestimmten Formen, aus diesem wüsten Farbengemische klug wird. Der symbolische Gehalt, der nach der Beteuerung der Expressionisten auch diesen Werken innewohnt, bleibt wirkungslos; denn das Symbol bleibt stumm, es spricht nicht zu uns, es erregt keinen verwandten Klang in unserer Seele.

Kandinski und die Expressionisten behaupten natürlich, das liege daran, daß die jetzige Menschheit jene „geistige Wendung" noch nicht in dem Maße vollzogen habe, um die Symbolik der reinen Formen zu fühlen, und daß sie vielleicht erst nach Jahren, wie es schon so oft geschehen ist, dorthin nachkommen werde, wohin die Kunst ihr jetzt führend vorauseilt.

Diese Verteidigung ist so übel nicht. Sie hat den Vorzug, daß sie, theoretisch wenigstens, vorläufig nicht widerlegt werden kann. Nur die Entwicklung selber kann entscheiden, ob sie im Rechte ist.

Aber auch wir, die Heutigen, können doch schon den Versuch machen, zum Expressionismus insofern Stellung zu nehmen, als wir ihm gewissermaßen eine Prognose als Kunst stellen. Wir können untersuchen, ob der Expressionismus als Kunst zufolge seines Zieles und seiner Mittel geeignet dazu ist, diejenige Rolle im Kulturleben der Menschheit auszufüllen, die der Kunst gemeinhin zufällt. Das Resultat dieser Untersuchung hat mehr oder weniger übrigens Gültigkeit für allen symbolischen Formalismus, mag er sich nun in der Malerei, in der Musik, der Dichtkunst oder irgendeiner anderen Kunst äußern.

Die Kunst ist Symbol im weitesten und bedeutungsreichsten Sinne des Wortes. Es sei gestattet, die verschiedenen Seiten an der symbolischen Wirkung der Kunst noch einmal kurz zu beleuchten**).

---

*) Ist es Zufall oder Gesetz, daß gerade die extremsten Richtungen in allen Künsten schließlich dazu gelangen, die Grenzen der Künste untereinander zu verwischen?

**) Es ist im Anschluß an Schlesingers Geschichte des Symbols (Verlag L. Simion, Berlin) schon in meinem anfangs zitierten Grenzbotenaufsatze geschehen. (1918, 1.)

Die Kunst ist Ausdruck. Sie kleidet das subjektive, gefühlsmäßige und daher unsinnliche und begrifflich unfaßbare Erleben des Künstlers in eine sinnlich-anschauliche Form.

Die Kunst ist aber nicht nur reiner Ausdruck des Subjektiven, sie ist zugleich Mitteilung. In ihr findet nicht allein das Bedürfnis des Künstlers Befriedigung, sein Erleben dadurch bis in das Innerste zu durchkosten, daß er es aus sich herausholt und nach außen ausstrahlen läßt in der symbolischen Kunstform, sondern auch das Bedürfnis des Künstlers, sein Erleben andern mitzuteilen. Hier liegt die Wurzel für die soziale, für die menschheitverbindende Kraft der Kunst. Wie weit diese Wurzel in die Psyche des Künstlers und die menschliche Psyche überhaupt zurückreicht, das läßt sich hier nicht mit kurzen Worten auseinandersetzen. Dieser soziale Drang ist im Künstler, diese soziale Kraft ist in der Kunst eben vorhanden, sie schläft nicht einmal ganz und gar im Expressionismus,

Daß die Kunst, der symbolische Ausdruck des subjektiven künstlerischen Erlebens, ihren letzten Zweck, nämlich verstanden zu werden, als Mitteilung vom Menschen zum Menschen zu wirken, wirklich erreicht, das hängt von zwei Vorbedingungen ab. Die eine von diesen ist inhaltlicher, die andere formaler Art.

Auf jene haben wir schon früher einmal*) hingewiesen. Nicht das nur persönliche Erleben und Fühlen des Künstlers, das extrem Individuelle, das vielleicht gleichzeitig etwas gänzlich Exzeptionelles ist, verschafft der Kunst menschenverbindende Kraft. Nur dasjenige Symbol wirkt in weitere Kreise der Menschheit, hinter dem das Typische, das allgemein Menschliche als Inhalt steht. Rein individuelle Kunst wird stets einen kleineren Wirkungskreis, eine kleinere Gemeinde haben, als eine Kunst, die auf das allgemein Menschliche gerichtet ist, die die Summe menschlicher Erfahrung zum Ausdruck bringen will. Insofern als der Expressionismus das individuelle Erleben des Künstlers an den Mitteln der Malerei, den Formen und Farben, als er den „inneren Klang" dieser Kunstmittel schildern will, ist er eine durchaus individuelle, extrem subjektive Kunstrichtung und tritt als Bruder neben das Schaffen der Futuristen, die dem extrem-subjektiven äußeren Eindruck der Natur, namentlich der Bewegung schildern wollen**). Aber im Futurismus liegt doch noch ein letzter Rest von Objektivität verborgen. Er bezweckt immer noch Naturdarstellung, Darstellung eines Gegenständlichen, wenn auch mit Hilfe eines noch so extrem individuellen Eindruckes vom Gegenständlichen. Der Futurismus ist die äußerste Überspannung des Impressionismus.

Der Expressionismus jedoch hat die Tendenz, auf das Gegenständliche überhaupt zu verzichten, das Nur-Subjektive, das Individuelle in reinster Form darzustellen.

---

*) Grenzboten 1913, 1.

**) Vgl. meinen Aufsatz „Die Futuristen". Grenzboten 1912, Heft 31.

Man wäre dennoch allerdings nicht berechtigt, ihn lediglich wegen dieses extrem persönlichen Charakters abzulehnen, mag er deshalb auch noch so wenigen Menschen verständlich sein. Diese extrem subjektiven und höchst persönlichen Kunstrichtungen sind notwendig für die Entwicklung der Kunst, denn in ihnen allein liegt die Möglichkeit des Fortschrittes, der Bereicherung der Kunst.

Die Kunst, die das typisch Menschliche in ihren Symbolen ausdrückt, die die Summe der bisherigen menschlichen Erfahrung zum Ideal symbolisiert, sie registriert eigentlich nur, sie sammelt die Früchte zur Erntezeit.

Die individualistische Kunst dagegen ist diejenige, die den Acker mit schwerer Mühe umwirft und die Saat in die Furchen streut. Wenn sie auf die feinsten Regungen der Seele lauscht und die leisesten Zuckungen des Gefühls beobachtet, so erobert sie Neuland für die Kunst. Wenn sie diese neue Erfahrung symbolisch zu erfassen und zu gestalten versucht, so erweisen sich vielfach die bisherigen Kunstformen als unzulänglich, und in schwerem Ringen muß die individualistische, muß die extrem subjektive Kunst neue Mittel sich dienstbar machen, neue Symbole zu schaffen suchen. Gelingt ihr das, so erfährt der Formenschatz der Kunst jene Bereicherung, jene Ausstattung mit Ausdrucksmitteln für neue und reichere Erfahrungen, die der idealisierenden Kunst gestatten, aufs neue ans Werk zu gehen.

Die neuen Mittel, die die subjektive, individualistische Kunst anwendet, sind aber nur dann geeignet, wirkliche Symbole, d. h. allgemeinverständliche Ausdrucksmittel zu werden, wenn sie eine gewisse objektive Gesetzmäßigkeit aufweisen, auf Grund deren sie übersichtlich angeordnet werden können. Diese ermöglicht es dann dem subjektiven Gefühl, sich ein für allemal in dieser oder jener bestimmten Form mit dem Kunstmittel, dem Symbol zu verknüpfen. So erhält das Kunstmittel eine in gewissen Grenzen feststehende symbolische Bedeutung in der Kunst, die es dazu geeignet macht, als Mitteilungs-, als Verständigungsmittel der Kunst und ihrem sozialen Zwecke zu dienen. Eine solche objektive Gesetzmäßigkeit erhalten alle darstellenden Künste, die Malerei, Plastik, Dichtkunst, dadurch, daß sie ihre Mittel in den Dienst der objektiven Gesetzmäßigkeit der Natur stellen, daß sie die Natur und ihre Erscheinungsformen zur Grundlage ihrer Symbole nehmen. Die Mittel der Musik, die Töne, weisen an sich eine objektive, nämlich akustisch-physikalische Gesetzmäßigkeit auf, die ihre Übersicht und Beherrschung durch das Gefühl erleichtert.

Nun verzichtet aber der Expressionismus auf die Gesetzmäßigkeit der Natur bei seinem Schaffen und will die reinen Mittel der Malerei, Formen und Farben, als Symbole für die ihnen zugeordneten Gefühle gebrauchen. Dieser symbolische Formalismus hat nur dann Aussicht, sein Ziel, die Schaffung wirklicher, d. h. allgemeinverständlicher Symbole zu erreichen, wenn es ihm gelingt, objektive, ein für allemal gültige Gesetze für die Verwendung seiner Mittel, der reinen Form und der reinen Farbe, aufzustellen, Gesetze, die dann die Grundlage für eine ein für allemal gültige Gefühlssymbolik der Formen und

Farben abgeben können, nach der die kunstgenießenden Menschen sich richten können.

Das fühlt der Expressionismus und namentlich der geschickte Theoretiker des Expressionismus, Kandinski, sehr wohl. Er bemüht sich daher, für den symbolischen Formalismus, für die Verwendung der reinen Form und Farbe als künstlerisches Ausdrucksmittel einen ganzen „konstruierten malerischen Generalbaß" zu erlangen.

Aber als das Grundgesetz dieser malerischen Harmonielehre stellt er das Prinzip der „inneren Notwendigkeit" auf. Sowohl die Farben- als auch die Formenharmonie soll nur „auf dem Prinzip der zweckmäßigen Berührung der menschlichen Seele" (durch die Farben und Formen als Reize nämlich) beruhen. Diese „innere Notwendigkeit" aber, ebenso wie die Zweckmäßigkeit ist eine völlig subjektive und identisch mit dem subjektiven Erlebnis des Künstlers. So ist das subjektive Erlebnis des Künstlers oberstes Gesetz in dem „malerischen Generalbaß" des Expressionismus.

Es wäre nun die Aufgabe Kandinskis, für dieses innere Erleben der Künstler an der reinen Form und der reinen Farbe bestimmte Grenzfälle oder Typen zu finden und festzulegen. Das gelingt ihm aber nur in sehr unvollkommener Weise, ja auf der Suche nach einer inneren Gesetzmäßigkeit der Formen leidet er völlig Schiffbruch. Was er von dem „inneren Klang", dem gefühlsmäßigen Gehalt der reinen Formen zu sagen weiß, ist gleich Null. Er begnügt sich mit logischen Konstruktionen, konstatiert z. B. daß es Formen gebe, die materielle Gegenstände darstellen wollen, ferner völlig abstrakte Formen, die „keinen realen Gegenstand bezeichnen", sondern „vollkommen abstrakte Wesen" sind, und endlich, daß zwischen diesen beiden Grenzen die unendliche Zahl der Formen liege, „in welchen beide Elemente vorhanden sind und wo entweder das Materielle überwiegt oder das Abstrakte". Zuletzt tritt er einen ehrenvollen Rückzug an, indem er zugibt, daß „mit ausschließlich rein abstrakten Formen der Künstler heute nicht auskommen kann", weil sie „zu unpräzise" sind. Die mathematische Gesetzmäßigkeit der Formen läßt Kandinski völlig außer Betrachtung, während diese doch allein zu einer reinen Formensymbolik führen kann und in der ornamentalen und monumentalen Kunst tatsächlich zu einer solchen geführt hat.

Mit etwas besserem Gelingen versucht Kandinski bestimmte Typen für die innere Wirkung der Farben, für die Farbensymbolik, aufzustellen. Er knüpft an eine objektive Gesetzmäßigkeit, nämlich an die optisch-physikalische, an und stellt Kontrastfarben in Paaren als Gegensätze einander gegenüber, um ihnen dann die künstlerische, die gefühlsmäßige Deutung zu geben auf Grund seiner Erfahrung als Künstler.

Das erste Paar dieser Gegensätze ist Gelb und Blau, gleichzeitig als Gegensatz des Warmen und Kalten. Im Gelb liegt ferner für Kandinski eine exzentrische, im Blau eine konzentrische Bewegung. Es seien zur Charakteri-

sierung seiner ganzen Farbensymbolik einige weitere Gefühlsnuancen angegeben, die Kandinski in diesen Farben findet. „Gelb ist die typisch irdische Farbe." „Verglichen mit dem Gemütszustand des Menschen könnte es als farbige Darstellung des Wahnsinns wirken, aber nicht der Melancholie, Hypochondrie, sondern eines Wutanfalles, der blinden Tollheit, der Tobsucht." Das Gelb klingt wie eine immer lauter „geblasene scharfe Trompete oder wie ein in die Höhe gebrachter Fanfarenton". Blau ist die typisch himmlische Farbe. Sehr tiefgehend entwickelt das Blau das Element der Ruhe. Zum Schwarzen sinkend bekommt es den Beiklang einer „nicht menschlichen Trauer". „Musikalisch dargestellt, ist helles Blau der Flöte ähnlich, das dunkle dem Cello, immer tiefer gehend, den wundervollen Klängen der Baßgeige; in tiefer, feierlicher Form ist der Klang des Blau dem der tiefen Orgel vergleichbar."

Es würde hier zu weit gehen, noch mehr Einzelheiten aus Kandinskis Farbensymbolik anzuführen. Als weitere Gegensätze führt er neben Hell und Dunkel (Weiß und Schwarz, jenes charakterisiert durch „ewigen Widerstand und trotzdem Möglichkeit, Geburt", dieses durch „absolute Widerstandslosigkeit und keine Möglichkeit, Tod"), noch Rot und Grün, Orange und Violett auf. Schon aus den wenigen hier stehenden Proben geht hervor, daß diese Farbensymbolik keineswegs sehr originell, sehr individuell ist. Sie ist aber, was schlimmer ist, vielfach gar nicht einmal gesehen und gefühlt, sondern vielmehr logisch konstruiert. So sagt z. B. Kandinski vom Grün: „Ideales Gleichgewicht in der Mischung dieser zwei in allem diametral verschiedenen Farben (Gelb und Blau) bildet das Grün. Die horizontalen Bewegungen vernichten sich gegenseitig. Die Bewegungen aus und ins Zentrum vernichten sich ebenso. Es entsteht Ruhe. Dies ist der logische Schluß ... Und das direkte Wirken aufs Auge und schließlich auf die Seele führt zu demselben Resultat."

Hier tritt bei Kandinski die logische Konstruktion, das begriffliche Denken ganz offenkundig vor das Schauen und Fühlen*), und das ist an unzähligen anderen Stellen ebenso der Fall. Der ganze Expressionismus — und damit sind wir bei dem ausschlaggebenden Endpunkt unserer Betrachtung angelangt — baut sich auf einem logischen Gedanken auf, nämlich auf dem Gedanken, daß es möglich sei, von jeder sachlichen Bedeutung der Formen und Farben zu abstrahieren, sich reine Formen und Farben vorzustellen. Das ist in der Logik in der Tat möglich; aber der Expressionismus ging daran, diese logische Abstraktion auf die Kunst zu übertragen. Er ist nicht so sehr das Produkt eines neuartigen Schauens und Fühlens als vielmehr des denkenden Verstandes, seine Symbole sind keine geschauten und gefühlten, sondern erdachte.

Es ist wohl überhaupt ein vergebliches Bemühen, eine allgemein-verständliche Symbolik für komplizierte Gemütszustände auf den reinen Formen

*) Das geschieht übrigens nicht nur bei Kandinski und dem Expressionismus, sondern auch beim Futurismus.

und Farben aufbauen zu wollen. Beide weisen zu wenig objektive Bestimmtheit auf, um sich zu konventionellen Trägern dieser Symbolik entwickeln zu können.

Was aus den Bestrebungen des Expressionismus für die gesamte Kunst Bleibendes erwachsen kann, ist eines nur. Es kann durch sie das Gefühl für die Symbolik, für die Ausdruckskraft der Formen und Farben geschärft und höher kultiviert werden, aber nicht für die Symbolik der reinen Form, der reinen Farbe für sich allein, sondern der Form und der Farbe am Gegenstande, für Form und Farbe als Bestandteil der Naturerscheinung.

Nur auf diesem Wege kann auch der Expressionismus zur Bereicherung der Ausdrucksmittel in der Kunst, zur weiteren Ausgestaltung ihrer Symbolik beitragen und so an seinem Teile mitarbeiten bei der Lösung der künstlerischen Aufgabe unserer Zeit, an der symbolisch-anschaulichen Gestaltung des vertieften Fühlens und des heimlichen Sehnens unserer Zeit.

Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt

Von Heinrich Göhring in Bremerhaven

(Schluß)

Entsprechend dem impulsiven Temperament der lateinischen Rasse gibt es für die französischen sowie für die anarchistischen Gewerkschaften überhaupt keine Ziele und keine Programme; es gibt vielmehr nur eine Aktion und alle Theorie läuft darauf hinaus, diese Aktion möglichst gewaltig zu machen. Man verzichtet auf alle kleinen erreichbaren Vorteile, auf alle Kompromisse mit den Gegnern. Man will daß der Feind Feind bleibe, damit der Kampfeseifer im eigenen Lager nicht erlahme, sondern immer mächtiger anschwelle. Man liebt den Kampf um des Kampfes willen. So kam es bei den Arbeitskämpfen in Frankreich in den letzten Jahren gar nicht selten vor, daß erst nach der Arbeitseinstellung die Forderungen der Streikenden überhaupt formuliert wurden. Man verlangt ferner die Proklamierung des Generalstreiks als Mittel der sozialen Revolution und die Sabotage, das Kampfmittel der Verzweiflung. Wohin diese Theorie führt, zeigt so recht das Beispiel der französischen Industrie. Die französische Industrie hat unter den leidenschaftlichen Gewaltakten und unter der Sabotage so erheblich gelitten, daß sie in ihrer Leistungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt worden ist.

Die unabhängigen anarchistischen Gewerkschaften Italiens haben eine gewisse Zentralisation in dem auf dem Kongreß zu Mailand am 1. November 1902 gegründeten Zentralkomitee „Segretariato della resistenza". Der Zweck dieses Zentralkomitees sollte sein: die Einwirkung auf die Bildung neuer Fachverbände, die Regelung der Initiative in Angelegenheiten von nationaler oder internationaler gewerkschaftlicher Bedeutung, die Übermittlung der Reformforderungen der Arbeiterklasse an die Vertreter des Proletariats in den Ortsvertretungen, der Ausgleich von Konflikten, welche zwischen einzelnen Verbänden oder zwischen der Gesamtheit der Verbände und den Arbeitskammern entstehen können, die Einberufung nationaler Gewerkschaftskongresse, die Vertretung der Arbeiterorganisationen Italiens beim internationalen Arbeitsamt und die Aufstellung gewerkschaftlicher Statistik.

Eine weitere Zentralisation der Arbeitervereinigungen Italiens bilden die den französischen Bourses du travail nachgebildeten Arbeitskammern (Camere del lavoro).

Da die große Mehrheit der Arbeitervereinigungen Italiens, sowie der anarchistischen Organisationen überhaupt, den Charakter von Widerstandsvereinigungen, die für gewöhnlich alle Unterstützungen bei Krankheiten, Todesfällen usw. ausschließen, tragen, sind eine ganze Anzahl der organisierten Arbeiter Mitglieder der Unterstützungs- oder sogenannter Gegenseitigkeitsvereine, deren Entstehung derjenigen der Widerstandsvereinigungen vorangegangen ist. Nach den vorliegenden Berichten sollen diese zahlreichen Vereinigungen über bedeutende Mittel verfügen und 767 von ihnen zu einem Landesverbande der „Federazione della Societa di Mutua Soccorso" (Verband der Vereinigungen zur gegenseitigen Hilfe) zusammengeschlossen sein. Eine der stärksten unabhängigen Organisationen Italiens ist der „Zentralverband der Bauarbeiter Italiens", dessen Mitgliederzahl von 26653 im Jahre 1906 auf 50000 im Jahre 1910 gestiegen ist.

Die Gewerkschaftsorganisationen Spaniens tragen wie diejenigen Italiens fast durchweg den Charakter von Widerstandsvereinigungen. Bemerkt sei hier gleich noch, daß, gleichwie in Frankreich, die fortwährenden politischen Unruhen die spanische Arbeiterbewegung von jeher stark beeinflußt haben. Trotz der Rückständigkeit aller öffentlichen Einrichtungen und der niedrigen Bildung der großen Masse der Bevölkerung — nur ungefähr ein Drittel der Erwachsenen kann lesen und schreiben — ist Spanien seit langer Zeit das unruhigste Land Europas. Spanien ist außer Frankreich das einzige Land, in welchem die Anarchisten in größerer Zahl und in gefestigten Gruppen anzutreffen sind und dort macht sich auch ganz naturgemäß ihr Einfluß in den breiten Volksschichten ziemlich stark bemerkbar. Kein Wunder ist es daher, wenn der Anarchismus in der spanischen Arbeiterbewegung vorherrscht.

Auch hier in der Arbeiterbewegung Spaniens findet man ein stark ausgeprägtes Genossenschaftswesen. So wurden im Jahre 1906 allein schon

309 Gesellschaften zur gegenseitigen Hilfeleistung mit 84426 Mitgliedern gezählt.

Seit November 1889 besteht in der „Unión General de Trabajadores" eine Zentralisation der spanischen Gewerkschaftsbewegung.

Größere Organisationen bilden hier die Bauarbeiter mit 1903 : 10263 und 1907 : 12036 Mitgliedern, die Holzarbeiter mit 1904 : 4521 und 1908: 3652 Mitgliedern, die Kutscher und Geschirrführer mit 1904 : 3000 und 1908: 3250 Mitgliedern, die Metallarbeiter mit 1904 : 1800 und 1908 : 2402 Mitgliedern usw.

Der erste bemerkenswerte Schritt zur gewerkschaftlichen Organisation in Rußland war der Petersburger Weberstreik im Jahre 1896, an welchem etwa 30000 Arbeiter beteiligt waren. Dieser Streik, welcher allgemein als eine bisher unbekannte Erscheinung des Zarenreiches anzusehen ist, hatte gleichzeitig noch eine große politische Bedeutung. Er demonstrierte nämlich vor der ganzen Bevölkerung die Solidarität der Arbeitermassen und die in ihnen erwachte Kampfesentschlossenheit. Weitere Streiks der Jahre 1900, 1902 und 1903 wirkten in derselben Richtung, so der Generalstreik, der sich von Juli bis August 1903 über ganz Südrußland verbreitete. Einen Bestand hatten aber alle die in dieser Zeit und vielfach nur zur Abwehr bestimmter Maßnahmen gegründeten Vereinigungen nicht. So schnell sie entstanden, so schnell zerfielen sie auch wieder.

Eine hinsichtlich ihres Einflusses auf die Arbeiterschaft und hinsichtlich des inneren organisatorischen Ausbaues im Vordergrund stehende Gewerkschaft Rußlands war die anfänglich geheime Gewerkschaft der Buchdrucker von Moskau (gegründet 1903). Dieser Vereinigung gelang es, ihre volle Anerkennung seitens der Unternehmer durchzusetzen. Im Jahre 1905 folgten dann ähnliche Gewerkschaften in Petersburg und bald auch in vielen anderen Städten. Am Ende des Jahres 1905 waren in allen größeren Städten Rußlands Gewerkschaften gegründet, welche aber meist lokalen Charakter trugen und nur ein kurzes Dasein hatten.

In Moskau und Petersburg hatten sich ebenfalls im Jahre 1905 sogar schon Zentralbureaus für die Gewerkschaften gebildet, jedoch wurden diese Zentralisationen bereits im Dezember 1905 nach der Niederwerfung des großen Moskauer Ausstandes wieder aufgelöst.

Im Frühjahr 1906 wurde ein Gesetz erlassen, welches die Bildung von Berufsvereinigungen erlaubte und regelte. Als Zweck der Gesellschaften wurde festgelegt: die Behandlung und Förderung der wirtschaftlichen Lage und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder, sowie die Förderung der Produktivität der Betriebe, in denen sie arbeiten. Ferner wurde den Berufsvereinen erlaubt, sich auf dem Gebiete des Schieds- und Einigungswesens, des Arbeitsnachweises, der Rechtsauskunft, des gemeinsamen Einkaufs, des Unterstützungswesens und der Fortbildung zu betätigen. Die Gewerkschaften können ferner nach dem Gesetz Ortsgruppen einrichten, doch dürfen diese keine gesonderte Verwaltung haben. Untersagt ist dagegen die Verbindung zweier Gewerk

vereine. Charakteristisch für die russische Gewerkschaftsbewegung ist die Tatsache, daß lange Zeit hierdurch der größte Teil der Organisationen eine ungesetzliche Existenz führte und selbst heute noch viele Gewerkschaften illegal arbeiten.

Die unabhängigen Gewerkschaftsorganisationen Belgiens haben in einem alljährlich stattfindenden Gewerkschaftskongreß eine gewisse lose Zentralisation. Eine der größten der hier in Frage kommenden Vereinigungen ist die der Diamantarbeiter in Antwerpen.

Die unparlamentarischen (im Gegensatz zu den sozialistisch-parlamentarischen) Gewerkschaften der Niederlande haben eine Zentralisation in dem in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer Reihe damals tonangebender Fachverbände gegründeten „National Arbeids-Secretairaat". Größere unparlamentarische Organisationen der Niederlande sind der im Jahre 1866 gegründete „Allgemeine niederländische Typographenbund" mit 1902 : 1200 und 1909 : 2709 Mitgliedern, die im Jahre 1890 errichtete Maurerföderation mit 1909 : 600 Mitgliedern und die im Jahre 1905 errichtete freie Zimmererföderation mit 1909 : 500 Mitgliedern.

Die unabhängigen Gewerkschaftsorganisationen der französischen und italienischen Schweiz sind teilweise im „Romanischen Gewerkschaftsbund" zentralisiert. Größere Organisationen sind hier u. a. der im Jahre 1873 gegründete „Typographenbund der romanischen Schweiz" mit 1902 : 692 und 1911 : 800 Mitgliedern, der „Verband der Maurer und Handlanger der romanischen Schweiz" u. a. m.

Im Gegensatze zu den freien Gewerkschaften Deutschlands verlangt die „Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften", die anarchistische (auch anarchosozialistische) Zentrale nach ihrem vorliegenden Programm u. a. die Abschaffung des Systems der Zentralverbände; die Schaffung starker vom proletarischen Geiste durchdrungenen Lokalorganisationen, die völlig unabhängig von jedem Beamten der Partei, wie von jeder Parteiherrschaft sein sollen; die Verwerfung jedes Paktierens mit dem Unternehmertum in Form von Tarifverträgen sowie die Beseitigung aller Unterstützungseinrichtungen.

Zu der anarchistischen Gruppe sind dann noch die tschecho-slawischen Arbeiterorganisationen Österreichs mit der Zentrale „Gewerkschaftskommission in Prag", die unabhängigen Arbeitervereinigungen Finnlands, die unabhängigen Arbeitersyndikate Südamerikas und die unabhängige Arbeiterbewegung in Japan, welche im Jahre 1900 einsetzte, hinzuzuzählen. Bemerkt sei hier noch, daß, obgleich die Anregung der Errichtung der unabhängigen Organisationen in Japan von sozialistischer Seite erfolgte, es dem Sozialismus selbst nicht möglich war, in dieser Arbeiterbewegung die Oberhand zu behalten und er mußte gar bald seine Herrschaft dem revolutionären Syndikalismus überlassen.*)

*) Hier seien auch nicht die anarchistischen Arbeitervereinigungen in der Landwirtschaft Frankreichs und Italiens vergessen. Bemerkt sei gleich noch, daß man bei einer Verwendung der in Frage kommenden Zahlen (Frankreich 1909 : 516 530, Italien 1909 : 425 983 Mit-

Die christliche Gruppe der modernen Arbeiterbewegung verfügt besonders in Deutschland über eine stattliche Mitgliederzahl.

Als Ursprung der christlichen Gewerkschaften Deutschlands können die katholischen Gesellenvereine angenommen werden, von welchen der erste im Jahre 1845 in Elberfeld entstand. Während bei den katholischen Gesellenvereinen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession, nämlich der katholischen, zur Bedingung gemacht wurde, erachtete man es später bei den christlichen Gewerkschaften als ganz gleich, welcher Konfession das Mitglied angehörte. (So besagt z. B. § 4 des Statuts des „Gewerkvereins der christlichen Bergarbeiter Deutschlands" u. a.: „Der Gewerkverein achtet in seiner Praxis die religiöse Ueberzeugung seiner Mitglieder, schließt aber die Behandlung religiöser Fragen aus".) Die bedeutendsten der dem „Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands", der Zentralisation der christlichen Arbeiterbewegung in Deutschland, angeschlossenen Vereinigungen sind hier die im Jahre 1894 errichtete Organisation der Bergarbeiter mit 1902: 35500 und 1910: 82855 Mitgliedern, die in der Zeit von 1896 bis 1899 gegründete Organisation der Textilarbeiter mit 1902: 14454 und 1910: 40320 Mitgliedern, die im Jahre 1899 gegründete Organisation der Bauhandwerker und Bauhilfsarbeiter mit 1902: 3547 und 1910: 35647 Mitgliedern, die im Jahre 1896 gegründete Organisation der Bayerischen Eisenbahner mit 1902: 17000 und 1910: 26967 Mitgliedern, die im Jahre 1897 gegründete Organisation der Metallarbeiter mit 1902: 8950 und 1910: 33963 Mitgliedern, die im Jahre 1900 gegründete Organisation der Staats-, Gemeinde- und Verkehrsarbeiter mit 1902: 1800 und 1910: 13800 Mitgliedern u. a. m.

Außerhalb des Gesamtverbandes bestehen noch eine ganze Reihe unabhängiger Vereine, welche vielfach als Rekrutierungsgebiet der christlichen Gewerkschaften gelten können. Die größten der hier in Frage kommenden Vereinigungen im Jahre 1910 waren der „Allgemeine Verband der Eisenbahnvereine der preußisch-hessischen Staatsbahnen und der Reichsbahnen" (Sitz Kassel) mit 441578 Mitgliedern, die „Polnische Berufsvereinigung" (Sitz Bochum) mit 61965 Mitgliedern, der „Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und Arbeiter" (Sitz Berlin, früher Trier) mit 80447 Mitgliedern, der „Allgemeine deutsche Musikerverband" (Sitz Berlin) mit 14218 Mitgliedern u. a. m.

---

glieder) sehr vorsichtig sein muß. Über die Landarbeitersyndikate Frankreichs liegen außer den Zahlenangaben gar keine näheren Berichte vor. Die Zahl der Landarbeiterorganisationen Italiens ist von 1809 im Jahre 1908 auf 1770 im Jahre 1909 zurückgegangen. Die organisierten Landarbeiter Italiens gehören in der Hauptsache 2 Zentralisationen an und zwar den lokalen Arbeitskammern (Camere del lavoro) und dem „Zentralverband der Landarbeiter" (federazione di lavoratori della terra), welchem 1909 : 163 000 Mitglieder angehörten. (Auf dem Kongresse der Landarbeiter zu Bologna im Jahre 1909 wurde u. a. die Einführung der Gewerbegerichte für Landarbeiter gefordert, sowie die Ausdehnung der obligatorischen Unfallversicherung auf die ländliche Arbeiterschaft)

Die konfessionellen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine haben in Punkto der der gewerkschaftlichen Fragen kein einheitliches Vorgehen. Der überwiegend größte Teil sowohl der katholischen wie der evangelischen Vereine empfiehlt seinen Mitgliedern, sich den christlichen Gewerkschaften anzuschließen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die christliche Arbeiterbewegung eine Einrichtung der allerneuesten Zeit. Der Hauptsitz der Bewegung selbst ist zurzeit Chicago, wo auch das Organ der christlich-sozialen Gewerkvereine, der „Christian Sozialist" herausgegeben wird.

Bedeutend älteren Datums ist die christliche Arbeiterbewegung Frankreichs. Bedeutende Organisationen bilden zurzeit die Textilarbeiter. Nicht zu vergessen ist auch die „Katholische Eisenbahner-Union" mit 1911: 50000 Mitgliedern.

Die christliche Arbeiterbewegung Italiens, welche ebenfalls schon älteren Datums ist, hat in der „Azione popolare e Democratico Christiana" (katholischer Volksverein) und der „Unione del Lavoro" in Palermo zwei Zentralen. Im Gegensatz zu den sozialistischen und anarchistischen Widerstandsvereinigungen besitzen die katholischen Berufsvereine (Unioni professionali catholiche) von Italien sehr gut ausgebaute Unterstützungseinrichtungen. Auch hinsichtlich des Genossenschaftswesens hat man sich hier von jeher mit sehr gutem Erfolg betätigt.

Die christlich-soziale Arbeiterbewegung Österreichs hat in der Praxis im letzten Dezennium gerade wie die sozialistische und separatistische unter den kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder zu leiden gehabt.

Die christliche Arbeiterbewegung Rußlands hat ihre Anhängerschaft vornehmlich in Russisch-Polen. Die Vereinigungen selbst sind hier nicht nach Fächern, sondern nach Kirchspielen organisiert und setzen sich aus den verschiedensten Berufen zusammen. Unterstützungen bei Streiks werden nicht gezahlt und kommen daher selbständige Streiks der Mitglieder fast nie vor. Der Aufbau dieser Vereine ist auf dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe gegründet, und ihre Haupttätigkeit besteht in der Errichtung von Konsumläden, Korporationen usw.

Die auf dem Boden der „Ligue démocratique belge" stehenden christlichen Fachvereine Belgiens, als deren Gründungsjahr das Jahr 1891 anzusehen ist, haben in dem im Jahre 1903 errichteten „Secrétariat générale des unions professionelles" eine ziemlich festgefügte Zentralisation. Mitglieder dieser Liga selbst können alle aus Arbeitern und Arbeitgebern (später nur auf Vereine von Arbeitern beschränkt) bestehende Organisationen werden, sofern ihre Ziele mit denjenigen der Liga nicht in Widerspruch stehen und ihre Satzungen an den Begriffen der Familie und des Eigentums festhalten und die Religion als unerläßliche Voraussetzung des gesellschaftlichen Lebens anerkennen. In den letzten Jahren hat nun die christliche Arbeiterbewegung

Belgiens überaus gute Fortschritte zu verzeichnen gehabt, und zwar besonders die Organisationen der Stein-, Textil-, Buch- und Papierindustrie.

Die christliche Arbeiterbewegung Spaniens, welche schon älteren Datums und gleich wie diejenige Italiens auf dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe aufgebaut ist, verfügt gegenüber den losen Vereinigungen der anarchistischen Arbeiter über festgefügte Organisationen. Größere Gewerkschaften bilden hier u. a. die Textilarbeiter und die Arbeiter des Baugewerbes.

Im Laufe des Jahres 1908 wurden von den christlichen Gewerkschaften der Niederlande zwei Zentralstellen errichtet, und zwar der „Christlich-nationale Fachverband", welcher zunächst protestantische Gewerkschaften, wie die Vereinigung der christlichen Kontor- und Handelsangestellten umfaßte und den „Römisch-katholischen Fachverband". Von größeren hier in Frage kommenden Organisationen sind die „Christliche Bergarbeiterorganisation" (Sitz Limburg), sowie die gutorganisierten Verbände der Textilarbeiter und der Maurer zu nennen.

Am Schlusse der christlichen Gruppe in der modernen Arbeiterbewegung sei noch der christlichen Arbeitervereine Dänemarks mit der Zentralisation in dem „Christlichen Gewerkschaftsverband in Dänemark" und der christlichen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine der Schweiz mit der Zentralstelle in der „Landeszentrale der christlichen Gewerkschaften der Schweiz" Erwähnung getan.

Einen flotten Aufschwung hat auch die hier zuletzt genannte Gruppe in der modernen Arbeiterbewegung, die Gruppe der gelben oder wirtschaftsfriedlichen Arbeitervereinigungen genommen. Dieselbe ist erst allerneuesten Datums und rekrutiert sich vornehmlich aus Mitgliedern der sozialistischen und anarchistischen Gruppen. Als Ursprungsland der gelben Arbeiterbewegung wird vielfach Frankreich bezeichnet (wenigstens hat Frankreich der Bewegung den Namen gegeben) und hat diese Bewegung in den letzten Jahren fast in allen Kulturstaaten Erfolge zu verzeichnen gehabt. In Frankreich selbst erfolgte ihre Gründung bekanntlich im Jahre 1902, wo die sogenannte „Unabhängige Arbeitsbörse" mit 100000 Franken Unternehmersubvention zustande kam.

Der wesentliche Punkt im Programm der Gelben ist der Punkt 2 der Satzungen: „Erhebung der Handarbeit zum Kapital und zum Eigentum." Das heißt mit anderen Worten, die Arbeiter sollen sparen, um in dieser oder jener Form Anteil an dem Unternehmen zu gewinnen. Als Unternehmer werden dann die Arbeiter selbst das größte Interesse an dem Gedeihen des Unternehmens haben, was wiederum zur Folge hat, daß sie zu Gegnern aller Streiks werden.

Die gelbe Arbeiterbewegung Englands hat dem im Jahre 1892 den mit Hilfe der Unternehmer und zwar vornehmlich derjenigen aus der Metall- und Schiffbauindustrie gegründeten „Nationalverband freier Arbeiter" zur Zentrale erhoben. Bedeutend jüngeren Datums ist die wirtschaftsfriedliche Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In Deutschland hat die gelbe Arbeiterbewegung erst gegen Ausgang des Jahres 1905 eingesetzt; und zwar faßte sie zuerst festen Fuß in Berlin, Augsburg, Magdeburg, Nürnberg u. a. m. Diese Vereine haben den „Bund deutscher Werkvereine" gegründet, dem im Jahre 1911 70 Vereine mit 60000 Mitgliedern angehörten. Weitere hier in Frage kommende Zentralen sind der „Bund vaterländischer Arbeitervereine", dessen Mitgliederzahl von 7000 im Jahre 1907 auf 32000 im Jahre 1911 gestiegen ist. Im Jahre 1906 wurde mit 26 Vereinen und 2000 Mitgliedern der „Bund der Bäcker- und Konditorengehilfen Deutschlands" errichtet. Im Jahre 1911 waren dieser Zentrale schon 226 Vereine mit 13000 Mitgliedern angeschlossen. Die Mitgliederzahl des „Bundes der Handwerker der kaiserlich königlichen technischen Institute" stieg von 250 im Jahre 1905 auf 3000 im Jahre 1911. Dem „Bund sächsischer Werkvereine" gehörten 1911: 25 Vereine mit 20000 Mitgliedern an. Im „Zentralverband seemännischer Berufsvereine", 1907 gegründet, waren im Jahre 1911: 2600 Mitglieder vereinigt.

Die gelbe Arbeiterbewegung in Österreich ist zur Zeit der großen Wahlrechtskämpfe im Jahre 1905 entstanden. Auch hier handelt es sich in der Mehrheit der Fälle um Fabrik- und Werkvereine, in welche nur Arbeiter ein und desselben Betriebes oder aus einer Anzahl von Betrieben aufgenommen werden können.

Um die Arbeiter von den anarchistischen und sozialistischen Bestrebungen fern zu halten, wurden in Rußland behördlicherseits Arbeitervereinigungen ins Leben gerufen. Eine der ersten oder vielmehr die erste dieser Art Vereinigungen war die „Hilfskasse für Arbeiter der mechanischen Werkstätten Moskaus", welche unter der Aufsicht der Polizeibehörde stand und in den verschiedenen Stadtteilen Moskaus besondere Gruppen bildete. Für andere Gewerbe, wie für die Weber, die Tabakarbeiter usw., wurden ähnliche Hilfskassen errichtet.

Am Schlusse der gelben Gruppe sei dann noch der „Nationalen polnischen Gewerkschaften" in Russisch Polen, der „Gelben Arbeitersyndikate" Belgiens, der „Gelben Werkvereine" der Schweiz und der gelben Arbeiterbewegung Dänemarks, Spaniens und Australiens Erwähnung getan.

Zwischen einer Reihe von Arbeitervereinigungen der reingewerkschaftlichen, der sozialistischen und der anarchistischen Gruppen bestehen nun gewisse internationale Beziehungen, welche im Jahre 1901 zur Gründung einer internationalen Zentrale für die gewerkschaftlichen Bestrebungen der einzelnen Länder führten. Im Jahre 1902 wurden von Vertretern von zwölf Nationen zu Stuttgart die Grundlagen gemeinsamer Arbeit bestimmt und Deutschland zum Sitz der internationalen Zentrale erhoben. Im Jahre 1903 wurde die Zentrale durch den Anschluß von Vertretern von acht Nationen zu Dublin zu einem ständigen „Internationalen Sekretariat der gewerkschaftlichen Landeszentralen" ausgebaut und gleichzeitig verpflichteten sich die dem internationalen Sekretariat angeschlossenen Landeszentralen, alljährlich Berichte zu liefern, die von den inter-

nationalen Sekretären zusammenzustellen und in deutscher, englischer und französischer Sprache zu veröffentlichen sind.

Die bisher erschienenen Berichte enthalten neben den Zahlenangaben über die Mitglieder, die Einnahmen und Ausgaben der Gewerkschaften (soweit diese von den einzelnen Landeszentralen berichtet werden — in der Regel sind gerade die Angaben über die Finanzverhältnisse sehr mangelhaft), Angaben über die Arbeiterbewegung im allgemeinen, insbesondere über Streiks und über die im Laufe des Jahres erlassenen, die Arbeiterschaft unmittelbar berührenden Gesetze.

Neben diesen internationalen Beziehungen der verschiedenen Landeszentralen bestehen ferner noch internationale Beziehungen zwischen einzelnen Berufsorganisationen der verschiedenen Länder. Die Anregung hierzu erfolgte von sozialistischer Seite am Ausgange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. So gehen die Anfänge der internationalen Beziehungen der Metallarbeiter bis zum Jahre 1891 zurück. In frühere Zeiten noch reichen die diesbezüglichen Daten bei den Buchdruckern und Tabakarbeitern. Die erste internationale Konferenz der Schneider fand im Jahre 1893 zu Zürich statt. Im Jahre 1896 wurde anläßlich der internationalen Brauereiarbeiterkonferenz zu London die Errichtung eines „Internationalen Unterstützungsfonds" beschlossen, der aber nach einigen Jahren wieder aufgelöst wurde. Der erste internationale Kürschnerkongreß wurde von belgischer Seite einberufen und tagte in Brüssel im Jahre 1894. Die internationale Union der Holzarbeiter besteht in ihrer gegenwärtigen Verfassung seit dem Jahre 1904. Neueren Datums sind die internationalen Verbindungen der Bäcker, Gemeindearbeiter, Glasarbeiter, Schuh- und Lederarbeiter u. a. m.

Von einer besonderen Wirksamkeit dieser internationalen Berufsföderationen kann man nun infolge der Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung (reingewerkschaftliche, sozialistische und anarchistische Arbeitervereinigungen) nicht viel bemerken.

Mit dem Kaiser auf Reisen

Nach Briefen und Tagebuchblättern von Teilnehmern erzählt

von George Cleinow in Berlin

(Copyright 1913 by Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin)

4. Zum Nordkap 1891

„Daß männlichem Ernst heiterer Frohsinn sich paart,
Ist norddeutscher Männer ureigenste Art."

G. von Hülsen

Die dritte Nordlandsfahrt wurde am Morgen des 14. Juli 1891 von Leith aus angetreten, nachdem der Kaiser einen Besuch in London abgestattet hatte.

„Als auf der „Hohenzollern" die Kaiserstandarte gehißt war," berichtet Herr von Kiderlen, „wurde dieselbe von den beiden im Hafen liegenden deutschen Kriegsschiffen salutiert. Es waren dies S. M. Kreuzerkorvette „Prinzeß Wilhelm", Kommandant Boeters, bestimmt, die „Hohenzollern" während der Nordlandsreise zu begleiten und das Schulschiff „Stosch", Kommandant Kapitänleutnant Diederichsen. Nach dem Frühstück begab sich Se. Majestät an Bord des letzteren Schiffes und inspizierte die auf demselben befindlichen achtzig Seekadetten, welche verschiedene Exerzitien ausführten. Nach Rückkehr des Kaisers lichtete die „Hohenzollern" die Anker und fuhr zunächst nach der berühmten $2^1/_2$ Kilometer langen Eisenbahnbrücke über den Forth. Als die „Hohenzollern" unter diesem gewaltigen Bauwerk mit seinem luftigen, weithin gespannten Bogen durchfuhr, passierte die Brücke gerade ein Eisenbahnzug, der von unten aus wie ein Kinderspielzeug aussah. Die herrlichen Ufer des Forth of Leith werden von prachtvollen Parks und Schlössern und Ruinen geziert. Dicht am Wasser steht u. a. in einem gewaltigen Park, der nach seinem Umfange bei uns schon ein hübsches Gut ausmachen würde, ein schloßartiges Gebäude, das der Besitzer des Parks, Lord Roseberry, als Dependenz seines weiter rückwärts liegenden Schlosses lediglich für etwaige Gäste hierher gestellt hat. Die Fahrt ging nun hinaus ins offene Meer direkt auf Bergen zu. Das Wetter war schön und klar, die See spiegelglatt. Se. Majestät ruhte sich von den Anstrengungen des Londoner Aufenthaltes aus und erzählte seinen Gästen mit hoher Befriedigung von dem Verlauf des Besuches in England und den daselbst gewonnenen Eindrücken. Den ganzen Tag kamen nur wenige Schiffe in Sicht. Am Mittag wurde einmal gestoppt, um von einem Fischerboot frische Fische zu kaufen.

Am nächsten Morgen (15. Juli) gegen 3 Uhr früh erhob sich Wind, und eine starke Dünung aus Nordost brachte das Schiff in ziemlich lebhafte Bewegung. Gegen 2 Uhr nachmittags kam die norwegische Küste in Sicht, und die Bewegung des Schiffes wurde allmählich milder. Gegen 7 Uhr abends kam die „Hohenzollern" in die Schären und damit in ruhiges Fahrwasser. Bei Kobbervik wurde ein dänisches Kriegsschiff passiert, welches die Kaiserstandarte salutierte. Die Fahrt ging nun durch den romantischen, teilweise sehr engen Haugesund. Lebhaft tauchten hier die Erinnerungen an die beiden vorhergehenden Nordlandreisen auf in der ersten hellen norwegischen Nacht. Das Wetter war außergewöhnlich günstig, die Beleuchtung prachtvoll und die Temperatur eine ungemein hohe. Um 10 Uhr abends wurde der 60. Breitengrad passiert, ein für die Seeoffiziere immer interessanter Moment, da erst von hier ab für den Seemann das eigentliche Ausland anfängt und daher die für dieses bestimmten Diäten bezahlt werden. Gegen 1 Uhr nachts (Morgen des 16. Juli) wurde Bergen erreicht, wo die „Hohenzollern" vor Anker ging. Hier kamen die noch fehlenden Gäste Sr. Majestät an Bord, der Reisende Dr. Güßfeldt, welcher das ganze Programm für die Nordlandsreise auch dieses Jahr wieder entworfen hat und der bekannte und beliebte Marinemaler Dr. Hermann Saltzmann. Früh traf der Kabinettskurier Leutnant Caspar ein, und Se. Majestät nahm im Laufe des Vormittags die Vorträge des Chefs des Militär- und Marinekabinetts sowie des Vertreters des Auswärtigen Amts entgegen. Vor der Mittagsmahlzeit, welche an Bord stets um 1 Uhr stattfindet, unternahm Se. Majestät mit der Dampfpinasse der „Hohenzollern" eine Rundfahrt im Hafen um die verschiedenen dort liegenden Jachten. Nachmittags arbeitete Se. Majestät noch längere Zeit für die abends abgehende Kurierexpedition. Um $^1/_2$6 Uhr begab sich Se. Majestät an Bord, um nach dem landeinwärts, an wundervollem Aussichtspunkt gelegenen Landsitz des Konsuls Mohr, eines der größten Getreidehändler Norwegens, zu fahren. Im Kreise der Familie des Konsuls verblieb Se. Majestät und ein Teil des Gefolges etwa dreiviertel Stunden, um dann an Bord der „Hohenzollern" zurückzukehren. Bald nach Rückkehr Sr. Majestät ging die „Hohenzollern", gefolgt von der „Prinzeß Wilhelm" in See, um zunächst nach Torghatten zu fahren. In der Nacht verließ übrigens die „Prinzeß Wilhelm" die „Hohenzollern", da sie ihres größeren Tiefgangs wegen derselben nicht durch die Schären folgen konnte und ihren Weg außen herum durch das offene Meer nehmen mußte. Dies kam auch in der Folge bei weiterem Verlauf der Reise noch öfters vor. Den herrlichen Abend verbrachte Se. Majestät an Deck, sich ganz den Eindrücken der herrlichen Landschaft hingebend.

Am nächsten Morgen (17. Juli) wurde Kap Statlandeb umschifft. Das Wetter war wieder auffallend warm und schwül, die Temperatur stieg bis auf 21 Grad C. Die Fahrt ging nun an den aus früheren Reisen bekannten Fjords vorüber, vorbei an Christiansund und an Trondjem fort. Es mußten

dabei verschiedene Male offene Meeresstellen passiert werden, welche von den zur Seekrankheit besonders neigenden Herren des Gefolges stets etwas gefürchtet sind. Dank dem stillen und ruhigen Wetter gingen die gefährlichen Stellen diesmal auch an den Schwächsten ohne Prüfung vorüber. Während der Fahrt kam nachmittags eine amerikanische Jacht in Sicht, welche längere Zeit der „Hohenzollern" folgte. Das leichte, schlanke Fahrzeug mit Namen „Svetand", an dessen Deck auch einige Damen sichtbar wurden, erregte durch ihre elegante Bauart die Aufmerksamkeit des Kaisers und aller an Bord befindlichen Seemänner. Auch wurden an demselben Nachmittag verschiedene Exerzitien an Bord der „Hohenzollern" vorgenommen, wie „Feuerlärm" und „Schotten dicht", was den „Badegästen", die sich ein Nachmittagsschläfchen gönnen wollen, immer ein Dorn im Auge ist. Der Abend wurde mit musikalischer Unterhaltung ausgefüllt, zu welcher außer den schon auf den früheren Reisen bewährten Grafen Eulenburg und Görtz dieses Jahr auch die Flügeladjutanten von Zitzewitz und Moltke mit Geige und Violoncell beitrugen.

Sonnabend, den 18., morgens $^1/_2$ 10 Uhr, ging die „Hohenzollern" bei der Insel Torgen um $^1/_2$10 Uhr vor Anker. Es wurde eine Partie nach dem auf der Insel sich erhebenden Berge Torghatten gemacht. Nach etwa dreiviertelstündigem Aufstieg auf erst sumpfigem und dann steinigem Terrain wurde der natürliche Tunnel erreicht, welcher auf etwa halber Höhe den Berg durchschneidet. Eine breite, ungefähr 20 Meter hohe Öffnung weitet sich in dem Fels, und erreicht an dem anderen Ausgang eine drei- bis vierfache Höhe, da der Boden, der mit grobem Geröll und kleinen Blöcken bedeckt ist, starke Steigung hat. Die Wände und die gerade Decke des Tunnels sind größtenteils glatt, teilweise wie vom Steinmetz behauen. Wundervoll ist der Blick durch den Tunnel auf das Meer mit seinen Schären und Inselchen, das sich wie von einem riesigen Rahmen eingefaßt präsentiert. Das Wetter war prachtvoll, die nördliche Sonne entwickelte eine fast südliche Kraft.

Um 12 Uhr wurde die Fahrt mit der „Hohenzollern" fortgesetzt, deren Ziel zunächst Bodö war. Um 4 Uhr nachmittags kam die „Hohenzollern" bei der Insel Alsten mit dem Berge der „Sieben Schwestern", ein Höhenrücken mit sieben scharf abgegrenzten Felsvorsprüngen, vorbei. Zwischen 7 und 8 Uhr, gerade als der Kaiser mit den ihn begleitenden Herren bei Tische saß, wurde der Polarkreis passiert. Se. Majestät trank, als dies gemeldet wurde, den Herren ein Glas „Auf gute Reise und fröhliche Heimkehr" zu. Bald darauf wurden die langgestreckten gewaltigen Eisfelder der Bergkette des Swartisee sichtbar. Zwischen 9 und 10 Uhr wurde das Kap Kunnen umschifft. Um 10 Uhr bot die Sonne einen prachtvollen Anblick, der Se. Majestät eine halbe Stunde lang an Deck gefesselt hielt und an einen Sonnenuntergang bei Beginn der ersten Nordlandreise im Kattegat erinnerte. Wie eine ungeheure, blutrote Bischofsmütze stand die Sonne auf dem den Horizont begrenzenden Meere, dann floß sie allmählich in immer neue Formen über,

bald war es ein Pilz, eine Fruchtschale und ähnliches, bis sie zuletzt die Form eines flachen Tellers annahm und dann ziemlich rasch vollständig verschwand. Noch lange verweilte Se. Majestät an Deck um die helle Sommernacht und die lauwarme balsamische Luft zu genießen. Erst als um 1 Uhr der Anker vor Bodö fiel, begab sich Se. Majestät auf kurze Zeit zur Ruhe, um bereits um 3 Uhr wieder an Deck zu erscheinen und sich zu dem geplanten Ausflug auf den Berg Löbsassen an Land zu begeben. Trotz der frühen Morgenstunde war ganz Bodö am Ufer versammelt und erwartete die Ankunft des Kaisers. Dieser fuhr mit einigen Herren des Gefolges im Kariol bis an den Fuß des Berges, während der größere Teil des Gefolges, die Offiziere der „Hohenzollern" und „Prinzeß Wilhelm" und die an Bord der letzteren befindlichen Seekadetten zu Fuß bereits voraufgegangen waren. Von dem etwa eine halbe Stunde von Bodö entfernten Fuß aus wurde der Gipfel des Berges in stetigem Aufstieg in anderthalb Stunden erreicht."

Die Reise ging 1891 zum Nordkap, welches am 22. Juli erreicht wurde, hinauf. Kiderlen faßt seine Eindrücke in die knappen Worte zusammen: „Auf dem Nordkap war es scheußlich; einstündiges Gekraxel um in so dichtem Nebel anzukommen, daß man kaum die Hand vor Augen sah!"

5. Die Nordlandfahrtgesellschaft

Die Reise von 1891 verlief insofern nicht ganz programmäßig, weil der Kaiser das Unglück hatte auszugleiten und sich die Kniekapselbänder zu zerren. Er war infolgedessen zum Liegen verurteilt und konnte keine Partien an Land unternehmen. Für die Gäste des Monarchen entstand hierdurch eine fatale Lage: der Kaiser drängte sie, sich in ihren Ausflügen und Vergnügen an Land nicht stören zu lassen, während sie selbst den gastfreien Schiffsherrn nicht recht der Langenweile preisgeben konnten! Es hieß also einen Ausweg zu finden.

Bei der großen Anzahl von geselligen Talenten, die mit an Bord waren, fand sich Befreiung aus der schwierigen Situation leichter, als man gehofft hatte und es ist wohl nicht übertrieben, wenn wir heute nach zweiundzwanzig Jahren rückschauend feststellen, daß die dritte Reise zwar nicht an äußeren Eindrücken die ergiebigste gewesen ist, wohl aber im Hinblick auf die engen Bande, die sie um die Fahrtteilnehmer geschlungen hat. Um das Schmerzenslager des damals erst zweiunddreißigjährigen Kaisers bildete sich ein fröhlicher Kreis, einig in dem Bestreben, dem Kaiser Ersatz zu bieten für die verlorengegangenen Ausflüge und sonstigen Abwechslungen an Land. Wie die Aufgabe gelöst wurde, erzählt Kiderlen in einem Schreiben vom 28. Juli 1891 an seine Schwester Sarah von Lattre: „. . . Abends sind Zauber- und Theatervorstellungen. Ich bin bereits in zwei Stücken aufgetreten, im ‚Gespenst um Mitternacht' als Kellner Kaleb und in ‚Othellos Erfolg' als Fräulein Eulalia Weizenkorn!!! In einem improvisierten Tingeltangel habe ich mit G . . . . die flamestischen Zwillinge gemacht; zusammengewachsen waren wir

mit einer großen Servelatwurst. G .... war der um ein Jahr ältere Zwillingsbruder!!! So wird allerlei Unsinn gemacht; die Tage würden sonst zu lang ..."

Einen zusammenhängenden Überblick über das Leben und Treiben an Bord der Hohenzollern und der harmlosen, gesunde Sinne verratenden Fröhlichkeit, mit der man sich vergnügte, gewinnt man aber aus den „Statuten der Nordlandsfahrtgesellschaft".

„Die Nordlandsfahrtgesellschaft", heißt der erste Paragraph, „ist eine Abendgesellschaft, die sich für gewöhnlich bis zur Mitternachtssonne ausdehnt." „Sie besteht aus allen denjenigen, welche sich an der Aufsuchung der Mitternachtssonne beteiligt haben oder hierzu noch werden berufen werden" erläutert der zweite und „Die Gesellschaft lebt teils von Erinnerungen, teils von Konserven" endet der dritte.

Diese drei ersten Paragraphen des Statuts deuten schon darauf hin, daß diese Gesellschaft sich nicht zu wissenschaftlichen Forscherzwecken zusammengetan hat und wenn wir aus § 4 erfahren, daß für die „Frische der Konserven der Nordlandsfahrtgesellschaft Freiherr von Lyncker, für diejenigen der Erinnerungen der berühmte Reisende Dr. Güßfeldt verantwortlich" ist, so können wir mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß die Nordlandsfahrtgesellschaft eine fröhliche Tafelrunde ist, deren einziger Lebenszweck darin besteht, ihre Gesellschafter angenehm zu unterhalten.

An der Spitze der Nordlandsgesellschaft steht der „Allerdurchlauchtigste Fahrtenmeister" Kaiser Wilhelm der Zweite. Ihre Teilnehmer werden in Oberfahrtgesellen und Vize-Oberfahrtgesellen geteilt. Jeder von diesen hat ein besonderes Amt zu verwalten, dessen Pflichten und Rechte gleichfalls statutarisch festgelegt sind.

Die wichtigsten Paragraphen des Gesellschaftsstatuts lauten:

„Der berühmte Besteiger Güßfeldt besteigt an den Versammlungsabenden (aber nicht vor 11 Uhr) das Katheder, um Erinnerungen zum besten zu geben, deren Länge und Breite vorher durch den Navigationsoffizier der Gesellschaft Kapitän von Senden zu bestimmen ist."

„Für die bildliche Festlegung (von Erlebnissen und Ereignissen. G. Cl.) steht der Gesellschaft die bewährte Riesenkraft des Schnellmalers, Momentphoto- und Reichsgrafen Em. zur Verfügung. Letzterem ist hierbei jeder irgend mögliche Vorschub zu leisten, namentlich ihm nichts Strauchelbares in den Weg zu legen;" und § 12 fährt fort:

„Wenn Fahrtgeselle Graf Em. die Hauptmomente zur allgemeinen Zufriedenheit auf das Papier schmeißt, so verpflichtet sich die Gesellschaft zu folgenden Gegenleistungen: es soll nämlich dem Grafen Em. gestattet sein, an den Versammlungsabenden entweder eine Szene aus der Trauerdichtung „Gralsbürsten", oder ein Musikstück vorzutragen. Letzteres unter der Bedingung, daß er sich das hierzu nötige Instrument aus der Pianofortefabrik von Grüson selbst besorgt."

§ 13. Wer zu den Versammlungsabenden zu spät kommt, zahlt mindestens 50 Pfennige für die Schiffbrüchigen zu Händen des Navigationsoffiziers.

§ 14. Diese Strafe kann auf dem Gnadenwege in die — sofort vollstreckbare — Queue-Reit-Pön umgewandelt werden. Hierbei wird für besonders schwere Nordlandsfahrtgesellen, wie z. B. die Gesellen von Lippe oder von Scholl, aus zwei Queues ein Doppelpony hergestellt.

§ 15. Ausgenommen hiervon ist Onkel Herrmann (der Maler Saltzmann. G. Cl.), welcher ungestraft zu spät kommen darf, aber — nur als Musikenthusiast.

§ 16. Die rühmlichst bekannte Kalauer Firma Hülsen, Kessel, Kiderlen und Kompagnie ist dafür verantwortlich, daß die verbrauchten Witze monatlich durch neue ersetzt werden.

§ 16a. Dem Fahrtgesellen von Kiderlen soll es, als Schriftwart, obliegen, über jede Sitzung der Gesellschaft ein Protokoll abzufassen, welches bei Beginn der nächstfolgenden Sitzung verlesen werden soll. Hierbei sollen ihm die beiden anderen Mitglieder der im § 16 genannten Firma unterstützen. Es soll jedoch vor Abfassung dieses Protokolls in wissenschaftlichen Fragen der Fahrtgeselle Dr. Paul Güßfeldt, in technischen und Besteckfragen der Navigationsoffizier gehört werden.

§ 16b. Im Falle der geistigen oder körperlichen Behinderung eines oder des anderen Mitgliedes dieser Protokollkommission liegt die Abfassung des Protokolls den noch verfügbaren Kommissionsmitgliedern ob.

§ 16c. Hierbei soll im Behinderungsfalle der Navigationsoffizier durch den Fahrtgesellen Götz, der Dr. Paul Güßfeldt durch den Fahrtgesellen Dr. Leuthold vertreten werden.

§ 17. Der augenblicklich zum allgemeinen Leidwesen sich in partibus aufhaltende Geisterseher, Schlangenbändiger und Hexenmeister Georg von Hülsen hat auf Befehl des Meisters dieser Gesellschaft jeden Fahrtgesellen, welcher die vorstehenden Statuten im allgemeinen oder gar im besonderen mißbilligt, verschwinden zu lassen.

§ 18. Wer sich sonst der Gesellschaft abhold zeigt, namentlich wer durch hartnäckiges Schweigen die Absicht zu erkennen gibt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, den soll eine exemplarische, durch Meisterspruch aus den §§ 13, 14 und 17 zu kombinierende Strafe treffen.

§ 19. Wenn ein der gerechten Strafe verfallener Fahrtgeselle durch hartnäckiges Trinken versucht, sich in den Zustand des sogenannten Milderungsgrundes zu versetzen, so soll dies eine Verschärfung der Strafe nach sich ziehen.

§ 20. Dahingegen soll ein anhaltendes Wohlverhalten bei Gelegenheit der Nordlandsfahrten angemessene Belohnung finden, und soll ein dergestalt wohlverdienter Fahrtgeselle bei Torpedobootsfahrten mit obligater Fischfütterung in erster Linie berücksichtigt werden. Auch soll ein solches Verdienst durch leichte Rangerhöhungen und sonstigen flüchtigen Auszeichnungen anerkannt werden.

In welcher Weise die „leichten Auszeichnungen" gedacht waren, davon gibt die nachstehende „Beförderungsliste" Auskunft. Es wurden ernannt: die

Oberfahrtgesellen: Graf Waldersee, zum Punschwart; von Hahnke, zum Oberschlürfer und Oberkapellmeister in Eß-dur; Graf Görtz, Proteus, Sachverständiger in Unfallangelegenheiten und Sangesbruder; Graf Wedel, Sachverständiger in Eti-Piquet- und sonstigen Angelegenheiten; Graf Eulenburg, Festbarde und Polarskalde; Dr. Leuthold, Eisculap I. Klasse; Dr. Güßfeldt, Sachverständiger in Berg- und Talangelegenheiten; von Senden, Navigationsoffizier unter beiden Wendekreisen, namentlich aber des Krebses, sowie bei sonstigen Festfahrten; von Arnim, Nebelhornist und Sachverständiger in Bojen-Unfallangelegenheiten; von Lyncker, Direktor der geistigen usw. Getränke und Sachverständiger im allgemeinen und besonderen; von Hülsen II., Seeschlangenbändiger, Eispoet und Nordstern I. Größe (in Anbetracht seiner besonderen Verdienste); ferner wurden befördert die Vize-Oberfahrtgesellen: von Lippe, zum Schlürfer und Sachverständigen in Froschangelegenheiten; von Kessel, Eisschnurrer I. Klasse, Aeolus und Flaschenwart; von Kiderlen, Lustbarde, Schriftwart und Wiegenfestlootse; von Bülow, Doktor der Seekrankheit und Dünungsmeister; Saltzmann, Eisonkel und Sachverständiger in Öl und Essig; von Scholl, Seeungeheuer; Truppel, Sachverständiger in Bordstreitigkeiten; Götz, Steuerrat und Sachverständiger in Frischwachsangelegenheiten; Dr. Schneider, Eisculap II. Klasse; von Hülsen I., Eisgorilla und Sachverständiger in Pistolenangelegenheiten; von Zitzewitz, Eisschnurrer II. Klasse, Sachverständiger in Mondscheinangelegenheiten und Singebold; Berger mit dem Charakter als Philonymphe, gleichzeitig die Aussicht auf eine Nereide erteilt, für deren stündliche Ablösung das Seeungeheuer zu sorgen hat; Breusing, Cocktailor und Kapitän zur See mit der Bezeichnung „not yet".

§ 21. Der Navigationsoffizier ist infolge seiner besonderen Stellung den Bestimmungen der §§ 1 bis 20 nur insoweit unterworfen, als dies im § 22 festgesetzt werden wird.

§ 22. Durch Meisterspruch wird aus der Mitte der Gesellschaft eine Kommission von drei Fahrtgesellen ernannt, welche die Ausführung dieser Statuten auf das strengste zu überwachen hat, und welcher auch der Navigationsoffizier untersteht, insofern es sich nicht um Besteckfragen handelt. Ob letzteres der Fall ist, darüber soll diese Kommission zu entscheiden haben.

§ 23. Wer trotz der in den §§ 1 bis 22 enthaltenen Verheißungen seinen Austritt wünscht, hat dies dem Portier anzuzeigen, welcher das weitere besorgen wird. Dem Fahrtgesellen von Scholl wird zu diesem Zweck für die Versammlungsabende der Charakter als Portier erteilt. Wenn jemand infolge augenblicklicher Indisposition auszutreten wünscht, so genügt eine Mitteilung an den Navigationsoffizier.

§ 24. Etwaige Anträge auf Zusätze zu den vorstehenden Statuten werden für gewöhnlich durch Rausschmiß des Antragstellers erledigt.

§ 25. Jeder Fahrtgeselle wird ein Patent seiner Charge erhalten, welches er zu den Versammlungsabenden mitzubringen und auf Verlangen vorzuzeigen hat. An den Versammlungsabenden wird jeder Fahrtgeselle nur nach seinem

Patent benannt. Zuwiderhandlungen gegen § 25 werden nach §§ 13 und 14 geahndet.

Schlußparagraph:

Im übrigen soll die Richtschnur für die Gesellschaft der alte Wahrspruch sein:

Wir wissen, was wir sind!
Wir bleiben, was wir waren!
Das erste Volk der Welt!
Der Schrecken der Barbaren!

* * *

Die „Statuten-Verleihung" fand am 5. August 1891 vor Odde statt und bildete zugleich Höhepunkt und Abschluß der Reise. Georg von Hülsen aber gab der Stimmung, die die Gesellschaft beseelte, mit einem „Nordischen Rundgesang" poetischen Ausdruck:

Heut sind wir geschlossen zum fröhlichen Kreis,
Gehorsam des Meisters Befehle.
Es schwingt sich empor zu urewigem Eis
Erfrischungsbedürftig die Seele! —
Wo hoch von den Klippen die Gletschermilch stürzt
Der Salzhauch die Bergluft, die köstliche, würzt
Kein dämmernder Abend die Freuden uns kürzt —
Dir „Nordland" erklingen die Becher
Im Ringe frischfröhlicher Zecher! —

Da webt um die Firnen lichtsonniger Schein,
Da rauschen die stahlblauen Wogen —
Da kommt wie ein Traum, in die Herzen hinein
Ein Gruß alter Zeiten gezogen! —
Die nämliche Welle umspült noch den Bug,
Die einstmals zu freiem, zu krieg'rischem Zug
Auf schäumendem Rücken den „Wikinger" trug! —
„Den Alten" erklingen die Becher
Im Ringe frischfröhlicher Zecher! —

Nun füllet die Humpen mit Met und mit Wein
Und sorgt, daß die Brust sich Euch weitet —
Gedenket — es hat über unserem Verein
Der Aar seine Schwingen gebreitet!! —
Daß männlichem Ernst heitrer Frohsinn sich paart
Ist urdeutscher Männer ureigenste Art.
So war es vor Zeiten — so bleib es gewahrt
Im Ringe frischfröhlicher Zecher!! —
Drauf klingen und springen die Becher! —

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Siebente Fortsetzung)

Nach jenem mißglückten Speach auf dem Gutshof hatte sie sich zur Mutter begeben, um Bericht zu erstatten. Auch der Maler war zunächst auf sein Zimmer gegangen, verließ es aber sofort wieder und holte das Bild aus dem Korridor zu sich herauf. Er schloß die Tür hinter sich und ging mit einem fieberhaften Eifer daran, die zerbrochene Holztafel von der Staubschicht zu säubern, die sich oben unter dem Bodengerümpel auf ihr abgelagert hatte. Er entnahm von dem Inhalt verschiedener Flaschen und wusch und rieb damit, um die Farben aufzufrischen. Er griff zu einer Lupe und untersuchte die Ecken des Bildes. Da sah er endlich seine Vermutung bestätigt; die Spannung seines Gesichtes löste sich und verwandelte sich in ein triumphierendes Lächeln. Liebkosend strich seine Hand immer wieder über das leuchtende Inkarnat dieses wollüstig hingegossenen Frauenkörpers. Da ließ ihn ein leises Klopfen an der Tür zusammenschrecken. Es war Mara, die durch die Ankunft des Barons Schledehausen in Angst um ihren Freund versetzt war. Das Bild flog unter die Bettdecke, und der Maler öffnete.

„Bitte bleiben Sie jetzt auf Ihrem Zimmer!“ sagte Mara atemlos. „Schledehausen mißbilligt unsere Verhandlungen mit den Arbeitern und ist in großer Erregung darüber. Mama ist wieder einer Ohnmacht nahe und macht Tante Emerenzia und mich dafür verantwortlich.“

Der Maler warf mit einer kühnen Kopfbewegung sein langes Haar aus der Stirn: „Ich fürchte mich nicht vor dem Herrn Baron. Es ist das beste, ich spreche mit ihm. Er wird sich Vernunftgründen beugen.“

„Auf keinen Fall!“ Mara klangen noch die zornigen Worte des Barons im Ohr: „Mag sich dieser hergelaufene Kerl doch zu allen Teufeln scheren. Er richtet nur Unheil an mit seinen bornierten Ideen. Er muß sofort runter vom Hof!“

Wie einen Stich ins Herz hatte Mara diese Worte empfunden, und mit einer Heftigkeit, die niemand je an ihr gesehen hatte, war sie für den Maler eingetreten. Auf die alte baltische Gastfreiheit hatte sie sich berufen, und das vielleicht verfehlte Vorgehen Madelungs mit dem Edelmut seiner Motive entschuldigt. Der Baron war darüber erstaunt. Was für ein neuer Wille beseelte das Mädchen, das ihm bisher immer gleichgültig und abwesend erschienen war? Sollte der Maler noch anderes Unheil gestiftet haben? Dieses Borkülk ist eine wahre Brutstätte abnormer Erscheinungen, dachte Schledehausen und laut sagte er:

„Die Angelegenheit ist jetzt nicht mehr Borkülks Sache allein. Da es immer noch ohne Herr ist, muß es sich unsere Vormundschaft gefallen lassen. Gut, wenn Sie den Menschen nicht ganz vor die Türe setzen wollen, was ich für das beste halte, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß er sich auf keinen Fall mehr in unseren Konflikt einmischt. Es brennt lichterloh im Lande. Wir sind verloren, wenn das Volk jetzt nicht die Faust im Nacken spürt. Auf Rosenhof droht offener Aufruhr. Ich komme von dort und muß sofort wieder zurück. Jetzt will ich noch ein paar Worte mit Ihren Leuten reden. Lassen Sie mich bitte allein mit ihnen!"

Mit Mühe gelang es Mara, den Maler zurückzuhalten: „Tun Sie es um meinetwillen!" bat sie inständig. „Mama ist Wachs in Schledehausens Hand. Wenn er verlangt, daß Sie den Hof verlassen, vergißt sie alles, was wir Ihnen zu verdanken haben. Und wir verdanken Ihnen wirklich viel. Sie ahnen ja nicht, wie Sie mir wohlgetan haben. . . ."

„Hab ich das, Fräulein Mara?" Der Maler faßte ihre Hand.

„Sehr, sehr!" sagte sie warm. „Ich war am Ersticken in dieser Atmosphäre von Frömmelei und Disharmonie! Ihre ruhige feste Art, Ihre lebenbejahenden Grundsätze haben mich wieder aufgerichtet. Ich mag, ich will Sie nicht so bald wieder verlieren. . . ."

„Sie sollen mich nie verlieren!" klang die Stimme des Malers leise. Sein Arm legte sich fest um Maras Schulter und er zog das junge Mädchen an sich.

„Meine Seele klang auf, als ich Sie am Sonntag aus dem Park treten sah, und hat nicht aufgehört zu klingen, seitdem ich unter einem Dach mit Ihnen leben durfte. Was bedeutet das, Mara? Nur gleichgestimmte Saiten tönen so! Und das sind unsere Seelen! Gleichgestimmt schwangen sie sich zueinander Wir mußten uns begegnen, liebstes Mädchen!"

Mara schmiegte sich in des Malers Arm und dachte: „Das ist also das, was du ersehnt hast!"

Da wurde die Dämmerung im Zimmer von dem aufflammenden Widerschein eines Feuers erhellt. Erschreckt stürzte Mara ans Fenster. Madelung fand dabei Zeit, das Bild von dem er ein Stück aus seinem Versteck hervorragen sah, vollends unter die Decke zu schieben. Er war während der letzten Szene das peinliche

Gefühl nicht losgeworden, Mara könnte seinen Schatz bemerkt haben. Aber das junge Mädchen war der Gegenwart zu weit entrückt gewesen; der Flammenschein erst brachte ihr die Gefahr der Stunde wieder zum Bewußtsein.

Die Scheiben des Fensters schienen in Blut getaucht und als Mara es öffnete, strömte ein penetranter Branntweingeruch ins Zimmer.

„Die Brennerei?!" rief sie in banger Frage und stürzte auf den Flur, indem sie dem Maler winkte, ihr zu folgen.

Madelung aber folgte ihr nicht. Er schloß die Tür und riegelte sie hinter sich ab. Mochte da draußen vorgehen was da wollte. Die Brennerei lag weit genug entfernt. Und mehr als alle Not dieses Erdenwinkels beschäftigte den Maler der so schnell erfüllte Traum seines Glücks. Vorbei war die erbärmliche Armut seines bisherigen Lebens, vorbei auch die Niedrigkeit seiner Stellung. Das Mädchen das ihn liebte, hob ihn empor aus der Niederung, in der er und sein Geschlecht bis heute gelebt hatten . . .

* * *

Gerade als der Baron Schledehausen in der Brennerei mit den Leuten verhandelte, war eines der Fässer, die aus der Fabrik ins Lagerhaus gerollt wurden, auf dem Wege angebohrt und der ausgelaufene Inhalt in Brand gesteckt worden.

Wer war der Täter? Die Frage mochte später beantwortet werden! Jetzt galt es, den brennenden See zurückzudämmen und zu isolieren.

Fuß um Fuß wurde der Flamme durch die Erdmassen abgewonnen, die der Spaten aushob und in weitem Wurf in das Auf- und Niederwogen des Feuermeers schleuderte. Die Gluthitze, die sich auf dem Platz verbreitete, brachte das nahe Lagerhaus in größte Gefahr. Die Spritze wurde in Tätigkeit gesetzt und kühlte mit ihrem Strahl die Luft vor dem gefährdeten Gebäude.

Noch einmal siegte die Energie des Herrenmenschen über das Element, über das Feuer wie über den Trotz der Leute.

Von dem weithin verbreiteten Dunst berauscht ließen die Männer die Arme sinken, als die Flamme einem Irrlicht gleich endlich verlöscht war. Schledehausen aber nahm jetzt noch einmal das Wort:

„Wer diese Schurkerei getan hat," sagte er mit hellklingender Stimme, „wird seine Strafe finden. Heute mag er triumphieren. Gewiß, er hat die Herrschaft geschädigt, die ihm das Brot gab. Und wenn er es darauf absieht, kann er noch mehr Schaden anrichten. Doch hütet euch, Leute. Vorhin habe ich im guten zu euch gesprochen: das Wohl des Dieners ist das Wohl des Herrn. Ich habe mich dafür verbürgt, daß Herr von der Borke euren Wünschen, soweit sie berechtigt sind, Gehör schenken wird. Aber auf Gewalt gibt es nur die eine Antwort: wieder Gewalt! Hinter uns steht die befestigte Ordnung eines ganzen Reiches. Nadelstiche sind es im besten Fall, die uns von euch

versetzt werden können. Aber die Strafe dafür, die in unsere Hand gegeben bleibt, bedeutet für jeden Einzelnen von euch Vernichtung!"

Nicht ein Laut war zu hören nach diesen Worten und hoch aufgerichtet wandte sich der Baron zum Gehen. Mit ihm verließen die Damen des Schlosses die Brandstätte und Maddis eilte eilfertig voraus, um den Wagen zu rufen.

„Ich danke Ihnen, Baron!" sagte Mara, tief ergriffen von der entschlossenen Kraft dieses Adelsmenschen.

„Mein Gott," dachte sie, als sie die Schloßtreppe hinaufstieg, um die Mutter zu beruhigen. „Eben noch flog mein Herz dem andern zu!"

Wie fern lag die Stunde seligen Sichaufgebens, wo war der Mann, in dem sie noch vor wenigen Minuten ihren Herrn und Befreier gesehen hatte?

* * *

Der Petersburger Frühzug fuhr auf dem Revaler Bahnhof ein.

Seinen vollbesetzten Wagen entstiegen in Scharen Offiziere, Studenten, Junker — kurz ein großer Teil der baltischen Jugend kehrte mit dem Zuge in die Heimat zurück. Auf die letzten Alarmnachrichten hin hatten sie alle anderen Rücksichten beiseite gesetzt und kamen der bedrängten Scholle zu Hilfe.

Ein Gardeoffizier, eine hohe stattliche Erscheinung, sprang aus einem Abteil erster Klasse und eilte den Zug entlang. An der Tür des Schlafwagens begrüßte er eine tief verschleierte Dame und geleitete sie in ritterlicher Haltung zur Droschke.

„Hotel Petersburg!" rief er dem Droschkenkutscher zu. Dann küßte er der eleganten Frau die Hand und sagte so laut, daß es die Nächststehenden hören konnten: „Ich werde mir erlauben, gegen Mittag meine Aufwartung zu machen!" Als er sich umwandte, flog eine jungenhafte Röte über sein rassiges Edelmannsgesicht. Aus einer Gruppe junger Barone lächelte ihm augenzwinkernd sein Kamerad René von Manteuffel entgegen. Der junge Offizier runzelte unwillig die Stirn und ging, ohne sich aufzuhalten, raschen Schrittes ins Bahnhofsgebäude zurück, um zu telephonieren.

„Ja, ja!" rief er, als die gewünschte Verbindung hergestellt war. „Ich bin es selber — Wolff Joachim. Wenn es nötig ist, komme ich noch heute abend. Sonst morgen. Wir haben erst Konferenz im Aktienklub. Es handelt sich um den Selbstschutz — ich habe alles gelesen — die Bande soll mich kennen lernen! Papa hat von Monte Carlo telegraphiert. Er ist unterwegs. Paul ist auch benachrichtigt. Ich wohne im Schildbergschen Quartier. Wiedersehen, Mara!"

Auf dem Bahnhof war es unterdessen still geworden. Wolff Joachim von der Borke rief den letzten Zweispänner und fuhr durch die Vorstadt nach dem Dom. Er wollte die innere enge Stadt vermeiden, um nicht auf seinem Weg von Bekannten gesehen und womöglich angehalten zu werden.

Er kannte Reval zur Genüge, um sich nicht zu sagen, daß seine Ankunft in Frau Loljas Begleitung bald in aller Leute Munde sein würde. Mochten sie reden! Er war nicht gewöhnt, Rücksichten zu nehmen. Aber dieses anzügliche Lächeln — hols der Kuckuck — das vertrug er nicht. Dann fühlte er sich versucht, einen Streit vom Zaun zu brechen, und seine Hand zuckte nach dem Pallasch.

In großen Haufen kamen ihm streikende Arbeiter entgegen.

„Sieht ja bunt aus, bei euch!" sagte Wolff Joachim zum Kutscher, der achselzuckend seine Pferde zum Schritt zügelte.

„Wird noch doller werden," brummte er.

Stumm fluteten die Volksmassen an dem Wagen vorüber, ohne von der blinkenden Uniform des Insassen irgendwelche Notiz zu nehmen. Dieses Schweigen wirkte unheimlich auf den jungen Offizier. Er hatte sich eine Volkserhebung nicht anders vorgestellt, als von wüstem Lärm und drohenden Reden begleitet. Die schweigende Energie der vorwärtsstrebenden Arbeiterbataillone zwang sein impulsives Temperament zur Betätigung einer Tugend, die ihm nicht lag — zum Abwarten.

Da riß ihn das Knattern einer fernen Salve in die Höhe.

„Wo ist das?" fragte er den Kutscher und stand aufrecht im Wagen.

„Meiersche Fabrik!" war die kurze Antwort.

„Fahr hin!" herrschte ihn Wolff Joachim an. Da drehte sich der Kutscher mit blödem Gesicht um: „Wir werden nicht durchkommen!"

„Das werden wir sehen! Fahr nur, soweit es geht!"

Aus der Richtung der Schüsse klang Johlen und Lärmen. Nach wenigen Minuten schon mußte der Wagen halten. Ein Knäuel von Menschen verwehrte ihm die Weiterfahrt. Ein paar freche Stimmen schrien: „Aussteigen!" Zwei Burschen packten die Pferde am Zügel und schoben sie zurück.

„So brauch doch die Peitsche!" rief der Baron dem Kutscher zu, der gleichmütig alles mit seinem Gespann geschehen ließ.

Da lockerte Wolff Joachim den Degen und donnerte: „Macht Platz, ihr Lümmels, oder ich hau' euch zusammen!"

Seine Worte entfesselten ein vielstimmiges Gebrüll. Kaum hatte er den Degen ziehen können, als schon ein Dutzend Kerls auf ihn stürzten, um ihn vom Wagen zu reißen. Der sausende Schwung des Säbels befreite ihn. Ein junger Mann wälzte sich getroffen neben dem Wagenrad: die Klinge hatte ihm die halbe Backe weggerissen. Da knallte ein Revolverschuß. Die Kugel streifte die goldenen Litzen des Uniformkragens. Aus der Menge aber gellte in dem gleichen Moment ein Todesschrei. Der Schuß aus dem Hinterhalt hatte sein Ziel verfehlt und eines der Weiber getroffen, die mit im Zuge waren.

Diese blutigen Ereignisse hatten sich in wenigen Sekunden abgespielt. Ebenso rasch änderte sich jetzt das Bild. Der Kutscher rief von seinem Bock:

„Die Kosaken, die Kosaken!“ Es war das Zauberwort, auf das hin sich die Mauer von Menschenleibern öffnete und auseinanderstob.

Der Offizier der Kosakenabteilung trat grüßend auf Wolff Joachim zu. Er sah die Blutlache am Wagen und fragte: „Sind Sie verwundet?“

Nervös auflachend deutete der Gardeoffizier auf den Kragen seiner Uniform, der von dem Streifschuß verbrannt war: „Um ein Haar!“

„Wohnen Sie hier in der Gegend?“

„Nein — auf dem Dom! Wollte mich nur orientieren. Ich hörte Schüsse . . .“

Der Kosakenoffizier legte wieder grüßend die Rechte an die Papacha:

„Es empfiehlt sich in diesen Zeiten, Ansammlungen tunlichst aus dem Wege zu gehen!“ sagte er ernst. Dabei wies er auf die Tote, die in einiger Entfernung, mit dem Gesicht zur Erde gewandt, auf dem Pflaster lag: „Das ist Öl ins Feuer!“

„Die Kugel hatte mir gegolten!“ sagte Wolff Joachim unmutig. Dann steckte er seinen blutigen Degen mit erzwungener Gelassenheit wieder in die Scheide und stieg in den Wagen. Kühl erwiderte er den Gruß, denn er ärgerte sich über die Lektion, die in den Worten des Kosakenoffiziers gelegen hatte. Mit einem verkniffenen Lächeln um den Mund fuhr er weiter, ohne auf das Treiben der Straße weiter zu achten.

* * *

Frau Lolja Iwanow saß in ungeduldiger Erregung vor dem Ofen des kleinen Salons neben ihrem Schlafzimmer. Sie kam sich höchst überflüssig vor in dem Provinzmilieu dieser fremden Stadt und bereute es, dem eifersüchtigen Drängen ihres Freundes nachgegeben zu haben.

Über zwei Stunden schon wartete sie auf seinen versprochenen Besuch und wußte nicht, womit sie ihre Zeit zubringen sollte.

Das Zimmermädchen hatte ihr berichtet, daß schon wieder ein Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Kosaken stattgefunden hatte, und auch von dem Überfall auf einen Offizier erzählte sie.

„Als ob es hier sicherer ist wie in Petersburg!“ dachte Lolja ärgerlich und vergaß dabei ganz, daß es die Drohung ihres von ihr verlassenen Gatten war, die Wolff Joachim hauptsächlich für die Notwendigkeit ihrer Entfernung aus der Residenz ins Treffen führte. Die Wut des Betrogenen war noch immer nicht verraucht, und in mehr als einem Briefe hatte er ihr geschworen, sie niederzuschießen, wo er sie auch treffen würde. Aber in dem ihr eigenen Phlegma hatte sie diese Drohungen niemals ernst genommen und sich deshalb anfangs gesträubt, den Baron nach Reval zu begleiten.

„In einer Woche bist du wieder da! Solange bleibe ich in meinen vier Wänden und lasse keinen Besuch vor, wer es auch sei!“

„Nicht einen Tag kann ich ohne dich sein!“ war Wolff Joachims leidenschaftliche Antwort gewesen. Es war geradezu eine Art Hörigkeit, die ihn diesem jungen Weib verband, seitdem sie ihm ihre vollendete Schönheit und den Zauber ihres schmiegsamen Wesens offenbart hatte.

„Wer weiß, wie lange ich fortbleiben muß!“ hatte er hinzugesetzt. „Und was kann sich nicht alles ereignen! Schon jetzt ist der Postverkehr vielfach gestört. Ich höre vielleicht wochenlang nichts von dir. Und, wenn ich wiederkomme, hat dich der Kerl wirklich erschossen und du bist längst begraben. . . .“

In der Vorstellung, daß dieser herrliche Frauenleib hingemordet werden könnte, waren dem jungen Offizier die Tränen in die Augen gestiegen, ein Gefühlsausbruch, der Loljas Eitelkeit um so mehr schmeichelte, als Wolff Joachim in der Gesellschaft wegen der rücksichtslosen Härte seines Wesens bekannt war.

„Nun bin ich natürlich in den Hintergrund gedrängt!“ dachte sie, wie sie in dieser beängstigend stillen Mittagstunde fröstelnd vor dem Ofen saß. Die schlechte Laune zeichnete ihr Falten in die weiße Stirn unter dem schwarzen üppigen Haar.

Da klirrten Sporen auf dem Korridor — im nächsten Augenblick war die Tür aufgerissen, und der so ungeduldig Ersehnte lag vor Lolja auf den Knien und küßte ihre molligen Grübchenhände.

„Arme kleine Taube! Hast dich gelangweilt? Ich bringe Unterhaltung genug. Komm jetzt, nebenan ist serviert — unsere erste Kriegsmahlzeit! Du sollst im Feld nicht darben, kleine Heldin.“

Sekt wurde in den Burgunder gemischt und blutrot perlte es in den geschliffenen Schalen.

„Heute rot — morgen tot! heißt ein deutsches Reiterlied.“ Die Hand des jungen Kriegers zitterte leicht, als er der Liebsten zutrank, wobei er tief in ihre dunklen Augen sah.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Finanzielle Rüstung

Das Erbrecht des Reiches. Auch Professor W. von Blume zählt, wie die Leser der Grenzboten wissen, zu den entschiedenen Anhängern der Erbrechtsreform und zu den Unterzeichnern des Aufrufes für das Erbrecht des Reiches. Von Halle nach Tübingen berufen, widmete er seine Antrittsvorlesung an der württembergischen Universität der Sache der Erbrechtsreform. Der Vortrag ist jetzt im Druck erschienen. (Umbau und Ausbau des deutschen Erbrechts. Tübingen, J. C. B. Mohr 1918.) Der Verfasser geht aus von der Idee der Gerechtigkeit. Das Recht ist wandelbar. Unvollkommen tritt es in die Welt, und es verschlechtert sich von Tag zu Tag, wenn nicht die bessernde Hand eingreift. Wird die Form des Gesetzes zu eng für das Leben, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, daß das Leben des Volkes unter dem Zwange des Rechts nicht zugrunde geht: Beseitigung durch den Gesetzgeber oder Zerstörung durch gesetzlose Gewalten — Reform oder Revolution. Der Lebende darf sein Recht fordern. So wird die Fortbildung des Rechts zur heiligen Pflicht des Gesetzgebers. Wenn das Erbrecht vielfach schlechthin auf die Familiengemeinschaft, das Familienband, zurückgeführt wird, so ist es doch ein sonderbares Band, das der Testator nach seinem Belieben zerreißen kann. Jeder Anspruch wird gerechtfertigt durch Leistungen, die ihm gegenüberstehen. Wo sind aber bei dem Erbanspruch der weiteren Verwandten die Leistungen, die ihn rechtfertigen? Fragt man die Verehrer des gesetzlichen Erbrechts der Onkel, Tanten, Vettern, Neffen und Nichten aller Grade, worin sich die Blutsgemeinschaft äußere, die das Erbrecht dieser Verwandten begründen soll, so bleiben sie die Antwort schuldig. Ist es nicht ein würdigeres Bild, ruft der Verfasser aus, wenn die Erbschaft eines reichen Hagestolzen vom Gemeinwesen für Gemeinzwecke in Besitz genommen wird, als wenn mit dem Tode die Jagd nach der Erbschaft beginnt? Ist es nicht geradezu schmachvoll, wenn der Tod eines Mitmenschen den Anlaß zu elender Beutegier, wenn das Erbrecht zu einem Lotteriespiel wird? Alles Recht ist um des Gemeinwesens willen da. Auch das Erbrecht muß es sich gefallen lassen, gemessen zu werden am Maßstabe des Gemeinwohls. Und was schlecht befunden wird an ihm, muß fallen. Die Fortbildung des Erbrechts ist eine staatliche Notwendigkeit.

Von diesem hohen Standpunkt aus tritt von Blume auf konservativer Grundlage für die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates ein, die demnächst zur Entscheidung des Reichstages gelangt. Die kleine, lehrreiche Schrift darf namentlich allen denen empfohlen werden, die angesichts der bevorstehenden Verhandlungen sich über die Frage des öffentlichen Erbrechts unterrichten und ein Urteil darüber gewinnen wollen. B.

Läßt sich der Reichskriegsschatz und dessen Verstärkung prinzipiell rechtfertigen? Die englische und französische Presse hat den Reichskriegsschatz seit Veröffentlichung des Vorschlags der Regierung, ihn zu verdreifachen, mehr als je mit Spott überschüttet. Sie hat ihn als „a remnant of barbarous times", „a piling up of unused millions" bezeichnet, als „bien adapté au caporalisme prussien" usw. Zwar ist auch in deutschen Publikationen der Kriegsschatz noch bis kurz vor Bekanntwerden des Regierungsplanes vielfach bespöttelt und angegriffen worden*); seitdem aber — und das ist das Erstaunliche — scheinen die früheren Gegner in Deutschland mit einem Male sozusagen verstummt zu sein. Soweit noch Widerspruch erhoben wird, geschieht es in sehr zaghafter Weise, worauf dann eine ebenso zaghafte Antwort erteilt wird. So z. B. schrieb kürzlich Edler von der Planitz**): „Was die Verdoppelung des Kriegsgoldschatzes anlangt, so verweist Herr (Bankdirektor) Dr. Webe***) zunächst darauf, daß andere Staaten ihn überhaupt nicht kennen, wozu bemerkt werden muß, daß diese Staaten zum Teil die Feuerprobe noch nicht bestanden haben." Wie dieser, so beschäftigen sich auch die übrigen jüngst erschienenen zahlreichen Artikel mit der währungspolitischen Seite des Regierungsplanes, oder mit der Frage der — wenigstens teilweisen — Anlegung des Hortes in Goldvaluten, d. h. im Auslande in Gold zahlbaren Wechseln und Wertpapieren. Es wird kaum irgendwo angedeutet, weshalb sich für uns, im Gegensatz zu den anderen Großmächten, die Aufstapelung einer besonderen finanziellen Kriegsreserve außer derjenigen der Zentralnotenbank empfiehlt. Wohl glaubt man häufig zwischen den Zeilen lesen zu können — hier und da wird es sogar unumwunden ausgesprochen — daß wir im Mobilmachungsfalle mit Hilfe unseres Kriegsschatzes dem Feinde einen Vorsprung abgewinnen könnten. Enthielte diese Behauptung nur ein Körnchen Wahrheit, so würden die übrigen Großstaaten zweifellos keinen Augenblick zögern, das deutsche Beispiel nachzuahmen.

Auch die Regierung gibt in ihren Erläuterungen zu dem „Gesetzentwurf" keine befriedigende Begründung für die Notwendigkeit eines angemessenen Kriegsschatzes in Deutschland; ja sie scheint sogar der eben berührten Ansicht zu huldigen, der Kriegsschatz erhöhe unsere finanzielle Schlagfertigkeit im Ernstfalle, wenn sie schreibt, der (preußische) Kriegsschatz habe sich 1870 nicht nur als eine nützliche Hilfe, sondern auch als ein Element der Kriegsbereitschaft bewährt und dürfe nicht ohne die höchsten Gefahren für die Nation vernachlässigt werden. Im übrigen verweist die Regierung auf die beträchtlichen Münzmengen, die die Mobilmachung und die Thesaurierungen des Publikums (der sogen. Angstbedarf) erheischen, und hält es für sicherer, eine besondere Reserve bereitzustellen, statt sich in solchen Zeiten mittels der Diskont- oder allgemein Goldpolitik der Reichsbank auf Edelmetalleinfuhr zu verlassen. Da taucht nun gleich die Frage auf: sind denn die anderen Großstaaten in dieser Hinsicht günstiger gestellt als wir?

Vergleichen wir zunächst Deutschland und Frankreich. Ein Blick auf den Status der Zentralnotenbanken dieser beiden Länder läßt den gewaltigen Barvorrat der Bank von Frankreich, nämlich etwa $3^1/_4$ Milliarden Mark (davon etwa $2^3/_4$ Milliarden Gold), gegenüber $1^1/_4$ Milliarde (davon 1 Milliarde Gold) bei unserer Reichsbank erkennen. Obgleich nun das französische Institut über eine mehr als zweieinhalbmal so große Barreserve verfügt wie das deutsche, sind die Anforderungen, die der nationale sowohl wie der internationale Verkehr an diese Reserve stellen, weit geringer als bei uns. Das französische Wirtschaftsleben schreitet bekanntlich in einem viel langsameren Tempo vorwärts als das deutsche. Würde unser Kriegsschatz — wie es z. B. von dem Abgeordneten Arendt in der Reichstagssitzung vom 27. Juni verlangt

*) Siehe besonders den Aufsatz von Katzenstein: „Der preußische Staatsschatz und der Reichskriegsschatz" im Oktoberheft 1912 des Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft.

**) „Die Verdoppelung des Kriegsgoldschatzes und die geplante Silberreserve", im Bank-Archiv vom 1. Juni d. Js.

***) „Die neuen Steuern", im Bank-Archiv vom 15. April d. Js.

wurde —, um ihn nutzbar zu machen, schon in Friedenszeiten an die Reichsbank abgeführt*), so würde die dadurch bewirkte Kräftigung des Bankstatus unsere Geschäftswelt vielleicht zuversichtlicher und wagemutiger machen, d. h. sie würde mit größerem Kreditbegehr an das Institut herantreten, ohne zu bedenken, daß diesem eine lediglich für den moment suprême de la nation bestimmte Reserve überwiesen worden ist. Vielleicht bestände auch die Gefahr, daß die Reichsbankleitung eine weniger straffe Diskontpolitik beobachten und infolgedessen das gewonnene Gold durch Abfluß ins Ausland wieder zerrinnen würde. Und was den internationalen Verkehr anlangt, so ist Frankreich viel weniger in die Weltwirtschaft verflochten als wir, und dementsprechend wird der Barvorrat der Bank von Frankreich viel weniger von den internationalen Geldströmungen und Konjunkturwellen in Mitleidenschaft gezogen wie die ihrer deutschen Kollegin.

Ähnliches was von Frankreich gilt, läßt sich auch auf Rußland anwenden. Der Barschatz der russischen Staatsbank beträgt ungefähr ebensoviel wie der des französischen Zentralnoteninstituts, und Helfferich hat nachgewiesen, daß die Finanzverwaltung des Zarenreiches zur Zeit des russisch-japanischen Krieges einen starken Rückhalt an den Edelmetallmassen der Staatsbank hatte, während Japan infolge der Geringfügigkeit des Barbestandes seiner Zentralbank in seiner Bewegungsfreiheit beengt war. Auch die Russische Staatsbank hat weder einen so großen inländischen Kreditbedarf zu befriedigen, noch wird sie von den ausländischen Geldfluktuationen so nachhaltig beeinflußt wie unsere Reichsbank.

Hinter diesen mächtigen finanziellen Kriegsreserven der Zweibundstaaten stehen die unserer Verbündeten Österreich-Ungarn und Italien weit zurück. Die Zentralbanken beider Länder bewahren nämlich einen Barvorrat von ungefähr gleicher Größe wie den unserer Reichsbank auf. Allerdings ist die Position dieser Banken insofern stärker als die der Reichsbank, als auch sie vom nationalen und internationalen Verkehr erheblich weniger in Anspruch genommen werden.

Einer näheren Prüfung bedürfen die englischen Verhältnisse. Die Metallreserve der Bank von England ist beträchtlich kleiner wie die ihres deutschen Schwesterinstituts; sie beträgt nämlich nicht mehr als 800 Millionen Mark, davon nur wenige Millionen Silber. Zwar betreibt die Bank von England kein so umfangreiches Leihgeschäft wie die Reichsbank, desto mehr wird sie aber von den Bewegungen des internationalen Geldmarktes betroffen, dessen Mittelpunkt London auch heute noch bildet. Ein irgendwo in der Welt auftretender Edelmetallbegehr macht sich hier zunächst bemerkbar. Es fragt sich nur, ob der Barvorrat der Bank von England nicht zu schmächtig ist, um bei den fortwährenden Goldabzapfungen, die er zu erleiden hat, auch als wirksame finanzielle Kriegsreserve dienen zu können? Diese Frage wird vielfach bejaht. Untersuchen wir aber die Verhältnisse näher, so werden wir finden, daß der Barbestand der Bank von England mit dem ihrer kontinentalen Kolleginnen nicht ohne weiteres vergleichbar ist, weil er sich jederzeit viel leichter ergänzen läßt. Mehrere Ursachen kommen hierfür in Betracht*). Zunächst vermag die Bank von England besser als ihre kontinentalen Schwestern von dem in London mündenden Strome neugewonnenen Goldes — gegenwärtig im Betrage von etwa 1 Million Pfd. Sterl. jede Woche — einen mehr oder weniger großen Zweig in ihre Keller zu leiten, wenn sie nur einen genügend hohen Preis zahlen will. Dazu kommt, daß die Bank von England sich Gold von den großen Geldzentren leichter verschaffen kann, als es den

*) Im Mobilmachungsfalle wird natürlich der Kriegsschatz zum größten Teile — d. h. wenigstens insoweit der Staat nicht seine Zahlungen in Hartgold zu leisten hat, wie die Löhnung der Truppen, sondern sich seiner Verpflichtungen in Banknoten entledigen kann — der Reichsbank anvertraut, die daraufhin den dreifachen Betrag in Noten ausgeben darf.

*) Die Gründe für die verhältnismäßig leichte Auffüllbarkeit des Barvorrates der Bank von England werden ausführlich erörtert in dem am 1. Juli d. J. im Bank-Archiv erschienenen Artikel des Verfassers: „Die Goldreserve der Bank von England".

übrigen Zentralbanken möglich ist. Dies rührt einmal daher, daß Großbritannien, der bei weitem größte Kreditgeber unter den Nationen, stets in der Lage ist, entweder dem Auslande gewährte Kredite zu kündigen und im Laufe kurzer Zeit zu mobilisieren, oder auch nur, neue Kapitalanlagen für kurze Zeit zu unterlassen; „denn" — so sagte der englische Bankdirektor Sir Felix Schuster vor ungefähr zwei Jahren — „die Zinsen, die wir von auswärtigen Kapitalanlagen beziehen, sind so bedeutend, daß, wenn wir ein paar Monate aufhören, Kapital anzulegen, die Übermittlung der uns geschuldeten Summen uns von allen Seiten der Welt Gold bringen wird." Diese Macht Englands, Gold aus den fremden Geldplätzen heranzuziehen, wird aber noch wesentlich verstärkt durch die Tatsache, daß die Bankiers, die die Zins- oder allgemein Gewinnunterschiede auf den großen Geldmärkten auszunutzen streben, ihr Geld in kein Land mit weniger Skrupel senden als nach England, weil sie wissen, daß es ihnen bei Bedarf jederzeit wieder zur Verfügung steht, während in anderen Ländern die Zentralbanken der Goldausfuhr bisweilen Schwierigkeiten bereiten. Gerade die Freizügigkeit des englischen Goldes erklärt die Wirksamkeit des Diskontsatzes der Bank von England auf dem Weltmarkte. Daß aus einem Diskontkriege der Zentralbanken die „Old Lady" als Siegerin hervorgeht und die von ihr benötigten Goldmengen herbeizuziehen vermag, hat sich noch Ende 1907 zur Zeit des amerikanischen Goldhungers deutlich gezeigt.

Erwähnenswert für die Beurteilung der finanziellen Wehrfähigkeit Englands bleibt noch, daß der „Angstbedarf" sich dort in viel bescheideneren Grenzen hält als auf dem Kontinent, weil das breite Publikum den Banken größeres Vertrauen entgegenbringt.

Ziehen wir nunmehr das Ergebnis unserer Ausführungen und des Vergleichs Deutschlands mit den europäischen Großmächten, so scheinen in der Tat für Deutschland gewichtige Gründe vorzuliegen, einen gesonderten Kriegsschatz aufzubewahren und sich im Mobilmachungsfalle nicht allein auf die Barreserve der Reichsbank zu stützen. Wer dieser Auffassung beitritt, muß auch zugeben, daß in Anbetracht des gewaltigen Anwachsens der Mobilmachungskosten in den letzten Jahrzehnten auch der Kriegsschatz einer Aufbesserung bedarf, wenn er einigermaßen von Bedeutung sein soll. Je größer er ist, um so weniger braucht die Regierung bei Kriegsausbruch an den Barvorrat der Reichsbank zu appellieren, die dann möglichst ungeschwächt die Anforderungen des Verkehrs schlank befriedigen kann, ohne gleich an die Einstellung ihrer Ausweise oder gar der Barzahlungen zu denken. Dann wird das Wirtschaftsleben im allgemeinen und der Geldmarkt im besonderen sich in einem weniger aufgeregten Zustande befinden und der Staat sich um so leichter weitere Geldmittel auf dem Anleihe- oder auch Steuerwege verschaffen können.

Dr. Peter Aretz in Aachen

Nationale Fragen

Mehr Deutschtum in unseren Kolonien. Unter diesem Titel vertritt Landgerichtsrat von Pfister in Nr. 24 der Grenzboten die Forderung nach Umwandlung der in den Kolonien heimischen Orts- und Landesnamen in deutsche, um so auch äußerlich den Zusammenhang zwischen Kolonie und Mutterland fester zu gestalten, Neudeutschland stets an all die vielen Opfer an Gut und Blut zu erinnern, durch das es aus einem Nichts zu einem Etwas wurde. So sehr man auch dem Grundgedanken dieser Forderung zustimmen kann, dürfte doch seine Durchführung in recht vielen Fällen nicht im Interesse der Kolonien liegen. Denn mit einer großen Zahl von Orten und Landschaften verbindet sich eine solche Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, die verblassen müßten, würde man den Plätzen deutsche Namen geben. Es sei nur an die zahllosen Gefechtsstellen in Südwestafrika erinnert, deren Boden mit dem Blut deutscher Helden getränkt und erkauft worden ist. Was würde verloren gehen, wenn Groß-Nabas, berühmt für alle Zeit durch das mehr als dreitägige heiße Ringen um die ersehnten Wasserstellen, einen anderen Namen erhielte, oder Okahandja, das man in einem Atem mit der Kompanie des Hauptmanns Franke nennt! Und würde es in der Heimat nicht gerade so sein? Was würden wir uns etwa unter der Schlacht von „Ehren-

feld" vorstellen, falls an Stelle von St. Privat dieser Namen treten würde?

Betrüblicher als das Fehlen deutscher Ortsnamen ist die Vernachlässigung des Gebrauches der deutschen Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen, ja selbst mit Deutschen. Wie traurig es in dieser Hinsicht in Kamerun bestellt ist, erhellt deutlich aus einer Verfügung des Gouverneurs über das Neger-Englisch (pidgin-english) vom 31. März 1913, deren Inhalt sehr zu denken gibt.

Nach dieser Verfügung ist zurzeit das Neger-Englisch die Hauptverkehrssprache zwischen der weißen Bevölkerung und den Eingeborenen. Der Gebrauch der deutschen Sprache steht im Verkehr mit den Eingeborenen weit hinter dem der englischen Sprache zurück, sogar in den amtlichen Betrieben des Gouvernements, auf den Gouvernementsfahrzeugen und selbst im Gouvernementsbureau. Jeder unbekannte Eingeborene wird grundsätzlich zunächst mit Neger-Englisch angeredet; ob er deutsch sprechen kann, danach wird gar nicht gefragt. Es gibt farbige Gouvernementsangestellte, die nach zwanzig Dienstjahren noch nicht deutsch sprechen, weil kein Mensch mit ihnen deutsch spricht. — Der Rekrut der deutschen Schutztruppe und der Polizeitruppe lernt die deutschen Kommandos: Gewehr über, Gewehr ab, rechts um, links um, wenn aber der weiße Unteroffizier vor der Front steht und die Gewehrhaltung eines Soldaten verbessert, so sagt er: „gun more for right side," „gun more for left side."

Anschließend an diese Beispiele heißt es dann in der Verfügung: Es muß nationalpolitisch als schwerer Fehler angesehen werden, wenn eine fremde Sprache auf die Dauer im Schutzgebiet vorherrscht. Die Sprache ist mit der wichtigste Ausdruck nationaler Eigenart und als solche in ihrer Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen. Es ist mir berichtet worden, daß Soldaten der Schutztruppe sich dahin ausgesprochen haben, daß wir doch wohl weniger sein müßten als die Engländer, da wir deren Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen anwendeten und über das ganze Schutzgebiet verbreiteten.

Die Bevorzugung des Neger-Englisch in Kamerun hat des weiteren zu einer üblen Begleiterscheinung geführt, nämlich zu einer Durchseuchung der deutschen Umgangssprache mit neger-englischen Ausdrücken. Es gibt viele Kameruner, die nicht zehn Worte sprechen können, ohne einen englischen Ausdruck zu gebrauchen. Sie machen niemals eine Reise, sondern einen trip. Sie sehen hierbei niemals ein Dorf mit Eingeborenen, sondern immer nur eine town mit country-people oder bush-people, sie verhandeln auch nicht mit dem Häuptling über die Verpflegung ihrer Träger, sondern setteln oder zetteln (engl. settle) mit dem King das chop-Palawer. — Diese Gewohnheit ist vielen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß das Unrichtige und Unnatürliche an ihr gar nicht mehr empfunden wird. So konnte es kommen, daß auf einer amtlichen Karte des Schutzgebietes eine Landungsstelle am Mungo als Manga-beach eingetragen ist, und daß ein Forschungsreisender für einen Felsen von auffallender Form ernsthaft den Eigennamen bigstone vorgeschlagen hat.

Sogar in amtlichen Berichten finden sich Ausdrücke des Neger-Englisch. Manche Dienststellen schreiben z. B. clerk, headmann (Mehrzahl head-Leute), yardboy, store usw. Nach einem amtlichen Bericht ist sogar ein entlaufener Gefangener wiedergefätscht (catch) worden.

Danach sagt der Gouverneur mit Recht, daß sich ein Kamerun-Deutsch zu entwickeln scheint, das bald dem berüchtigten Deutsch Nordamerikas an Verbastardierung und Lächerlichkeit nichts nachgeben wird.

Der Inhalt dieser Verfügung des Gouverneurs zeigt leider wieder, welch geringer Nationalstolz dem Deutschen doch innewohnt, wenn er sogar in deutschen Landen seine herrliche Muttersprache geringschätzt.

Dr. von Wrochem in Hamburg

Schöne Literatur

Aus dem dramatischen Irrgarten. Wer von Amts und Berufs wegen dazu verdammt ist, die zeitgenössische dramatische Produktion zu verfolgen, zu sichten, zu werten und in bestimmte Fächer einzuordnen, den muß auf seiner Wanderung oft genug die helle Verzweiflung überkommen. Mit dem ehrlichsten Willen von der Welt geht man immer wieder daran, in der

unüberſehbaren Fülle gerade theatraliſcher Neuerſcheinungen irgendetwas Brauchbares zu finden. Mit dem Fanatismus des geborenen Entdeckers bahnt man ſich einen Weg durch den Urwald von Papier und Druckerſchwärze, der allmonatlich auf jeden Redaktionsſchreibtiſch mit geradezu beängſtigender Schnelligkeit nachwächſt. Dankbar wie ein Kind geht man jedem beſcheidenen Hoffnungslämpchen nach, das ab und zu in der Finſternis aufleuchtet. Niederlage auf Niederlage ſchluckt man geduldig hinunter — immer in dem Drange, Neuland zu finden, verkannte Talente zu fördern, der deutſchen Bühne die Straße zum goldenen Zeitalter zu ebnen. Und wenn man ſich nachher den Schaden beſieht, iſt die Ausbeute immer wieder gleich Null: geſpreizter Dilettantismus auf der ganzen Linie; hier und da ein paar Verſprechungen, von denen man weiß, daß ſie niemals eingelöſt werden; und zwiſchendurch die ſtolzen Namen einiger längſt „eingeführter" Theaterkönige, die um den Erfolg nicht mehr zu bangen haben und nicht mehr entdeckt zu werden brauchen. Vor allen Dingen macht ſich der Dilettantismus auf dramatiſchem Gebiete heutzutage in einer bisher unerlaubten Weiſe breit. Den paar wirklichen Talenten raubt er den Atem, verſperrt ihnen die Möglichkeit, zum Lichte zu gelangen, und zieht ſie nur zu leicht mit in den Abgrund der Vergeſſenheit, der ihn ſelber verdientermaßen begräbt und hoffentlich immer begraben wird. Offenbar wird es den Leuten mit Hilfe geſchäftstüchtiger und ſkrupelloſer Verleger gar zu leicht gemacht, ihre Dilettanteneitelkeit zu befriedigen. Denn anders läßt ſich das lawinenartige Anſchwellen jener elend zuſammengeſtümperten Arbeiten nicht erklären, die heute das Entſetzen aller Redakteure, aller kritiſchen Gloſſierer und Dramaturgen bilden.

Es ſoll nun hier beileibe keine Blütenleſe des jüngſten dramatiſchen Dilettantismus gegeben werden. Dafür wäre jede Minute, jedes unbeſchriebene Blatt Papier zu ſchade. Nur der ſchüchterne Verſuch ſoll gemacht werden, aus dem, was die letzten Monate an dramatiſchem Material auf dem Redaktionstiſch hochgetürmt haben, eine gewiſſe Qualitätsauswahl zu treffen, die dem Leſer einen flüchtigen Blick in den theatraliſchen Irrgarten unſerer Zeit ermöglicht. Die Namen und die Geſichter werden in bunter Folge wechſeln, und vielleicht raſcher wechſeln, als es dem einen oder dem anderen lieb ſein mag. Aber der natürliche Rahmen dieſes zuſammenfaſſenden Artikels verbietet ganz von ſelbſt ein längeres Verweilen bei dem Einzelfall, wie es unter anderen Umſtänden — freilich nur ganz ausnahmsweiſe — vielleicht gerechtfertigt erſcheinen könnte.

Da feſſelt zunächſt eine fünfaktige Komödie „Michel Michael", die den ſtolzen Autorennamen Richard Dehmel mit ſich trägt. (Bei S. Fiſcher, Berlin.) Es iſt merkwürdig und charakteriſtiſch zugleich, daß gerade abſeitige, reſervierte und ihrem ganzen Weſen nach bühnenfremde Poeten von der Art Dehmels oder Heinrich Manns oder Jakob Waſſermanns neuerdings um die Gunſt des Theaters buhlen. Und es iſt merkwürdig und charakteriſtiſch zugleich, daß ſie bei dieſen Verſuchen ſo gut wie alle Schiffbruch gelitten haben oder noch leiden. Bei Dehmel iſt das vielleicht noch deutlicher als bei ſeinen Schickſalsgenoſſen. Dieſer Dichter iſt von jeher einzig und allein auf pathetiſch reflektierende Lyrik geſtellt geweſen. Er hat jedesmal verſagt, wo er ein anderer ſein wollte, als er von Haus aus iſt; am ſchlimmſten aber da, wo er ſich die Maske des naiven und primitiv kindlichen Märchenerzählers vorband. Er iſt viel zu vergeiſtigt, viel zu intellektuell und auch viel zu nervös, um ſich die gröberen, handfeſten, mit gradliniger Sinnfälligkeit arbeitenden Ausdrucksmöglichkeiten eines bühnenmäßigen Daſeins je dienſtbar machen zu können. Er ſchraubt ſich dann künſtlich in einen Ton hinein, der ihm nun einmal nicht gegeben wurde, und die Ergebniſſe, zu denen er als Dramatiker kommt, ſind äußerſt gefährlich und ſtreifen hart das Gebiet der unfreiwilligen Groteske. Sein „Michel Michael", der den deutſchen Geiſt in allegoriſche Formen preſſen will, iſt, unter dieſem Geſichtspunkte betrachtet, eine Ungeheuerlichkeit vom Anfang bis zum Ende. Eine gequälte Symbolik muß die fehlende Geſtaltungskraft erſetzen; eine ſchlecht verhüllte Formloſigkeit macht auch die primitivſten Wirkungen zunichte; ein auf Stelzen gehender Witz, der in Wahrheit gar kein Witz iſt, tänzelt in unter-

träglicher Gespreiztheit um politische und kulturelle Zeitfragen; ein unglücklich kopierter burschikoser Ton zerreißt jede Stimmung, jede Einheit, jede hin und wieder aufdämmernde Harmonie. Kurz und gut: diese Komödie ist ein verhängnisvoller Irrtum des starken Lyrikers Richard Dehmel; eine geradezu klassische Illustration zu dem Satze, der sich in Friedrich Hebbels Tagebüchern findet: Allegorie entsteht dann, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie.

Auch in der Dehmelschen Komödie finden sich, zwar erst im Keime und durchweg schamhaft verhüllt, jene beiden Klippen, an denen die zeitgenössische Dramatik so selten vorbeikommt: das Problem und die Tendenz. Wieviel wahrhaft bedeutende Dramatiker hätte unsere heutige Literatur, wenn es auf das intellektuelle Beherrschen eines abstrakten Problems oder auf die gute Gesinnung eines Parteipolitikers ankäme! Aber wie selten hält die künstlerische Schaffenskraft mit der Geistigkeit, wie selten die plastische Gestaltungsgabe mit der ehrlich gemeinten Tendenz Schritt! Mir liegt eine lange Reihe von Buchdramen vor, die sich, jedes in seiner Art, um die künstlerische Verlebendigung eines Problems oder um die pathetische Kundgebung einer menschlich anständigen Tendenz bemühen. Aber kaum ein einziges ist darunter, das irgendwie über das rein Problematische oder rein Tendenziöse hinauswächst. Dabei ist ganz und gar nicht zu verkennen, daß in vielen dieser Dramen eine ganz ungewöhnliche Geistigkeit, ein schwer erkämpfter Glaube, eine brennende Überzeugung an der Arbeit ist. So ringt Theodor Scharahl, ein ehemaliger katholischer Geistlicher, in seinem Drama „Luther" (Josef Singer, Straßburg und Leipzig) mit redlichen Kräften um die dramatische Auferweckung des großen Reformators. So sucht Otto Werckmeister in seinem sehr umfangreichen und sehr gedankenschweren „Wilhelm König" (Georg Mahner, Berlin) seine Ideen über deutsche Entwicklung und Kultur an den Lebensschicksalen einer deutschen Familie zu illustrieren. So läßt Georg Bensing in seinem sozialen Drama von den „Grubendämonen" (Leipzig 1911) den oftmals gehörten Empörungsschrei über Kapitalistenbrutalität und Ausbeuterroheit ertönen. So schreibt Johann Gottlieb Bote seinen „Friedrich I. von Hohenzollern" (Bruno Volger, Leipzig), Karl Weiser seinen „Maximilian von Mexiko" (Otto Hendel, Halle), Bruno Teßmann seinen „Ferdinand von Schill" (Bruno Volger, Leipzig), Fritz Blachey sein vaterländisches Schauspiel „1813" (Oldenburg i. Gr.). Alle, wie ich sie hier der Reihe nach aufgezählt habe, sind herzlich gute Menschen, aber herzlich schlechte Musikanten. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das ist ein altes und wahres Wort. Aber es vermag ganz und gar nicht die Handlungsweise dieser mehr oder weniger dilettierenden Herrschaften zu rechtfertigen, die ihre an sich gleichgültigen Erregungen zum Vorwand nehmen, um die Bühne zum Tribunal, zur Kanzel oder zum Podium für eine patriotische Festrede zu machen. Es ist ein banaler Satz, daß Geistesbildung, tapfere Gesinnung und nationales Gefühl nicht ausreichen, um einen sonst unbescholtenen Staatsbürger über Nacht in einen Dichter zu wandeln. Aber es tut ganz gut, wenn man sich ab und zu solcher Gemeinplätze erinnert.

Ernsthaftere Beachtung als die genannten Dramen verlangt das fünfaktige Zeitbild „Trust" von Kurt Kalcher (Xenien-Verlag Leipzig), das, bei aller Unreife in der Form, doch wenigstens den Mut zur Satire, zum überlegenen Humor findet, wenn es die Machinationen amerikanischer Milliardäre und Börsenleute glossiert. Hier sind die Menschen und Dinge zum mindesten in einer gewissen Objektivität, aus jener gewissen Distanz heraus gesehen, die immer die erste Vorbedingung für ein künstlerisches und ganz besonders dramatisches Arbeiten ist. Noch wertvoller, weil reifer, erscheint ein Versuch von Johannes Lepsius, der die Figur des heiligen „Franz von Assisi" in die dramatische Form zu pressen trachtet. (Tempelverlag, Potsdam.) Hier steht neben einer diskret verhüllten katholischen Tendenz unverkennbar eine ernsthafte künstlerische Kraft, die sich nicht in abstrakten Diskussionen und Predigten erschöpft, sondern dem großen Gegenstande wirklich bis zu einem gewissen Grade gewachsen ist. Vor einem farbig belebten Hintergrunde läßt der Verfasser seine Menschen erstehen. Alle erhalten ein scharfes Profil. Alle sind von Fleisch und

Blut und haben es nicht nötig, als aufgeputzte und innerlich tote Dogmenträger durch die Welt zu laufen. Nirgends wird der religiöse Zweck, der dem Verfasser wohl ein wesentlicher Bestandteil war, aufdringlich hervorgekehrt. Die Konflikte erscheinen mit bemerkenswerter Kunst ins allgemein Menschliche gewandt und strahlen denn auch jene Leuchtkraft aus, die eben nur das allgemein Menschliche herzugeben vermag. Der Dichter ist im Kampfe mit dem Gelehrten, mit dem gläubigen Katholiken Herr geblieben, und eben deshalb steht dieser Franz von Assisi unserem Herzen hundertmal näher als die dürren polemischen Dialoge, von denen oben die Rede war.

Natürlich gibt es, jenseits von Problem und Tendenz, auch eine ganze Reihe von Dramen, die, aus einer vermeintlichen oder wirklichen poetischen Welt erwachsen, nichts anderes sein wollen als dramatische Dichtungen im besten und höchsten Sinne. Unter den Bänden, die mir vorliegen, scheint mir da „Lioba", ein Drama der Treue von Frederic van Eeden (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) weitaus am schwersten zu wiegen. Der holländische Dichter, zu dessen Ruhme nichts Neues gesagt zu werden braucht, hat hier die halbmythische Geschichte einer Liebe in die zartesten poetischen Farben gehüllt. Ein prunkvoller Mantel erlesener Verse schmiegt sich in stolzem Faltenwurf um die herben und keuschen Begebenheiten dieser Bilder. Weiche, verwehende Stimmungen flattern auf und führen, wie selbstverständlich, den hold süßen Duft einer leisen Romantik, einer längst verklungenen Vergangenheit mit sich. Und wenn auch schließlich van Eedens beste Kraft im Lyrischen und Balladesken wurzelt — jede Seite seines Dramas läßt uns lebendig spüren, daß nur ein begnadeter Dichter diese Melodie, diesen Rhythmus und diese unendlich zauberhafte Farbe zu finden imstande war. Wenn irgendeine ausländische Theaterarbeit befugt ist, Heimatsrechte auf der deutschen Bühne zu verlangen, dann ist es dies Drama der Treue. Der Himmel gebe, daß unsere Theaterdirektoren sich auf ihre Pflicht besinnen.

In einigem Abstande von „Lioba", aber immerhin voller Wärme und Achtung, darf dann „Inge", das Drama einer Liebe von Johannes Tralow (Osterheld u. Co., Berlin) genannt werden. Auch hier findet jemand, der in keiner Minute mit dilettantischen Hilfsmitteln liebäugelt, ein paar mannhafte und konzentrierte Klänge, die aufhorchen machen und im Ohre zurückbleiben. Im Gegensatz zu van Eeden ist bei Tralow alles auf dramatische Bewegtheit, auf Vorwärtsdrängen und auf Kampf gestellt. Das ist ein unverkennbarer Vorzug. Aber daneben steht eine gewisse Unfertigkeit in der Kunst plastischer Gestaltung, eine gewisse Unsicherheit, wenn es gilt, die einzelnen Szenen nun auch in ihrem menschlich poetischen Gehalt auszuschöpfen. Man hält am letzten Ende ein paar auseinander gebrochene erlesene Stücke in der Hand, die sich nicht recht zum ganzen Organismus fügen wollen. Und man spürt, daß hier ein noch nicht ganz fertiges Talent eine Probe abgelegt hat, die, bei gehöriger Schulung und straffer Selbstdisziplin, für die Zukunft nur Gutes und Wertvolles verheißt.

Weiter darf in diesem Zusammenhange auf zwei Nachdichtungen berühmter klassischer Motive verwiesen werden. Die erste ist Friedrich Lienhards dramatische Dichtung „Odysseus" (Stuttgart 1911), die aus der Heimkehr des homerischen Helden ein außerordentlich respektables, in einfachen sinnfälligen Linien gehaltenes, durch und durch unsentimentales und gerade deshalb wirksames Theaterstück gezimmert hat. Die andere ist eine Arbeit von Martin Langen, die den Mut zeigt, mit dem tragischen Konflikt „Julius Cäsar und seine Mörder" (Albert Langen, München) in den Schatten des großen Shakespeare zu treten. Auch Langen hat, ähnlich wie Lienhard in seiner Art, mit glücklichem Takte so ziemlich alle Klippen vermieden, die ihm gefährlich werden konnten. Seine Tragödie, die im Gegensatz zu Shakespeare die Motive für die Ermordung Cäsars hauptsächlich in dem Rachegelüst der verschmähten Kleopatra sucht, ist durch und durch ehrlich und verschmäht die Schönheitsmittelchen des üblichen Oberlehrerdramas. Freilich ist nicht zu verkennen, daß gerade die Gestalt des Helden etwas farblos, etwas schablonenhaft bleibt. Aber die frischen Farben, die anderen Figuren, so besonders

dem Antonius, mit auf den Weg gegeben sind, entschädigen für vieles und heben das technisch gut gebaute Drama immerhin weit über den landesüblichen Durchschnitt — soviel prinzipielle Einwände auch schließlich dagegen vorzubringen wären.

Ein sehr hübsches und in seiner schlichten, anspruchslosen Art sehr einprägsames Weihnachtsmärchen gibt Bruno Diederich unter dem Titel „Prinzessin Ursula" (H. Haessel, Leipzig) heraus, während er in seinem mit okkulten Phänomen ziemlich oberflächlich kokettierenden Einakterzyklus „Die des Tages nicht kommen" (H. Haessel, Leipzig) sehr viel weniger glücklich ist. „Der Wunderstein", ein indisches Märchen von Maximilian Singer (Taussig u. Taussig, Prag), bringt allerlei nette und harmlose Lebensweisheiten in einer gefälligen Form, die eine entfernte Verwandtschaft mit der des Fuldaschen „Talisman" aufweist. Dagegen müssen die dramatischen Gänge, die ein Herr Deubner in zwei Arbeiten — „Die Prüflinge" und „Die Schwestern" (Leipzig) unternimmt, als gänzlich verfehlt und unreif bezeichnet werden. Ebensowenig können die Polentragödie „Wera" von Hinrich Lenz (Bruno Volger, Leipzig), das ganz dilettantische Bauernkriegsdrama „März" von Karl Schwarz (ebenda), die herzlich schlecht dialogisierte Moritat „Burg Oberstein" von Alfred Bernhard (ebenda) und das blaßblütige Epigonentum des Schauspiels „Thusneldas Entführung" von Hermann Walther (ebenda) vor einem ernsthaften kritischen Urteil bestehen. Auf einer klein wenig höheren Stufe, weil sie wenigstens technisch den Anforderungen des Theaters genügen, bewegen sich die Schauspiele „Glauben" von Hermann Fornaschon (ebenda), „Hedwig Heidemann" von F. Adolf Rosmer (ebenda) und „Unsere Kinder" von Max Kunze-Goldberg (ebenda). Als harmlos banale Lustspiele, die sicherlich ihr Publikum finden werden und in keiner Weise Anlaß zu kritischer Empörung geben, präsentieren sich „Die Ruhestörer" von Roland Zenegg (ebenda) und „Kastengeist" von G. Grünberg (ebenda).

Zum Schluß wäre zu melden, daß Gottfried Stommel-Düsseldorf einen für unseren Geschmack gänzlich mißlungenen Versuch gemacht hat, den letzten Akt der Gerhart Hauptmannschen Tragödie „Kaiser Karls Geisel" durch eine Neuarbeitung zu verbessern (Verlagsgesellschaft Hamburg). Diese Neuarbeitung ist so fade, so philiströs und so pedantisch, daß es sich nicht verlohnt, näher darauf einzugehen. Um nun den Leser wenigstens nicht in völliger Melancholie zurückzulassen, wollen wir noch zu guter Letzt in aller Eile verzeichnen, daß der junge Münchener Schriftsteller Walther Haas eine sehr geistreiche, sehr lustige, allerdings wohl nur für Eingeweihte verständliche Satire auf die verblüffende Art des Dichters Frank Wedekind geschrieben hat: „Der Fluch des Schicksals oder der Zwiespalt des Herzens" (Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig). Literarische Cabarets oder übermütige Künstlervereinigungen sollten sich dieser glänzend gelungenen Groteske annehmen. Der Erfolg wäre ihnen sicher.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Baudelaires Briefe. Deutsch von **Auguste Förster.** (Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. W. Brosch. 7 M., geb. 8 und 9 M.)

Der Verlag schenkte uns bereits eine ausgezeichnete, sorgfältige Ausgabe von Baudelaires Werken in deutscher Übertragung. Langsam, wie alles Echte und Seltene, ist dieser Dichter der Allgemeinheit bekannt geworden; freilich gehört er nur den Wenigen, und darin liegt immer das schönste Zeichen für die Bedeutung eines Künstlers. Diese schillernde, lockende Welt bleibt allen denen verschlossen, die auf der großen Heerstraße der Tagesliteratur wandern, für die es keine Geheimnisse, keine Probleme und Rätsel gibt. Einer, der mutig in unentdeckte Gebiete vordringt, der von äußerster Strenge in künstlerischen Dingen beseelt ist, erscheint den Vielen immer wie ein Fremder und Wahnsinniger.

Als Ergänzung zu den fünf Bänden seiner Werke erschien nun diese stattliche Briefsammlung, die das Persönliche und Alltägliche in ein helles, verklärtes Licht rückt. Eines sucht man vergebens: ästhetische Exkurse. Selten berührt Baudelaire allgemeine künstlerische Fragen. Zwanglos plaudert oder erörtert er geschäftliche Angelegenheiten. Die meisten Briefe gelten seinem Verleger Poulet-Malassis, und wir erfahren aus ihnen, wie gewissenhaft

der Dichter um alle Einzelheiten seiner Bücher bemüht ist. Dann aber finden wir Schreiben an die Freunde, an Flaubert, Sainte-Beuve, Asselineau, Manet, Gauthier u. a.; besonders rührend muten die Briefe an Madame Sabatier an, der seine stille, tiefe Liebe galt, während er Jeanne Duval nur seinen Leib schenken konnte. — Als Zeugnisse eines sehnenden, stets verlangenden, in trunkene Fernen schweifenden Herzens sind alle diese hier vereinigten Briefe von unschätzbarem Werte. Wer sie freilich ohne Kenntnis der Werke Baudelaires liest, wird schwerlich Genuß und Verständnis haben, den anderen aber dienen sie als Quelle tiefen Entzückens. Darum sei der Verlag bedankt, daß er voll Eifer und Freudigkeit für diesen seltsamen Dichter wirkt, dem das hohe, schmerzliche Glück beschieden war, von der Masse verlacht und mißachtet zu werden!

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3660, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Reichstag und Reichsfinanzen

Von W. von Maſſow in Berlin

Mit Lobſprüchen reichlich bedacht, iſt der Reichstag nach mühevoller Arbeit in die Ferien gegangen. Der Dank, den er geerntet hat, war inſofern wohlverdient, als er ein großes Werk, von deſſen Gelingen ſo viel abhing, trotz ungewöhnlicher Schwierigkeiten glücklich zu Ende gebracht hat. Wenn die Wehrvorlage geſcheitert, die Deckungsfrage ungelöſt geblieben, der Wehrbeitrag zurückgewieſen worden wäre, ſo hätte das zu unabſehbaren Folgen führen können. Dieſer Gefahr ſind wir entgangen, und mehr als das: auch in Einzelfragen, in denen der Parteigeiſt die geſunde, ſachliche Prüfung zu überwuchern drohte, ſind Fehler, die ſchon eingeleitet worden waren, in letzter Stunde wieder gutgemacht worden. Das haben wir bei der Bewilligung der neuen Kavallerieregimenter geſehen. In der Beurteilung politiſcher Dinge kommt es immer auf die Hauptſachen, auf den Zuſammenhang und die Wirkungen im großen an; hiernach können wir uns mit Recht freuen und dem Reichstag dankbar ſein, daß er die große, mühevolle und über die Maßen ſchwierige Arbeit geleiſtet hat.

Leider iſt dieſe Freude nicht ganz ungetrübt und der Dank nicht ganz vorbehaltlos. Es erheben ſich gegen die Art, wie das große Werk zuſtande gekommen iſt, recht erhebliche Bedenken. Wenn es angeſichts der Eigentümlichkeiten der Lage während der Beratungen ein Gebot der politiſchen Pflicht war, nur darauf bedacht zu ſein, daß die ſo dringliche Vorlage unter keinen Umſtänden ſcheiterte, ſo tritt jetzt ein anderer Geſichtspunkt in ſein Recht, nämlich die kritiſche Würdigung dieſer Verhandlungen, um für die Zukunft daraus möglichſt viel zu lernen. Wen trifft die Schuld, wenn nicht alles ſo gekommen iſt, wie man es hätte wünſchen mögen? Läßt ſich überhaupt daran etwas

ändern, oder haben wir es hier mit organischen Fehlern zu tun, die sich immer wieder geltend machen müssen, ohne daß sich etwas dagegen tun läßt? Das sind Fragen, die offenbar von der größten Bedeutung sind.

* * *

Vertieft man sich in die Finanzgeschichte des Deutschen Reiches, so gewinnt man sehr bald den Eindruck, daß man es nicht mit der erhabendsten Seite der jüngsten vaterländischen Geschichte zu tun hat. Wir gewahren die Probleme von ungewöhnlicher Schwierigkeit, ja bis zur völligen Unlösbarkeit verwickelt. Wenn sich dann doch ein Weg zeigt, der zur Lösung zu führen scheint, so ist es gewöhnlich gerade dieser Weg, den der Reichstag durchaus nicht gehen will. Das Reich war kaum gegründet, als sich auch schon die Frage der Finanzreform erhob. Freilich gingen noch Jahre darüber hin. Als dann aber Bismarck die entscheidende Wendung in der Wirtschaftspolitik vollzog und die Möglichkeit ausreichender eigener Einnahmen für das Reich schuf, gab das Zentrum durch die Franckensteinsche Klausel der Lösung des Problems eine andere Richtung. Eine weitere Etappe war der Versuch Bismarcks, die Frage mit Hilfe des Tabakmonopols zu regeln; der Reichstag lehnte es ab. Und nun kamen in längeren Pausen die Anläufe, der zunehmenden Finanznot des Reiches zu steuern, den steigenden Bedarf für die Aufgaben des Reiches zu decken. Jedesmal war der verantwortliche Leiter der Reichsfinanzen überzeugt, einen durchaus gangbaren Weg gefunden zu haben, und jedesmal machte der Reichstag seinen Querstrich durch alle schönen Pläne.

Man wird nächstens beinahe von einer Tradition sprechen können, wonach der Reichstag zwar fast regelmäßig die Bedürfnisfrage bei den Forderungen der Regierung bejaht, aber ebenso regelmäßig die von den Nächstberufenen gewiesenen Wege vermeidet. Durch diese eigenartige Gewohnheit bringt der Reichstag sich selbst in die Lage, von sich aus in fliegender Eile einen Ersatz für die mit solcher Regelmäßigkeit verworfenen Regierungsvorschläge schaffen zu müssen, eine Arbeit, die dann meistens mit einem Ergebnis endet, das von den Urhebern stolz als politischer Erfolg gebucht wird, vom juristisch-technischen Standpunkt betrachtet jedoch mehr als gesetzgeberische Mißgeburt erscheint. Diese Erscheinung prägt sich immer mehr aus. Schon die Reichsfinanzreform von 1909 zeigte auffallender als je zuvor den klaffenden Widerspruch zwischen dem aus politischen Gründen gepriesenen Erfolg und dem wirklichen Wert der Parteiarbeit. Jetzt, bei der Betrachtung des umgestalteten Wehrbeitrages und der für die Wehrvorlage beschlossenen Deckungsmittel, muß das Urteil noch viel härter ausfallen.

Den Volksvertretern und auch den einzelnen Parteien wollen wir damit gar nicht zu nahe treten. Ihre Überzeugung, daß dieses oder jenes von den ursprünglichen Regierungsvorlagen nicht anging, mochte ja subjektiv berechtigt sein. Aber daß das letzte Ergebnis der Beratungen als Ganzes unendlich viel

schlechter geworden ist als die ursprüngliche Vorlage, läßt sich doch wohl kaum leugnen. Der Hergang solcher Verhandlungen ist ja bereits typisch geworden. Zuerst ein allgemeines Wettrennen der Parteien, um alle möglichen Verbesserungen anzubringen; daraus entsteht zuletzt eine solches Tohuwabohu von Anträgen, daß nur abgehärtete Parlamentarier noch daraus klug werden und der simple Laienverstand an Stelle einer doch immerhin ein Ganzes bildenden Vorlage nur noch einen Haufen von Trümmern und Scherben sieht. Dann erheben sich aus diesem Trümmerhaufen in sieghafter Schönheit die Kompromisse, die guten Geister des modernen Parlamentarismus; sie „wallen auf und ab, weben hin und her", bis eines Tages alles in Ordnung ist, d. h. wenigstens geleimt und gekittet. Über den Stolz, daß das Unmöglichscheinende doch noch möglich geworden ist, vergißt man dann ganz und gar, daß man ja eigentlich aus der Vorlage etwas Besseres machen wollte. Das Ganze ist nun zuletzt eine regelrechte Verballhornung geworden. Glücklicherweise geht es ja nicht allen Materien der Gesetzgebung so schlecht. Es wirken da besondere Umstände mit, die eine Art von Gegengewicht gegen die parlamentarische Verschandelung herstellen helfen. Aber um so schlimmer geht es bei den Finanzvorlagen her, den Fragen, bei denen die Gemütlichkeit und somit auch die politische Gleichgültigkeit des Wählers am ehesten aufhört. Zugleich kommt hier noch etwas anderes hinzu: es handelt sich hierbei um Streitfragen, deren Ausgleich fast ebenso schwierig ist wie der Ausgleich der Parteigegensätze selbst, nur mit dem Unterschiede, daß jene Streitfragen aus praktischen Gründen irgendwie entschieden werden müssen, während die Prinzipien der kämpfenden Parteien sich dauernd gegenüberstehen. Wir müssen hier auf die Eigenart unserer Reichsfinanzen etwas näher eingehen.

* * *

Noch immer stehen wir vor der Streitfrage, wie die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten am besten gegeneinander abzugrenzen sind. Bei den letzten Beratungen im Reichstag haben sich die Konservativen wieder auf den Standpunkt gestellt, daß die alte Trennung der Steuerarten aufrechterhalten werden müsse: die indirekten Steuern dem Reiche, die direkten den Einzelstaaten. Das sei der Grundsatz Bismarcks gewesen, und so sei es auch stets gehalten worden; so müsse es auch bleiben. Öffentlich zu behaupten, daß das so in der Verfassung stände, wird natürlich von Kundigen mit gutem Grund vermieden. Dafür bedient man sich aber doch gern solcher Redewendungen, die bei Nichtkundigen den Glauben erwecken müssen, die Verfassung selbst schreibe die bisher geübte Praxis vor, und sicherlich sind viele des guten Glaubens, daß die Beschränkung des Reiches auf die indirekten Steuern ein verfassungsmäßiger Grundsatz sei. Man müsse — so sagen sie — um so eher dabei bleiben, als ein Nachgeben in diesem Punkte Bresche lege in eine bisher fest behauptete Stellung. Jetzt sei man auf eine schiefe Ebene geraten, und es sei unberechenbar, wohin

eine von der bürgerlichen Linken unterstützte Sozialdemokratie die Behandlung der Reichsfinanzfrage noch einmal treiben werde, nachdem jetzt ein Präzedenzfall geschaffen worden sei. Das klingt sehr bedrohlich, und man darf hinzufügen, daß es anscheinend ein sehr wirkungsvolles Argument sein muß, denn diese Beweisführungen erfreuen sich offenbar einer zunehmenden Beliebtheit. Als die Konservativen im Jahre 1909 gegen die Erbschaftssteuer kämpften, hieß es gleichfalls: wenn wir einer aus dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht hervorgegangenen Volksvertretung überhaupt erst einmal gestatten, in die Besitzverhältnisse einzugreifen, dann werden wir sehr bald bei einer vollständigen Konfiskation der Privatvermögen angelangt sein; deshalb müssen wir dem ersten Schritt Widerstand leisten.

Eine sehr merkwürdige Beweisführung! Als ob eine umstürzende oder radikal vorwärtsdrängende Partei, wenn sie überhaupt die Macht hat, auf die Beschlüsse der Volksvertretung entscheidend einzuwirken, viel danach fragen würde, ob es Präzedenzfälle gegeben hat oder nicht! Hat sie aber nicht die Macht zur Entscheidung, so brauchen wir auch nicht zu fürchten, daß ein Schritt, den wir selbst freiwillig in einer entgegenkommenden Richtung tun, uns über den Punkt weiter hinausdrängen könnte, den wir selbst bestimmen. Die Theorie von der schiefen Ebene trifft nur zu, wenn es sich um Schritte handelte, von denen schon der erste nicht aus voller Überzeugung und freiem Willen getan wird. Im übrigen bezeugt die Weltgeschichte gerade die entgegengesetzte Erfahrung. Zu schädlichen Umwälzungen ist es immer nur gekommen, wenn sich eine in Geltung oder im formalen Recht befindliche Meinung allzu hartnäckig den Wahrheitsmomenten verschloß, die in neuen, oppositionell auftretenden Richtungen enthalten waren. Damit ist nicht gesagt, daß man sich allem Neuen blindlings in die Arme stürzen soll, aber man soll sich auch nicht von einer politischen Weisheit blenden lassen, die bei näherer Prüfung keine haltbare und greifbare Idee enthält, sondern nur ein Schema bedeutet. Vor siebzig Jahren gab es Leute, die die Verfassungen für den ersten Schritt zur Republik, den Konstitutionalismus für eine Lüge erklärten. Sie haben nur erreicht, daß das, was sie verhindern wollten, dennoch kam, aber unter Kämpfen und beklagenswerten Nebenerscheinungen, die nun erst allerlei Unheil im Gefolge hatten, nur gerade nicht das, was prophezeit worden war. Wenn sich jetzt die Konservativen klagend, die Sozialdemokraten triumphierend in der Behauptung begegnen, die Beschlüsse des Reichstags in der Besitzsteuerfrage und die zustimmende Haltung der verbündeten Regierungen bedeute einen Sieg der Anschauung, daß man nun nach Belieben den Besitz immer stärker belasten könne, so steht das auf gleicher Höhe. Natürlich kann das so kommen, nämlich dann, wenn die bürgerlichen Parteien ihre Pflicht nicht tun. Aus der politischen Lage aber folgt es nicht im geringsten.

Man komme uns also nicht mit allerlei hochklingenden Kassandrarufen, sondern fasse diese ernsten Probleme fest, scharf und nüchtern ins Auge! Viel-

leicht erschien, was soeben erörtert wurde, zunächst als Abschweifung. Aber die nähere Betrachtung dieser mit plausibel klingenden Scheingründen arbeitenden Auffassung ist ein wesentlicher Bestandteil der hier aufgeworfenen Fragen. Die Reichsfinanzfragen lassen sich nicht beurteilen und noch weniger lösen, wenn sie mit unklaren Befürchtungen hinsichtlich der möglichen politischen Folgen bepackt werden.

* * *

Wenn wir nun die Frage, ob es richtig ist, das sogenannte Bismarcksche Prinzip: „dem Reiche die indirekten, den Einzelstaaten die direkten Steuern" — aufrechtzuerhalten, aus allen nicht dazu gehörigen Betrachtungen herausgeschält haben, so müssen wir zunächst noch weiter Kritik üben. Ist denn das, was wir so ausgedrückt finden, wirklich Bismarcksches Prinzip? Ich möchte mir starke Zweifel erlauben. Bismarck war überhaupt ein Gegner der direkten Steuern, nicht nur im Reiche, sondern auch in den Einzelstaaten. Es würde zu weit führen, in diese Betrachtung auch noch die Untersuchung hineinzubeziehen, worauf diese Gegnerschaft Bismarcks beruhte, wieweit sie ging, womit sie zusammenhing. Die Tatsache ist nicht zu leugnen. Bismarck hat niemals ein Hehl daraus gemacht. Es ist aber klar, daß er unmöglich daran denken konnte, durch eine große Umwälzung in den deutschen Staaten überall indirekte Steuern an die Stelle der direkten zu setzen. Nun schienen ihm aber die Reichsfinanzen die Möglichkeit zu bieten, hier das System der indirekten Steuern so auszubauen, daß das Reich einen Überschuß an Einnahmen erhielt, den es den Einzelstaaten zugute kommen lassen konnte. Es war ein Lieblingsgedanke des großen Kanzlers, daß die Einzelstaaten vom Reich materielle Vorteile haben sollten. Erfüllte sich diese Hoffnung, so ergab sich daraus eine finanzielle Entlastung der Einzelstaaten, und das war mit einer Einschränkung des Geltungsbereiches der direkten Steuern gleichbedeutend, — eine echt Bismarcksche Idee. Wie fest Bismarck an der Überzeugung hing, daß es gelingen müsse, die indirekten Reichssteuern so stark auszubauen, daß sie das Übergewicht in den gesammten öffentlichen Einnahmen innerhalb Deutschlands behaupteten, zeigt sich deutlich in seiner Haltung gegenüber der Franckensteinschen Klausel. Er nahm sie hin, weil sie den Grundsatz festlegte, den er selbst billigte und anstrebte, daß nämlich das Reich von seinem Überfluß an die Einzelstaaten abgab. Daß der Hauptzweck der Klausel die Festlegung der Matrikularbeiträge als einer ständigen Einrichtung des Reichsfinanzwesens war, betrachtete er als etwas Nebensächliches und Gleichgültiges. Es hätte ihm aber unmöglich gleichgültig sein können, wenn er nicht bestimmt geglaubt hätte, durchsetzen zu können, daß die Einnahmen aus den indirekten Reichssteuern stets so ausgiebig waren, daß die Überweisungen die Matrikularbeiträge überstiegen. Solange das der Fall war, blieb die Franckensteinsche Klausel nur eine rechnerische Form. Als sich die ersten Anzeichen bemerkbar machten, daß die eigenen Einnahmen doch wohl

über kurz oder lang den Bedarf nicht decken würden, versuchte Bismarck das Tabakmonopol durchzudrücken — bekanntlich ohne Erfolg. Man erkennt aber aus dem allen, daß er stets von der Überzeugung ausging, das Reich müsse finanziell auf eigene Füße gestellt werden, und daß er dabei zunächst immer an die Steuerquellen dachte, die er für die allein richtigen hielt. Von einem bewußten Prinzip der Trennung der verschiedenen Steuerarten für Reich und Einzelstaaten war bei ihm nicht die Rede. Hätte er dergleichen gewollt, so hätte er es in der Verfassung zum Ausdruck gebracht, und er hätte sich energisch dagegen gewehrt, daß der konstituierende Reichstag die Einführung direkter Reichssteuern ausdrücklich offenhielt. Aber er konnte ja damals gar nicht auf den Gedanken kommen, daß einmal triftige Gründe bestehen würden, auch im Reich neben den indirekten Steuern direkte zu fordern.

* * *

Es ist nun einmal nicht zu leugnen, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit sich die Auffassung Bismarcks von den indirekten Steuern nicht zu eigen gemacht hat. Man mag das richtig oder falsch finden, aber man wird sich damit abfinden müssen. Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen das Verhältnis der Volksmassen zum Staat, die wirtschaftlichen Beziehungen und manches andere. Die Auseinandersetzung, daß die indirekten Steuern oder — wie wir nun nach präziserer Gestaltung der alten, mißverständlich gewordenen Ausdrücke sagen müssen — die Verbrauchssteuern eigentlich die gerechteren, vernünftigeren und bequemeren seien, hat keine Wirkung mehr. Der Mann aus dem Volk will sich nicht überzeugen lassen, daß es richtig ist, den armen Mann von dem gleichen Verbrauchsquantum dieselben Lasten tragen zu lassen wie den reichen. Gerade weil die Verteuerung, die der Steueraufschlag bei einem Verbrauchsartikel verursacht, nur gering sein darf, muß die Verbrauchssteuer immer wieder die Artikel des Massenkonsums suchen, und da es die allernotwendigsten Lebensmittel nicht sein können, so sind es natürlich immer Bier, Wein, Branntwein, Tabak, auf die der Gesetzgeber zurückkommt. Dadurch werden aber wieder verbreitete und besonders gut organisierte Industrieinteressen berührt, und dementsprechend ist alles danach angetan, immer eine starke und erfolgreiche Agitation gegen diese Form der Besteuerung in Gang zu halten.

Es ist nicht nötig, die Verhältnisse im einzelnen auszuführen und allen Gründen nachzugehen. Worauf es hier ankommt, ist der auf seine Richtigkeit leicht nachzuprüfende Hinweis, daß in diesen Steuerfragen die Anschauungen unserer Zeit erheblich von denen abweichen, die Bismarck noch unter voller Zustimmung seiner Generation verteidigen konnte. Es ist aber nicht mehr möglich, Anschauungen aufrecht zu erhalten, die zwar, ganz nüchtern und praktisch betrachtet, empfehlenswert erscheinen, aber im Widerspruch stehen mit den sozialen Auffassungen, die nicht nur die unteren Volksschichten beherrschen,

sondern auch sonst in weiten Kreisen der Gebildeten Wurzel gefaßt haben, — nicht selten in einem höheren Grade, als die Beteiligten selbst wissen und zugeben. Selbst da, wo die Einsicht besteht, daß wir ohne umfassend ausgebaute Verbrauchssteuern nicht auskommen können, fordert man heute, daß diese Belastung ein gewisses Gegenwicht erhält durch eine Besteuerung, die den Anschauungen der breiten Massen über steuerpolitische Gerechtigkeit einigermaßen entspricht, d. h. die nicht gewisse Gebrauchsartikel oder wirtschaftliche Vorgänge erfaßt, auch nicht gewisse Arten und Formen des Besitzes, sondern den Besitz nach seiner Verteilung d. h. nach dem Umfange, in dem er sich in der Hand einzelner Personen befindet. Mit anderen Worten: der Durchschnitt unserer Bevölkerung hält es für richtig, daß der reiche Mann stärker zu den Lasten für das Gemeinwohl herangezogen wird als der arme. Daß auch dieses Prinzip ebenso seine Grenze hat, wo es aufhört vernünftig und gerecht zu sein und wo es den gemeinsamen Interessen des Ganzen schadet, das ist für den einigermaßen kundigen Beurteiler volkswirtschaftlicher Dinge selbstverständlich. Das ist aber nur ein Beweis mehr, daß wir beides nicht entbehren können: Verbrauchs- und Besitzsteuern in rechter Mischung. Daß dieser Erkenntnis auch die Praxis entspricht, braucht ja nur erwähnt zu werden. Auch Bismarck ist es nicht gelungen, die direkten Steuern zu beseitigen, und es wird auch den Vertretern des wirtschaftspolitischen Gegenpols niemals gelingen, die indirekten Steuern abzuschaffen. Zugleich sehen wir daraus, daß es uns ohnehin unmöglich ist, unser Steuerideal auf die Bismarcksche Autorität zu gründen. Es ist Zeit, daß wir das offen eingestehen — trotz des vielleicht oder wahrscheinlich geäußerten Entsetzens derjenigen, die sich eine Mühe sparen zu können glauben, wenn sie die Autorität Bismarcks an Stelle eines Beweises ins Feld führen.

Nun wird freilich trotzdem behauptet werden, daß — ganz abgesehen von Bismarcks persönlicher Meinung — die Geschichte der deutschen Reichsfinanzen deutlich zeige, wie sich der Grundsatz: „Dem Reich die indirekten, den Einzelstaaten die direkten Steuern“ als einzig mögliche Lösung in der Praxis von selbst entwickelt habe. Man braucht dabei gar nicht an theoretische Meinungen über den Wert der verschiedenen Steuerarten zu denken; die Teilung sei einfach praktisch notwendig und sei vorgenommen worden, wie das Bedürfnis es ergeben habe. Das ist richtig. Aber dabei spielen andere Gründe mit, die nicht richtig zu verstehen sind, wenn man sich nicht vorher das klar macht, was wir hinsichtlich der Stellung Bismarcks und des Wertes und der Bedeutung der beiden Steuerarten soeben erörtert haben. Es handelt sich dabei eigentlich überhaupt gar nicht um die Steuerfragen selbst, sondern um die Aufrechterhaltung der staatsrechtlichen Eigenart des Deutschen Reiches, um das Verhältnis zwischen Reich und Einzelstaaten. Darüber zunächst nur einige Worte.

* * *

Wir Deutschen haben uns erfreulicherweise schon so sehr an die Gestalt gewöhnt, die der Vereinigung der deutschen Stämme durch Bismarcks Lebenswerk gegeben worden ist, daß wir uns kaum noch vorzustellen vermögen, welche Folgen eine Erschütterung der unter Mühen und Schmerzen geschaffenen verfassungsmäßigen Form haben könnte. Trotz der verhältnismäßigen Kürze der Zeit können wir uns kaum noch den Zustand vergegenwärtigen, in dem Unitarier und Föderalisten, Reichstreue und Partikularisten ernsthafte Gegensätze im politischen Heerlager bedeuteten. Wo diese Gegensätze jetzt noch bestehen, haben sie einen ganz anderm Charakter angenommen. Teils sind sie gänzlich unpolitisch geworden und nur der verhältnismäßig harmlose Ausdruck von Gefühlswerten und Stimmungen, teils sind sie Nebenerscheinungen politischer Gegensätze, deren Bedeutung im Grunde eine andere ist und deren Austrag nicht in diesen staatsrechtlichen Fragen gesucht werden kann.

Daraus könnte wohl geschlossen werden, daß es eigentlich keine politischen Sorgen mehr verursachen könne, wenn aus anderen Gründen irgendeine Verschiebung in den Rechten von Reich und Einzelstaaten einträte. Aber vor einer so leichtherzigen Auffassung muß doch gewarnt werden. Nicht als ob daraus unmittelbar folgenschwere Differenzen zwischen den einzelnen Bundesstaaten entstehen könnten. Aber ist für unsere gesamte Kräfteentwicklung von ausnehmender Bedeutung, daß das Gefühl erhalten bleibt, jeder einzelne deutsche Stamm, jede auf solchen Verschiedenheiten beruhende, historisch gewordene Gruppierung könne sich im Reich den eigenen Bedürfnissen entsprechend selbständig entwickeln, ohne daß die gemeinsamen Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes dadurch Abbruch erleiden. Das Dasein der deutschen Einzelstaaten bedeutet für unsere nun einmal unabänderliche nationale Eigenart eine wertvolle Kraftsteigerung, die wir nicht entbehren können und wollen, aber es behält diese Bedeutung nur, wenn es sich neben den Anforderungen der Reichsgemeinschaft genügend behauptet; andernfalls ist es mindestens unökonomisch und wäre besser durch einen Einheitsstaat mit stark entwickelter kommunaler Selbstverwaltung zu ersetzen. Daß aber eine solche Umwandlung unserer ganzen geschichtlichen Entwicklung widerspricht und niemals ohne die heftigsten inneren Erschütterungen vor sich gehen könnte, liegt wohl auf der Hand. Deshalb ist die Wahrung einer sorgfältig abgesteckten und streng festgehaltenen Grenzlinie zwischen Reich und Einzelstaaten eine Lebensfrage für unsere innere Gesundheit, — auch dann, wenn von irgendwelchen Befürchtungen hinsichtlich einer möglichen Auflösung des Deutschen Reiches gar nicht die Rede ist.

Selbständige Aufgaben innerhalb unserer nationalen Gemeinschaft können die deutschen Einzelstaaten nur erfüllen, wenn sie entsprechende finanzielle Bewegungsfreiheit haben, und deshalb müssen sie das Recht der Selbstbestimmung behalten, um ihre Finanzen den von ihnen übernommenen Aufgaben entsprechend auszubauen. Das schließt nicht aus, daß sie einen großen Teil dessen, was sie brauchen, und vielleicht noch mehr vom Reich erhalten. Das hat mit der

Finanzhoheit nichts zu tun. Diese ist aber notwendig, weil sie das Verhältnis zum Reich grundsätzlich nach der rechtlichen Seite hin festlegt. Nur aus diesen Erwägungen heraus begründet sich die praktische Lösung, die die Frage der Beziehungen zwischen Reichsfinanzen und einzelstaatlichen Finanzen bisher gefunden hat. Direkte Steuern bringen staatliche Finanzhoheit am schärfsten zum Ausdruck; sie bestanden außerdem bereits, noch ehe das Reich gegründet wurde, als geschichtlich berechtigtes Rückgrat der einzelstaatlichen Finanzen. Es ist klar, warum sie den Einzelstaaten in der bereits festgelegten und durch Gewöhnung anerkannten Form belassen wurden, während sich die Übernahme der Verbrauchssteuern durch das Reich naturgemäß im Anschluß an die Politik des Zollvereins vollzog.

* * *

Es waren also verständliche und leicht zu erkennende Gründe, die die vorläufige und dann lange festgehaltene Verteilung der Steuern auf Reich und Einzelstaaten herbeigeführt haben. Wenn nun aber der Bedarf des Reiches so außerordentlich gestiegen ist, daß er mit den alten Mitteln nicht mehr gedeckt werden kann, — und daß dem so ist, ist doch nur eine erfreuliche Folge der ungeahnten Machtentwicklung des Reichs, — so kann man sich unmöglich auf den Standpunkt stellen, daß nun ein für allemal der alte Verteilungsgrundsatz aufrechterhalten werden muß, sondern man muß sich vielmehr sagen: erhöhte Lasten im Interesse der Gemeinschaft fordern erhöhte Fürsorge im Sinne der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Belastung. Es ist also ganz natürlich, daß man nun auch im Reich der Frage näher tritt, wie die Verbrauchssteuern durch geeignete Besitzsteuern ergänzt werden können.

Ist das einmal im Prinzip anerkannt, — und daß es anerkannt werden muß, zeigt der tatsächliche Verlauf aller Beratungen, die in den letzten Jahren im Reichstag über Finanzfragen gepflogen wurden, — so kann die nächste Frage nur lauten: wie läßt es sich machen, eine Besitzsteuer im Deutschen Reich einzuführen, ohne die notwendige finanzielle Bewegungsfreiheit der Einzelstaaten zu stören? Es ist zu bedauern, daß diese sich aus den Umständen als notwendig und unumgänglich ergebende Frage nicht einmütig gestellt worden ist, sondern daß man unter der noch gar nicht erwiesenen Voraussetzung ihrer Unlösbarkeit nach neuen Wegen gesucht hat, um ohne Reichsbesitzsteuern der gedachten Art auszukommen. Der Grund lag, wie bekannt in der grundsätzlichen Abneigung der Konservativen gegen die erweiterte Erbschaftssteuer.

Nicht darauf kommt es an, ob die bisherigen Vorschläge eines zweckmäßigen Ausbaues der Erbschaftssteuer in allen Einzelheiten vor einer scharfen Kritik standhalten oder ob sie ausreichen, allein oder mit Hilfe weniger, möglichst wenig drückender Ergänzungen den gerade erforderlichen Einnahmebedarf zu decken, sondern auf die Tatsache, daß die Erbschaftssteuer bisher als der einzig mögliche Weg erkannt worden ist, der einen Ausweg aus der vorher

bezeichneten Schwierigkeit bietet. Man hat sich darum gestritten, ob die Erbschaftssteuer überhaupt eine direkte oder indirekte Steuer ist. Schon daß ein solcher Streit möglich ist, beweist, auf wie schwachen Füßen das Prinzip der angepriesenen Zuteilung der Steuern an Reich und Einzelstaaten steht. Wie man aber auch diesen Streit entscheiden mag, so bleibt die Erbschaftssteuer eine Besitzsteuer gerade von der Art, wie sie als Gegengewicht gegen Verbrauchssteuern gefordert wird. Zugleich erfüllt sie die weitere Anforderung, daß sie einen Besitz trifft, der nicht notwendig den Vermögensbestandteilen zugerechnet zu werden braucht, mit denen der Staat bei Besteuerung des Vermögens und Einkommens zu tun hat. Es berührt natürlich die einzelstaatliche Finanzhoheit, wenn auf Besitzbestandteile, die der Staat nach seinen eigenen Grundsätzen besteuert, daneben auch das Reich seine Hand legt. Aber es braucht kein Einzelstaat etwas dagegen zu haben oder sich in seinen natürlichen Bestimmungsrechten beengt zu fühlen, wenn ein Vermögen, das seinen Besitzer durch den Tod verloren hat, in einem um ein geringes gekürzten Betrage den neuen Besitzern zufällt und diese Kürzung dem Reich zugute kommt. Die Erbschaftssteuer ist also eine echte Besitzsteuer, die in Anwendung kommen kann, ohne die Finanzhoheit der Einzelstaaten zu verletzen. Weiter kommt hinzu, daß bis jetzt noch keine andere Steuer gefunden worden ist, die den zu stellenden Bedingungen so vollkommen entspricht wie diese. Sie wird daher — beinahe möchte man sagen: mit Naturnotwendigkeit — als Forderung immer wiederkehren, bis sie durchgeführt worden ist.

* * *

Es ist nicht die Absicht, hier eine Parteipolemik zu führen oder eine Partei zu tadeln, die andere Ansichten bekundet hat. Nur muß darauf hingewiesen werden, daß gerade in Finanzfragen immer solche Konflikte entstehen werden, die auf den Widerspruch zwischen der logischen Entwicklung der für das Ganze des Reiches erforderlichen Notwendigkeiten und den Wünschen und Abneigungen bestimmter Wählerkreise zurückzuführen sind. Ob die Konservativen es verantworten wollen, noch weiterhin und für alle Zukunft ihre Stellung zur Erbschaftssteuerfrage lediglich nach den in bäuerlichen und sonst vom Bunde der Landwirte aufgehetzten Kreisen bestehenden Vorurteilen zu orientieren, ist ihre eigene Sache, und es ist nicht das Thema dieser Erörterung, diese Stellung von einem außerhalb gewählten Standpunkt zu kritisieren. Die Frage mußte hier als Beispiel erwähnt werden, wie das Problem der Reichsfinanzen im Laufe seiner Geschichte eine bestimmte Linie verfolgt, die auf die prinzipielle Bedeutung einer Steuer hinweist, und wie diese durch die Logik der Tatsachen fast unausweichbare Forderung dennoch durch eine Parteitheorie, eine Parteitradition und noch mehr durch Sonderwünsche einzelner, in einer Partei vorzugsweise berücksichtigter Volkskreise immer wieder aufgehalten und gehemmt wird. Wohl-

gemerkt: nur aufgehalten, nicht beseitigt oder endgültig verhindert! Schon hat sich erwiesen, daß der konservative Widerstand die Ausdehnung der Erbschaftssteuerpflicht auf das Kindeserbe nicht hat verhindern können. Dieses Beispiel ist gewählt worden, weil es besonders lehrreich ist und der Gegenwart in seinem Zusammenhange noch deutlich vor Augen steht. Auch deshalb, weil es eine Partei betrifft, deren Tradition sonst immer dahin ging, dem Staate das seinige zu geben, auch wenn es mit einem Opfer im Sinne der Parteilehre verbunden war. Aber es lassen sich natürlich auch auf der liberalen Seite Beispiele genug finden, die in derselben Weise zeigen können, wie die Parteigrundsätze vollkommen ungeeignet sind, die Entwicklungslinien zu bestimmen, die für ein so eigenartiges Problem wie die Reichsfinanzfrage maßgebend sein müssen.

Ein Einheitsstaat kann es sich gestatten, die Frage der Beschaffung des Finanzbedarfs der zufälligen Mehrheit zu überlassen, die im Parlament die Notwendigkeit der Ausgaben bescheinigt und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Deckung prüft. Bei uns kommt immer daneben noch eine zweite Reihe von Fragen in Betracht, die in den Parteiorganen wieder nach besonderen Rücksichten behandelt wird, die Fragen nämlich, die sich auf die Abgrenzung von Reich und Einzelstaaten beziehen. Und man kann drittens noch als eine Eigenheit unserer staatlichen Verhältnisse und als Erschwerung hinzurechnen, daß wir zwei Parteien im Reich haben, die ganz aus dem Rahmen herausfallen, der sonst für sachliche Mehrheitsbeschlüsse eines Parlaments gegeben ist. Wir haben einerseits das Zentrum, das jeden beliebigen politischen Grundsatz vertreten kann, wenn er nur einen Zuwachs an Macht und Einfluß der Partei bringt, — eine Partei, die, sozusagen, nur Taktik ist, und wir haben anderseits die Sozialdemokratie, die im absoluten Gegensatz gegen alle anderen Parteien steht und in der völligen Verneinung erstarrt ist, also eine Partei, die, sozusagen, nur Grundsatz, aber nur negativer Grundsatz ist. Bei dem so verwickelten Zustand ist es eine tatsächliche Unmöglichkeit, die Entwicklung des Reichsfinanzproblems nach den Wünschen maßgebender Parteien zu regeln, und so erklärt sich die Erscheinung, von deren Feststellung wir ausgingen, die mehr hemmende und störende als fördernde Rolle, die von jeher der Reichstag in dieser Frage gespielt hat. Es erklärt sich aber auch, daß der Reichstag, wenn er in richtiger Erkenntnis der vorliegenden Notwendigkeiten den festen Entschluß zeigt, auf dem Wege des Kompromisses zu positiven Ergebnissen zu kommen, in der Regel eine sehr unglückliche Hand hat, weil sich die einzelnen Parteien, die die Sache machen sollen und wollen, durch ihre Programme in einer Weise gebunden fühlen, wie es die rein praktische Natur der vorliegenden Aufgabe nun einmal nicht gestattet.

* * *

Muß das so sein, und ist es wirklich unmöglich, daran etwas zu ändern? Ich glaube, es könnten sich einmal alle Parteitage der bürgerlichen Parteien

die Aufgabe stellen, ihre Programme einmal hinsichtlich ihrer Stellung zu den Finanzfragen zu revidieren und hier viel alten Ballast hinauszuwerfen. Die Wähler wollen doch, mögen sie konservativ oder liberal sein, heutzutage nichts anderes, als daß die Abgeordneten bei Prüfung des Etats der Regierung auf die Finger sehen, daß sie nicht unzweckmäßige und unnötige Ausgaben macht. Daß diese Prüfung in einem gewissen Zusammenhange mit den politischen Gesamtauffassungen steht, versteht sich von selbst. Im übrigen spuken aber in finanzpolitischen Fragen noch immer Theorien und Prinzipien, die längst überlebt sind. Hier sollte einmal reiner Tisch gemacht und den Parteivertretern in der Haltung zu Finanzfragen ganz und gar freie Hand gelassen werden. Damit würde auch viel von dem Einfluß wegfallen, den Zentrum und Sozialdemokratie vermöge ihrer Eigenart und Taktik auf die Entscheidungen ausüben. Die Parteien würden dadurch an Bewegungsfreiheit und damit an Einfluß auf die Entscheidung gewinnen. Es würde leichter sein, die Pflicht freier Kritik im Rahmen der Vorschläge der verbündeten Regierungen zu üben, und die Gefahr würde verringert, daß der Reichstag diskutable Vorschläge des Bundesrats radikal über den Haufen wirft, nur weil die durch alle möglichen Grundsätze und wenige praktische Gesichtspunkte gebundenen Parteien die Unmöglichkeit erkennen, auf anderem Wege zu einem Kompromiß zu gelangen. Da werden uns denn die eilig ausgearbeiteten, durch und durch unzulänglichen Gegenangebote präsentiert, die nachher aus Not zu Gesetzen gemacht werden und für die man dann noch womöglich dankbar sein soll. Daraus ergibt sich also die Forderung, die vielleicht zu einer Besserung führen könnte. Daß der ernste Wille, zu positiven Leistungen zu gelangen, in den Parteien sehr stark lebendig ist, zeigen die Erfahrungen bei der Wehrvorlage. Es ist die erfreulichste Seite der jüngsten parlamentarischen Vorgänge. Auf Grund dieser Erfahrungen wäre es wohl denkbar, daß sich der Spielraum erweitern ließe, den die Parteien ihren Vertretern in rein praktischen Fragen gewähren, und man könnte überzeugt sein, daß dann viel mehr als jetzt die praktischen Bedürfnisse, die staatsrechtlichen Bedingungen und die natürlichen Linien der Entwicklung berücksichtigt werden könnten, ohne daß die Parteien für ihre sonstige Stellung und ihre Beziehungen etwas zu fürchten hätten.

Beethovens Weltanschauung

Von Dr. Hermann Seeliger in Landeshut i. Schl.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Schiller, Das Ideal und das Leben.

ie Welt ist ein König und will geschmeichelt sein, soll sie sich günstig zeigen — doch wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen drängen", aber gerade dem, der diese Worte schrieb, und in seinem künstlerischen Schaffen die unerhörteste Subjektivität bekundete, hat sie rückhaltlos wie kaum einem anderen der großen Schaffenden die Anerkennung seiner überragenden Größe und Genialität zuteil werden lassen. Schier unendlich ist die Beethoven-Literatur, für die leider noch ein kritisch sichtender Katalog fehlt, und unermüdlich ist seit dem Erscheinen der Schindlerschen Beethoven-Biographie die Forschung bemüht, das Verständnis dieser so ganz einzigartigen Künstlerindividualität der Welt zu vermitteln. Die große von Thayer begonnene, von Riemann überarbeitete und vollendete Lebensbeschreibung des Meisters, die in drei Ausgaben vorliegende Sammlung seiner Briefe*), die zahllosen kleinen Monographien und Studien zeigen, wie lebhaft sich besonders das letzte Jahrzehnt mit dem Beethoven-Problem beschäftigt hat. Und gerade hundert Jahre, nachdem Goethe in einem vom 19. Juli 1872 datierten Briefe an Christiane sein Urteil über den Tondichter in die Worte zusammenfaßte: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen; man kann begreifen, wie er zur Welt wunderlich stehen muß", ein Urteil, wodurch das bekannte an Zelter geschrieben von der „leider gänzlich ungebändigten Persönlichkeit" seine Ergänzung findet, erschien Paul Bekkers „Beethoven", sozusagen der erschöpfende Kommentar zu den offenbar divergenten Aussprüchen des Dichters, das beste Buch wohl, das

*) von Kalischer (5 Bände), von Prelinger (4 Bände), von E. Kastner Volksausgabe (Hesses Verlag); ferner Ludwig Nohl, Beethoven-Brevier, 2. Auflage, bearbeitet von Sokolowski (Seemann). Von Thayers Beethoven-Biographie wurde die von Riemann besorgte Neuauflage von Band 1 bis 3 benutzt.

je über den Meister geschrieben ward, eine das innerste Wesen seiner Musik entschleiernde Darstellung, worin aus der Analyse der in die Hülle künstlerischer Form eingegangener Ideen uns der Dichter und Denker Beethoven leibhaftig entgegentritt. Ohne jede Gesuchtheit im Stil, meisterhaft einfach und schlicht, wirkt es oft geradezu hinreißend. Bekker ist auch einer, dem die Musik Beethovens die Seele tönen macht: das Buch ist erlebt — und das ist wohl das höchste, was man zu dessen Lobe sagen kann*).

Eine Biographie im eigentlichen Sinne ist es nicht, und die sachlich kühl die Forschungsergebnisse über das Leben Beethovens referierende Art, noch mehr die Trennung des Menschen vom Künstler scheinen nach dem Vorwort zur zweiten Auflage einigen Widerspruch erregt zu haben; er ist zweifellos belanglos, aber eins muß hierzu doch bemerkt werden: gewiß ist Wahrheit unter allen Umständen oberstes Gesetz aller Historie, indes die Korrekturen, die Bekker an den landläufigen Vorstellungen von dem weltunerfahrenen, entrückten Träumer vornimmt, wirken in ihrer langen Aneinanderreihung doch etwas schneidend und und hart, weil er ein Moment im Wesen des Meisters zu wenig hervorhebt, das pathologische, wodurch die unleugbaren Charakterschwächen Beethovens ihre Erklärung finden. Gerade bei Beethoven treffen Schopenhauers Ausführungen über das Genie aufs Haar zu: die übergroße Sensibilität, bedingt durch ein abnorm erhöhtes Nerven- und Cerebralleben, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die sich physisch als Energie des Herzschlags darstellt, die daraus entspringende Heftigkeit der Affekte, die Überspanntheit der Stimmung. Beethovens Mangel an Selbstbeherrschung, sein fragwürdiges Gebaren in Geldangelegenheiten vertragen sicherlich keine Schönfärberei, aber zum Verständnis und zur Entschuldigung muß gesagt werden, daß, wenn eine so ungeheure Erkenntniskraft mit all ihrer Energie sich auf die Angelegenheiten und Miseren des täglichen Lebens richtet, es diese nur zu leicht in zu grellen Farben und ins Ungeheure vergrößert erblicken wird, wodurch das Individuum in lauter Extreme verfällt. Die Zwangsvorstellungen, unter denen Beethoven zweifellos litt, erklären sich ohne weiteres daraus, und aus ihnen wieder die Handlungsweisen, die zu seiner angeborenen Herzensgüte in schärfstem Widerspruch stehen. Und wenn — um bei einem Beispiel zu bleiben — sein Geiz und was damit zusammenhängt, letzten Endes aus der Sorge um die völlige Freiheit seiner künstlerischen Existenz fließen, wenn er seine Ersparnisse von 7000 Gulden nicht angreifen zu dürfen glaubt, weil er sie als Erbteil seines Adoptivsohnes Karl betrachtet und sich unter Vorspiegelung seiner Armut eine Unterstützung von seinen englischen Freunden erbittet, so fällt selbst darauf der versöhnende Strahl eines Idealismus,

*) Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin. Zweite Auflage 1912. In demselben Jahre erschien die für weitere Kreise geschriebene Beethoven-Biographie von Thomas San-Galli, die auch manches Neue bringt und als „Hausbuch" empfohlen werden muß. Von kleineren Studien sei besonders auf das Werkchen R. von der Pfordtens aufmerksam gemacht (Quelle u. Meyer) als eine wertvolle Einführung in das Wesen der Beethovenschen Musik.

der sich nur in den Mitteln vergreift. Es gibt eben keinen genialischen Menschen, der nicht Nachsicht verdiente, und nur eine mit tiefer schürfender Sonde untersuchende Psychiatrie dürfte den Irrungen einer so komplizierten Künstlernatur, die körperlich fortwährend von schweren Leiden geplagt wurde, gerecht werden: wir können uns hier an dem Worte Schopenhauers genügen lassen, daß groß überhaupt nur der sei, der bei seinem Wirken nicht seine Sache suche, sondern einen objektiven Zweck verfolge, selbst dann, wenn im Praktischen dieser Zweck mißverstanden, ja sogar infolgedessen ein Verbrechen sein sollte; „daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn unter allen Umständen groß*)." Und was Beethoven suchte, das hat er uns in ewig gültiger Form in seinen Tondichtungen offenbart, in deren Erläuterung Bekker die Ideale der Beethovenschen Geisteswelt in plastischer Klarheit herausmeißelt. Indes auch die Briefe des Meisters, seine Tagebuchblätter eröffnen uns den Zugang zu ihr, so daß wir rein begrifflich auf umgekehrtem Wege zu seiner Weltanschauung und damit zu einem vollen Verständnis seiner Werke vordringen können. Beethoven hätte nicht der scharfsinnige Denker sein müssen, als der er sich in seiner Dichtung bewährt, wenn er nicht hätte versuchen sollen auf seine Weise sich auch begrifflich mit der Erscheinungswelt und dem Verhältnis der Menschen zu ihr sowohl wie zu dem Metaphysischen auseinander zu setzen. Wie er sich seiner Schwächen bewußt ist — „Menschlicher, ernster wird die Fremde dich machen" notiert er sich, als er den Plan faßt zu reisen —, so kennt er überhaupt den Zwiespalt der menschlichen Natur, er weiß, daß wir „Endliche sind mit unendlichem Geist" und wenn ihm auch das „geistige Reich das liebste ist und die oberste aller geistlichen und weltlichen Monarchien," so fühlt er, daß das Irdische uns immer wieder hinabzieht, „unendlich ist unser Streben, endlich macht die Gemeinheit alles". Und da er sich von Kindheit an bestrebt hat, den Sinn der Besseren und Weisen jedes Zeitalters zu erfassen, wendet er sich an seine ältesten Freunde: Homer, Plato, Xenophon, Plutarch; auch ihm gewährt die unversiegbar sprudelnde Quelle der antiken Literatur Erhebung, Befreiung, Festigung; Shakespeare, Schiller, Goethe und Kant helfen ihm dann den Bau seiner Weltanschauung vollenden. Da nun einmal Leben irren heißt und die Schwachheiten der Natur durch die Natur selbst gegeben sind, so soll die Herrscherin Vernunft durch ihre Stärke sie leiten und zu vermindern suchen. Man muß nicht, schreibt er im Tagebuch, durch die Armut sich wider den Verlust des Reichtums schützen, noch durch den Mangel an Freundschaft wider den Verlust der Freunde, noch durch Enthaltung vom Kinderzeugen wider den Tod der Kinder, sondern durch die Vernunft wider alles, denn wie der Staat eine Konstitution haben muß, so der einzelne Mensch für sich selber eine. Wir werden dieser Bemerkung besondere Beachtung schenken, da sie uns das verrät, was in ihm als gestaltendem Künstler das gesetzgebende

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung" II, Kapitel 31.

Prinzip sein mußte: die Idee der Form. Und welche Form, so fragen wir weiter, soll die Idee der Konstitution annehmen, was ist in ihr der gesetzgebende Faktor? zu welchem Ziele soll sie den Menschen führen? Die Antwort läßt er durch Kant geben: „das moralische Gesetz in uns, und der gestirnte Himmel über uns." Das moralische Gesetz aber stellt praktische Forderungen, wie stellt Beethoven sich zu diesen? Rückschauend müssen wir hier einen Blick auf seine ganze Entwicklung werfen, da sie allein die Antwort auf jene Frage geben kann. Herangewachsen in einer zum großen Teil freudlosen Jugend, ohne rechte Erziehung und regelmäßige Bildung, mit zweiundzwanzig Jahren auf sich selbst gestellt, begabt mit einem Übermaß von Temperament, in seinem Innern von unerhörter Zartheit und Empfindungsfähigkeit, „ein lieb und leise gestimmter Mensch", wie ein Urteil aus dem Bonner Freundeskreise ihn bezeichnet und seine Briefe an Wegeler und Amenda ihn noch zeigen, so war er nach Wien gekommen, die Seele erfüllt von höchstem Idealismus und dem beseligenden Bewußtsein der ständigen Zunahme seiner Geisteskräfte und der Annäherung an ein Ziel, das er fühlt, aber nicht beschreiben kann. „Soviel will ich euch sagen," schreibt er an seinen geliebten Jugendfreund Wegeler, „daß ihr mich nur recht groß wieder sehen werdet; nicht als Künstler sollt ihr mich größer, sondern auch als Menschen sollt ihr mich besser, vollkommener finden." Da schnitt ihm „ein neidischer Dämon", der schon seit Jahren in seinem Gehör sich eingenistet hatte, diesen Sinn entzwei und stieß ihn in die Einsamkeit.

Und nun beginnt jenes titanische Ringen mit dem gigantischen, ehernen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, in in dessen Verlauf Beethoven zur Heldengröße des Märtyrers emporwächst.

Zunächst freilich mußte die Erkenntnis der Unheilbarkeit seines Leidens für den Unglücklichen förmlich zerschmetternd sein — man lese darauf hin nur einmal das ergreifende Heiligenstädter Testament. Ein gehörloser Musiker! Wenig fehlte, und er endete selbst sein Leben. Aber der sittliche Imperativ, unter dessen Gebot Beethoven steht, verbietet den Selbstmord unter allen Umständen, solange noch eine gute Tat zu tun ist. Seine geliebte Kunst hält ihn davon zurück. Und so entgeht er auch der bei seiner erblichen Belastung naheliegenden Gefahr im Trunke Vergessenheit zu suchen oder bestenfalls in tatenlosem Quietismus zu verkümmern. Plutarch hat ihn zur Resignation geführt, dem elenden Zufluchtsmittel, das ihm allein noch bleibt, aber Ruhe? „Nichts von Ruhe! Ich weiß von keiner anderen als dem Schlaf, und wehe genug tut mirs, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß als sonst." Wohl erwählt er sich die Geduld zur Führerin, aber „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, sie ist auch die meinige", und in einem kühnen, seiner Kraft würdigen Bilde drückt er den Entschluß seines ethischen Wollens aus: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht." Als er völlig ertaubt ist, klagt er auch nicht mehr, sondern stolz ruft er dem Schicksal zu: „Zeige deine Gewalt! Wir sind nicht Herren über

uns selbst. Was beschlossen ist, muß sein, und so sei es denn!" Weiß er doch nun, daß er alles aus sich selbst schaffen muß — und auch kann, Gott sei Dank, Beethoven kann schreiben. Seine Genialität ist ihm bekannt — Fürsten gibt es viele, Beethoven nur einen*) —, ist unbestreitbar. Sie ist eben da wie die schaffende Kraft der Erde, und er, Beethoven, gewissermaßen nur das Medium einer höheren Gewalt, die durch ihn zu den Menschen spricht, denn was er schreiben kann, gibt ihm „der Geist" ein. Und da er einmal mit dem Himmelsgeschenk dieser wunderbaren Begabung begnadet ward, wird ihm die vollkommenste Entwicklung dieser zum Pflichtgebot, dessen stahlharter Notwendigkeit er gehorcht, selbst unter tränenvollem Verzicht auf sein Einzelglück: „du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere. Für dich gibts kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst. O Gott, gib mir Kraft mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln!" stöhnt er in Herzensqual in seinem Tagebuch einmal auf in dem Bewußtsein, daß er den Reichtum seiner Seele nicht an ein Einzelwesen verschenken darf. Ein Beethoven gehört der Welt. Indem er sich also selbst überwindet, vollbringt er die Heraklestat „mehr als das Schicksal sein", und aus seinem Verzicht auf Erdenglück erblüht ihm „das hohe Gut der Selbstvollendung im Erschaffen". Denn die Seligkeit, schaffend Götterwonne zu genießen, hat Beethoven wie wenige Sterbliche ausgekostet.

So vollendet der Meister den Bau seiner individuellen Sittlichkeit als einer jener Auserwählten, die aus Leiden Freuden erhalten in einer energischen Bejahung des Lebens, das er behalten möchte, so krank und elend er sich auch fühlt, um zu hinterlassen, was ihm der Geist eingibt und vollenden heißt, gleichwohl fern jeder Todesfurcht und unbeirrt fortan durch des Daseins dunkle, verworrene Fragen: die Rätsel lösen sich von selbst; gerade ihnen gegenüber soll sich die sittliche Kraft des Menschen bewähren, „das heißt auszuhalten ohne zu wissen und seine Nichtigkeit zu fühlen und wiederum seine Vollkommenheit zu erreichen, deren der Höchste uns dadurch würdigen will". Sittlichkeit aber ist Freiheit. „Freiheit! was will man mehr!" Und stolz erhobenen Hauptes schreitet er durchs Leben, erhaben über „die Leute", die nichts sagen und sich meist im andern nur selbst sehen, auch er „ein König". Beethoven Augustus Triumphator.

Im Innern aber voll tiefster Demut. „Wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich, und was ist der, den man den Größten nennt? Und doch — ist wieder hierin das Göttliche der Menschen." In diesen, dem Brief „An die unsterbliche Geliebte" entnommenen Worten

*) Als Beethoven 1806 auf dem Landsitz des Fürsten Lichnowski bei Troppau weilte, wurde er genötigt vor französischen Offizieren sich hören zu lassen. Aufs höchste ergrimmt über diese Zumutung verließ er sofort den Fürsten, dem er bald darauf folgenden Brief geschrieben haben soll: „Fürst! Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen." Thayer II, 178, vgl. auch Grenzboten XVI, Nr. 14 (3. April 1857).

kündigt sich schon an, was in Beethoven, je älter er wird, desto stärker und beherrschender hervortritt: das metaphysische Bedürfnis. Erst durch die Klärung des Verhältnisses des Individuums zum Transzendenten, zum Gottesbegriff, erhält die sittliche Freiheit ihre höchste und letzte Weihe. Bei der Form der „Konstitution" ward bereits darauf hingedeutet: „Der gestirnte Himmel über uns" hieß es da weiter. Wie oft hat der Meister in stillen Nächten voll Andacht zu ihm emporgeschaut. „Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese viele Millionen Meilen entfernten Gestirne hin zur Urquelle, aus welcher alles Erschaffene entströmt und aus welcher ewig neue Schöpfungen entströmen werden"*). Zu dieser Urquelle führte ihn auch der Naturgenuß. Wie leidenschaftlich Beethoven die Natur liebte, ist bekannt, „sie war gleichsam seine Nahrung, er schien förmlich darin zu leben", bezeugt uns ein Zeitgenosse**) des Meisters, und zahlreiche Stellen in seinen Briefen und Tagebüchern suchen, wenn auch unbeholfen, der Stimmung Ausdruck zu geben, die ihn erfüllte, wenn er das Gewühl der Stadt hinter sich wußte: „Allmächtiger! im Walde, ich bin selig, glücklich im Wald, jeder Baum spricht durch dich. O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend! In den Höhen ist Ruhe, Ruhe ihm zu dienen!" Sein Ohr vernahm freilich nicht mehr das Rauschen der Buchenkronen und den Gesang der Vögel, um so vernehmbarer sprach das Wesen der Welt selbst zu seiner Seele: „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht; ist es doch, als wenn jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande Heilig! Heilig! Im Walde Entzücken, wer kann alles ausdrücken." Aber in Tönen gelang es ihm: die köstliche D-dur-Sonate op. 28, die Pastoralsinfonie, beides wahrhafte Sommerglücksmusik offenbarend, wie sich das Auge des Meisters sozusagen von innen erleuchtet zur Erfassung und Widerstrahlung des Weltbildes, tiefer noch, ergreifender, ins Metaphysische langend die wunderbare As-dur-Sonate op. 110, mit der lieb und leise gestimmten Sehnsucht im ersten Satze, der unruhig, dunkel-heiter sprudelnden Laune im Scherzo, bis nach den lastenden Anfangsakkorden des Largo das Rezitativ vor uns steht, ein furchtbar ernstes Fragezeichen. Und nun beginnt ein klagender Gesang, der uns zutiefst an die Seele rührt

Weh spricht: vergeh —

Aber in festen, ewigen Gesetzen hängt die Welt, darum setzt ruhig und sicher, kraftvoll den Schlußton des vorigen Satzes als Dominate nehmend die Fuge***)

*) Mündlich zu Stumpf im Jahre 1824. Thayer V, 130. Das Adagio des zweiten Quartetts von op. 59 ist nach Beethovens eigenem Ausspruch die Eingebung einer solchen Sternennacht und ins Sternendasein führt uns auch der Schluß der Sonate op. 111.

**) Thayer III, 505.

***) Man vergleiche dazu auch die Bemerkungen Hans von Bülows über Beethovens Fuge und ihrer Bedeutung gegenüber der Bachs in der großen Cottaschen Ausgabe der

ein, das Symbol einer unverrückbar festen Weltordnung: der Dichter wird zum Seher, der in heiliger Begeisterung, wie mit ausgebreiteten Armen das All an seine Brust ziehen möchte in der beseligenden Erkenntnis des tat twam asi, der All-Einheit alles Seienden, und in strahlendem Glanze geht das Stück zu Ende,

Denn alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Die Frage nach Beethovens Religiosität ist damit eigentlich schon zur Genüge beantwortet. „Ich bin was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. Er ist allein von ihm selbst, und diesem einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Diese drei Inschriften aus dem Tempel der ägyptischen Neith hatte Beethoven unter Glas und Rahmen auf seinem Schreibtisch stehen, und in sein Tagebuch hat er einmal eingetragen: „Hart ist der Zustand jetzt für dich; doch der da droben ist, o er ist, und ohne ihn ist nichts." Beethoven war tief religiös. Nicht im Sinne eines kirchlich bestimmten Dogma und im katholischen nun schon gar nicht, vielmehr lebt, wie Richard Wagner treffend bemerkt (Ges. Schriften IX, 95), der ganze Geist des deutschen Protestantismus in ihm; sein Erbauungsbuch sind die „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und Vorsehung" des lutherischen Pietisten Christian Sturm, auch Luthers Tischreden liest er. Aber er geht doch noch weit über den dogmatisch gebundenen Protestantismus hinaus, und mit zunehmendem Alter bohrt er sich, wie sein Tagebuch beweist, immer tiefer in das letzte und höchste Problem des Transzendenten hinein, bis schließlich mit der großen Messe das letzte gewaltige Ringen beginnt, die Auseinandersetzung des Individuums mit der Gottheit. „Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst. O Gott über alles!" hatte er vor Beginn dieses Werkes sich im Tagebuch gemahnt, und selten ist wohl ein auf religiösem Gebiet schaffender Künstler von seiner Aufgabe so ergriffen gewesen, wie Beethoven in jener Zeit, so daß er in seinem Zustande völliger Weltentrücktheit seiner Umgebung wie ein Besessener erschien. Wie die gesamte Beethovensche Tondichtung trägt auch diese Messe den Stempel eines schier unerhörten Subjektivismus. „Von Herzen möge es zu Herzen gehen" steht über dem Kyrie, sie gehört darum auch nicht eigentlich in die Kirche als den Versammlungsort einer auf ein Dogma eingeschworenen Gemeinde. Beethoven

Sonaten, die immer noch ihren Ehrenplatz behaupten dürfte, hauptsächlich wegen der geistvollen Anmerkungen des Herausgebers in Band 3 bis 5. Von neueren Ausgaben möge an dieser Stelle noch die zurzeit viel umstrittene Phrasierungsausgabe von Riemann (Simrock) erwähnt werden, deren Gebrauch für das Verständnis des Aufbaues des Tonstückes nicht genug empfohlen werden kann. Von den Volksausgaben überragt die in der Kollektion Litolff erschienene Neuausgabe von Schultze-Biesant, ebenfalls sorgfältig und verständnisvoll phrasiert, wenn auch nicht so ins einzelne gehend wie die von Riemann, alle anderen, auch bezüglich der Ausstattung.

stößt, wie Bekker so schön ausführt, die Scheidewand zwischen Kirche und Welt um, soweit sein Auge reicht ist seine Kirche. Er errichtet seinen Altar im Mittelpunkt der Welt, im Sinne jenes idealen, über alle konfessionellen Schranken erhabenen Christentums, das der Stifter desselben gemeint hatte, wenn er sagt: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Wie weit ist der Meister gleicherweise von dem flachen Rationalismus und dem Deismus des achtzehnten Jahrhunderts entfernt! Wollen wir eine bestimmte Formel für Beethovens religiösen Standpunkt finden, so bezeichnen wir ihn am besten als „transzendenten Pantheismus", wonach alles Gute, Hohe, Wertvolle in der Welt göttlicher Natur, die menschliche Vernunft mit der göttlichen wesensgleich, die Gottheit das absolute Ich Fichtes ist, welches die empirischen Ichs als Organe benutzt, in den Individuen denkt und will, soweit es sich um Gutes und Wahres handelt, aber als Allgemeinsubjekt über sie hinausragt als ein Wesen von transzendentem Sein: „der alles in sich Fassende, der Höchste", der ihn nie verlassen hat, gegen dessen Majestät die irdische Größe das Zwerglein „Allerhöchst" in nichts zusammenschrumpft. Und diesem zu gleichen bedeutet ihm das höchste Ziel persönlicher Sittlichkeit: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten."

Damit ist aber auch die höchste praktische Forderung des kategorischen Imperativs ausgesprochen. Wir stehen hier auf der Linie, auf welcher Religiosität und Ethos sich vereinigen zu einem allgemeinen, über das Persönliche hinausgehenden Ziele, ist doch Freiheit und Fortschritt Zweck der gesamten Schöpfung: denn so gewiß beide höchstes individuelles Eigengut sind, so gewiß verlangen sie keine Isolierung des Individuums, im Gegenteil erhalten sie erst ihren praktischen Wert in dem Verhältnis der Individuen zueinander, und der Gesellschaftsvertrag ist darum ein sittliches Postulat. Wie sich Beethoven zu diesem stellt, dafür ist zunächst eine Stelle in seinem Tagebuche bezeichnend, die er sich aus den Noten zum „Westöstlichen Divan" ausgeschrieben hat: „Bescheidenheit ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohltut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühl nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung seiner selbst, so daß die Sozietät zuletzt ganz Null wird." Daneben hat Beethoven „nego" geschrieben und den letzten Satz überhaupt wieder ausgestrichen, ein echt Beethovenscher Protest gegen die Verneinung des Rechtes der Persönlichkeit und der Gesellschaft. Aber der einzelne darf sein Recht nicht zur Geltung bringen auf Kosten der Allgemeinheit. Dem ersten Konsul, der dem Chaos der französischen Revolution ein Ende gemacht hatte, wollte der Meister seine dritte Sinfonie widmen, da kam die Nachricht, daß Napoleon

sich zum Kaiser gekrönt habe, und wütend zerriß Beethoven das Titelblatt mit der Widmung: „Ist er auch nichts als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle andern Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz fröhnen; er wird sich nun höher als andere stellen und ein Tyrann werden!“ Daß ihm eine bestimmte Staatsform als Ideal vorgeschwebt habe, läßt sich nicht nachweisen, es mischen sich in seinem Wesen, wie Bekker zum ersten Male richtig hervorhebt, zu stark demokratische und aristokratische Tendenzen, überdies sind seinem scharfen Blick die Schäden sowohl des Republikanismus als des Monarchismus nicht entgangen. Was ihn am Völkerleben interessierte, war nicht der Staat in seiner politischen Form, sondern in seiner sittlichen Idee, an deren Wucht der selbstherrliche Trotz eines Koriolan zerschellen muß, die selbst bei dem Siege brutaler Tyrannei ihren Vorkämpfer noch im Tode durch die Gewißheit ihrer Unsterblichkeit tröstet. Heilig ist ihm die Menschheit und die sittlich bindenden Einrichtungen des Gesellschaftsvertrages, durch die das Verhältnis des Individuums als Subjekt zum Objekt geregelt werden, vor allem die Ehe, heilig sind ihm die höchsten sittlichen Ideale: die Treue, die Vaterlandsliebe, die Nächstenliebe, die er wo er nur konnte, immer betätigt hat*). Gnaden braucht er keine, nur Gesetz und Recht.

Und von diesem Standpunkt verstehen wir, warum der tief sittliche Mensch nicht einen „Figaro“ hätte schreiben können, sondern einen „Fidelio“ schrieb und die neunte Sinfonie, jene Apotheose des Humanitätsgedankens, nach dem die aus den Wirren der Leidenschaften und dem Jammer der Vergangenheit befreite Menschheit sich in einem neuen zur Gottheit führenden Kulte verbrüdern wird zu einer neuen Sittlichkeit, in dem Kultus der Freude schöpferischen Wirkens.

So schaut Beethoven die Welt und die in ihr wirkenden Ideen an. Ob er wohl wahrgemacht hat, was er als des Menschen höchstes Ziel bezeichnete, sich der Gottheit mehr als andere nähern und die Strahlen des Göttlichen unter den Menschen zu verbreiten? Die Frage mag beantworten, wem immer die Gewalt seiner Musik die Seele erschüttert und befreit hat. Was er, der ungelehrte Mann, in seinen Briefen und Tagebuchblättern unbeholfen stammelnd, abgerissen andeutet, das führt er im Zusammenhang in ungeahnter Vollendung in jener aus: sein Werk ist die Betätigung seines sittlichen Willens. Damit ist die Frage nach dem Geheimnis der so ganz einzig in der Welt dastehenden Gewalt dieser Musik schon zur Hälfte beantwortet: sie ist durch und durch ethisch, in ihr offenbart sich das Leiden und Ringen der Menschheit nach sittlicher Vollendung,

*) „Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun darin hausen“ heißt es im Heiligenstädter Testament. Daß das nicht bloße Worte sind, bezeugen seine Korrespondenz mit Varena, die Verleihung des Bürgerrechts seitens des Wiener Magistrats 1815 „in Anerkennung seiner Verdienste und Wertschätzung dieser guten Gesinnungen“ und vor allem die Aufopferung des Meisters gegenüber seinen Brüdern, besonders aber seinem an Sohnesstatt angenommenen Neffen Karl. Letzteres ist im Leben des Meisters ein Stück Tragödie für sich.

durchgekostet von einem einzelnen. Wenn auf einen Künstler, so findet auf ihn das Wort Dehmels:

Es hat noch keiner Gott erflogen,
Der sich vor Gottes Teufeln fürchtet,

im vollsten Maße Anwendung. Durch die ganze Skala menschlicher Leidenschaften werden wir geführt, wir blicken in die tiefsten, dunkelsten Abgründe der menschlichen Seele und werden emporgehoben im Triumph in das Reich des ewigen Lichts. Was er sich selbst in sein Tagebuch geschrieben hat, was von Rechts wegen auf seinem Grabstein stehen müßte,

Kampf für das Recht und für des Rechtes Tochter,
Die durchs Gesetz verklärte ew'ge Freiheit,
Ergebung in den ungebeugten Willen
Des eisernen Geschicks; Gehorsam und Entsagung
Und wandellose Treue bis ins Grab,

das ist es auch, was seine Dichtung erfüllt: sie ist in ihrem innersten Wesen dramatisch und ethisch im Sinne des Kant-Schillerschen Idealismus, durch alle Zeiten hindurch darum unalternd. Beethovens gesamtes Schaffen wird umspannt von dem Rahmen jenes Kantischen Wortes.

Und des Geheimnisses anderer Teil liegt in der Form. Nicht in der zufälligen, äußeren, sondern der innern, die aus der Idee selbst geboren, mit dieser selbst wesenseins wird. Es ist das Höchste, was an Abstraktion zu denken ist. Der letzte Rest der Materie ist vernichtet. Nicht die Ereignisse, nicht die Dinge reden darin zu uns, sondern das An-Sich derselben. „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie" hat der Meister selbst einmal geäußert. Wir können auch mit Schopenhauer, der gerade aus der Beethovenschen Kunst seine Lehre vom Wesen der Musik abgeleitet hat, sagen, sie ist nicht Abbild der Erscheinung, sondern zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, und ihr Objekt nicht die Vorstellung, sondern das Ding an sich. Nur die Form der Klangvorstellung bleibt als sinnlich wahrnehmbares Symbol. Und ein Beethoven konnte diese vollkommenste innere Form finden, weil er hindurchgegangen durch den Filter aller Leidenschaften und seelischen Erschütterungen die Welt überwunden hatte und zur reinen Erkenntnis vorgedrungen war. Was darüber hinaus noch dazu zu fragen wäre, bleibt das nicht zu entschleiernde Geheimnis des Genius.

Voll Bewunderung und Ehrfurcht blicken wir zu ihm auf, wie einst das Hellenenvolk zu seinen seligen Heroen, als zu dem Bannerträger eines neuen Kulturideals. Er hat nicht den „Faust" mehr mit seiner Musik umkleiden dürfen, er selbst ein Faust der Tat, er hat auch nicht die Formel des kategorischen Imperativs gefunden, aber er hat ihn gelebt zur möglichsten Vollendung seiner selbst. „Jenes Sehnen nach einer neuen Sittlichkeit und nach einem neuen Glauben war in ihm — um mit den schönen Worten Karl Lamprechts*) zu

*) Deutsche Geschichte VIII, 2. Seite 703.

schließen — wie es die volle Entfaltung des Subjektivismus einmal zu befriedigen bestimmt ist. Einer der Früheſten war er, der da die Augen aufhob zu den neuen Bergen von welchen die Hilfe kommen soll; und so werden seine Melodien die Menschheit auf ihrem Pilgrimszuge zu diesen Bergen begleiten, bis sie dem Triumphliede weichen müssen, daß der Gipfel erreicht sei."

Zeus'allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, welcher die heilige Freiheit verlieret —

Diesen homerischen Vers hat der Meister sich in seinem Tagebuch angemerkt: weil er selber innerlich frei war, wurde er einer der großen Befreier der Menschheit.

Das ist unser Beethoven.

Der gegenwärtige Stand der Kinderauswanderung aus England

Von Dr. E. Munzinger in Berlin

Einen ersten Aufsatz über die Kinderauswanderung aus England brachten wir in Heft 45 vorigen Jahres.

Nicht weniger als elf gesetzliche Verordnungen, die im Laufe der Zeit entstanden sind, regeln heute von englischer, besonders aber von kanadischer Seite die Emigration von Kindern.

Gesetzlich werden darin drei Kategorien von auswandernden Kindern unterschieden.

1. Poorlawkinder unter der Fürsorge des Local Government Boards.
2. Kinder aus Reformatories und Industrialschools unter der Fürsorge des Home Office.
3. Kinder, die keine besondere behördliche Fürsorge genießen, sondern durch private Personen oder Vereine emigriert werden.

Da aber keine Behörde die Emigration von Kindern selbst betreibt, werden sämtliche Kinder tatsächlich durch private Vereine übernommen. Doch kommen für Kinder unter 1 und 2 nur sogenannte „Certified Agencies" in Betracht, d. h. solche Vereine, deren Wirksamkeit von der Regierung gutgeheißen und bestätigt wird.

Der Hauptunterschied besteht in der Frage der Kostentragung. Bei Poorlawkindern bezahlt der betreffende Armenverband mit einer Pauschalsumme von 12 Pfund stets die gesamten Unkosten. Auch bei den Kindern aus

Industrialschools werden von der Regierung bis zu 13 Pfund als Kostenbeitrag geleistet, während für Zöglinge aus Reformatories und alle übrigen Kinder private Wohltätigkeit die Mittel zur Auswanderung aufbringen muß.

Es sind heute 23 Vereine, die Kinderemigration betreiben. Von diesen unterhalten 17 ein eigenes Heim in Kanada.

Aus der folgenden Tabelle läßt sich der Umfang der Tätigkeit der einzelnen Vereine erkennen. Sie ist dem letzten Jahresbericht des kanadischen Hauptinspektors der britischen Kindereinwanderer entnommen.

Verein	Zahl der ausgewanderten Kinder im Jahre 1911
Dr. Barnardos Homes*), Toronto Peterborough, Winnipeg . .	924
Miß Macpherson, Stratford, Ont.*)	227
J. W. C. Fegan, Toronto, Ont.	96
Rev. Dr. A. E. Gregory, Hamilton, Ont.	106
Rev. Robert Wallace, Belleville, Ont.*)	75
Fairknowe Home (Mr. Quarriers) Brockville, Ont.	192
The Misses Smyly, Hespeler, Ont.	27
Mrs. Birt, Knowlton, Quebec*)	161
The Catholic Emigration Association, Ottawa, Ont.*)	334
Church of England Waifs and Strays Society*), Sherbrooke, Quebec (Knaben)	66
Church of England Waifs and Strays Society*) Niagara-on-the-Lake, Ont. (Mädchen)	37
Mr. Middlemore, Halifax*), Nova Scotia	157
Salvation Army Emigration Agency, Toronto, Ont.*)	18
Mrs. Wallis, Toronto, Ont.	—
Mrs. Close Nauwigewauk, New Brunswick	—
Childrens Aid Society of London, England	26
Self Help Emigration Society, Montreal, Quebec	80
Emigriert durch private Gesellschaften nach dem westlichen Kanada .	8
Working Boys Home	—
East End Emigration Fund	—
Bristol Emigration Society	—
Girls Home of Welcome	—
Womens National	—
Summa:	2524

Manchen, wie Mrs. Birt's Verein in Liverpool und Mr. Middlemore's Verein in Birmingham ist die Auswanderung von Kindern die alleinige Aufgabe. Anderen wie Barnardo, Waifs und Strays ist die Auswanderung nur ein Teil vielseitiger Jugendfürsorge und wieder andere, wie die Self Help Society oder die East End Emigration Society haben wohl die Auswanderung als Hauptzweck, emigrieren aber in erster Linie Erwachsene und nur ausnahmsweise in jugendlichem Alter stehende Personen, oder schließlich bildet Kinderauswanderung

*) Die von der States Children Association zur Auswanderung von Staatskindern besonders empfohlenen, „Agencies" genannten, Vereine sind mit einem Stern gekennzeichnet.

nur einen Teil allgemeiner sozialer Arbeit, wie dies bei der Heilsarmee der Fall ist.

Auch herrscht zwischen den Agencies ein Unterschied bezüglich des Geschlechts der auswandernden Kinder.

Barnardo und andere emigrieren sowohl Knaben als Mädchen, Mr. Fegan und die Children Aid Society aber z. B. nur Knaben. Ausschließlich Mädchen werden nur von einigen Frauenvereinen emigriert und dann handelt es sich um nicht im eigentlichen Kindesalter stehende Mädchen.

Jugendliche Auswanderer aus Reformatories*) und jugendlichen Gefängnissen (Borstalanstalten), die immer über 16 Jahre alt sind, werden direkt emigriert und durch einen Agenten, der dafür ein geringes Entgelt erhält, in Kanada in guten Stellungen untergebracht.

Die gesetzlichen Vorschriften bedingen eine gewisse Gleichmäßigkeit der Tätigkeit sämtlicher Vereine: vor allem die Vorbereitung der zur Auswanderung bestimmten Kinder in einer Anstalt während sechs Monaten, wovon mindestens zwei in einem Heim des Vereins zuzubringen sind, dem die Beurteilung und Verantwortung für die Auswanderung zusteht. Die Aufnahme in ein solches Heim zum Zweck der Auswanderung hängt zum großen Teil von der ärztlichen Untersuchung ab. Die kanadischen Vorschriften sind betreffs der Gesundheit sehr rigoros und der Verein würde bei leichtsinnigen Aufnahmen Gefahr laufen, kurz vor der Ausreise alle körperlich nicht vorwurfsfreien Kinder von dem kanadischen „Examinator" zurückgewiesen zu sehen.

In obiger Zusammenstellung kommt der Löwenanteil der Kinder auf Barnardo. Es steht dies in Einklang mit Barnardos Stellung in England**). Er hat in seinen Anstalten etwa 9000 Kinder und sie bedeuten damit das großartigste Unternehmen privater Fürsorge, dem nur die Waifs Strays Society der Church of England vergleichbar ist. Diese emigrieren verhältnismäßig sehr wenige Kinder, trotzdem auch sie ungefähr 8000 Kinder unter ihrer Obhut haben. Es mag dies mit den kirchlichen Verhältnissen in Kanada zusammenhängen. Die Church of England steht dort numerisch nicht an erster Stelle, sondern Katholiken, Methodisten und Presbyterianer sind sehr viel verbreiteter. (Außer diesen zählt man in Kanada 71 verschiedene Glaubensbekenntnisse.) Nun besteht zwar für jeden Verein die gesetzliche Verpflichtung, katholische Kinder nur in katholischen Familien und protestantische Kinder ebenso nur in protestantischen Familien unterzubringen, eine Berücksichtigung aber der zahlreichen protestantischen Schattierungen im sektenreichen Osten Kanadas, der für die Unterbringung von Kindern fast ausschließlich in Frage kommt, kann nicht stattfinden. Die Zahl der Familien, die der Church of England angehören und bereit sind Kinder aufzunehmen, ist dort nicht groß genug und außerdem finden

*) Fürsorgeanstalten.

**) Bernardo ist zwar 1908 gestorben, sein Werk aber besteht in seinem Namen und Geiste weiter, als stünde er noch an der Spitze.

sich gerade unter den Angehörigen strenger Sekten die allervorzüglichsten Pflegestellen. Da diese Kinder durchaus im Glauben ihrer Pflegeeltern erzogen werden, läßt sich verstehen, daß die Kirche selbst sich an der Kinderemigration nicht stark beteiligen mag.

Über 40 Prozent aller Kinderauswanderer sind Barnardokinder und die Gesamtsumme aller Kinder, die er emigrierte, beträgt nicht weniger als 32000. Des rühmt er sich. Ein Zeichen, daß diese Art der Jugendfürsorge hoch eingeschätzt wird. In der Tat gibt es nur eine Unterbringung, die für Knaben eine größere Auszeichnung bedeutet: auf ein Schulschiff zu kommen und in den Dienst der Marine zu treten.

Es erscheint angezeigt, gerade die Barnardosche Methode der jugendlichen Auswanderung näher kennen zu lernen, denn da er alljährlich fast die Hälfte aller Kinder emigriert und stets unter seiner Schar auch die größte Zahl von Staatskindern aufweist, kann sein System wohl als das typische gelten und als Frucht der reichsten Erfahrung.

Diejenigen Kinder, die endgültig der Auswanderung würdig erklärt sind, treten während der Frühlings- und Sommermonate die Ausreise an. Meist wird ein erster Trupp von etwa hundertundfünfzig Knaben und Mädchen, deren Zahl sich durchschnittlich wie 5 : 3 verhält, im März in den Londoner Docks eingeschifft.

Alle Kinder, die die Ausreise antreten, sind im Besitz einer reichlichen Ausstattung, deren Kosten für Knaben etwa 80 bis 90 Mark, für Mädchen 90 bis 100 Mark betragen, und die für ein Jahr reichlich bemessen ist.

Die Überfahrt findet selbstverständlich im Zwischendeck statt. Doch wird den jungen Reisenden stets ein von der übrigen Zwischendecksgesellschaft abgesonderter Teil angewiesen, sowie sie auch an Deck einen besonderen abgetrennten Teil zur Verfügung haben. Selbst einen besonderen Steward und eine Stewardeß stellt die Dampfergesellschaft (Allanlinie). Außerdem begleiten natürlich sachverständige Leiter und „matrons“ die Gesellschaft. Die Kosten der Auswanderung inklusive Eisenbahnfahrt betragen durchschnittlich pro Kopf 12 bis 15 Pfund. Aufenthalt in dem Heim vor der Auswanderung die Woche 7 Schilling.

Dampferfahrt	etwa	2,8	Pfd. Sterl.
Eisenbahnfahrt	„	1,0	„ „
Ausstattung	„	4—5	„ „
Aufenthalt im Kan. Heim pro Woche . .	„	0,7	„ „
Inspektion	„	1—2	„ „

Davon ist ein Zuschuß (bonus) von 2 Dollars in Abzug zu bringen, den die kanadische Regierung für jedes Kind bezahlt.

Die Reise endet im Frühling, meist bis Juni in Halifax, später im Sommer, wenn der Lorenzstrom eisfrei ist, in Quebec.

Vor der Landung wird abermals eine ärztliche Kontrolle vorgenommen und jedes Kind, das irgendwie den Verdacht ansteckender Krankheit erregt, wird in Quarantäne behalten. Die anderen setzen die Reise mit der Eisenbahn nach

einem der Barnardoschen Empfangsheime (in Toronto und Winnipeg für Knaben, in Petersborough für Mädchen) fort.

Dem Leiter eines Heimes liegt es ob, für die Neuankömmlinge Pflegestellen bereit zu halten. Ihm ist schon lange vor der Ankunft des Schiffes über jedes Kind, seine persönlichen Eigenschaften, seine Familie und Verhältnisse genau berichtet worden, so daß die individuelle Veranlagung des Kindes bei Auswahl der Pflegestellen berücksichtigt werden kann. Die Nachfrage nach diesen Kindern, insbesondere nach älteren, leistungsfähigeren, ist so rege, daß nur die bestempfohlenen Familien als Pflegeheim in Betracht gezogen werden. Jeder Gesuchsteller muß durch seinen Pfarrer und eine weitere vertrauenswürdige Person empfohlen sein und pekuniär eine gewisse Leistungsfähigkeit besitzen, damit eine Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft nicht zu befürchten ist.

Grundsätzlich sollen sämtliche Kinder zuerst auf Farmen kommen. Der Versuch, sie dem Landleben zu gewinnen, wird auf diese Weise stets gemacht. Eignen sich einzelne Kinder durchaus nicht dazu, so werden sie später in städtische Verhältnisse gebracht.

Zwischen dem Verein und dem Gesuchsteller, der den an ihn gestellten Ansprüchen genügt, wird, wenn es sich um die Übernahme älterer Kinder handelt, ein Kontrakt auf ein Jahr abgeschlossen, in dem die Rechte des Vereins weit mehr gesichert sind als die des anderen Teiles. Zum Beispiel hat der Verein das Recht, ein Kind unverzüglich wegzunehmen, falls die Lage des Kindes den Erwartungen nicht entspricht, während umgekehrt der Farmer vor der Entlassung eine vierzehntägige Kündigungsfrist einhalten muß. Die Kinder erhalten einen Jahreslohn von mindestens 60 Dollar, aus dem allerdings die nötige Kleidung bestritten wird. Bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr wird der Restbetrag abzüglich eines wöchentlichen Taschengeldes unter Beilegung einer Abrechnung von dem Farmer an den Verein eingesandt und von diesem für das betreffende Kind als Sparguthaben angelegt.

Kaum sind die Kinder in dem Heim angekommen, so fahren auch bereits die Farmer vor — oft noch am Tage der Ankunft — um sich ihren neuen Hausgenossen zu sichern. Wie der Farmer, so sind auch die Kinder voller Ungeduld in ihr neues Heim zu kommen und mit Neid sehen die Zurückbleibenden den auf dem Wagen zur Seite seines künftigen „boss“*) mitsamt seiner Kiste verstauten Kameraden davonfahren.

In der Unterbringung der kleinen Kinder befolgt Barnardo eine von den anderen Gesellschaften abweichende Methode. Diese pflegen kleine Kinder in Familien unterzubringen, in denen sie nach einjähriger Probezeit adoptiert werden. Die Verantwortung als gesetzlicher Vormund geht damit an die Adoptiveltern über und das Aufsichtsrecht des Vereins wird beschränkt. Doch bleibt dem Verein das Recht, unter bestimmten Verhältnissen das Kind zurück-

*) Gebräuchliche Bezeichnung für Arbeitgeber.

zufordern. Barnardo indessen zieht vor, für kleine Kinder Kostgeld zu bezahlen (5 Dollars pro Monat) und die volle Gewalt nicht aus den Händen zu geben. Auch würde es bei der großen Zahl von kleineren Kindern, die Barnardo alljährlich nach Kanada bringt, immerhin schwierig sein, in genügender Menge passende Adoptiveltern zur Verfügung zu haben, besonders seitdem auch die offizielle kanadische Children Aid-Society das englische System, Kinder kostenlos bei Farmern unterzubringen, angenommen hat und ihrerseits jährlich einige Tausend Familien mit jungen Hilfskräften oder Adoptivkindern versorgt.

Die anderen Vereine bringen Kinder, die nicht adoptiert werden, d. h. vom siebenten Lebensjahre an, völlig kostenlos unter, indem sie mit dem betreffenden Gesuchsteller einen — natürlich unter bestimmten Bedingungen aufhebbaren — Vertrag schließen. Danach soll zum Beispiel ein Kind Erziehung und Kleidung im Werte von 15 bis 20 Dollar jährlich erhalten. Über die Ausgaben ist dem Verein Rechenschaft abzulegen und falls die vereinbarte Summe nicht erreicht wird, muß der Restbetrag an den Verein eingesandt werden, der das Geld als Sparguthaben des Kindes anlegt. Zumeist ist auf diese Weise ein vierzehnjähriges Kind bereits im Besitze der stattlichen Summe von 30 bis 100 Dollars, die bei der Berufswahl und für das Vorwärtskommen im Leben selbstverständlich von großer Wichtigkeit ist.

Einige Verschiedenheit herrscht auch in dem Abkommen bezüglich des Schulbesuches. In den meisten Provinzen Kanadas besteht zwar gesetzlicher Schulzwang — er wird aber auf dem Lande nicht sehr streng durchgeführt und es bedarf ausdrücklicher Abmachungen, um den Kindern ein entsprechendes Quantum Schulweisheit zu sichern. Barnardo verlangt natürlich für seine Kostkinder regelmäßigen Schulbesuch. Die meisten Vereine indessen fordern nur einen halbjährlichen Schulbesuch. Geht ein Verein zur Forderung regelmäßigen Schulbesuches während des ganzen Jahres über, so nimmt die Nachfrage nach jüngeren schulpflichtigen Kindern sofort ab und alle verlangen solche, die der Schulpflicht entwachsen sind.

Die Kontrolle über die Kinder unter achtzehn Jahren wird mittels alljährlicher oder auch häufigerer Inspektion durch eine Vertrauensperson des Vereins ausgeübt. Diese gesetzlich vorgeschriebene Inspektion von Vereins wegen geschieht unabhängig von der Inspektion der englischen Poorlawkinder durch einen kanadischen Regierungsbeamten. Der Regierungskontrolle unterstehen aber nicht nur diese Poorlawkinder bis zu fünfzehn Jahren, sondern auch sämtliche Empfangsheime. Zugleich hat der Regierungsbeamte aber auch das Recht (nur nicht die Pflicht) jedes beliebige Pflegekind zu inspizieren.*) Es gibt daher wohl auch kaum bessere Kenner der Lage dieser Kinder in Kanada als diese Regierungsbeamten. Und wenn in ihrem jährlichen Bericht der Wert dieser Kindereinn-

*) Was Inspektionsreisen in Kanada bedeuten, läßt sich aus der Tatsache erkennen, daß Beamte um 1056 Kinder zu besuchen, 22 372 Meilen mit der Eisenbahn und 2065 Meilen zu Pferd zurücklegen mußten.

wanderung für Kind und Land stets betont wird, so ist dies ein Urteil, das wie wenig andere für diese Art der Jugendfürsorge einnehmen muß.

Die Inspektion erstreckt sich „auf die allgemeine Lage des Kindes unter besonderer Berücksichtigung seiner häuslichen Umgebung, seiner täglichen Arbeit, des Kirchen- und Schulbesuchs, des persönlichen Eindrucks, der Behandlung und des Betragens". Die Besuche finden völlig überraschend statt, so daß das Kind stets inmitten seiner gewöhnlichen Beschäftigung angetroffen wird.

Jedenfalls hat sich die Inspektion als notwendig und segensreich erwiesen. Da der Besucher auch persönliche Fühlung mit dem Kinde und seinen Neigungen zu gewinnen sucht, ruht ein guter Teil des Erfolges, den diese Kinder im späteren Leben haben, gerade auf der Tätigkeit der Inspektionsbeamten, die jederzeit bereit sind, das Wohl der Kinder mit Rat und Tat zu fördern.

Eine Wiedererstattung der Emigrationsunkosten wird nur von wenigen Vereinen, nämlich solchen, die nur jenseits des Kindesalters emigrieren, schriftlich ausgemacht. Weitaus die meisten Vereine sehen von einer solchen Abmachung ab, und suchen in den Kindern nur die Bereitwilligkeit anzuregen, später durch freiwillige Gaben und Beiträge die Auswanderung eines andern Kindes ermöglichen zu helfen. Barnardo gibt solchen, die freiwillig die Reisekosten erstatten, eine Medaille und ihr Name prangt auf einer großen Tafel an der Wand des Festsaales im Heim, auf daß ein Quantum persönlichen Ehrgeizes die Tugenden der Dankbarkeit und Nächstenliebe unterstützen möge.

Einen Zusammenhang zwischen Heim und Kindern, sowie den Kindern untereinander erstrebt erfolgreich eine in Toronto herausgegebene illustrierte Monatsschrift „Up and Downs", in der über das Ergehen jedes einzelnen Kindes von Zeit zu Zeit berichtet wird und alle wichtigen Ereignisse treulich registriert werden. Als Illustrationen dienen zumeist die eingesandten Photographien der Kinder und ihres neuen Heimes. Gewöhnlich erscheinen die Berichte in Form von Briefen der Kinder an ihr Heim. Sie sind das beste Zeugnis für das Wohlergehen der Kinder und geben zugleich ein gutes Bild von der Art des Lebens, das diese jungen Briten auf einer kanadischen Farm führen. Einige solcher Briefe seien hier wiedergegeben.

Ein Mädchen schreibt:

Zuerst muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie mich in ein so gutes Heim gaben. Ich habe Mrs. K. für die „Up and Downs" bezahlt, die ich nun erhalten werde.

Ich will Ihnen nun von unserer Farm erzählen. Wir haben ein Gespann Pferde und außerdem 4 Pferde und ein kleines Füllen. Wir haben neun Kühe, aber nur sieben geben eben Milch. Ich habe das Melken noch nicht gelernt. Dann haben wir acht kleine Enten und ungefähr 60 Hühner und 24 Gänse. Ich habe ein neues Kleid mit Bändern bekommen. Ich habe an meine Mutter im alten Land geschrieben. Ich habe Kanada viel lieber als England. Ich

glaube nicht, daß ich zurückgehen möchte. Wir haben ein hübsches Harmonium und manchmal spielt Mrs. E. darauf. Entschuldigen Sie den kurzen Brief, aber wenn er gut genug ist, möchte ich ihn gern das nächste Mal in Up and Downs sehen. Elsie Trotter

* * *

Ein anderes Mädchen berichtet:

Heute finde ich Zeit, Ihnen einen Brief zu schreiben, was ich so lange vernachlässigte, weil ich so viel mit meinen Schularbeiten zu tun hatte. Ich habe mein Examen im letzten Juni gemacht, als ich gerade 13 Jahre alt war. Ich habe vor in die High School zu gehen. Voriges Jahr war in Gl. ein Preisausschreiben für Ortographie, bei dem unsere Schule alle Medaillen bekam, eine davon bekam ich. Im Mai habe ich ein Harmonium bekommen zu meinem Geburtstag und ich nahm Musikstunden. Ich kann schon ganz nett spielen. Dann mußte ich aber mit den Stunden aufhören wegen meiner Schularbeiten, die den ganzen Abend in Anspruch nahmen.

Nun, ich habe ein sehr gutes Heim hier, wofür ich sehr dankbar bin. Ich habe nicht sehr viel Arbeit, da wir nur eine Kuh, ein Pferd, ein Schwein, ein paar Hühner und Enten haben, so gibt es gute Braten. Am Abend des Erntedankfestes waren meine Tante und ich bei einem Geflügelessen in der Presbyterianischen Kirche in D., ungefähr 2 Meilen von zu Hause. Ich gehe jeden Sonntag in die Sonntagsschule. Die Kirche, in die ich gehe, ist nur ein Katzensprung von hier entfernt. Ich glaube, ich bin im Backen sehr sachverständig. Ich kann Pasteten und Kuchen backen so gut wie irgend jemand. Ich habe drei Federdecken und vier Kissen gemacht seit ich hier bin. Ich kann auf der Nähmaschine nähen. Meine Tante war Kleidermacherin, so daß sie mich gut nähen lehren kann und so sehen sie mich so glücklich, wie ich nur sein kann. Ich habe ein gutes warmes Bett und alles ist sehr behaglich und reichlich Kleider zum Anziehen. Mein Onkel und meine Tante sind sehr gut zu mir und ich glaube nicht, daß ich je von hier fortgehen werde, denn es ist ein sehr glückliches Heim für mich. Isabella Brownler

* * *

Ein Knabe erzählt:

Es geht mir gut und ich habe jetzt gar kein Heimweh mehr. Ich sehe meinen Bruder fast alle Tage und gehe jeden Sonntag in die Sonntagsschule. Ich war auf der Messe*) und auch auf dem Messeessen. Ich sah Füllen und Kälber und andere interessante Tiere. Ich hüte die Kühe und habe Melken gelernt. Ich kann auch reiten und ein Gespann fahren. In ein paar Tagen werde ich in die Schule gehen. Alle Äpfel sind nun gepflückt. Sie wissen, ich

*) Die alljährliche große landwirtschaftliche Ausstellung in Toronto „fair" genannt.

war nur Haut und Knochen als ich kam, jetzt wiege ich 63 Pfd. Die Schule ist nur eine Meile weit, in die mein Bruder geht und in die ich auch gehen werde. Wenn es kalt ist, will uns Mr. S. in die Schule fahren.

Stella Ontario Oct. 9. Ephraim Sufford

* * *

Von einer jungen Frau lief folgende Schilderung ein:

Ich vermute Sie denken, ich hätte Sie völlig vergessen, weil ich Ihnen die ganze Zeit nicht schrieb und es ist schon lange her, seit ich in dies Land kam. Aber meine Zeit war so ausgefüllt mit Arbeit und meinen Erfahrungen und frohen Dingen. Nachdem ich angekommen war, kam ich in eine Dienststelle, in der ich 11 Monate blieb. Dann heiratete ich im April Mr. B. Aber vermutlich wissen Sie schon alles über meine Verhältnisse? Nun, wir besitzen eine 63 acres große Farm, eine Meile von G. Es ist ein großartiger Ort. Mein Mann hat das Land vor 4 Jahren gerodet und ein paar ansehnliche Gebäude drauf gebaut. Dann kurz, ehe wir heirateten, wurde unser Wohnhaus fertig. Es hat 4 große Zimmer und einen großen, unterirdischen Keller. Es ist aus Zement gebaut. Wir haben 3 Pferde, 5 Stück Rindvieh, 38 Schweine und 40 Hühner. Außerdem habe ich diesen Sommer ungefähr 80 junge Küken aufgezogen. Ich kann die Kühe melken und fürchte mich gar nicht mehr vor den Pferden. Wenn B. fort ist, besorge ich das Füttern der Tiere ganz allein und doch war ich anfangs furchtbar ängstlich vor den Tieren.

Ich wurde sehr verwöhnt, als ich heiratete. Ich habe die wunderschönsten Geschenke bekommen. Ich erhielt ein schönes Eß- und Teeservice, Tafelsilber, leinenes Tischzeug, 13 Stück handgemaltes Porzellan, ein Federbett und Kissen und viele andere Sachen, die ich gar nicht alle aufzählen kann. Mein Mann ist hier herum sehr bekannt. Seine Heimat ist nur 2 Meilen weit von hier. Er hat 14 Geschwister und seine beiden Eltern leben. Meiner Mutter scheint es gut zu gehen. Meine Schwester ist noch in der gleichen Stelle und mein Bruder arbeitet in einer Automobilfabrik. Wir alle lieben das Land ungeheuer. Wissen Sie, daß ich schon 120 M. verdient habe seit ich hier bin? Und ich bin nun keinen Tag mehr krank. B. nimmt mich diese Woche mit zu einem großen Bankett zum Besten der Missionare. Es wird von der Frauenhilfe gegeben, von der ich Mitglied bin. Annie Taylor

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Achte Fortsetzung)

Auch im Aktienklub schäumte der Champagner in den Gläsern. Eine tatendurstige Stimmung beseelte die Jugend, die sich in den vertrauten Räumen zusammengefunden hatte, diesmal nicht zum sorglosen Tändeln eines Ballabends, sondern zu ernster Beratung im Kampfe um das bedrohte Heimatland.

Das Läuten des Telephons hatte den ganzen Tag nicht ausgesetzt. Graf Woldemar von Hahn war beauftragt worden, die Nachrichten, die aus allen Teilen Estlands einliefen, niederzuschreiben. Viele Blätter lagen bereits auf dem Tisch, beschrieben mit den ungeschickten Zügen seiner Schülerhandschrift. Wenn sie jemand nicht entziffern konnte, dann eilte Wolly dienstbereit hinzu und las mit wichtiger Stimme vor, was er geschrieben hatte.

Die Hahns waren schon seit mehreren Tagen in der Stadt. Sie hatten Rosenhof auf das energische Verlangen Schledehausens und Wenkendorffs verlassen, noch bevor das Gut eigentlich in ernster Gefahr gewesen war.

„Ich hatte nämlich schon die ganze Verteidigung organisiert. Jeden Morgen hatten wir Schießstunde, und selbst Mama hat auf zwanzig Schritte ins Schwarze getroffen. Wahrhaftig — ich hatte keine Angst. Sie hätten nur kommen sollen. . . ."

Tatsächlich hatte Graf Wolly ein Dutzend Karnickel aus dem Stall des entlassenen Gärtners auf den Hof hinausgejagt und als Zielscheibe benutzt. Vielleicht hätte noch mehr Kleinvieh daran glauben müssen, wenn Wenkendorff dem kindischen Gemetzel nicht kurzerhand ein Ende gemacht, und die alte Gräfin durch absichtliche Übertreibung der Gefahr zur schleunigen Abreise gedrängt hätte.

Dick unterstrichen stand es in den Blättern, daß Rosenhofs linker Flügel in der Nacht vorher in Flammen aufgegangen war. Halb weinend, halb lachend las Wolly jedem diese Nachricht vor: „Ich bin nämlich dort geboren!" sagte er zur Erklärung seiner Ergriffenheit. „Sowas nimmt einen mit. Aber wir sind gut versichert!" fügte er jedesmal mit listigem Ausdruck seines blassen Jungengesichts hinzu.

Die anderen Edelleute, die das gleiche Schicksal getroffen hatte, litten schwerer darunter. Auf vielen Höfen war die gesamte Ernte niedergebrannt, Herrensitze waren geplündert und zerstört worden. Kostbare, alte Familienschätze waren zertrümmert. Bewaffnete Banden zogen von Hof zu Hof und bedrohten die schutzlosen Insassen. Was alles mochte erst dort geschehen sein, wo die telephonische Verbindung unterbrochen und die Wege gesperrt waren! Gegen die Kirche und ihre Vertreter wütete das aufgehetzte Volk mit besonderer Grausamkeit. Geistliche waren im Talar von der Kanzel gezerrt und zum Spott durchs Dorf geschleift worden. Man hatte sie gezwungen, den Banden die rote Fahne voranzutragen, und Widerstrebende wurden mißhandelt, ja sogar niedergeschossen. Fürchterliche Einzelheiten wurden berichtet und schürten den Zorn der Männer zur Siedehitze. Der Schrei nach Rache gellte durch die Räume.

Da wurde die Jugend in den großen Saal gerufen, wo die älteren Herren als Generalstab für die Schutzwehr zusammengetreten waren. Der Ritterschaftshauptmann führte den Vorsitz. Seine breitschultrige Hünengestalt und der tiefernste Ausdruck seines durch buschige schwarze Brauen gezeichneten Gesichts zwangen die Brauseköpfe zum Schweigen, sobald er sich erhoben hatte.

Ohne Einleitung und Umschweife teilte er mit, was im Rate der Alten beschlossen war.

„Wir haben keine Zeit zur Trauer. Erst wenn sich der Sturm gelegt haben wird, werden wir den Schaden überblicken können. Jetzt gilt es, zu retten, was zu retten ist. Wir sind der Meinung, daß die Herren der eingeäscherten Güter sich vorläufig der gemeinsamen Aufgabe zur Verfügung halten sollen. Ich wende mich besonders an die Jugend. Sie sei sich bewußt, daß wir im Kriegszustand leben. Die eigenen Interessen müssen hinter der Rücksicht auf das Wohl des Landes zurücktreten. Wir verlangen von Ihnen Gehorsam. Ohne Disziplin bleibt der Selbstschutz zur Ohnmacht verdammt.

„Zurzeit ist Gut Sternburg der äußerste Vorposten gegen den Anmarsch der Banden. Wenn uns auch militärische Hilfe versprochen ist, so finden die Mordbrenner doch zuviel Eintrittspforten in die bisher noch ruhigen Landesteile, als daß die Selbsthilfe überflüssig wäre. Auch haben wir ja leider die Erfahrung machen müssen, daß wir in der Stunde der Gefahr oft allein standen. Zunächst müssen wir also nach Sternburg Hilfstruppen schicken. Wir haben eine Liste der Herren aufgestellt, die nach den bisher vorliegenden Nachrichten auf ihren Gütern entbehrlich sind. Sei es, daß dort in absehbarer Zeit keine Gefahr droht, sei es, daß — wie in meinem eigenen Falle — es nichts mehr zu schützen gibt . . ."

Eine tiefe Bewegung ging durch die Versammlung bei den letzten Worten des Redners. Wrangelsburg, das uralte herrliche Schloß mit seinen unschätzbaren Kunstwerken, war von den Revolutionären dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Redner aber fuhr fort, ohne daß ein Zug seines eisernen Gesichtes zuckte:

„Ich bitte die betreffenden Herren, soweit sie unter uns weilen, die Hand zu erheben."

Sie waren alle da und waren alle bereit.

Kaum war der Appell beendet, drängte sich Graf Wolly aufgeregt in den Saal und rief atemlos:

„Wo ist Baron von der Borke? Pastor Tannebaum telephoniert um schleunige Hilfe. Er hat nämlich nach Borküll flüchten müssen. Der Pfarrhof steht in Brand, die Kirchenbücher sind vernichtet!"

„Wolff Joachim?" flüsterte René von Manteuffel seinem Nachbar zu. „Der löscht jetzt einen anderen Brand!"

Nach dieser spöttischen Bemerkung schlich er sich unauffällig aus der Versammlung ans Telephon und rief den Kameraden im Hotel Petersburg an.

Als er zurückkam, schwirrte das Gerücht durch den Saal, Wolff Joachim von der Borke habe in der baltischportschen Vorstadt einen Zusammenstoß mit Streikenden gehabt und sei angeschossen worden. Man sprach von mehreren Toten und Schwerverletzten.

Die jungen Barone waren Feuer und Flamme und erhoben den Majoratsherrn zum Helden des Tages. Die Alten aber schüttelten mißbilligend den Kopf über die Nachricht. Joachims maßlose Heftigkeit und Unbeherrschtheit war bekannt und erschien ihnen in diesen kritischen Tagen ganz besonders gefährlich. Die Meinungen platzten aufeinander, und die Geschlossenheit in dem Verteidigungsplan, die eben noch unter den Worten des Ritterschaftshauptmanns gesichert schien, war gefährdet. Die Jugend forderte die Anwendung von Gewalt und den Angriff. Die Besonnenen aber waren für Abwarten und Verteidigen.

Da hörte man aus dem Vorzimmer eine herrische Stimme mit Wolly verhandeln:

„Schweig mit deinem ewigen nämlich! Rede — was ist los? Ich bin keine Memme! Das Pastorat ist hin? Aber Borküll noch nicht! Gut — ich fahre sofort hin. Telephoniere für mich: sie sollen mir einen Wagen nach Charlottenhof schicken!"

Mit rascher Wendung schritt Wolff Joachim säbelklirrend in den Saal hinein, geradenwegs auf den Platz des Vorsitzenden zu. Hier blieb er in militärischer Haltung stehen: „Ich bitte um Entschuldigung — ich war verhindert!"

Der Ritterschaftshauptmann runzelte die Stirn: „Wir haben von dem Grund gehört. Es wird nötig sein, daß Sie uns einen genauen Bericht über den Zusammenstoß geben . . ."

„Tut mir außerordentlich leid — aber ich habe in dieser Stunde keine Zeit dazu! Man braucht mich auf Borküll!"

„Sie haben noch vierzig Minuten bis zur Abfahrt des Zuges. Sie müssen unsere Beschlüsse hören."

„Ich bedauere. Ich habe vorher noch Wichtiges zu erledigen!“

Mit glühenden Wangen und einem Auge, das jedem Widerstand zu begegnen gewillt war, stand der schlanke Riese inmitten der Versammelten.

Empört durch sein Gebahren suchte der Vorsitzende nach Worten. Aber da hatte Baron von der Borke sich schon kurz verneigt und war, den Säbel im Arm, sporenklirrend zur Tür hinausgeeilt.

„Was mache ich mit Lolja?“ war sein einziger Gedanke, als ihn der Wagen ins Hotel zurückfuhr. Er achtete nicht auf den Flammenschein, der den Abendhimmel rötete, nicht auf das Hasten und Drängen in den engen Straßen, nicht auf die gellen Feuersignale, die die Luft durchschnitten. Er hörte nicht den allgemeinen Ruf: „Das deutsche Theater brennt.“

Mit allen seinen Sinnen war er bei dem schönen Weib, aus dessen Armen er sich vor wenigen Minuten hatte losreißen müssen, und das er jetzt allein in diesem Hexenkessel zurücklassen sollte.

* * *

Schwerfällig ratterte der Zug durch die Nacht.

Ein wütender Nordweststurm blies ihm in die Flanken und jagte den roten Funkenregen aus dem Schlot der holzgeheizten Lokomotive seitwärts ins dunkle Land hinein.

Wie die Brandfackel der Revolution selbst stob er dahin, knisternd und schnaubend und fauchend, tauchte sekundenlang Wald und Feld, Wächterhaus und Bauernhütte in lohende Glut und verschwand wieder in der Finsternis — ein feuriger Drachen, der seinen Weg von Land zu Land nahm.

Ein langer gellender Pfiff und kreischendes Anziehen der Bremse schreckten Wolff Joachim aus seinen qualvollen Träumen. Er trat ans Fenster und suchte durch die beschlagenen Scheiben den Namen der Station zu erkennen, bei welcher der Zug hielt.

Es stiegen viele Leute aus und zogen in Scharen an seinem Abteil vorüber. In dem dürftigen Licht der flackernden Petroleumlaterne unterschied er allerhand verdächtige Gestalten. Rauhe Stimmen wurden laut.

„Bande!“ knirschte der einsame Fahrgast und ein Schauder überlief ihn kalt: „Die gehen nicht zu guten Dingen aus!“

Jetzt war er doch froh, allein gefahren zu sein. Wer weiß, was ihm unterwegs noch begegnen mochte. Der Gedanke, daß dieses Gesindel je Hand an das geliebte Weib legen könnte, peitschte sein Blut zu wildem Zorn. In Reval war sie doch sicherer aufgehoben.

Noch niemals hatte er Lolja so gesehen, wie in der Minute des Abschieds. Er kam, um ihr zu sagen: geh mit mir! Und er war auf denselben passiven Widerstand gefaßt gewesen, den er in Petersburg überwinden mußte. Statt dessen hatte sie sich ihm schluchzend an den Hals geworfen und ihn angefleht, er möchte sie doch mitnehmen:

„Du wirst sterben, und ich bin nicht bei dir! Du hast mir verschwiegen, in welcher Gefahr du heute warst. Du bist der Offizier, den sie aus dem Wagen zerrten. Sie hätten dich totschlagen können. Jetzt gehe ich dir nicht mehr von der Seite! Ich will mit dir sterben!"

Angesichts dieser elementaren Äußerung einer rückhaltlosen Hingabe regte sich in dem Genußmenschen ein nie gekanntes Gefühl der Verantwortung. Bisher nur das Objekt seiner Sinne, das sich scheinbar willenlos seine Liebe gefallen ließ, war Lolja plötzlich zum Menschen erwacht, der Rechte forderte.

Die Stärke und Aktivität ihrer Empfindung überraschten Wolff Joachim, aber eine noch größere Offenbarung war ihm die Wandlung, die in seinem eigenen Innern vorgegangen war. Er fühlte sich beglückt darüber, daß die gleiche Leidenschaft, die ihn unterjocht hielt, seitdem er der schönen Frau begegnet war, auch in ihr selber glühte, und er gestand es sich offen, daß er zum allerersten Male in seinem an Liebschaften überreichen Leben tief und wahrhaft liebte.

Diese Erkenntnis brachte ihn alsbald zum Verzicht auf den egoistischen Wunsch, Lolja auf seine gefahrvolle Reise mitzunehmen. Sie weinte:

„Wenn du mich so liebtest, wie ich dich liebe — du würdest mich nicht von dir lassen!"

Aber er blieb fest. Und der zielbewußte Ernst, mit dem er ihr die Gründe auseinandersetzte, die eine Trennung zu einer Forderung der Vernunft, zu einer Notwendigkeit machten, wirkte schließlich beruhigend auf ihre Angst und trocknete ihre Tränen.

Binnen wenigen Stunden waren die Grundlagen seines Lebens total verändert. Der künftige Majoratsherr von Borkûll, der auf dem Wege war, die bedrängte Scholle zu verteidigen, fühlte jetzt, wie locker das Band war, das ihn an die Heimat fesselte. Er sah den Widerstand vor sich, den die Sippe seiner Absicht, die Russin zu seiner Frau zu machen, entgegenbringen würde. Der Verzicht auf das Majorat deuchte ihm in dieser Stunde erträglicher als der Verzicht auf die geliebte Frau. Und doch zog er aus, um sein Leben für das Erbe der Väter in die Schanze zu schlagen.

Während der Zug sich dem Ziel näherte, kämpfte der junge Baron mit Anwandlungen von Schwäche und Gleichgültigkeit:

„Mag der Vater sich doch um sein Borkûll kümmern! Das beste wäre: umgehend zurück nach Reval fahren, Lolja holen und irgendwo im Ausland mit ihr glücklich sein. . . ."

Aber das verführerische Bild verblaßte in dem Moment, als er auf Station Charlottenhof das sorgenvolle Gesicht des alten Maddis aus dem Dunkel auftauchen sah.

„Oh, Herr Baron!" sagte er mit zitternder Stimme. „Wir haben lange auf den Jungherrn gewartet."

Während Maddis den Pferden die Schutzdecke abnahm, berichtete er:

„Hab den Pritz nich mitgenommen. Ist auch nicht mehr kauscher! Trauen kann man keinem nich mehr. Alle rennen sie in den Wald zu den Meetings. Ich wollt dem Herrn Baron viel erzählen!“

„Also los, Maddis! Laß mich kutschieren und sprich du!“

Wolff Joachim schwang sich auf den hohen Sitz des leichten Char à banc. Maddis folgte ihm, und auf den Zungenschlag des Herrn stoben die Rappen davon in den Wald hinein.

„Kein Mann war im Haus!“ jammerte der Alte, nachdem er von Kirschs Verschwinden berichtet hatte. „Denn was der Maler ist, das ist nu eigentlich kein Mann!“

„Der Maler?“

„Da ist doch einer auf dem Schloß, der, wo der Vetter is von das Fräulein Madelung. Das weiß doch der Herr Baron. Unser Pastor hat sie geheiratet.“

„Ach — Fräulein Angsthase!“

„Ja, ja. Der is nu zu Besuch gekommen, und auf einmal war er auf dem Schlosse. Na — und nu war doch die Geschichte mit dem Barry. Es war ja auch unheimlich für die Damen. Da blieb er denn und is nu nich wieder weg. Das gnädige Fräulein Mara ist immerzu mit ihm gegangen und — na ja — und — sie reden den ganzen Tag und überhaupt reden tut er mehr wie malen. Auf dem Hof bei dem Streik hat er auch geredt, und der Herr Baron Schledehausen war so wütend, als ers gehört hat und wollte, daß er auf der Stelle nach Hause sollte. Aber Fräulein Mara paßte das woll nich, und nu is er eben immer noch da.“

„Den wollen wir uns mal ansehen!“

„Ach ja, bitte, Jungherr!“ Maddis seufzte erleichtert. „Man wußte gar nicht, woran mer waren. Frau Gräfin hat geschimpft und will keine Prennerei und der Mensch von Maler sagt, ist richtig: Prennerei ist Sünde. Land ist besser wie Geld. Wollt den Arbeitern Rodeland geben. Arbeiter schrien: Land ist gut, aber Geld wollen wir auch. Und sie haben gestreikt“.

„Teufel auch — diese Wirtschaft! Na — da soll ein Blitz dreinschlagen!“

„Nein Jungherr! nicht Blitz, nicht Blitz! Is schlimme Sache schon zu schlimm, das reine Pulverfaß! Blitz is gefährlich. Ableiters braucht Borküll . . .“

„Na — werden sehen . . .“

Der Wagen verließ jetzt den Wald und zu beiden Seiten der Landstraße breiteten sich Felder und Wiesen. Der Sturm, gegen den die Mauer der hohen Bäume bis jetzt Schutz gewährt hatte, faßte das leichte Gefährt mit voller Wucht, so daß der Lenker Mühe hatte, die Pferde in der Mitte der Straße zu halten. Wie ein Chorus gewaltiger Stimmen brauste es über die Ebene her und übertönte die Worte der beiden Männer.

In weiter Ferne sah man die gejagten Wolken rot beleuchtet.

„Was ist das dort, Maddis?“ schrie Wolff Joachim.

„Weiß nicht, Junghherr!“ schrie der Alte zurück. „Brennt jede Nacht irgendwo. Gott schütze Borkûl!“

Da tauchten die hohen Pappeln auf, bei denen der Weg aufs Gut abbog. Hell leuchteten die drei großen Saalfenster des Schlosses.

Wolff Joachim atmete befreit auf. Noch stand die Heimat unversehrt. Noch weckten die hohen alten Dächer in seinem Herzen dieselbe Freude, die den Knaben erfüllt hatte, wenn er aus der Pension zu den Ferien nach Hause kam.

Nein — dieses liebe alte Borkûl gab man nicht so ohne weiteres auf . . .

(Fortsetzung folgt)

Verdeutschen und Verdeutschungen

Von Dr. Fritz Roepke in Berlin

Ausländer pflegen sich über die große Zahl unserer Fremdwörter lustig zu machen. Der verstorbene Adolf Tobler gab gewöhnlich solchen Leuten als Abwehr zur Antwort: der Gebrauch von Fremdwörtern ist keine Schande; nur ein Beweis, daß man sich in der Welt umgesehen hat.

Deutschland ist das Land der Übersetzungen. Nirgends werden so viele fremde Autoren verlegt und gelesen wie bei uns. Eduard Engel hat einmal von der Übersetzungsseuche in Deutschland gesprochen. Aber ebensowenig wie der Gebrauch von Fremdwörtern auf eine wortarme Muttersprache deutet, kann man von der Schätzung ausländischer Literatur auf mangelnde Originalität der heimischen schließen. Sie beweist nur Kenntnis und Einfühlungsvermögen. Sie ist kein Hauptfaktor unserer Kultur, aber sie erhebt uns in die Sphäre kosmischen Miterlebens und erhöht unser Menschheitsbewußtsein.

Damit soll nicht der Verlegenheitsübersetzung das Wort geredet werden. Überflüssigkeiten stellungsloser Gouvernanten und von spekulativen Verlegern ausgegrabene Nichtigkeiten können nicht energisch genug in den Grund gebohrt werden. Was uns nicht neue, assozierbare Werte bringt, vergeudet unsere Zeit und Energie, kann unser nationales geistiges Leben verfälschen und hemmen. Die erste Forderung an alle Übersetzer lautet: abwägende Auswahl.

Das wäre die Antwort auf die Frage: was soll man übersetzen? Genauer und bestimmter kann auf die Frage: wie soll man übersetzen? geantwortet werden.

Wenn auch die heutigen Verdeutschungen sprachlich höher stehen als z. B. die der neunziger Jahre und im Ausdruck und Gedanken sich besser mit den Originalen decken, so spiegeln doch zahlreiche Übersetzungen den Eindruck des Urbildes nur verzerrt und undeutlich wieder. Die Bedingung, daß die ursprüngliche Form rein, ohne Zusätze und Änderungen rekonstruiert werden muß, erscheint unserer historischen Zeit selbstverständlich. Nur muß man sich davor hüten, diese Bedingung rein äußerlich zu erfüllen.

Denn nicht jeder, der ein Wörterbuch besitzt, ist ein Übersetzer. Wörter sind keine mathematischen Formeln, keine Klischees; sondern Bilder, Symbole, durch die wir persönliche Beobachtungen, Schlüsse, Empfindungen, Beziehungen von Dingen untereinander zum Ausdruck bringen; sie sind ein Abglanz seelischer Vorgänge, der leicht getrübt werden kann. Die Bilder werden uns von Tradition, Schule, Milieu dargeboten; sie sind aber auch besonders abhängig von der individuellen Disposition des Dichters. Der Übersetzer hat nun eine doppelte Aufgabe: Inhalt und Wert von Empfindungen und Gedanken in den fremden Bildern zu erkennen, und diese Empfindungen und Gedanken durch Bilder seiner Sprache dem Leser zu suggerieren.

Die Übertragung aus einer fremden Sprache ist ein dichterisches Schaffen, in dem der Gegenstand der Seele bereits unveränderlich vorliegt und die Konzeption durch das Leseerlebnis ersetzt wird. Der Übersetzer muß nun eine psychische Begabung aufweisen — wenn auch in geringerem Grade —, die den Dichter macht: die Fähigkeit der Seele, die Außenwelt irgendwie zu verarbeiten. Zwar wird beim Übersetzer die Suggestibilität alle anderen seelischen Aktionen, Empfindung, Phantasie, Vorstellung, überragen; jedenfalls darf man aber zwischen dem Dichter und dem idealen Übersetzer keinen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied machen.

Die Psychologie des Übersetzens ist noch nicht geschrieben, doch will es mir scheinen, daß die Arbeit des Übersetzers genau so wie die des Dichters zum Teil unbewußt ist. Das Hineinfühlen in das fremde Kunstwerk ist ein seelischer Vorgang, der keineswegs gänzlich in das Gebiet des Bewußten gehört. Das einzelne Wort und das Wörterbuch gibt uns nur die groben Umrisse. Erst wenn man sich hineinversenkt in den ganzen Text, werden die Konturen der Bilder schärfer. Man beginne niemals eine Übersetzung, bevor man die Lektüre des Originals beendet hat. Erst wenn man das Kunstwerk als Ganzes in sich aufgenommen hat, ahnt man etwas von der Seele, die es in sich entstehen ließ. Dieses psychische Hineinleben wird dem am besten gelingen, dessen individuelle Veranlagung der des Dichters am nächsten kommt. Experimentell ließe sich diese Behauptung an einer hinreichenden Zahl von Übersetzungen beweisen. Doch ist völlige innere Gleichheit der Persönlichkeiten nicht erforderlich,

zwischen zwei Menschen verschiedener Rasse auch ganz unmöglich. Wie der Dichter sich in mehrere Persönlichkeiten spalten kann, so wird man in noch höherem Maße beim Übersetzer seelische Wandelbarkeit voraussetzen können.

Neben der halb unbewußten Einfühlung in die Persönlichkeit des Dichters geht die bewußte Technik, die auf dem normalen generellen Zustand der Sprache fußt. Hierbei kann uns die Grammatik ebenso wenig helfen wie vorher das Wörterbuch; sie dient nur dazu sprachliche Gebilde zu zerlegen, sie hilft uns aber nicht künstlerische Werte zu bestimmen.

Im folgenden will ich versuchen einige dieser allgemeinen schul- und traditionsmäßigen Werte abzugrenzen und an ihnen einige Beispiele zu messen.

Das Substantiv drückt das Ding an sich aus. Es ist die unpersönlichste aller Wortgattungen und gibt uns nichts als den nackten Gegenstand; es ist am leichtesten zu erfassen und wiederzugeben.

Das Adjektiv gibt den Gegenständen Umrisse und Farbe. Begegnen wir einer Häufung von Adjektiven, so können wir annehmen, daß dem Verfasser das Bild klar vorgeschwebt hat, daß er alle Formen und Seiten deutlich hervorheben möchte; geringes Auftreten von Adjektiven deutet dagegen auf verschwimmende Bilder. So zeigt der Lyriker Paul Fort sehr wenig Neigung für das Adjektiv; seine Sprache weist nur schattenhafte oder neutrale Farbenadjektive auf, er ist der Dichter der zarten, verschleierten Konturen: „Bei Bullier glänze ich, Großmeister der Gefühle. Meinen Rembrandthut nehme ich mit und meine schwarze Foulardkravatte; eines Kaisers Kopf blinkt darin, von dem die Seide sich abhebt; und meinen Rock, wie ein Berlioz oder ein Delacroix, wie ein Hamlet von 1830, der seinen Weltschmerz nach La Courtille führt; und meine Bitterkeit, die sich lässig nach der fliehenden Manon umsieht; denn wenn ich, schwarz, in den Saal bei Bullier hinabsteige, gleitet mein Schatten auf der Treppe hinter mir her wie der Mantel Mounet-Sullys." Man vergleiche mit dieser Stelle die plastische Farbigkeit Verhaerens in dem Gedicht „Die Mühle":

„Die Mühle schwingt sehr langsam vor dem Grund
des Abends auf des Himmels dunklem Glühen.
Sie schwingt. Die bleichen Flügel mühen
sich traurig, schwach und schwer, unendlich wund."

(Übersetzt von E. L. Schellenberg)

Das Verb ist das logische Element, es stellt zwischen den einzelnen Satzteilen und Sätzen eine logische Verbindung her, ohne die zwingende Verknüpfungskraft der Präposition zu besitzen. Es wird bevorzugt bei logisch-wissenschaftlichen Verfahren, während alle Reproduktionen sinnlicher Vorgänge seinen Gebrauch einschränken und nur koloristische und akustische Verben zulassen. Das Verb ist auch im Gegensatz zum Adjektiv das Element, welches die Bewegung ausdrückt, und wird überall zurücktreten, wo der Eindruck des Bildhaften hervorgerufen werden soll. Zwei Beispiele:

Der Zierat verblaßte, alt sind die Zeichen,
nüchternen Glanz wirft das Glas zurück;
in mondhellen Gängen die leeren, bleichen
Uhren mit ihrem Blick.

(Verhaeren; übersetzt von E. L. Schellenberg)

Aus einer politischen Rede: „Ich begreife, ja ich billige die Bedenken des Bürgers Geschworenen. Er gilt für patriotisch; möge er sich prüfen, ob sein Gewissen ihm erlaubt in einem Gerichtshofe zu sitzen, der die Feinde der Republik vernichten soll, aber entschlossen ist sie zu schonen. . . . . Ist es doch notorisch, daß mehrere Geschworene dieses Gerichtshofes sich von den Angeklagten bestechen ließen, ja daß der Präsident Montané eine Fälschung begangen hat, um den Kopf der Charlotte Corday zu retten!" (A. France, Die Götter dürsten. Übersetzt von Oppeln-Bronikowski.)

Solcher Werte muß sich der Übersetzer bewußt sein. Nicht nur, um mit ihnen das fremdsprachliche Material abzuwägen. Sondern er muß auch imstande sein, dort, wo die Übersetzung sich äußerlich, formal mit dem Original deckt, ohne seinen Inhalt zu erschöpfen, auf die Übertragung Wort für Wort zu verzichten. Er soll nicht am Wörterbuch kleben, sondern ein Impressionist sein, der seinen Lesern den Gedanken- und Gefühlsinhalt des Originals durch gleichwertigen Ausdruck vermittelt. Ein Beispiel von vielen: dem deutschen Präteritum stehen im Französischen Prétérit und Imparfait gegenüber; dem einen entspricht das Nacheinander, dem anderen das Nebeneinander der Handlung. Verhaeren entwirft in den „Rythmes souverains" das Gemälde des Paradieses:

Un lion se couchait sous des branches en fleurs;
Le daim flexible errait là-bas, près des panthères . . .

Johannes Schlaf, um das Gemälde nicht in Handlung zu verwandeln, gibt diese Verse so wieder:

Ein Löwe lagert unter Blütenzweigen,
Der schnelle Hirsch umäst das Panthertier . . .

Eine allgemeine Regel kann man natürlich nicht aufstellen. Eingedenk des vorher über die Bedeutung des Adjektivs könnte man z. B. den Satz: „elle l'entraînait par les deux bras" so übersetzen: sie zog ihn sanft mit beiden Armen an sich. Das deutsche „sanft" gibt hier die malerische Wirkung des französischen Imparfait wieder.

Ich habe bisher nur von dem normalen Zustand der Sprache und einigen ihrer künstlerischen Hilfsmittel gesprochen. Daneben schafft jeder Dichter neue, persönliche Werte; durch syntaktische und formale Neubildungen; durch Bevorzugung von bestimmten Worten, Wortgattungen und Verbindungen, die durch ihn ein neues, individuelles Gepräge erhalten; durch Vermengen akustischer und optischer Eindrücke, von abstrakten und konkreten Begriffen usw. Der

Übersetzer tut gut, seine Beobachtungen erst einmal bei der Lektüre zu sammeln, um daran die persönliche Technik des Dichters zu erkennen und seine eigene anzubauen.

Fremde Werte empfinden und in anderer Form empfinden lassen: das ist die Aufgabe des Übersetzers. Dazu braucht er die Gabe der Einfühlung und die Kunst der Technik. Ohne diese beiden ist er ein Fälscher und Betrüger, der uns Steine statt Brot gibt.

* * *

Im Anschluß an diesen Versuch, die Grundlinien einer Übersetzungskunst festzulegen, möchte ich einige kürzlich erschienene Verdeutschungen besprechen.

Ein treffendes Beispiel für eine pedantische Wörterbuch-Übersetzung ist die Verdeutschung von Balzacs „Père Goriot" durch Friedrich Seybold.*) Einige Muster: Monsieur = Mein Herr; des temps tristes = betrübte Zeiten; machinalement = maschinenmäßig; die Umschreibung, die wir Deutsche durch die Betonung ersetzen, nimmt er mit herüber: „ist das nicht eine schändliche Niederträchtigkeit, das!" Einige Stellen werden einfach unterschlagen (S. 60, 107). Aus dem blutvoll-volkstümlichen Balzac ist ein klotziger geworden: bourbier (Sumpf) wird mit „kotiger Sumpf" übersetzt. Nur wer lernen will, wie man es nicht machen soll, nehme das Buch zur Hand.

Da ist Friedrich von Oppeln-Bronikowski ein anderer Kenner und Könner. Er hat uns Maeterlinck verständnisvoll und formgewandt übersetzt und bietet jetzt das jüngste Werk des lächelnden Philosophen Anatole France dar: Die Götter dürsten (Les dieux ont soif)**). Die behagliche Breite, die väterliche Ironie ist hier trefflich wiedergegeben. Es ist keine Philosophie für das Volk; nur für kultivierte, innerlich gefestigte Menschen: „man soll die Tugend lieben, aber es ist gut zu wissen, daß dies ein bloßes Mittel ist, damit die Menschen bequem miteinander auskommen" (S. 85); „der alte Weltweise wunderte sich nicht, daß die Menschen als elende Wesen, als eitle Spielbälle der Naturkräfte, sich fast immer in peinlichen und absurden Lagen befanden. . . . Im übrigen war er kein Pessimist und hielt das Leben nicht für durchaus schlecht. Er bewunderte die Natur in mancher Hinsicht, besonders in der Mechanik der Himmelskörper und in den Funktionen der Liebe, und er fügte sich in den Gang des Lebens, in Erwartung des Tages, wo er weder Furcht noch Verlangen kennen würde." Der Übersetzer hat das Buch mit einer bescheidenen Zahl von Anmerkungen versehen; auch diese hätten noch fortbleiben können. Wenn Scheffels Ekkehard trotz seines Wusts historischer Anmerkungen nur eine

*) Honoré de Balzac, Vater Goriot. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Seybold. J. C. C. Bruns Verlag, Minden.

**) Die Götter dürsten. Roman aus der französischen Revolution von Anatole France. 1918. München bei Georg Müller.

sentimentale historische Lüge ist, so tritt aus diesem Buch ein grandioses Gemälde der französischen Revolution von historischer Treue hervor, in dem Geschichte und Symbol zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen sind. Hier hat der zerfasernde Geist der Zeit ein Werk von bleibender Bedeutung geschaffen, in dem sich die moderne Seele spiegelt. Wir leben in einer Epoche der Auflösung, der Zersetzung. Die Welt unserer Väter und Vorväter wird durchsucht und analysiert. Aber den Halt und die Kraft finden wir nicht, bevor wir uns nicht selbst gefunden haben.

Einige scheinen sich aus diesem verworrenen und dumpfen Drang schon befreit und für sich selbst einen Weg versucht zu haben. So Verhaeren. In den „Flamandes" und den „Moines" hat er die Einheit der mittelalterlichen Kultur, ihre reine Form in farbigen, kräftigen Bildern gemalt; nun sieht er in der Gegenwart nur Schmerz, Dissonanz und Leere; in den „Soirs", „Débacles", „Flambeaux Noirs" gestaltet er die „déformation morale" in wilden, marternden Versen, um schließlich in den „Campagnes hallucinées", „Forces tumultueuses" und den „Rythmes Souverains" zur Versöhnung mit dem umgebenden Leben zu kommen.

Daneben ist Verhaeren ein kühner Neuschöpfer, der die Worte formt und hämmert nach seinem Bilde; der seine farbensatten Visionen in schmiegsamen, vollen Rhythmen austönen läßt. Das heutige Frankreich besitzt eine ganze Reihe von starken lyrischen Persönlichkeiten; Menschen mit verfeinerten Sinnen, Schöpfer von neuen Ausdrucksformen, neuen Melodien. Aber Verhaeren ist der größte unter ihnen allen, denn er besitzt die Kunst zu vermenschlichen. Er reflektiert nicht nur die Natur, er selbst ist die Natur; er fühlt ihren Schmerz, ihre Unendlichkeit. Er lebt in ihr, und alles lebt durch ihn: der Winter trompetet den November ins Feld, die Kreuze winken wie Totenarme, die Blüte sinkt auf die Knie, die Arme der Mühle sind zur Klage gereckt. Es steckt etwas Germanisches in dem Naturgefühl dieses vlämischen Dichters. So hat bei uns seine starke, elementare Menschlichkeit die meisten Zuhörer und Dolmetscher gefunden.

Drei in letzter Zeit erschienene Verdeutschungen bieten eine Auswahl von seinen Gedichten: „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich." Eine Auswahl von Otto und Erna Grautoff. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1911. Und die zwei Bücher von Ernst Ludwig Schellenberg: „Die Lyrik des heutigen Frankreich." Verlag Gustav Kiepenhauer, Weimar 1912. „Französische Lyrik," Leipzig 1911, Xenien-Verlag. Schließlich sei noch die kürzlich veröffentlichte Übertragung von Johannes Schlaf „Emile Verhaeren, Die hohen Rhythmen," Leipzig 1912, im Insel-Verlag erwähnt.

Bei der Lyrik treten Elemente in den Vordergrund, die in der Prosa zurückstehen müssen, ja störend wirken können: Rhythmus und Ton. So sehr Schlaf den gedanklichen Inhalt des Verhaerenschen Werkes in sich aufgenommen

hat, diese künstlerischen Mittel scheinen ihm versagt zu sein. Schlaf kommt vom Naturalismus, und vielleicht hat ihn gerade der anfängliche Verslibrismus des Dichters zu Verhaeren gezogen. Doch etwas von der spröden Schwere des Naturalismus ist an ihm haften geblieben. Man vergleiche zwei Stellen mit dem Original: „Oh, le baiser de Jean sur le cœur de son Dieu!" „Da drückte Johannes einen Kuß auf seines Gottes Herz" und

„Quand Buonarotti dans la Sixtine entra,
Il demeura
Comme aux écoutes — —"
„Als Buonarotti eintritt in die Sixtinische Kapelle,
Verweilt er an Ort und Stelle
Und erhebt lauschend das Ohr — —"

In beiden Fällen ist der sinnliche Eindruck des Originals verloren gegangen. Solchen Schwächen begegnet man nicht nur hier und da. Und doch schien gerade Schlaf ein geborener Übersetzer zu sein; denn er besitzt die Fähigkeit, gänzlich in fremden Individualitäten aufzugehen. Aber die gewaltsame Eigenart seiner Technik hindert ihn, Versmusik und rhythmische Pulsschläge gleichzeitig mit der Übersetzung zu vermitteln.

Besser ist es den beiden anderen genannten Verfassern: Grautoff und Schellenberg gelungen Der singende, schwebende französische Rhythmus, das manchmal unmerkliche Hinübergleiten von einem Takt zum anderen wird niemals restlos in eine deutsche Form hineingehen. Was aber in ihren Verdeutschungen an rhythmischen Reizen lebt, kann uns wohl eine Anschauung geben von der Musik der Originale. Beide Übersetzer sind entschiedene lyrische Talente. Wenn ich im einzelnen Einwendungen zu machen hätte, so möchte ich behaupten, daß der Wortsinn nicht überall genau entsprechend gewählt ist, vielleicht aus allzu großer Rücksicht auf Rhythmus und Klang. So kommt es, daß z. B. gerade stimmungtragende Adjektive ihre Wirkung in der Verdeutschung einbüßen. Immerhin haben die beiden Übersetzer das Verdienst, die Möglichkeit Tonwerte und Rhythmen der Modernen in der deutschen Sprache wiederzugeben bewiesen zu haben. Und unsere Übersetzer können an ihnen künstlerischen Ernst lernen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz und Verwaltung

Zunahme der Rechtsanwälte. Soeben ist die Übersicht über die Jahresberichte der Vorstände der Anwaltkammern erschienen. Sie verbreitet sich über die Zeit vom 16. September 1910 bis 31. August 1912, jedoch umfassen innerhalb dieser Grenze die Angaben für die einzelnen Bezirke immer nur den Zeitraum eines Jahres. Wenn also auch die mitgeteilten Zahlen für einige Bezirke sich auf das Jahr 1910/11 und für andere Bezirke auf das Jahr 1911/12 beziehen, so ist das Endergebnis im ganzen doch wiederum eine ganz erhebliche Zunahme der Rechtsanwälte. Während im Jahre 1910/11 ihre Zahl schon 10 759 betrug, ist sie im Jahre 1911/12 auf 11 546 gestiegen. Wahrscheinlich wird aber die Zunahme noch eine größere sein, denn, wie bemerkt, beziehen sich die Zahlen einiger Bezirke auf das Jahr 1910/11 und noch nicht auf das Jahr 1911/12. In letzterem Jahre hat aber sicher keine Abnahme, sondern zweifelsohne eine Vermehrung stattgefunden. Nach den obigen Zahlen ist schon eine Zunahme von 791 Rechtsanwälten zu verzeichnen. Hiervon gehen vier ab, da um diese Zeit in zwei Bezirken die Zahl der Anwälte geringer geworden ist. Es verbleibt nach der Statistik aber immer noch eine Zunahme von 787 Anwälten. Hierzu ist dann die in der Statistik noch nicht vollständig angegebene Zunahme im Jahre 1911/12 und dann die ganz bedeutende Zunahme seit dem 31. August 1912, dem Schlusse des Berichtsjahres, bis jetzt zu rechnen. Diese werden sicher ein Plus von 800 ergeben, so daß innerhalb von ein bis zwei Jahren die Zahl der Rechtsanwälte um weit über 1000 zugenommen hat. Es ist somit in dieser kurzen Zeit eine Vermehrung von mindestens 10 Prozent eingetreten. Diese Zahlen reden eine sehr lebendige und auch recht warnende Sprache.

Schon seit längerer Zeit wird auf die große Zahl der Rechtsanwälte und auch die Begleitumstände hingewiesen. Gesetzlich ist zurzeit kein Mittel vorhanden, den Zufluß einzudämmen. Denn bekanntlich muß jeder, der die Befähigung zum Richteramt erlangt hat, abgesehen vom Reichsgericht, zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden, wenn nicht besondere gesetzlich vorgesehene, aber höchst selten zutreffende Fälle vorliegen. Im Verwaltungswege hat man natürlich in Ermangelung gesetzlicher Handhabe erst recht keine Mittel, die Zunahme zu verringern. Im Gegenteil wird von der Justizbehörde, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, in letzter Zeit der Zugang zur Rechtsanwaltschaft noch gefördert. Denn eine Reihe von Gerichtsassessoren erhält entweder alsbald nach der großen Staatsprüfung oder nach einer häufig sogar vieljährigen richterlichen Beschäftigung den Bescheid, daß sie auf Anstellung als Richter nicht zu rechnen hätten. Diese sind somit für die richterliche Laufbahn erledigt. Die Frage, was sie nun beginnen sollen, findet bei den meisten nur die Antwort, sich der Rechtsanwaltschaft zuzuwenden. Viele Assessoren, die den „blauen Brief“ aus irgendwelchen Gründen ahnen oder zu befürchten haben, warten ihn erst gar nicht ab und stürzen sich schon vorher in das allgemeine Sammelbecken der Rechtsanwaltschaft. Daß der Zuzug, der von dieser Seite kommt, nicht der beste und außerdem für das ganze Niveau des Rechtsanwaltstandes ein höchst unerfreulicher ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es ist geradezu eine Unbilligkeit gegenüber dem Anwaltstande und geradezu eine Herabsetzung desselben, wenn er genötigt ist, Elemente bei sich aufzunehmen, die zur Ausübung des Richterstandes

nicht fähig oder nicht würdig sind. Denn ein vernünftiger Mensch kann an der an sich bestehenden Gleichwertigkeit des Richter- und des Anwaltstandes, deren Vorbildung und Prüfungen vollständig dieselben sind, nicht den gelindesten Zweifel haben. Ist also jemand zum Richter so unfähig, daß der Staat ihn nicht definitiv anstellen will, so kann er unmöglich noch so viele Fähigkeiten besitzen, den Beruf eines Rechtsanwalts auszuüben. Man kann hiergegen nicht einwenden, daß einer durchaus nicht zum Richter, wohl aber sehr gut zum Rechtsanwalt geeignet sein kann und daß daher die Verschließung des Richterberufes geradezu im eigenen Interesse des Betreffenden liegen würde. Solche Fälle können höchstens in der Theorie vorkommen. Die Wirklichkeit wird niemals auch nur mit einem einzigen derartigen Falle aufwarten können. Wer so geringe Befähigung zum Richterberufe und anderseits so erhebliche Befähigung zum Anwaltsberufe hat, bekommt auch recht bald die Neigung zum Anwaltberufe und wird, zumal auch bei Berücksichtigung der finanziellen Seiten der beiden Berufe, alsbald seiner Neigung folgen und nicht erst warten, bis ihm dieses durch Versagung der Richterlaufbahn seitens seiner vorgesetzten Behörde angeraten wird. Jedenfalls wird niemand den Beweis erbringen, daß vom Staate als unbrauchbar entlassene Assessoren noch zum Rechtsanwalt brauchbar sind. Es ist schon aus diesem Grunde nichts weiter als Konsequenz, diesen Assessoren auch die Rechtsanwaltschaft zu verschließen.

Hierdurch würde allerdings, wenigstens zurzeit, die Zunahme nicht erheblich verringert werden, zumal dann häufig Assessoren vor Empfang des „blauen Briefes“ zur Rechtsanwaltschaft abschwenken werden, wogegen es kaum ein Mittel geben dürfte. Bei der Zunahme spielt aber nicht allein die Quantität, sondern auch die Qualität der Hinzukommenden eine wichtige Rolle. Die Qualität der entlassenen Assessoren ist sicher, wenigstens in den meisten Fällen, und bezüglich ihrer Befähigung sehr gering. Durch ihre Abweisung würden also minderwertige Elemente vom Anwaltsstande nach Möglichkeit ferngehalten. Aber es ist noch gar nicht abzusehen, ob nicht bei der ungeheuren Vermehrung der Assessoren die Justizverwaltung von den sogenannten „blauen Briefen“ in Zukunft in viel erheblicherem Maße Gebrauch machen wird. Die Vermutung hierfür liegt jedenfalls sehr nahe, zumal die Justizverwaltung begreiflicherweise bestrebt ist, tüchtige Kräfte durch schnellere und bessere Beförderung sich zu erhalten, und dieses naturgemäß immer nur durch Zurücksetzung und allmähliches Abschieben der schlechteren Kräfte geschehen kann. Der Zufluß zur Anwaltschaft aus den Kreisen der entlassenen Assessoren kann daher in Zukunft auch quantitativ eine bedeutende Rolle spielen.

Ein anderes Mittel, den Zufluß zur Rechtsanwaltschaft zu verringern, ist zweifellos die Einführung des numerus clausus, nämlich nur eine bestimmte Anzahl von Rechtsanwälten zuzulassen. Für und gegen den numerus clausus ist schon seit einigen Jahren so viel geredet und geschrieben worden, daß kaum etwas Neues in dieser Hinsicht noch vorgebracht werden könnte. Ob die Anhänger oder die Gegner des numerus clausus die Mehrzahl bilden, ist auch nicht durch den Beschluß des Würzburger Anwaltstages festgestellt. Meines Erachtens läßt sich aber auch ohne Einführung des numerus clausus, der doch gegenüber der freien Zulassung ganz erhebliche Schattenseiten hat, eine Verringerung des Zuflusses zur Anwaltschaft herbeiführen. Zwar wird der einzuschlagende Weg für die nächsten fünf bis sechs Jahre eine Verringerung noch nicht bringen, aber von da ab wird eine der Zunahme der Bevölkerung und der Rechtssachen sowie der sonstigen in Betracht kommenden Faktoren entsprechende Regulierung des Zuflusses neuer Kräfte zur Anwaltschaft eintreten. Dieses wird dadurch leicht ermöglicht werden, daß man die bisherige Praxis der Annahme einer unbeschränkten Anzahl von Referendaren verläßt und ebenso wie bei anderen Behörden nur eine beschränkte Anzahl von Referendaren annimmt. Allerdings darf keine Auswahl wie z. B. bei der Regierung getroffen werden. Jeder mit Erfolg geprüfte Rechtskandidat muß berechtigt sein, sich bei einem oder sogar bei allen Oberlandesgerichten in die Liste der Referendarkandidaten eintragen zu lassen. Die Einberufung muß ganz streng nach der Zeit der Eintragung erfolgen. Lehnt einer

die Berufung in einem Bezirk ab, wird er auf seinen Antrag entweder bei der nächsten Vakanz einberufen oder dort gestrichen, während er in den anderen Bezirken vornotiert bleibt. So würde nicht nur der Zuzug zum Anwaltsberufe, sondern auch zur Richterlaufbahn und zu den sonst in Betracht kommenden Berufen wieder in geordnete Bahnen geleitet. Die Wartezeit der Kandidaten könnte nutzbringend durch weitere Studien, praktische Betätigung im Handel, in der Industrie oder durch Ableistung des einjährigen Dienstjahres oder in sonstiger Weise ausgefüllt werden.

Rechtsanwalt Dr. Vonschott in Bielefeld

Mitgegangen, mitgehangen. Es gibt ein altes deutsches Rechtssprichwort: „Mitgegangen! — Mitgehangen!" Und früher mag wohl oft, insbesondere bei „landstürzenden Verbrechen" nach diesem Worte gerichtet worden sein. Solche summarische Justiz widerstrebt unserem Rechtsempfinden. Wir verlangen mit Fug, daß jedem einzelnen Angeklagten seine Beteiligung an dem von mehreren begangenen Verbrechen nachgewiesen wird. Wie schwer, ja unmöglich ist dies aber leider oft bei der von mehreren begangenen Körperverletzung eines Dritten. Ist dieser Dritte am einsamen Orte und womöglich im Dunkeln überfallen worden, so weiß er meist nur, daß drei oder vier Kerle über ihn kamen, ihn mit Knüppeln und Messern bearbeiteten, aber welcher gerade gestochen, welcher geschlagen hat, ob der eine oder der andere ihn nur festgehalten oder sich gar nicht beteiligt hat, das weiß er natürlich nicht und Zeugen sind nicht dabei gewesen. Sind die Angreifer nun schlau genug, sich nicht gegenseitig zu bezichtigen, so fehlt jede Möglichkeit, eine zuverlässige Feststellung zu treffen, welcher der vier Angeklagten die schwerste Strafe für den einen festgestellten Messerstich verdient, welcher noch wegen gefährlicher Körperverletzung zu bestrafen ist, weil er sich eines gefährlichen Werkzeugs bedient hat, und wer eventuell frei auszugehen habe.

Noch schwieriger gestalten sich die tatsächlichen Feststellungen, wenn die Körperverletzungen dadurch verübt worden sind, daß auf den Verletzten von mehreren Personen aus der Ferne mit Steinen geworfen worden ist. Wessen Stein getroffen hat und wessen nicht, ist gar nicht mehr zu ermitteln, das wissen die Werfenden meistenteils selbst nicht. Es bleibt dann in der Regel nichts anderes übrig, als diese Täter aus § 366 Ziffer 7 St. G. B. wegen Werfens mit harten Körpern zu bestrafen. Diese Tat wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark und mit Haft bis zu vierzehn Tagen geahndet. Es ist mir immer als eine unbegreifliche Milde des Gesetzes vorgekommen, daß das Werfen von Steinen nur eine Übertretung sein soll, auf die als Höchststrafe vierzehn Tage Haft stehen. Hatte der Gesetzgeber keine Erinnerung daran, daß im alten Palästina das Steinigen sogar eine Form der Todesexekution war?

Gewiß, es ist richtig, daß, wenn der Stein den Getroffenen verletzt hat, die Paragraphen über Körperverletzung und eventuell Tötung eingreifen. Aber ihre Anwendbarkeit setzt voraus, daß man den Täter kennt und das ist eben, wenn aus einer Menge herausgeworfen wird, so außerordentlich schwer.

Mir scheint es deshalb erwägenswert, in unser künftiges Strafgesetzbuch entweder das alte deutsch-rechtliche „Mitgegangen! — Mitgehangen!" für alle gemeinschaftlich verübten Körperverletzungen dergestalt aufzunehmen, daß jeder, welchem die Teilnahme an einem Angriff nachgewiesen wird, der zu einer Körperverletzung des Angegriffenen geführt hat, wegen Körperverletzung (vielleicht nach dem milderen Maßstabe des Versuches) bestraft wird, oder daß wenigstens das Werfen mit Steinen dann unter die Vergehen aufgenommen, also eventuell mit Gefängnis geahndet wird, wenn durch einen Wurf der Geworfene verletzt worden ist.

Landrichter Dr. Sontag in Berlin

Briefe

Björnstjerne Björnson: Briefe. Lehr- und Wanderjahre. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Den starken Menschen Björnstjerne Björnson in seinen Briefen zu belauschen, ist ein ganz erlesenes Vergnügen. Man wird unter den zeitgenössischen Publikationen weit umhersuchen müssen, ehe man einen Briefband findet, der persönlichkeitswerte und tiefen geistigen Gehalt mit ähnlicher Grazie ineinander zu schlingen weiß, wie diese Hinterlassenschaft des großen Skandinaviers, der, bei aller nationalen Eigen-

färbung, doch ein Europäer gewesen ist im besten und schönsten Sinne. Es liegt ein Leuchten über diesem Buche; jenes Leuchten, das die wikingerhafte Reckengestalt Björnsons auch in ihren schwächsten Stunden umwittert; jener mitreißende Persönlichkeitszauber, der dem Leser auf jeder Seite zu sagen scheint: hier ersteht das Bild eines Mannes, der auserwählt ward unter Tausenden. Schon um den jungen, mit prachtvollem Ungestüm an sich arbeitenden und vorwärtsstürmenden Björnson schwingt dieser mächtige Reiz. Schon hier bildet sich die Silhouette des Mannes, der später der ungekrönte König seines Landes wurde. Denn das ist unter allem Erstaunlichen wohl das Erstaunlichste an der Björnsonschen Gesamterscheinung: dieser norwegische Poet und Volksmann ist einer der ganz wenigen, die dem Fluche unserer Zeit, dem Fluche der Zersplitterung und Spezialisierung, mit einem Worte — dem Fluche des Fachmenschentums niemals erlegen sind. Der Dichter Björnstjerne Björnson ist ein rüstiger Tatmensch geblieben vom ersten bis zum letzten Tage, ein Ethiker, den politische und soziale Probleme genau so fest im Banne hielten wie die Alltagsdinge des ästhetischen Handwerks, eine auf Kampf gestellte Persönlichkeit, die dem Leben nicht auswich, sondern ihm mit hungrigen Sinnen und mit ständig neuer Begeisterung auf den Leib rückte, ein wahrhaft umfassender Geist, dem die Poesie nur einen winzigen Teil seines unendlich weit gereckten Gesichtsfeldes ausmachte.

Das gibt seiner Physiognomie jenen Zug unerschütterlich kampffroher Aufrichtigkeit, der bei jeder neuen Begegnung fesselt, und das gibt gleichzeitig seinem Lebenswerke jene beglückende Zuverlässigkeit und Solidität und harmonische Geklärtheit, die auch seine nebensächlichsten Arbeiten bestrahlt und adelt. Man wird sich daran gewöhnen müssen, in den Björnsonschen Gedichten und Dramen und Novellen immer und immer wieder den Abglanz einer unendlich reichen Menschlichkeit zu suchen. Denn nur aus dem gesamten Lebenswerke dieses Mannes wird man verstehen und begreifen lernen, daß unserem Zeitalter in Björnstjerne Björnson der, neben Tolstoi, vielleicht stärkste künstlerische Ethiker erstanden ist. Ich weiß, man soll mit dem Beiwort „goethisch" so sparsam wie möglich umgehen. Aber vor dem unendlichen Reichtum, dem ethischen Adel, der beglückenden Harmonie, der milde leuchtenden Klarheit und Ruhe dieser schier alles umspannenden Persönlichkeit drängt sich mir gerade dies eine Wort immer wieder auf die Lippen.

Die Briefe, die der Verlag herausgibt, sind in diesem Sinne vielleicht die beste Illustration des Mannes und seines Werkes. Sie werfen nachdenklich und ernst stimmende Schlaglichter auf die Arbeit des werdenden Björnson, auf die unerhörte Intensität und Energie, mit der er den Kampf um seine Ideale führt, auf seine grandiose Unbestechlichkeit im Verhältnis zu sich und zu anderen, und auf den ganzen herrlichen Adel seiner zur männlichen Reife und Lebensfülle heranwachsenden Natur. Jubeln und frohlocken kann dieser Mann wie ein selig berauschter Knabe. Aber machtvoller wird er, wenn er hassen darf, wenn sein Wikingerzorn losdonnert über Gerechte und Ungerechte. Den Fernerstehenden werden die Briefe am meisten fesseln, die Björnsons Verhältnis zu Ibsen und Andersen beleuchten. Und in der Tat gibt es da manchen reizvollen und pikanten Zug, der uns eine halb verblaßte Literaturepoche belebt und farbig erhellt. Für die Björnsonsche Charakteristik scheinen mir aber bedeutsamer die intimen Briefe an seinen Freund Petersen und an seine Frau Karoline. Besonders die letzteren lassen uns einen Blick tun in sein großes, gütiges Menschenherz, das mit ehrfürchtiger Liebe zu allem Lebendigen erfüllt war bis zum Zerspringen.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3680, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Eine Kriſis im deutſchen Wirtſchaftsleben?

Von Privatdozent Dr. F. Zadow in Greifswald

Mit banger Sorge blickt die geſamte Geſchäftswelt in die Zukunft; denn die zu Beginn des Jahres ſich andeutende Senkung der Wellen des wirtſchaftlichen Lebens iſt im vergangenen Halbjahr langſam aber ſicher zur Tatſache geworden, und es mehren ſich die Zeichen, die auf Sturm und heranziehende Kataſtrophen ſchließen laſſen.

Wie meiſtens bei einem Umſchwung, nahm die rückläufige Bewegung ihren Anfang am Geldmarkt: das Geld wurde teuer und Handel und Induſtrie hatten ſchwer darunter zu leiden. Als dann allmählich auch die Beſtellungen nachließen, mußte ſich die Konjunktur mehr und mehr nach unten ſenken und heute ſtehen wir vor einem Rückgang, der ſich anſcheinend nicht mehr aufhalten läßt und durch den neuen Balkankrieg nur noch beſchleunigt wird.

Noch nie ſeit ihrem Beſtehen hatte die Reichsbank im Sommer einen Diskontſatz von 6 Prozent zu verzeichnen; ihren markanteſten Ausdruck findet die gewaltige Anſpannung, welche die Reichsbank in der erſten Hälfte des laufenden Jahres erfahren hat, in den Ziffern des ſteuerpflichtigen Notenumlaufs, der am 30. Juni 2317 Millionen Mark betrug, gegen 2088 und 1965 Millionen in den beiden Vorjahren. Die Grenze ſteuerfreier Noten iſt in dieſer Periode nicht weniger als vierzehnmal (bei insgeſamt 24 Ausweistagen) überſchritten worden, während dies im ganzen vergangenen Jahre insgeſamt neunzehnmal, in der erſten Hälfte nur fünfmal der Fall geweſen war. Obgleich ſeit dem 1. Januar 1911 an den Quartalsterminen ein Notenkontingent von 750 Millionen Mark feſtgeſetzt iſt, ergab ſich für die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni d. J. bereits eine Notenſteuer von 2,6 Millionen Mark, während im Jahre 1912 die Notenſteuer für das erſte Halbjahr nur etwa 800000 Mark betrug. Die Haupturſache der verſtärkten Notenausgabe liegt in der gewaltigen Zunahme des Wechſelbeſtandes, und daß die Steuer nicht noch höher geworden iſt, iſt lediglich dem Umſtande zu verdanken, daß es der

Reichsbank auf Grund der für sie günstigen Devisenkurse ermöglicht wurde, in den letzten Wochen bedeutende Mengen Goldes aus dem Auslande zu beziehen.

Im übrigen zeigt sich nicht nur bei uns, sondern auch in den anderen Staaten, vor allem in England und Frankreich, ein starker Kapitalmangel, der seine Ursachen hat in den riesigen Kapitalansprüchen der Neuländer, wie überhaupt in der intensiven Entwicklung der einzelnen Volkswirtschaften, die mehr und mehr in die Weltwirtschaft verflochten werden. Die Risikoprämie ist nicht nur wegen der fortgesetzten Unsicherheit der Lage auf der Balkanhalbinsel größer geworden, und wenn auch die Wirren im Orient unzweifelhaft dazu beitragen, die Depression auf dem Geldmarkte zu verschärfen, so sind sie doch keineswegs die Hauptursache. Diese ist einzig und allein darin zu suchen, daß die Kapitalnachfrage ganz allgemein größer geworden ist, als die vorhandene und ständig wachsende Menge.

Daß das Anziehen der Zinssätze völlig international ist, geht aus folgender Tabelle hervor, nach welcher die Diskontsätze am 30. Juni betrugen in

	1913	1912	1911		1913	1912	1911
Brüssel . . .	5	4	3½	Paris	4	3	3
Christiania . .	5½	5½	4½	Petersburg . .	6	5	4½
Italien . . .	5½	5½	5	Schweiz . . .	5	4	3½
Kopenhagen . .	5½	5	4½	Stockholm . .	5½	4½	4½
London . . .	4½	3	3	Wien	6	5	4

Man wird also auch in einer ruhigeren, nicht durch politische Konflikte bewegten Zeit, mit einem Nachlassen der Geldteuerung nicht rechnen dürfen.

Daß sich gleichzeitig mit dem Steigen der Diskontsätze auch die Zinsansprüche des Leihkapitals erhöhten, ist erklärlich, und als auch der Absatz der Hypothekenpfandbriefe ins Stocken geriet, zeigte sich als erste bedeutsame Folge das Nachlassen der Unternehmungslust auf dem Baumarkt der Großstädte. Wer hatte zunächst unter der stockenden Bautätigkeit zu leiden? Die für unser gesamtes Wirtschaftsleben ausschlaggebende Schwerindustrie. Der Stahlwerkverband hatte einen erheblichen Rückgang in dem Versand von Formeisen und Halbzeug aufzuweisen und daß auch von dem zweiten Halbjahr keine Besserung der Lage zu erhoffen ist, hat der Verband dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er die Beteiligungsanteile für den Monat Juli in Kohlen von 105 auf 95 Prozent, in Koks von 80 auf 75 Prozent und in Briketts von 95 auf 90 Prozent herabsetzte.

Noch schärfer als in der Abnahme der Absatzziffern kommt die sinkende Konjunktur zum Ausdruck in der allgemeinen Herabsetzung der Preise. Besonders auf dem Markt der Montanaktien lastet schwer der Umstand, daß die einzelnen Syndikate jetzt beginnen, die Konsequenzen aus der Konjunkturveränderung zu ziehen. Nachdem die englischen, belgischen und französischen Halbzeugpreise bedeutend herabgesetzt worden waren, mußte auch der deutsche Stahlwerkverband notgedrungen die Preise für Halbzeug im In- und Ausland reduzieren, und

zwar ließ er mit Rücksicht auf die reinen Walzwerke für Halbzeug eine Reduktion des Inlandspreises von 5 Mark pro Tonne eintreten. Die Folge war, daß das Kohlensyndikat sich entschließen mußte, die Gewährung von Ausfuhrvergütungen vom 1. Oktober d. J. ab anzukündigen. Da auch am Stabeisenmarkt im Ausland das Preisniveau weiter gedrückt wurde, fielen die Inlandpreise von 120 Mark auf 100 Mark pro Tonne und darunter. Ebenso ließ der Zinkhüttenverband eine starke Preisreduktion eintreten. Ebenfalls ungünstig beeinflußt wurde der Markt durch die Auflösung des Verbandes deutscher Kaltwalzwerke, weil sich daraus ergab, wie schwer auf die innere Organisation der deutschen Montanindustrie die gegenüber einer noch gar nicht weit zurückliegenden Zeit völlig veränderten Verhältnisse drücken.

Während diese bösen Anzeichen einer sinkenden Konjunktur mit der Kreditverteuerung an der Börse zusammentrafen, trat eine weitere Verschlimmerung der Lage dadurch ein, daß die Emissionen zur Deckung des in- und ausländischen Staatsbedarfs ein bei der Lage des Geldmarktes fast unverständliches Anschwellen zeigte. Wurden doch im ersten Halbjahr 1913 emitiert 1236 Millionen Mark in- und ausländische Staats- und Kommunalpapiere gegen 908 Millionen Mark in der gleichen Periode des Vorjahrs. Obwohl ihre Konkurrenzfähigkeit um so größer war, als sie durch die rückläufige Konjunktur gegen den Wettbewerb der Industriewerte unterstützt wurden, und obwohl die Emittenten den teueren Geldverhältnissen durch Herabsetzung der Begebungskurse Rechnung zu tragen suchten, ist die Unterbringung bei den letzten Emissionen des Reiches und Preußens doch nur zum Teil gelungen; denn die Industrieobligationen, deren Vermehrung überhaupt wesentlich zu dem Kursfall unserer festverzinslichen Anlagewerte beigetragen hat, gewährten die Rückzahlung über pari und einen höheren Zinssatz, wobei sie jetzt schon in bedeutend größerem Umfange wie früher den fünfprozentigen Typus bevorzugen. Ausländische Renten mußten ihre Zinssätze auf $4^1/_2$ Prozent erhöhen. Nach dem Bericht des Frankfurter Handelsblatts — Nr. 183 — wurden emittiert:

	Emmissionen im 1 Halbjahr								
	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Deutsche Staatsanleihe .	455	628	541	1061	1008	621	231	631	731
Ausl. Staatsanleihe . .	492	145	50	37	116	206	313	40	347
Stadt- und Prov.-Obl. .	314	282	320	426	417	333	309	237	158
Deutsche Hypoth.-Bk.-Obl.	349	250	95	242	358	345	327	195	—
Ausl. Hypoth.-Bk.-Obl. .	—	7	—	2	20	2	7	46	—
Sonstige Obligationen .	205	217	118	238	184	341	142	342	250
Bank-Aktien	107	183	95	52	43	86	259	144	44
Eisenb.- u. Straßenb.-Akt.	4	27	4	20	—	8	25	14	19
Industrie-Aktien . . .	277	334	211	182	170	139	198	444	159
Zusammen . . .	2204	2074	1434	2259	2327	2077	1831	2093	1711

	Emmissionen im 1. Halbjahr								
	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Davon In- und ausländische Staats- und Kommun.-Papiere	1262	1055	911	1524	1541	1160	853	908	1236
Sonstige festverzinsliche Werte	555	474	213	482	572	688	476	583	251
Dividendenpapiere. . .	888	544	310	254	213	229	482	602	223

Die Folge des Zusammentreffens der vielen ungünstigen Umstände war, daß nun auch die Kurse der Industrieaktien sich der rückläufigen Tendenz der besten und sichersten Anlagepapiere, der Reichsanleihen und der preußischen Konsols anschlossen, die gegenwärtig einen Tiefstand erreicht haben, wie er seit der Gründung des deutschen Reiches noch nicht dagewesen ist. Während die Industrie im verflossenen Jahre wahre Hochkurse zeigte als Produkt einer seit langer Zeit bestehenden Aufwärtsbewegung großen Umfangs, ist heute davon keine Rede mehr, wenn man bedenkt, daß eine Anzahl von Ultimopapieren sich heute bereits unter Zugrundelegung der noch nicht einmal deklarierten Dividenden für 1912/13 mit nur etwa 8 Prozent verzinst und zwar nicht nur die wenigen soliden Papiere, sondern selbst Standardwerte. Zur Veranschaulichung diene folgende Zusammenstellung der Kurswerte:

1913	Januar 2.	März 1.	April 25.	Mai 30.	Juni 30.	Juli 8.
3% Reichsanleihe . . .	78.05	76.50	76.40	75.65	74.60	73.90
3½% Reichsanleihe . .	88.70	87.20	86.90	85.85	84.60	84.30
Disconto-Gesellschaft . .	188⅛	191¾	184⅜	183½	180	177.60
Deutsche Bank	254¾	256¾	248	245½	241	237⁹/₁₀
Dresdner Bank	156	156⅞	151¼	150½	146	143⅖
Hambg.-Amerika Packetf.	162¾	152¾	146½	145¼	138	133½
Norddeutscher Lloyd . .	126	121¾	120¼	123⅞	118	115⅕
Bochumer Guß	216⅞	215¾	220	215¼	214	212⁹/₁₀
Laurahütte	166½	178	176	169⅜	160	159⅘
Gelsenkirchen	197⅞	197¾	188½	182¼	178	173⅖
Harpener	187¾	194⅛	198⅛	191⅛	186	180⅗
Phönix-Bergbau . . .	262¼	260½	267½	257⅞	247	242½
Allgem. Elektrizitäts-Ges.	241¼	237¼	243⅜	243	233	227½
Höchster Farbwerke . .	636	630	640.50	623.75	600	593

Auch aus dieser Tabelle geht hervor, wie schlecht die Aussichten für unsere industrielle Zukunft sind. Die seit Anfang des Jahres eingetretenen Verluste sind allein auf dem Berliner Kurszettel auf über 2 Milliarden Mark zu berechnen, und dabei handelt es sich hier nur um einen Teil des deutschen Effektenbesitzes;

gerade auf den ausländischen Börsen waren auch für die in Deutschland interessierenden Papiere die empfindlichsten Verluste zu verzeichnen. Ob die Bestrebungen zur Gründung eines Stabeisenverbandes Erfolg haben werden, ist noch sehr die Frage. Wenn auch die Milliarde der Heeresvorlage der Industrie zugute kommen wird, der zweifellos in nächster Zeit größere Aufträge zufließen werden, so wird anderseits durch die Wehrsteuer die Sparkraft und Kapitalsansammlung verlangsamt und die Geldteuerung verlängert.

Wie schon erwähnt wurde, ist die Ansicht, daß allein dem Balkankriege die gegenwärtige wirtschaftliche Depression zuzuschreiben sei, eine durchaus irrige. Die gegenwärtig heranziehende Krise gehört zu denjenigen allgemeinen Krisen, welche im Gegensatz zu den durch äußere Ereignisse (Krieg, Mißernte) hervorgerufenen, sich dadurch kennzeichnen, daß der eigentlichen Krisenperiode, der Stockung des Absatzes, eine Periode des Aufschwunges vorhergeht, in welcher die Volkswirtschaft einen besonders blühenden Zustand aufweist: Vergrößerung bestehender Unternehmungen, viele Neugründungen, große Kapitalinvestitionen, Steigen der Preise und Löhne, Wachsen der Gewinne. Ohne jede äußere Ursache verwandelt sich dann dieser Aufschwung in krisenhafte Depression! Unterscheiden sich doch überhaupt die Krisen der letzten hundert Jahre von den Krisen früherer Jahrhunderte durch das Fehlen einer einzelnen und zweifellosen Ursache, wie sie in früheren Zeiten durch Krieg, Mißernte, lokale Überspekulation u. dgl. gegeben waren. Die modernen Krisen beruhen vielmehr auf Fehlern in dem Mechanismus der Produktions- und Verteilungsoperationen der Volkswirtschaft. Von größeren Krisen des neunzehnten Jahrhunderts sind zu nennen: die englische Krisis von 1815, durch Überschätzung der Konsumtionsfähigkeit des Kontinents veranlaßt; die englische Krisis von 1825, der ein enormer Gründungs- und Aktienschwindel voranging, so daß das Kapital der errichteten und projektierten Gesellschaften sich auf über 372 Millionen Pfd. Sterl. belief, von denen nur 17600000 Pfd. Sterl. wirklich eingezahlt wurden. Weitere Krisen, die von Amerika ausgingen und England in Mitleidenschaft zogen, fallen in die Jahre 1837 und 1839. Eine abermalige Erschütterung traf den englischen Markt namentlich infolge von Überspekulationen mit Eisenbahnen im Jahre 1847; bei dieser Gelegenheit mußte die Prelsche Bankakte, die erst drei Jahre vorher zur Verhinderung von Krisen erlassen war, wieder zeitweise suspendiert werden. Eine neue große Krisis traf England im Jahre 1857. Während aber die früheren Krisen nur wenig über England hinausgegriffen haben, ist dies die erste Weltkrisis, welche von Amerika ausgehend, besonders Hamburg empfindlich traf und sich auch über England, Frankreich und Österreich ausbreitete. Dieser Krisis war ein unvergleichliches Aufblühen der Volkswirtschaft, namentlich in den Vereinigten Staaten, vorausgegangen, wohin nach den Ereignissen der 1840er Jahre ungeheure Menschenmengen und große Kapitalien geströmt waren. Im Jahre 1866 kam wieder eine Krisis in London zum Ausbruch, die zum dritten Male eine Suspension der Bankakte nötig machte. Die in bezug auf Dauer

und räumliche Ausdehnung größte Krise ist diejenige des Jahres 1873. Von der Wiener Börse ausgehend hat sie sich bis zum Jahre 1880 allmählich über Italien, Rußland, Nordamerika, Deutschland, England, Holland, Belgien und selbst Südamerika und Australien ausgebreitet und sämtliche große Welthandels- und Industriezweige erfaßt. Wenn auch die Krise in Österreich ausgebrochen war, so lag ihr Ursprung doch auf deutschem Boden, in der Entstehung eines nur auch politisch geeinigten großen deutschen Wirtschaftsgebietes mit einheitlicher Gesetzgebung usw. Es wurden große Kapitalien in Gründungen gesteckt, die niemals gedeihen konnten, weil Fabriken und andere Anlagen zu übertriebenen Preisen oder neue Anlagen unter den ungünstigsten Bedingungen übernommen wurden, während auf einen Fortbestand der unmittelbar nach dem Kriege sehr hoch gesteigerten Preise nicht gerechnet werden konnte. Die neugegründeten Fabriken, Hochöfen usw. blieben aber nach der Krisis, auch wenn sie keine Dividenden abwarfen, großenteils noch in Betrieb und so entstand eine chronische Überproduktion. Seinen tiefsten Punkt erreichte der wirtschaftliche Niedergang im Jahre 1878, und erst in der zweiten Hälfte 1879 trat eine von Amerika und England ausgehende Besserung ein.

Es folgten dann noch einige kleinere Krisen in den Jahren 1882, 1890, 1893 und 1900/01, und endlich die jüngste Krise im Jahre 1907 in Nordamerika und Deutschland. Im Oktober 1907 trat in New York mit dem Zusammenbruch des Kupfer-Corners und der Knickerbocker Trust-Compagnie eine ungeheure Erschütterung des Bankkredits und damit eine schwere Geldkrisis ein, betrug doch der Zins für tägliches Geld im Oktober 1907 in New York durchschnittlich 22 Prozent. Da der amerikanische Ansturm auf die europäischen Goldvorräte die Krise auf Europa übertrug, sahen sich die Bank von England und die Reichsbank zu starken Erhöhungen des Diskontsatzes gezwungen (7 bzw. $7\,^1/_2$ Prozent). Seit dem Monat September 1909 trat dann der Umschwung ein und es entwickelte sich die Hochkonjunktur, die jetzt ihr Ende erreicht hat.

Jedenfalls lehrt uns die Geschichte der Krisen, daß Kriege oder äußere Verwicklungen dabei nur von ganz untergeordneter Bedeutung sind und daß die jetzt heraufziehende Depression des Wirtschaftslebens auch ohne die Orientwirren eingetreten wäre.

Kämpfe unserer Lehrerschaft

Die in Heft 13 dieses Jahres veröffentlichte Artikelserie hat uns eine Reihe von Erwiderungen eingetragen, denen wir nach dem Grundsatz „audiatur et altera pars“ im folgenden Raum gewähren. Zweifellos stehen wie bei der ersten Veröffentlichung auch jetzt hinter den geehrten Verfassern weite Kreise. Auch diesmal will die Schriftleitung nicht Partei ergreifen, sondern lediglich zur Klärung der Ansichten beitragen, indem sie im Lehrberuf stehenden Männern zur freien Aussprache verhilft. Die Schriftleitung

Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium

In dieser Zeitschrift (Nr. 13) hat der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Paul Cauer in Münster die Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium verneint. Für ihre Fortbildung scheint ihm die Ausgestaltung der in Berlin, Posen und Münster bestehenden Seminarlehrerkurse als der geeignete Weg. Von der Berechtigung der Volksschullehrer zum akademischen Studium befürchtet er eine Überflutung der Universitäten und eine dadurch bedingte innere und äußere Umgestaltung der philosophischen Fakultät. Er bezweifelt auch die Reife der Volksschullehrer für das Studium und hält es für fraglich, ob das Seminar neben der fachlichen Bildung auch die allgemeine Bildung der Schüler bis zur Universitätsreife führen könne. Er findet in der Bildung der Abiturienten einer Oberrealschule und eines Oberlyzeums gegenüber der Bildung, die auf einem Schullehrerseminar erworben wird, einen beträchtlichen Unterschied. Endlich befürchtet er, daß durch die Universitätsbildung in die Volksschule „gelehrter Unterricht“ gebracht werden könnte, der dem Volksleben und seinen Erfordernissen fremd gegenüber stände. Den Seminarlehrerkursen aber rühmt er nach, daß sie die Universität vor Übernahme einer fremdartigen Aufgabe bewahren, und daß sie ihren praktischen Zielen besonders zweckmäßig dienten. In den Kreisen der Volksschullehrer werden diese Ansichten nicht geteilt. Die folgenden Zeilen wollen die Stellung ihrer überwiegenden Mehrheit zu dieser Frage und ihre Gründe darlegen.

Es handelt sich hier zunächst nur um die Lehrerfortbildung. Nach den bestehenden Bestimmungen war der bisherige Weg zu den Prüfungen für Mittelschullehrer und Rektoren grundsätzlich autodidaktisch, und er ist es für die große

Mehrzahl trotz jener Kurse heute noch. Dieser Zustand wird schon jahrzehntelang als schwerer Mangel empfunden. Gewiß ist alle hervorragende Bildung im eigentlichen Sinne autodidaktisch; im Ringen mit den Problemen wächst der Starke durch die Selbstentfaltung der eigenen Kraft. Aber für den Durchschnitt der Menschen, als System einer höheren Berufsbildung, ist der Grundsatz der Selbstbildung und Selbstvervollkommnung falsch. Kraftvergeudung, Zufälligkeit und Zerfahrenheit des Bildungserwerbs, der notwendige Mangel an systematischer Rundung des Bildungsinhalts müssen sich gerade in der Bildung der Erzieher schwer rächen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, daß fast ein Drittel aller Mittelschullehrerprüflinge durchfällt. Daneben ergibt sich als unangenehme Folge eine Sonderstellung. Nirgendwo im Staatsleben treffen wir ein Beispiel, daß die höhere Berufsbildung sich auf den Zufall stützt, wie in der Fortbildung der Lehrer für die leitenden Stellen. Die staatlichen Behörden haben auch die Befähigung für den Schulaufsichtsdienst, deren Nachweis durch die Bestimmungen gewährleistet werden sollte, bei der Besetzung der Kreisschulinspektionen bis heute nur in verschwindend kleinem Maßstabe anerkannt. Die Berechtigungen der Mittelschullehrer und Rektoren stehen zum allergrößten Teil nur auf dem Papier. Die Volksschullehrer klagen noch vierzig Jahre nach Einrichtung dieser Prüfungen darüber, daß die Schulaufsicht in der Regel nicht durch Männer ausgeübt wird, die Volksschularbeit durch eigene langjährige Arbeit gut genug kennen, daß sie jüngere Berufsgenossen am besten zu beraten und zu führen vermöchten. Sie empfinden das um so tiefer als Unrecht, als es an fähigen Volksschulmännern für diesen Zweck nicht fehlt.

Aber es ist nicht der Mangel der Anerkennung allein, der die autodidaktische Fortbildung der Lehrer heute als einen schweren Fehler erscheinen läßt. Die Entwicklung der pädagogischen Fragen der Gegenwart drängt noch mehr zu dieser Erkenntnis als die Unzufriedenheit der Volksschullehrer. Noch vor fünfzig Jahren war die Gliederung des Schulwesens weit einfacher als heute. Der Kindergarten, die Hilfsschulen mancherlei Art, die Volksschulen mit ihrer mehr oder weniger entwickelten Organisation, die Mittelschulen, dazu die Entwicklung der berufsmäßig gegliederten gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen, die Einrichtung von Schulen und Erziehungsanstalten, die der Beseitigung sozialer und kultureller Mißstände dienen sollen, zeigen für unsere Frage, wie vielseitig die Entwicklung sich gestaltet hat. Fast jede Schulgattung erfordert für ihre besonderen Absichten ein besonderes Vorstudium. So kann beispielsweise der Hilfsschullehrer die Psychopathologie nicht entbehren; der Fortbildungsschullehrer kann einen großen Teil seiner Aufgaben nur unvollkommen erfüllen, wenn er sie nicht in ihrer umfassenden Bedeutung erkennt und sie im einzelnen methodisch beherrscht. Für die Volksschule haben sich viele und bedeutsame Fragen erhoben, denen gegenüber die ältere Pädagogik völlig versagt. Wir sehen die Fragen der Erziehung und des Unterrichts vertieft und verfeinert an. Es gibt kein pädagogisches Universalrezept mehr für die Belehrung sechs- bis vierzehnjähriger

Volksschüler. Das Schlagwort „Jugendkunde" deutet eine große Zahl von psychologischen und sozialen und hygienischen Forderungen auch für die Volksschule an, pathologische und minderwertige Kinder aller Art verlangen Berücksichtigung. Der systematische Zusammenhang der Erziehungsfragen und ihre philosophische Begründung und Betrachtung sind zum mindesten für keinen Pädagogen zu entbehren, der auf einer höheren Warte stehen will, und sie sind für die unmittelbare Berufsarbeit ebenso wichtig wie für die leitenden Kreise.

Diesen Tatsachen gegenüber ist unter den Volksschullehrern fast allgemein das Bewußtsein vorhanden, daß sie von einer eigentlich wissenschaftlichen Durchdringung und Erforschung ihrer Berufsfragen ebenso zurückgehalten werden wie auf ihrer amtlichen Laufbahn. Sie sehen auch in den Mittelschullehrerkursen, die in mehreren großen Städten mit Unterstützung der Staatsregierung abgehalten werden, keinen gangbaren Weg, um zu ausreichendem und anerkanntem Fachwissen zu gelangen. Tatsächlich erscheinen diese Kurse nach schriftlichen und mündlichen Zeugnissen nicht als eine Vertiefung, sondern nur als eine Fortsetzung, ja teilweise sogar als eine Wiederholung des Seminarunterrichts. Was für den Volksschullehrer im weiteren Sinne an vertiefter wissenschaftlicher Fachbildung notwendig erscheint, ist die Fähigkeit, wissenschaftliches Kulturgut in das volkstümliche und kindertümliche Denken umprägen zu können. Es kann zu dem Zweck nicht genügen, daß Bildungsgut nur in erweitertem Umfange erworben wird, als eine bloße Mitteilung erarbeiteten Wissens; zu dieser Kunst, soweit sie erworben werden kann, führt nur das Verständnis von dem Werden der wissenschaftlichen Erkenntnis. Das ist nicht notwendig, um etwa einem Fachlehrertum in der Volksschule Vorschub zu leisten, sondern um die Volksschule in steter Fühlung mit der Wissenschaft zu erhalten. Der Volksschullehrer muß imstande sein, Veraltetes und Unhaltbares zu erkennen, und diese kritische Denkweise muß auch seinen Unterricht beherrschen. Es muß bestritten werden, daß eine tiefere Berufsbildung den Volksschulunterricht nach der gelehrten Seite hin verschöbe. Je besser eine Aufgabe erfaßt wird, desto sachgemäßer pflegt auch ihre praktische Bearbeitung zu sein. Wieviel gelehrte Männer haben prächtige Bücher für das „Volk" geschrieben und wieviel tausend akademisch gebildete Pfarrer gehen mit dem schlichten Manne in volkstümlicher Weise um. Es ist nicht zu erwarten, daß gerade der Volksschullehrer in seinen anpassungsfähigsten Vertretern in einen Fehler fallen sollte, der die Erfüllung der eigentlichen Aufgabe der Volksschule hindern müßte.

Es will uns auch nicht so scheinen, als ob die staatlichen Ausbildungskurse in Berlin, Posen und Münster die Aufgaben hervorragend zu lösen vermöchten, die sowohl von der Erweiterung und Vertiefung der Volksschulpädagogik als von den Erfordernissen einer gründlichen Fachbildung in einzelnen Zweigen gestellt werden. Es fehlt diesen Kursen der geistige Zusammenhang des Universitätslebens, sie gewähren keine Bewegungsfreiheit, sondern zwingen in einen vorgeschriebenen Arbeitsplan, der zu ganz eng begrenzten Zielen führt. Darum

können die Ausbildungskurse nicht als geistige Mittelpunkte oder als Quellstätten der Volksschulpädagogik angesehen werden, an denen das wissenschaftliche Leben in Theorie und Praxis sich neu verjüngt. Hier wird die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen gelehrt; sie ist nicht frei für jeden, der Neigung und Anlage zu tiefer schürfender Arbeit spürt. Die Auswahl der Besucher ist von der Behörde abhängig. Die Ausbildungskurse mögen für die Ausbildung von Mittelschul- und Seminarlehrern besser sein als das autodidaktische Studium und die Mittelschullehrerkurse, aber den praktischen Bedürfnissen, die von dem heutigen Stande der Pädagogik als Wissenschaft gestellt und im Volksschullehrerstande auch als dringend empfunden werden, entsprechen sie nicht. Diesen Ansprüchen kann nach aller Erfahrung in anderen höheren Berufen nur die Hochschule in akademischer Arbeit und in Freiheit genügen.

In der Tat haben auch viele Regierungen ihren Volksschullehrern das Universitätsstudium zugänglich gemacht; allerdings steht in Deutschland gerade der größte Staat Preußen dieser Maßregel ablehnend gegenüber. Man sagt, es sei im großen Rahmen nicht möglich oder zweckmäßig, was in kleineren Verhältnissen sich als zulässig erweise. Im wissenschaftlichen Charakter des Lehrgutes kann der Grund für die Unzweckmäßigkeit nicht liegen; vielleicht aber fürchtet man vor allem eine noch stärkere Abwanderung aus dem Volksschullehrerberufe, als sie sich jetzt schon in größeren Orten bemerkbar macht. Auch vom Standpunkt der Volksschule aus muß man behaupten, daß es kein wünschenswerter Zustand ist, wenn viele Kollegen neben ihrer Berufsarbeit sich nachträglich für das Abiturium an höheren Lehranstalten vorbereiten und nach abgelegter Prüfung die Universität beziehen oder neben der Ausübung des Berufes studieren, um später in einen anderen Beruf überzugehen. Man darf auch nicht sagen, daß diese Männer besonders geeignet als Schulaufsichtsbeamte wären. Wie die Dinge liegen, hat ihr Studium nicht viel Zusammenhang mit der Volksschule und ihren Bedürfnissen. Diese studierten Volksschullehrer werden nicht um ihrer Verdienste in der Volksschule willen befördert, sondern wegen ihres akademischen Studiums. Es will uns auch gar nicht zweckentsprechend erscheinen, daß der Abiturient des Volksschullehrerseminars in demselben Umfange zum akademischen Studium zugelassen werde, wie der Abiturient einer höheren Schule; wir haben aus sachlichen Gründen kein Interesse daran, daß der studierende Lehrer für einzelne Fächer zur Prüfung für das höhere Lehramt zugelassen wird: uns liegt daran, die Aufgaben der Volksschule tiefer zu erfassen und für ihren Dienst besser ausgerüstet zu sein. Und für diesen Zweck ist es uns auch wertvoll, alle tüchtigen Kräfte in unserem Beruf zu erhalten. Ein späterer Berufswechsel muß als eine Kraftverschwendung in der Ökonomie des Lebens und in Rücksicht auf den sozialen Wert der Arbeit angesehen werden. Endlich muß auch — leider — gesagt werden, daß nicht krankhafter Ehrgeiz oder Überhebung zur Forderung des Universitätsstudiums geführt haben oder gar bloß die einseitige Rücksicht auf die Standespolitik. Denn die Forderung, daß

die Aufsicht in der Volksschule auch den Volksschullehrern im wesentlichen gehören müsse, darf man als Beweismaterial für die gegenteilige Behauptung nicht anführen.

Es ist zweifellos, daß die berührten Aufgaben der Volksbildung und der Volksschule hochschulmäßiger Behandlung fähig sind. Die Universität hat im Laufe der Entwicklung manche Veränderung erlitten; sie hat auch manche praktische Aufgabe neu in ihren Studienplan mit aufgenommen, ohne daß der Charakter des wissenschaftlichen Forschens verloren gegangen wäre. Ein Blick in die pädagogische Literatur zeigt, daß sie von einer ansehnlichen Zahl von Universitätslehrern gefördert wird. Ebenso läßt sich jederzeit die Behauptung belegen, daß ein großer Teil wertvollen pädagogischen Neulandes von Volksschullehrern entdeckt worden ist, die neben ihrem Amt den Beruf in sich fühlten, selbständig die Fragen ihrer Alltagsarbeit zu durchdringen. Der Büchermarkt gibt von dieser Tatsache ebensogut Rechenschaft, wie die Flut unbefriedigender pädagogischer Literatur von mangelnder wissenschaftlicher Schulung.

Zugegeben kann werden, daß die Frage, ob die Universitäten in ihrer bestehenden Form geeignete Stätten zur Erfüllung der Wünsche der Volksschullehrer sind, nicht unbedingt bejaht werden kann. Wir finden in ihrer Organisation angesichts der ungemein verschiedenen Teilgebiete der Erziehungswissenschaft große und empfindliche Lücken, die auch nicht durch die Einrichtung einer pädagogischen Professur ausgefüllt werden können. Aber wo ein Wille wäre, fände sich auch der Weg zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Grund- und Grenzwissenschaften der Pädagogik wird an der Universität in anderem Zusammenhang bereits gelehrt. Vorlesungen in der allgemeinen Philosophie und ihren Zweigwissenschaften werden von Volksschullehrern auf Grund des Gastrechtes auch mit Erfolg besucht. Aus den Seminarübungen in Jena, Leipzig, Tübingen, Göttingen sind beachtenswerte Arbeiten zu allgemeinen und besonderen pädagogischen und didaktischen Fragen hervorgegangen, in Breslau und am Kolonialinstitut in Hamburg findet die Jugendkunde auf experimentaler Grundlage bedeutsame Förderung. Die wissenschaftlichen Institute des Leipziger und des Münchener Lehrervereins stehen in nahen Beziehungen zu den dortigen Universitäten; auch die Pädagogische Zentrale des Deutschen Lehrervereins unterhält Beziehungen zu Universitätslehrern zur Förderung der pädagogischen Arbeit unter den Volksschullehrern. Alle diese Tatsachen berechtigen uns zu der Auffassung, daß wir die Pflege der pädagogischen Forschung nicht als eine den Universitäten fremdartige Aufgabe ansehen können.

Wir fürchten auch keine Überflutung der Universitäten durch ungeeignete Studenten. Einmal steht fest, daß nicht jeder Seminarabiturient zum Studium berufen ist und sich auch nicht dazu berufen fühlt. Schon die wissenschaftliche Anlage bildet ein Moment der Auslese, ferner kommt die Kostenfrage in Anschlag, der nicht jeder gerecht zu werden vermag. Darum möchten wir, daß sich die

Auslese für das Studium in natürlichen Formen vollzieht und weder von dem besonderen Beschluß einer Prüfungskommission noch von dem Urteil eines Revisionsbeamten abhängig ist. Wer seine Pflichten auf dem Seminar fleißig erfüllte, brav lernte und ein vorzügliches Prüfungszeugnis erhielt, braucht deshalb noch kein wissenschaftlicher Kopf sein, während ein anderer, dessen Zeugnis nur sehr mittelmäßig ist, kritische Fähigkeiten in hohem Grade besitzen kann. Erst recht nicht sind der Ausfall einer Revision oder das Urteil des Schulinspektors geeignete Prüfsteine für die Zulassung zum akademischen Studium. Auch wenn es allen Seminarabiturienten freistände, würden — von wenigen Ausnahmen abgesehen —, nur solche davon Gebrauch machen, deren geistige Kräfte auch einen sicheren Erfolg versprächen.

Nun wird aber gerade das geistige Mindestmaß der Volksschullehrer zum Universitätsstudium bestritten. Die philosophischen Fakultäten zu Münster und Königsberg haben sich gegen die Zulassung ausgesprochen, ebenso haben die Oberlehrer sich aus standespolitischen Rücksichten dagegen erklärt. Aber diesen Äußerungen und der ablehnenden Haltung der Regierung gegenüber steht auch eine sehr große Zahl von Urteilen solcher Hochschullehrer, die Volksschullehrer zu Schüler hatten. Dazu kommen die günstigen Erfahrungen in Hessen und vor allem in Sachsen. Es darf auch wohl an das glänzende Ergebnis der in Württemberg neu eingerichteten Staatsprüfung an der Universität Tübingen erinnert werden. Es ist weiterhin beachtenswert, daß auch solche Hochschullehrer als Zeugen angeführt werden können, die den vermeintlichen „radikalen Lehrerkreisen" gewiß fremd gegenüberstehen wie der Universitätsprofessor Professor Martin Spahn. Er lehnt zwar auch die Berechtigung des Studiums für alle Lehrer ab. „Aber," so führt er aus, „ganz anders erscheint es um die Frage bestellt, ob nicht bestbefähigten und höchstbefähigten Lehrern die Tore der Universität breiter zu öffnen sind. Wer da Lehrer zu Schüler hatte, erkennt dankbar nicht nur ihren Fleiß, sondern auch ihren wahren wissenschaftlichen Ernst an und weiß, daß sie seine Übungen sicher nicht gehemmt, sondern gehoben haben. Er hat sie sicher ebenso gern in seinen Vorlesungen beobachtet." Und weiter sagt er zu unserer Frage: „Unsere Hochschulen sind heute noch wie früher die Stätte, wo der Quell deutscher Wissenschaft fließt. Wer wissenschaftlich arbeiten lernen will, wer den rechten Zusammenhang der wissenschaftlichen Forschung bekommen will, muß an ihnen studiert haben. Nun hat sich aber der deutsche Lehrerstand gerade unter Preußens Führung aus dem Nichts früherer Jahrhunderte so weit emporgearbeitet, daß in ihm die geistigen Dispositionen für das Aufkommen echten wissenschaftlichen Strebens zur Stunde gegeben sind. Seine Besten sind sicherlich weit genug, den Schritt zu tun, der allein dies frische Streben befriedigen kann. Kein Kurs mit dem Leitungswasser, das er bieten kann, gibt ihnen Ersatz für das, was sie allein an den Universitäten zu finden vermögen." (Zeitschrift für christliche Erziehung 13, 4.) Diese Darlegung dürfte im großen und ganzen mit den Anschauungen der Volksschullehrer übereinstimmen.

Aber Cauer weist mit anderen kritisch auf die Lehrpläne der Anstalten hin, die zum Studium berechtigen und vergleicht damit die Leistungen des Seminars. Unzweifelhaft steht fest, daß die Anforderungen nicht gleichartig sind. Aber es ist doch eine offene Frage, ob die wissenschaftliche Reife so tief unter der eines Abiturienten der höheren Schulen liegt, wie gemeinhin angenommen wird. In Hessen hat man neben dem Wege durch das Seminar einen zweiten Weg zur Lehrerbildung durch die allgemeinen Bildungsanstalten eingerichtet. Die hessische Regierung hat zuerst den Versuch gemacht, Abiturienten, die die Reifeprüfung mit „gut" bestanden haben, in einem pädagogischen Jahreskursus zu Lehrern auszubilden. Dieser Zeitraum hat sich als durchaus unzureichend erwiesen; die Zeit der Ausbildung ist nunmehr auf zwei Jahre verlängert worden. Daraus folgt zum mindesten, daß auch in der Lehrerbildung umfangreiche Arbeiten erledigt werden müssen, die man nicht als eine bloße Technik mit beiläufigen Belehrungen in einem Übungskursus leicht erlernen kann. Die Volksschulpädagogik ist eine angewandte Wissenschaft mit mannigfachen Voraussetzungen auf anderen Wissensgebieten. Darum ist auch die Bildung, die das Seminar vermittelt, nicht als bloße Fachschulbildung gegenüber der wissenschaftlichen Bildung auf höheren Lehranstalten abzutun. Dabei ist nicht zu verschweigen, daß unser heutiges Seminar einer Reform dringend bedürftig ist. Diese Frage können wir hier nur soweit heranziehen, als sie für den Hauptpunkt der Erörterung von Wert ist. Die Vorschläge zahlreicher Lehrerbildner stimmen darin überein, daß auch in fachwissenschaftlicher Beziehung höhere Ziele verfolgt werden könnten. Wenn man bei einer Neuregelung des Seminarwesens ernsthaft an den Plan heranginge, es in Beziehungen zu anderen Bildungsanstalten zu bringen, so wären die Einwände gegen das geistige Militärmaß der Volksschullehrer gefallen. Heut ist die Kluft zwischen den Seminaren und den allgemeinen Bildungsanstalten so groß, daß es ein Hinüber und Herüber nicht gibt. Die Entscheidung für den Lehrerberuf muß beim Volksschüler schon im vierzehnten Lebensjahr erfolgen, zu einer Zeit, da er die Aufgaben dieses Berufes nicht abzuschätzen vermag. Von der höheren Schule aus darf der Schüler mit dem „Einjährigenzeugnis" in die zweite Präparandenklasse eintreten. Der Seminarabiturient erhält den Berechtigungsschein erst fünf Jahre später mit dem Lehrbefähigungszeugnis. Lassen sich aus dieser Tatsache Schlüsse ziehen, so sprechen sie nicht für einen so tiefen Stand der Lehrerbildung. Aber sie wird so tief eingeschätzt, weil sie in einer Sackgasse endet, abseits vom Wege der allgemeinen Bildungsanstalten, in besonders dafür eingerichteten Konvikten. Solange man sich nicht entschließen kann, die Seminare zu einem neuen Typus höherer Schulen umzugestalten, oder die Lehrerbildung ähnlich wie in Hessen an die Reifeprüfung anzuschließen, wird das Übel der Sonderstellung und der Zurücksetzung sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Die Volksschullehrer sehen der Lösung ihrer Bildungsfrage in dem letzten Sinne, wie sie auch der Königsberger Lehrertag 1904 wünschte, nicht mit hoff-

nungsvollen Zukunftsträumen entgegen. Aber für ihre Fortbildung erwarten sie auch von der Jetztzeit mehr, als Kurse für einen bestimmten Zweck überhaupt bieten können. Ob das Tor der Universitäten sich selbst für sie öffnet oder etwa eine andere Hochschule, das ist eine nebensächliche Frage. Die hochschulmäßige Pflege der Pädagogik aber und damit die Herstellung des Zusammenhanges der Volksschulfragen in ihrer Grundlegung und Erforschung mit dem allgemeinen Strom des wissenschaftlichen Lebens darf die Gegenwart den tüchtigen und strebsamen Volksschullehrern nicht mehr auf lange hinaus vorenthalten. Es ist genug des Grolls, der um der Besetzung der Schulaufsichtsstellen offen und verhalten im Lehrerstande lebt.

Rektor Otto Schmidt in Berlin

Philologenbildung und Wesen der höheren Schule

Der Aufsatz „Philologenvorbildung" des Herrn Kreisschulinspektors Dr. Rauh in Nr. 13 dieser Zeitschrift fordert schon deshalb an dieser Stelle eine Entgegnung, weil er zwar ein fast typischer Ausdruck der Anschauungen weiter Kreise, insbesondere der seminaristisch gebildeten Lehrer an Volksschulen und höheren Schulen ist, innerhalb der Oberlehrerschaft selbst aber nur verhältnismäßig wenig Anhänger finden dürfte. Der Verfasser hat wirklich recht, wenn er hervorhebt, daß „der Philologe überhaupt in keiner Weise geneigt ist, zuzugeben, daß Volksschulunterricht und höherer Unterricht im wesentlichen dieselben Sachen seien". Vor allem auch der Satz: „Eben daß so viele nicht ‚Oberlehrer' studieren, sondern Philologie, ist das Unglück unserer höheren Schule" — fordert den schärfsten Widerspruch heraus; er kann nur einer völligen Verkennung des Zieles dieser Schulen entspringen. Gerade in den letzten Jahren haben die preußischen Philologen durch ihre oberste Vertretung, die Delegiertenkonferenz, und auf zahlreichen Versammlungen der Provinzialvereine die Notwendigkeit strenger wissenschaftlicher Schulung, selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und Weiterbildung der Kandidaten wie der Kollegen im Amte, immer wieder betont. Im allgemeinen ging man dabei gerade von der Ansicht aus, welche der Verfasser so eifrig bekämpft — daß der Philologenstand, der Gelehrtenstand bleiben muß, als welcher er vor jetzt hundert Jahren begründet wurde, und als der er im verflossenen Jahrhundert mit Ehren gegolten hat. Lebendiger als je scheint daher heute das Bewußtsein, daß das Wesen der höheren Schule eine solche Gelehrtenbildung, wissenschaftlichen Sinn und Fähigkeit, von seiten der Lehrer erfordert. Damit erledigt sich auch die Bemerkung des Verfassers: „Und die höhere Schule? Ist sie noch Gelehrtenschule? — Wer mit nicht völlig umnebelten Blicken in das praktische Leben sieht, lacht über diese Frage." Nein, wer das „Wort" Gelehrtenschule nicht im Sinn des Mittelalters oder des 17. und 18. Jahrhunderts nimmt, sondern darunter die Schule versteht, in der die Schüler allmählich in die Denkprozesse der echten Wissenschaft eingeführt werden, die Anfangsgründe wissenschaftlicher Methoden kennen und üben lernen, Achtung und

Ehrfurcht gewinnen vor wissenschaftlichem Wollen und Streben, und so den Antrieb mit ins Leben nehmen zu eigener echt wissenschaftlicher Tätigkeit — der wird, falls er überhaupt mit dem Leben der Gegenwart an unserer höheren Schule vertraut ist, zugeben, daß diese heutzutage nicht von ihrer Höhe herabgesunken ist. Die Aufgaben haben sich differenziert, neben das Gymnasium sind Realgymnasium und Oberrealschule getreten, doch nur mit anderen Lehraufgaben, nicht mit anderem Endziel. Und gerade Mathematik und Naturwissenschaften haben in den letzten Jahren sich eifrig bestrebt, durch Vertiefung und Verbesserung der Methoden ihren Anteil an der wissenschaftlichen Arbeit der höheren Schule zu steigern, gerade sie sind weit davon entfernt, rein praktische, beruflich verwertbare Kenntnisse vermitteln zu wollen — im Gegenteil gerade sie betonen gern, und mit Recht, die humanistischen Ziele und Erfolge ihrer Bildungsweise. Der Unterricht in den einzelnen Fächern ist geschlossener, einheitlicher als je zuvor, das Endziel beherrscht viel mehr als früher auch die Methode des Anfangsunterrichtes, so daß die Forderung, daß nur wissenschaftlich geschulte Oberlehrer auch den ersten Unterricht erteilen dürfen, besonders heute durchaus berechtigt ist; man denke speziell an den mathematischen Anfangsunterricht, an die Neubelebung der philosophischen Propädeutik u. a. Bei all diesen jedem Fachmann bekannten erfolgreichen Bestrebungen ist es mir wirklich völlig unverständlich, was der Verfasser eigentlich meint mit seinem Satze: „Von der ‚Wissenschaft' ist im Laufe der Zeit doch gar zuviel gestrichen worden und wird trotz philologischer Entrüstung immer mehr gestrichen werden." Er scheint unter „Wissenschaft" den formalen grammatischen Betrieb ältester Zeiten zu verstehen, dabei aber vergessen zu haben, daß gerade die Grammatik heute auch in der höheren Schule mehr denn je auf wissenschaftlicher Grundlage steht. Die „praktische, tatsächliche Verwertung der höheren Bildung" hat hiermit nicht das mindeste zu tun, und worin gar der „aussichtslose Kampf um die Erhaltung des Typus Gelehrtenschule" bestehen soll, ist erst recht nicht abzusehen. Gerade das rasche Aufblühen einzelner Wissenschaften war es vielmehr, welches den einheitlichen Lehrplan der verschiedenen Anstalten gefährdete, indem manche Fächer, auf ihre wissenschaftliche Bedeutung pochend, weiteren Raum beanspruchten. Als Ergebnis dieser Bestrebungen blieb dann aber meist doch übrig ein der Wissenschaft entsprechenderer Unterrichtsbetrieb und ein ebensolches Unterrichtsziel. Dies geschah etwa in Geographie, Biologie, Geschichte, besonders aber in der Mathematik am Gymnasium. So könnte man fast sagen, der Wissenschaft sei eher zu viel als zu wenig.

An Stelle der Gelehrtenschule soll nach Ansicht des Verfassers die Erziehungsschule gesetzt werden. Damit tritt dann die höhere Schule in engste Beziehung zur Volksschule; denn daß die „Standesverschiedenheit" einen dauernden Unterschied aufrecht erhalten werde, wird ihm niemand glauben wollen. Hier liegt eine so typische Verkennung des Begriffes „Erziehungsschule" vor, die Wandlung einer an sich guten und richtigen Sache zum verderblichen Schlagwort, daß eine Abwehr unerläßlich wird.

Man redet in unseren Tagen so viel von Erziehung, daß man glauben sollte, es sei die bekannteste und leichteste Sache von der Welt. Allerdings gibt es eine Art der Erziehung, die nicht allzuschwierig, besser gesagt, die von vornherein möglich scheint. Es ist die Erziehung durch psychologische Gewöhnung. Durch den Besuch der Schule, durch den Zwang zum Lernen, durch den Zwang des Verkehrs mit Lehrer und Mitschülern, durch die einzelne Vorschrift und die regelmäßige Befolgung unter der Aufsicht des Lehrers, durch Warnung und Beispiel, durch Weckung treibender psychischer Kräfte und Beseitigung ebensolcher Hemmungen wird ein Kind „erzogen", d. h. in den sozialen Zusammenhang, in den es später eintreten soll, derart eingewöhnt, daß es bald ohne allzugroße Schwierigkeiten sich hineinfinden kann. Es ist klar, daß hier die Schule mächtig fürs „Leben" wirkt. Das ist die Erziehung, die Dr. Rauh einzig im Auge hat, und es ist richtig, daß hier Volksschule und höhere Schule teilweise ein gemeinsames Arbeitsfeld haben. Doch liegt die spezielle Aufgabe der höheren Schule keineswegs auf diesem beschränkten Gebiet der psychologischen Eingewöhnung, wenn es auch die einzige Art ist, in der die Volksschule erzieht, und wenn auch die höhere Schule durch umfassende Versuche, wie z. B. Einführung der Selbstverwaltung der Schüler, sportlicher und geselliger Vereinigungen usw. gerade in der letzten Zeit auch diese Erziehungsart besonders zu pflegen schien. Ihre eigentliche Aufgabe ist eine tiefere und weit schwierigere.

Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß die psychologische Gewöhnung eigentlich gar keine Erziehung im vollen Sinne des Wortes ist. Sie kann gar nichts anderes sein, als eine Entfaltung der in Wirklichkeit schon vorhandenen Fähigkeiten nach einer bestimmten Richtung; sie vermag auf keinen Fall etwas einzupflanzen, was nicht im Grunde der Seele schon vorbereitet lag, und was in einigermaßen günstigen Umständen sich auch ganz von selbst entwickelt hätte. Diese Erziehung ist im wesentlichen negativer Art, indem sie in der Hauptsache die Hemmungen zu beseitigen hat, die einer bestimmten Gewöhnung entgegenstehen, sie ist durchaus individualistisch, weil es sich immer nur um Bekämpfung oder Förderung der gerade vorhandenen Eigenart des Zöglings handelt. So kommt es dazu, daß von diesem Standpunkt aus die schwersten Vorwürfe erhoben werden gegen alle allgemeinen Bildungsmittel und Bildungsanstalten (Gurlitt!). Dabei sollen ihre Erfolge nicht bestritten werden. Doch wird mir jeder zugestehen, daß Anpassungsfähigkeit an die soziale Umgebung, daß Mut, Ausdauer, selbst Willensstärke und Charakterfestigkeit nicht in jedem Falle ein Vorzug sind — nämlich offenbar nur dann, wenn sie in den Dienst eines guten Zweckes treten. Geistige Spannkraft, Willensstärke, Charakterfestigkeit zeigt auch der Verbrecher. Damit ist gesagt, daß Erziehung im wahren Sinne des Wortes nur die heißen darf, die gute Menschen zum Endziele hat, gute Menschen im weitesten Sinne des Wortes, Menschen also, die zur Richtschnur ihres Handelns das Gute, das Sittengesetz nehmen, die überhaupt für ihr Denken die Wahrheit, für ihr Handeln die Sittlichkeit, für

ihr Schaffen die Schönheit sich dauernd zur Pflicht machen. Erziehung ist also Heranbildung zur Anerkennung der absoluten Verbindlichkeit dieser Normen. Normen aber liegen jenseits aller Psychologie.

Hierbei erscheint sofort die Schwierigkeit. Das Wahre, Gute und Schöne liegt nicht von Natur im Menschen — sonst würde, sonst könnte und müßte es ihm nicht erst als Gebot, als Pflicht entgegentreten; denn was der Mensch von Natur aus ist, das kann ihm logischerweise nicht als Gebot, und nur als Gebot, zum Bewußtsein kommen. Somit ist es Aufgabe der Erziehung, im Menschen etwas Neues zu schaffen, einer zweiten Welt im Menschen zum Durchbruch zu verhelfen. Es gilt etwas zu schaffen in einer fremden Seele, etwas zu entzünden, wozu kaum der Brennstoff vorhanden ist. Wie ist das möglich? So ist denn „Erziehung" kein leichtes Schlagwort, sondern ein tiefes, ernstes Problem, die alte Platofrage nach dem Verhältnis der Idee zur realen Wirklichkeit, die Frage, wie kann die Norm trotz der Natur, die Freiheit trotz der Kausalität zur Geltung kommen. Als Problem der Erziehung ist sie ein echt deutsches Problem, dessen Lösung Schiller und Fichte ihr tiefstes Denken gewidmet haben*); und daß aus dem Geiste dieses Denkens das Wesen und das Ziel der deutschen höheren Schule bestimmt wurde, das braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Somit haben diese Ausführungen auch historisch ihre Berechtigung.

Die Frage stellt sich also kurz so: wie ist die Anerkennung des Wahren, Guten, Schönen und Religiösen (Heiligen), also des Normbewußtseins, mitteilbar? Gewöhnung hilft nichts, denn dann wäre dies Bewußtsein ja schon vorhanden. Angewöhntes Handhaben wissenschaftlicher Methode ist nicht „wissenschaftliche Gesinnung", Übung im Lösen von Aufgaben nicht Mathematik, ebensowenig wie angewöhntes Richtighandeln „Sittlichkeit" ist. Es handelt sich um eine erstmalige Bestimmung des Willens zu Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit. Ebensowenig nützt Belehrung. Das Wissen schließt das Wollen nicht in sich. Moralisieren auf allen Gebieten ist fruchtlos. Alles Reden über Kunst ist eitel; gerade hier ist die Mitteilbarkeit des Geistes durch das Medium der Töne, Farben usw. das tiefste Rätsel der Sache. Und doch muß der wahre Erzieher aus sich das alles wecken, das alles hineinzaubern in die fremde Seele. Da hilft kein Führen und Leiten, kein Unterstützen bestimmter Assoziationen, kein Beseitigen von Hemmungen, da hilft nur das Opfer der eigenen Seele. Wir können nur bildlich reden. Der Erzieher entzündet an seinem Geist im Geiste des Zöglings einen lebendigen Funken, der dann selbständig weiterzubrennen und weiterzuzünden vermag, er pflanzt eine Sehnsucht, ein Streben in das Herz des Schülers, das ihm bisher unbekannt gewesen ist. Also muß der

*) Um die wissenschaftliche Bedeutung des Problems in noch helleres Licht zu rücken, möchte ich darauf hinweisen, daß sich hier die Denkweisen Kants und Schillers scheiden. Schiller faßt die Erziehung zur „schönen Seele" als psychologisches Problem, Kant den Übergang zum Guten als Umschaffen des „intelligiblen Charakters", also als Problem der Transzendentalphilosophie.

Schüler durch den Lehrer das erst erschauen, wonach er sich dann sehnt, den Geist der Wissenschaftlichkeit und Schönheit als Ideal in sich aufnehmen, als Trieb zur Tat, als ἔρως ganz im Sinne Platos. Wie im letzten Grunde diese Mitteilung stattfinden kann, wird wohl noch lange ein Rätsel bleiben. Das eine aber ergibt sich mit aller Deutlichkeit: der Lehrer muß die wahre Idee, die echte Gesinnung mit aller Kraft und in hohem Maße selbst besitzen, um sie wirksam dem Zögling vorhalten zu können. Sein „Geist" muß echt sein, dann teilt er sich mit. Das Zeichen echten Geistes ist eben seine Mitteilbarkeit. So müssen wir uns denn, wie Fichte sagt, echten Geist erst einmal selbst „anschaffen". Wir müssen diesen Geist in uns zur Herrschaft bringen, müssen wissenschaftlich, sittlich, ästhetisch, religiös zu Persönlichkeiten werden, wenn wir als Erzieher wirksam sein wollen. Nur wer in dieser Geisteswelt der Idee, der Normen, Wurzel gefaßt hat, wird auf andere die geheimnisvolle Wirkung ausüben, die ganz allein den Ehrennamen „Erziehung" verdient. Dies ist dann wirkliche Erziehung, nicht mehr bloß negatives Einwirken auf den natürlichen physischen Ablauf; das ist aber auch notwendige Erziehung, weil, auch vom Standpunkte des Schülers aus betrachtet, der Geist sich nur am Geiste entzünden kann, weil er ohne den zündenden Funken nicht erwachen wird. Diese Erzieheraufgabe ist aber auch eine ernste, hohe, ist eine Menschheitsaufgabe. Ich möchte hier diese rein philosophische Seite nicht weiter ausführen und nur auf die letzte der Reden Fichtes an die deutsche Nation verweisen.

Wie nun aber der Lehrer der höheren Schule vorgebildet sein muß, um seine Aufgabe erfüllen zu können, darüber kann jetzt kein Zweifel mehr herrschen. Er muß den Geist reinster Wissenschaftlichkeit voll und ganz in sich aufgenommen haben; denn er ist es, den er in allererster Linie in seinen Schülern wecken soll. Nicht so sehr auf Wissensstoff kommt es an, als auf die Fähigkeit eigener wissenschaftlicher Tätigkeit, auf die Fähigkeit den wissenschaftlichen Kern auch in den einfachsten Dingen spontan zu erfassen und herauszukehren. Daß dabei für ihn wissenschaftliche produktive Tätigkeit selbst sehr erwünscht, wenn auch nicht ganz unerläßlich ist, ergibt sich ohne längere Ausführungen von selbst. Erworben aber kann dieser Geist nur werden durch streng wissenschaftliche Schulung und Übung. Diese ist es also, welche in allererster Linie das Ziel der Philologenvorbildung und der Fortbildung der Philologen sein muß. Sie müssen auf der Universität ihre Wissenschaft studieren, rein um ihrer selbst willen, Philologie, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften; ganz so, als ob nur die Wissenschaft ihr Lebensberuf sein sollte. Nur so können sie fürs Leben den Geist sich erwerben, der sie zur Erfüllung der Erzieheraufgabe im höheren Sinne befähigt. So eng gehören Wissenschaft und Lehramt an den höheren Schulen zusammen. Daß, wie eingangs erwähnt, die Oberlehrer gerade diesen Zusammenhang wieder ganz besonders betonen, das zeigt, daß sie das Wesen ihrer Aufgabe nach wie vor mit tiefem Ernste erfaßt haben, das zeigt auch, daß sie wohl wissen, weshalb sie von einer prinzipiellen Verschiedenheit von

Volksschullehrern und Oberlehrern, von Volksschule und höherer Schule reden — auch wenn das Wort Gelehrtenschule den Gegensatz nicht klar und vollständig zum Ausdruck bringt. Auch wenn man zugibt, daß beide Schulen erziehen, so ist damit keine Wesenseinheit festgestellt, sondern im Gegenteil, es sind dann zwei grundverschiedene Dinge mit einem Worte bezeichnet, es ist dann ein tiefes, schweres Problem und eine hohe Aufgabe des Menschen infolge dieser Begriffsverwirrung übersehen. Die Volksschule unterrichtet und „erzieht" für einen ganz bestimmten, praktischen, sozialen Zweck — die höhere Schule für einen Menschheitszweck, für ein ideales, überindividuelles Ziel. Jene erzieht rein psychologisch — diese im wesentlichen durch Wirkung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, transzendental im Sinne der Philosophie des deutschen Idealismus. Sie bereitet daher auch nicht auf einen bestimmten praktischen Beruf, auf das Leben im Sinne der Gewinnung des Lebensbedarfes, wohl auf das Leben im Sinne eines guten, schönen und religiösen Lebens vor. Das ist ihre wesentliche Aufgabe. Daß sie daneben, wo es ohne Schädigung dieses Zieles geschehen kann, verschiedene Wege einschlägt und auch Bedürfnisse des Lebens im ersteren Sinne, Bedürfnisse des Alltags, berücksichtigen soll, ist ganz unbestritten. Das tut sie auch, sie erzieht ja auch mit gutem Erfolge im Sinne der Volksschule, wie ich oben schon ausführte, das tat sie immer, und daß sie es heute systematischer als früher und mit bewußter Absicht tut, soll man nicht dahin auslegen, daß sie nur mehr diese eine Aufgabe habe und wolle. Diese Verkennung sollte allerdings auch für die höhere Schule eine Warnung sein, ihren wahren Zweck nicht zu verhüllen. Daß die pädagogische Ausbildung der Philologen daneben nicht vernachlässigt wird, dafür sorgen doch wohl zur Genüge die Vorlesungen und Übungen auf der Universität — mit denen vielleicht in noch höherem Maße als bisher praktische Schulmänner betraut werden sollten —, ferner die in neuester Zeit mit besonderer Sorgfalt und Strenge durchgeführten, rein der Praxis gewidmeten beiden Vorbereitungsjahre. Daß die Schulaufsichtsbehörde die Erlangung der Anstellungsfähigkeit erschwert hat und sie nur bei wirklich erfolgreicher Ablegung der Vorbereitungszeit erteilt, daß in Zukunft die Kandidaten möglichst wenig zu für sie nur schädlichen Vertretungsstunden herangezogen zu werden brauchen, das hat die Oberlehrerschaft als große Fortschritte begrüßt. Nach all dem kann doch der Hinweis des Herrn Dr. Rauh auf die im Ganzen kürzere und sicher nicht tiefere pädagogische Vorbereitung der „Seminariker" nur als eine Verkennung der Wirklichkeit erscheinen.

Meine Ausführungen dürften aufs neue gezeigt haben, daß unsere höhere Schule ein spezifisch deutsch-nationales Gebilde ist, an dem festzuhalten wir allen Grund haben, sie dürften auch bewiesen haben, wie falsch es ist, bei jedem Gegensatz, statt idealer, sachlicher Gründe, als letzte Motive nur Standesvorurteile und persönliche Ursachen zu vermuten.

Oberlehrer Dr. P. Hauck in Essen a. d. R.

Weibliche Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen

Die Ausführungen des Herrn Gymnasiallehrers Pollatz in Dresden auf Seite 617 (Nr. 13) der Grenzboten kann ich nicht ohne Erwiderung lassen. Auch in ihnen kehrt natürlich die von Frauenvereinigungen stets gebrauchte Wendung wieder, daß die Besetzung solcher leitender Stellungen „einzig eine Frage der Persönlichkeit" sei.

Mit diesem oft mißbrauchten Schlagworte wollen wir uns einmal etwas näher beschäftigen. Man kann zugeben, daß, wenn man neben den Lehrern und Oberlehrern gleichwertige Lehrerinnen und Oberlehrerinnen hat, es eine „logische Konsequenz" sei, ihnen auch die Leitung zuzugestehen. Bei dieser Folgerung geht man von dem falschen Gedanken aus, daß Mann und Weib gleich empfänden. Persönlichkeit kann bei dieser Anwendung des Wortes erklärt werden als die Art des Denkens, Wollens und Handelns, die hervorgerufen wird durch Empfindungen, Gefühle, Begriffe und Vorstellungen, welche in dem Einzelwesen durch Anlage, Gewohnheit und Erinnerung herrschen. Diese Bestimmungsstücke der Persönlichkeit sind durch Geburt, Erziehung und Erfahrung bedingt. Das Geschlecht ist angeboren und mit ihm und durch es eine Verschiedenheit von Gefühlen und Empfindungen, die eine Verschiedenheit der Vorstellungen usw. entwickelt; die Erziehung nimmt hierauf mit Recht Rücksicht und fördert bewußt diese Verschiedenheit. Das Gleiche gilt von der Verschiedenheit der Lebenserfahrung des Mannes und der Frau. Die Erfahrung des Mannes ist umfassender und reicher als die der Frau, deren gebundenere Lebensstellung naturgemäß ist, und an der sich auch, eben infolge des Geschlechtes, nichts ändern läßt.

Wir sehen, alle Bestimmungsstücke dessen, was wir Persönlichkeit nennen, sind im letzten Ende allein durch das Geschlecht bedingt. Und so entwickelt sich dann auch die männliche Persönlichkeit und die weibliche Persönlichkeit mit deutlich erkennbaren, verschiedenen Grundeigenschaften. Wer da sagt, die Zulassung der Frau als staatliche Vorgesetzte der Männer ist Frage der Persönlichkeit, der bekennt damit, daß dies Frage des Geschlechtes sei. Und so widerlegt sich dieses Schlagwort von der Persönlichkeit tatsächlich selbst.

Durch Veranlagung und Entwicklung ist es Sache des Mannes im öffentlichen Leben den Ausschlag zu geben und zu führen. Dies ist eine naturgemäße Folge der Eigenschaft männlicher Persönlichkeit. Wert und Bedeutung der weiblichen Persönlichkeit liegt auf anderem Gebiete. Wenn wir gegen weibliche Leitung öffentlicher Schulen auftreten, so geschieht dies nicht aus Geringschätzung der Frau, sondern weil wir den Spruch: „Jedem das Seine" nicht aus den Augen verlieren wollen. Gleichwertig, aber nicht gleichartig, das ist doch sonst das Schlagwort der Frauenbewegung. Warum denn nicht hier?

Der weibliche Einfluß kommt in den Mädchenschulen durch die Lehrerinnen genügend zur Geltung. Außerdem verfügt der Lehrer als Mann über eine

viel größere Lebenserfahrung; in seiner Eigenschaft als Gatte und Vater dürfte er eine größere Kenntnis des weiblichen Seelenlebens haben, als die unverheiratete Lehrerin. Man hat gerade auf seiten der Lehrerinnen in der gemischten Zusammensetzung des Lehrkörpers einer Mädchenschule Vorteile erblickt und dies Verhältnis verglichen mit der deutschen Familienerziehung; in der deutschen Familie aber ist der Mann der ausschlaggebende und leitende Teil. Wo dies nicht der Fall ist, erscheinen uns die Verhältnisse ungesund und können nicht als vorbildlich gelten.

Selbstverständlich denken wir hier nur an die Leitung öffentlicher Schulen, und insofern hat Herr Pollatz seine Überschrift falsch gewählt. An den Privatschulen, wo der Lehrer freiwillige und außerdem sehr geschätzte Dienste tut, die er jederzeit nach eigenem Ermessen aufgeben kann, liegen die Verhältnisse ganz anders.

Die Befugnisse eines Leiters greifen sehr ins persönliche Gebiet ein; eine solche „Frau Direktorin" hat ihre Lehrer zu vertreten, sie gegebenen Falles unter ihren Schutz zu nehmen, sie kann an ihren Stunden teilnehmen, Berichte über ihre sittlichen, wissenschaftlichen und methodischen Fähigkeiten erstatten, ihre Hefte zur Nachprüfung einfordern, ihnen Weisungen oder Rügen erteilen usw., ihr stehen also Rechte zu, deren Ausübung von einer Frau einem Manne gegenüber für einen männlich empfindenden Mann unerträglich ist.*) Es handelt sich hier um Imponderabilien in der Brust des Mannes, die nicht verletzt werden sollten. Es ist unsere feste Überzeugung, an dem Tage, an dem die Mehrheit der deutschen Männer es nicht mehr als unwürdig empfände, durch behördliche Anordnung einer Frau als Untergebener zugewiesen zu werden, hätten wir einen bedenklichen Markstein auf der Bahn des Niederganges unseres Volkes erreicht. Der Anspruch der Frauenrechtlerinnen auf Leitung öffentlicher Schulen, an denen Männer wirken, bildet nur eine Staffel auf dem Wege amtlicher Gleichstellung von Mann und Weib im ganzen öffentlichen Leben. Diese bedeutet aber eine Verwüstung aller Gemütswerte in der weiblichen Eigenart, gerade ihres köstlichen Besitzes, und damit eine Verwüstung des Familienlebens und der Kindererziehung.

Die hessische, sächsische und lübische Regierung haben in richtiger Wertschätzung männlicher und weiblicher Persönlichkeit gehandelt, als sie die weibliche Leitung öffentlicher Schulen ausschlossen. Sie haben damit unserem Volke einen größeren Dienst erwiesen, als wenn sie dem unheilvollen Beispiele der preußischen Regierung gefolgt wären und dem Standpunkte der Frauenrechtlerinnen, den durchaus nicht alle deutschen Frauen teilen, durch Gewährung weiblicher Leitung öffentlicher Mädchenschulen Zugeständnisse gemacht hätten.

Realschuldirektor Hensing in Oppenheim a. Rh.

*) Nach der preußischen Dienstanweisung ist z. B. der Direktor (und damit auch die Direktorin) verpflichtet, wenn seine Erinnerung nicht ausreicht, mit Entschiedenheit einzugreifen. Er soll die Mittel anwenden, die einem Vorgesetzten nach dem Disziplinargesetze zustehen, und diese sind Warnung und Verweis.

Anmerkung

Zu den vorstehenden Ausführungen seien uns ein paar Bemerkungen erlaubt, weil gerade der Artikel über die weibliche Leitung höherer Mädchenschulen uns mehrfache Entgegnungen eingetragen hat. Der Grundzug war immer der Protest gegen eine dienstliche Unterstellung des Mannes unter die Frau aus Gründen des Gefühls. Sie sollen nicht mißachtet werden, nur scheint es uns fraglich, ob sie tatsächlich von ausschlaggebender Bedeutung sein dürfen oder ob nicht gegebenenfalls die Gefühle des weiblichen Teils auch in Rechnung zu setzen wären. In der Streitfrage des weiblichen Rektorats könnten sich die Frauen mit gleichem Recht wie die Männer auf Imponderabilien in ihrer Brust berufen, denn zweifellos kann es für eine reife Frau unter Umständen unerträglich sein, einem Rektor unterstellt zu werden, der nach Alter und Lebenserfahrung ihr Sohn sein könnte. Man übersehe nicht die Verschiebung im Verhältnis der Geschlechter durch den Eintritt der Frau ins öffentliche Leben. In der Familie mag sie sich als Weib dem Manne und last not least dem Ernährer fügen (oder auch nicht!), im Kampf ums Dasein wird sie nur durch Überlegenheit besiegt. Sollte das Aufwärtsstreben der Frau dem Manne nicht Ansporn sein zur Erringung uneinnehmbarer Positionen und wären somit die Erfolge der Frau nicht vielleicht Marksteine neuen Aufstiegs?

Wir deuten hiermit schon an, daß auch die Stellung der Frau im Schulwesen für uns in erster Linie eine Frage nationalwirtschaftlicher Art ist. Doch möchten wir heute noch nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern verweisen auf den umfangreichen Aufsatz „Schaffen und Genießen" von Professor Vierkandt in Heft 34, 35 und 37 des Jahrgangs 1912, in dem dieser auf die Einwirkungen der Industrialisierung auf die Familie ganz allgemein und auf die Stellung der Frau im besonderen hinweist. Scheint auch auf den ersten Blick dies Thema mit dem hier behandelten nicht direkt zusammenzuhängen, so bitten wir doch den Aufsatz nachzulesen, da wir uns davon die Wirkung versprechen, daß auch in den Kreisen, in denen man der jüngsten Entwicklung der Frauenfrage schroff ablehnend gegenübersteht, wenigstens eine breitere Basis für die Behandlung aller damit zusammenhängenden Fragen gewonnen werde. — Dieselbe Wirkung würden wir uns auch vom Studium des Aufsatzes „Weibliche Eigenart und weibliche Bildung" in Heft 42 des Jahrganges 1912 versprechen.

Die Schriftleitung

„L'homme machine" im zwanzigsten Jahrhundert

Anfänge einer Wirtschaftspsychologie

Von Dr. M. Kelchner in Berlin

Als Julien Offray de Lamettrie in der Eigenschaft eines Militärarztes einen Feldzug in Deutschland mitmachte, warf ihn ein hitziges Fieber auf das Krankenlager. Das Blut raste in seinem Körper und zum erstenmal beobachtete er bei dieser Gelegenheit den Einfluß körperlicher Vorgänge auf die Seelentätigkeit. Da kam ihm der Gedanke, daß das Denken nichts sei als eine Folge unserer körperlichen Organisation und von nun an galt sein Bemühen der Ausgestaltung eines radikalen authropologischen Materialismus. Ausgerüstet mit dem medizinischen Wissen seiner Zeit, geht er, der Schüler des berühmten Leydener Arztes Boerhaave, der die Grundsätze der Cartesianischen Naturlehre auf das Studium des organischen Lebens anwandte, daran, mit den Hilfsmitteln sinnlicher Erfahrung und Beobachtung die Abhängigkeit der Seele vom Körper zu beweisen. Was hätte es, so fragt er, bei Cajus Julius, bei Seneca, bei Petronius bedurft, um ihre Furchtlosigkeit in Kleinmütigkeit oder Prahlerei zu verwandeln? Eine Obstruktion in der Milz, der Leber oder der Pfortader. Denn die Einbildungskraft hängt mit diesen Eingeweiden zusammen. Die Seele ist das materielle Bewußtsein, der Mensch ein Mechanismus — eine Maschine.

Mehr als hundertundfünfzig Jahre sind verflossen, seit die gebildete Welt sich über de Lamettries Werk, dessen Titel „l'homme machine" den Inhalt treffend kennzeichnet, entrüstete und trotz aller Proteste viel beachtete. Heute gehört de Lamettrie zu den wenig gelesenen Schriftstellern, obgleich er, wie namentlich Albert Lange und Du Bois-Raymond hervorgehoben haben, zweifellos besser war als sein Ruf und zu unrecht der Vergessenheit preisgegeben wird, da er manchen guten Gedanken geäußert hat. Trotz dieser Nichtachtung liegt die Gesamttendenz der menschlichen Entwicklung gleichsam in der Verlängerung jener Linien, die de Lamettrie mit dem Griffel des naiven Radikalen damals zu ziehen versuchte. Nicht daß gegenwärtig der Materialismus Triumphe feierte, im Gegenteil, er ist erkenntnistheoretisch gründlich überwunden worden und

wird, solange es eine ernsthafte Philosophie gibt, nicht wieder auferstehen, aber ein ihm innewohnendes Moment — das Streben nach Empirie und Gesetz — trägt Frucht, obgleich es die Materialisten selbst irreleitete. Dieses Moment ist ja durchaus nicht ausschließlich mit dem Materialismus oder ihm nahe verwandten Standpunkten verquickt in dem Sinne, als sei es von ihm und nur von ihm in Erbpacht genommen worden, so daß strenge Wissenschaftlichkeit lediglich auf dem Boden seiner Voraussetzungen zu gewinnen sei, im Gegenteil, die Trugschlüsse, auf die er sich stützt, liegen klar zutage und das, was an ihm wichtig und wertvoll ist, kommt nicht ihm allein zu — aber anzuerkennen ist immerhin sein Tatsachenhunger, sein Sinn für das Reale.

Und hier begegnet er der Gegenwart.

Die Atmosphäre unserer Zeit ist gesättigt mit dem Streben nach greifbarer Erkenntnis. Wir sammeln, sichten und suchen das Gesetz, von dem die Vorgänge um uns her getragen werden. Man hat von einer Mechanisierung unseres Zeitalters gesprochen und schier graust es uns vor dem Beginnen, auch das, was uns ungreifbar schien — die Einzigartigkeit des Geistigen — in das Prokrustesbett der Gesetzmäßigkeit einzuspannen. Mit Maß und Zahl durchstreift man das weite Land der menschlichen Seele. Aber nicht nur, daß wir dem Ablauf des geistigen Geschehens sein Gesetz ablauschen wollen und die eherne Notwendigkeiten des Kosmos auch in ihm erkennen — nein, der Mensch in seiner körperlich-geistigen Organisation soll eingeschaltet werden in den maschinellen Betrieb des großen, wirtschaftlichen Arbeitsprozesses. Mit mehr Berechtigung denn je können wir von einem „homme machine" sprechen.

* * *

Die Bestrebungen, die zwischen Psychologie und Wissenschaft eine Brücke schlagen wollen, sind nicht alt. Natürlich hat man von jeher, sowohl in der theoretischen als auch in der praktischen Nationalökonomie von wirkenden „psychischen" Faktoren gesprochen, da der Mensch als teils körperliches, teils geistiges Wesen im Mittelpunkt der Volkswirtschaft steht, aber es handelt sich hier immer nur um seine einfühlende Erfassung, die, wenn es nicht um Primitivstes geht, mehr mit künstlerischer Intuition als mit strenger Wissenschaftlichkeit zu tun hat. Die Wissenschaft erstrebt weitgehende, bis zum Elementaren bringende Analyse, Feststellung des ursächlichen Zusammenhangs von Einzelvorgängen, und diese an der Ursächlichkeit orientierte Psychologie ist es, die jetzt an die Tore der Volkswirtschaft klopft.

Daß es der praktische Sinn der Amerikaner war, der zuerst in systematischer und umfassender Weise versuchte, die Methoden der exakten Psychologie unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten in Anwendung zu bringen, kann nicht wundernehmen. Schon seit längerer Zeit wird in Amerika das System der sogenannten wissenschaftlichen Betriebsführung (scientific menagement) erörtert

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und benutzt*). Einer seiner namhaftesten Vertreter, der grundlegend gewirkt hat, Frederick W. Taylor, ein Mann der aus dem Arbeiterstande hervorgegangen und heute Ehrendoktor der Universität Philadelphia ist, hat dreißig Jahre lang in enger Fühlung mit der Industrie am arbeitenden Menschen systematisch geforscht und experimentiert, um Maßstäbe für eine haushälterische Verwertung der physischen und psychischen Kraft des Menschen zu gewinnen. Es ist ja eine bekannte und oft genug beklagte Tatsache, daß das Leben mit den menschlichen Fähigkeiten ebenso verschwenderisch umgeht wie die Natur mit dem Samen der Erde. Aber mehr denn je zwingt uns die Intensität des Arbeitsbetriebs die vorhandenen Kräfte zu nutzen, den rechten Mann am rechten Platz zu setzen, auch dort, wo es sich um einfache Tätigkeiten handelt.

Gesteigerte Produktionsfähigkeit ist das Ziel jeden gesunden Strebens, die Ökonomie der Arbeit das Geheimnis des Erfolgs. Es ist aber eine Täuschung zu glauben, so behauptet Taylor in seinem interessanten Werk „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung" (Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. jur. Rudolf Roesler, Diplomingenieur; Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1913. Pr. geb. 3,50 M.), daß der Arbeiter durch die Praxis von selbst auf die zweckmäßigsten Arbeitsmethoden geführt wird, sowie daß die innerhalb der verschiedenen Gewerbe geltenden Überlieferungen bezüglich der Arbeitsregeln und der Beschaffenheit der Werkzeuge den Niederschlag der besten, nutzbringendsten Arbeitsmöglichkeiten bedeuten. Tatsächlich scheinen die Erfolge seines „Systems", das den Arbeiter gleichsam als Maschine wertet und einstellt, indem es von ihm verlangt, daß er die bis in alle Einzelheiten gehenden Anweisungen der Betriebsführung peinlichst befolgt, ihm Recht zu geben. Jene Anweisungen sind freilich das Ergebnis außerordentlich mühevoller Studien, die die Aufgabe haben, auf Grund eingehender Untersuchungen in möglichst exakter Weise einerseits jedes Teilmoment der zu leistenden Arbeit unter dem Gesichtspunkt, wie sie am schnellsten und zweckmäßigsten zu erledigen sei, zu fixieren, und anderseits die für die erforderliche Arbeit geeigneten Leute sorgfältig auszuwählen und zu schulen. Die gewonnenen Ergebnisse entschädigen aber für die Mühe und den Aufwand an Zeit und Kraft, wenn wir hören, daß es gelang einen Roheisenverlader zu veranlassen, durch strenge Befolgung seiner Arbeitsvorschriften, insbesondere auch durch genaue Innehaltung der angesetzten Pausen statt $12^1/_2$ Tonnen täglich $47^1/_2$ Tonnen (1 Tonne = 1016 Kilogramm) zu verladen. In einem anderen Fall waren Maurer, die unter gewöhnlichen Umständen einhundertundzwanzig Ziegel in der Stunde verlegten, imstande, nachdem die systematische Arbeitsmethode eingeführt war, die gewisse Bewegungen teils unter Benutzung neuer zweckmäßiger Geräte überflüssig machte oder durch

*) Die amerikanische Literatur über die Bewegung der wissenschaftlichen Betriebsführung ist bereits sehr umfangreich, aber zum Teil schwer zugänglich. Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Leipzig hat sich eingehend mit diesem Gegenstand befaßt.

vorteilhaftere ersetzte, durchschnittlich dreihundertundfünfzig Ziegel in der Stunde zu verlegen. Die Anwendung des „Systems" bei Stahlkugelarbeiterinnen ergab, daß fünfunddreißig Mädchen nunmehr dasselbe Arbeitsquantum lieferten wie vorher einhundertundzwanzig; dabei war die Genauigkeit der Arbeit zweidrittelmal größer als früher und die Arbeitszeit war pro Tag von $10^1/_2$ auf $8^1/_2$ Stunden gesunken. Der entscheidende Faktor für dies Ergebnis war die sorgfältige Auslese der Arbeiterinnen unter Zuhilfenahme einfacher psychologischer Experimente, die darauf hinzielten, ihre Reaktionsfähigkeit zu prüfen. Nur solche Arbeiterinnen, die eine kurze Reaktionszeit hatten, wurden in den Betrieb eingestellt, sofern sie sonst andauernd und fleißig waren.

Die Auslese der Arbeiter ist überhaupt beim Taylor-System wohl die schwierigste und zugleich die wichtigste Aufgabe für die Betriebsleitung. Es gilt vor allen Dingen Leute ausfindig zu machen, die einer völlig veränderten Auffassung von ihrer Stellung zur Arbeit und zu den Arbeitgebern zugänglich sind. Wir wissen zur Genüge, daß die Arbeiter in ihrem Arbeitgeber meistens ihren Ausbeuter sehen und von der Verbreitung des Widerwillens gegen die Arbeit hat uns Adolf Levenstein durch seine Enqueten erst kürzlich Stichproben gegeben.*) Es ist aber keine Sentimentalität, sondern gesunde Realpolitik, wenn versucht wird diese Zustände, die für den Produktionsprozeß Hemmnisse bedeuten, zu beseitigen oder wenigstens einzudämmen. Taylor geht von der Überzeugung aus, daß die wahren Interessen beider Parteien, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer in gleicher Richtung liegen, eine Überzeugung, der ja oft genug Ausdruck gegeben worden ist, die Taylor aber den Arbeitern im Verlauf der Arbeit Schritt für Schritt zu beweisen sucht. Sein ganzes System ist getragen von dem Gedanken, daß die Produktion bis zu ihren letzten Elementen eine bewußte Synthese der Leistung des Arbeiters und der Betriebsleitung sein muß. Durch eine genaue Feststellung der zweckmäßigsten Arbeitstechnik, durch Schulung der Arbeiter, ihre ständige Kontrolle und Unterstützung seitens entsprechend vorgebildeter Arbeitsleiter, lastet nun die Mühe und Verantwortung beinahe gleichmäßig auf beiden Parteien. Die Einführung der einheitlichen Arbeitsmethoden, der zweckmäßigsten Arbeitsgeräte und Arbeitsbedingungen kann natürlich nur zwangsweise seitens der Leitung erfolgen, aber der Erfolg wird nur durch individuelles Studium, individuelle Behandlung und entsprechende Bezahlung der Arbeiter gesichert. Es ist natürlich, daß jeder einzelne Arbeiter bei Massenarbeit weniger leistet als wenn sein persönlicher Ehrgeiz angeregt wird, wie dies beim Taylor-System der Fall ist. Sein Lohn kann bei Anwendung der wissenschaftlichen Betriebsleitung um 80 bis 100 Prozent steigen. Trotz höherer Löhne und vermehrter sonstiger geschäftlicher Ausgaben verringert die Betriebsleitung durch ökonomische Benutzung der Menschenkraft ihre Unkosten und kann mit einer wesentlich verbesserten Arbeitsqualität rechnen.

*) Vergleiche den Aufsatz „Beiträge zu einer Psychologie der Arbeiter" von Dr. O. Meyer in Heft 22 dieses Jahrgangs der Grenzboten.

Von besonderer Bedeutung sind die moralischen Erfolge, von denen berichtet wird: das Einvernehmen zwischen Arbeiterschaft und Leitung wird wesentlich gehoben, der Arbeiter wird sich bewußt, daß er mit Hilfe der wissenschaftlichen Betriebsleitung in den Stand gesetzt wird, ohne stärker zu ermüden als unter den allgemein üblichen Arbeitsbedingungen, eine höherstehende, interessantere und einträglichere Arbeit zu leisten. Es liegt nicht im Wesen des Systems ein stumpfsinniges Arbeiten zu fördern, im Gegenteil, wenn auch der Arbeiter nicht willkürlich am System Änderungen vornehmen darf, so soll er doch immer ermuntert werden, Verbesserungen der Methoden und Werkzeuge vorzuschlagen, so daß seine Initiative mehr angeregt wird, als wenn er völlig nach eigenem Ermessen schafft und dem Banne der Gewohnheit verfällt.

Nach den Angaben Taylors arbeiten gegenwärtig in den Vereinigten Staaten wenigstens fünfzigtausend Arbeiter nach dem System der wissenschaftlichen Betriebsleitung und erhalten täglich 30 bis 100 Prozent höhere Löhne als gleichartige Arbeiter unter gewöhnlichen Arbeitsverhältnissen. Die Produktion hat sich pro Mann und Maschine durchschnittlich verdoppelt, die Betriebe gedeihen, Ausstände sind nicht vorgekommen.

* * *

Neben dieser großen Bewegung der wissenschaftlichen Betriebsführung gibt es noch eine andere, die umfassende Berufsberatung anstrebt. Diese Bewegung ist vom Bostoner Professor Parsons eingeleitet worden, der 1908 in Boston ein kleines Bureau eröffnete, das die Aufgabe hatte, Bostoner Knaben und Mädchen nach Abschluß der Schulzeit bezüglich einer geeigneten Berufswahl unentgeltlich zu beraten.

Zunächst fand das wirtschaftliche und hygienische Moment vorwiegend Berücksichtigung, obgleich die psychologische Analyse, die der individuellen Beratung den eigentlichen Wert verleihen sollte, in erster Reihe ins Auge gefaßt war. Der Grund für das Zurücktreten des psychologischen Momentes lag im Mangel an geeigneten psychologischen Untersuchungsmethoden. Es liegt auf der Hand, daß sich das psychologische Problem aus zwei Komponenten zusammensetzt: einerseits müssen die individuellen psychischen Anlagen, anderseits die Erfordernisse, die die verschiedenen wirtschaftlichen Tätigkeiten an die psychische Beschaffenheit der sie ausübenden Persönlichkeit stellen, erforscht werden. Hier eröffnete sich dem Fachpsychologen ein weites Arbeitsfeld und tatsächlich sind diese aus der Praxis erwachsenen Anregungen von der wissenschaftlichen Psychologie aufgegriffen worden, namentlich regt es sich gewaltig in den Laboratorien der neuen Welt.

Wir haben durch Professor Hugo Münsterberg, den bekannten Psychologen der Harvard-Universität, der 1910 als Austauschprofessor nach Berlin kam, über diese Ansätze einer exakten Wirtschaftspsychologie wertvolle Aufschlüsse

erhalten*). Nach seinen Mitteilungen wurde zum Beispiel auf Anregung der amerikanischen Gesellschaft für Arbeitergesetzgebung probiert, mit Hilfe von psychologischen Versuchen an Wagenführern der elektrischen Straßenbahn dem Problem einer Vorbeugung von Straßenbahnunfällen näherzutreten. Es steht ja wohl außer Frage, daß die gesamte geistige Beschaffenheit der Wagenführer für den glatten Ablauf des Straßenverkehrs von hoher Bedeutung ist und daß infolgedessen das Ergreifen des Wagenführerberufs durch verschiedenartige Individuen für die Allgemeinheit von Interesse ist. Münsterberg ging bei seinen Versuchen von der Voraussetzung aus, daß das entscheidende Moment für die Zuverlässigkeit eines Wagenführers in einer komplizierten Aufmerksamkeits- und Phantasieleistung gegeben sei, mit deren Hilfe die Einzelobjekte des Straßenbildes, die Fußgänger, Automobile und Wagen hinsichtlich der Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung beurteilt werden müssen. Mittels einer Versuchsanordnung, die bei den zu untersuchenden Wagenführern laut ihrer eigenen Aussage genau denselben Bewußtseinszustand erzeugte, wie sie ihn bei der Wagenführung in verkehrsreichen Straßen erlebten, wurden alle Eigentümlichkeiten und Schwächen der Wagenführer so deutlich ans Licht gebracht, daß die Beteiligten selbst oft überrascht waren: da gab es Überlangsame und Überschnelle, solche, die anfangs Vortreffliches leisten aber bald nachlassen, leicht Ablenkbare usw. Da zwischen Münsterbergs Versuchsergebnissen und den tatsächlichen Leistungen der Wagenführer im Betrieb eine weitgehende Parallelität bestand, glaubt Münsterberg, obgleich die Exaktheit der Methode noch viel zu wünschen übrig ließ, daß schon heute die von ihm vorgeschlagene Form einer experimentellen Prüfung genügen würde, etwa ein Viertel der gegenwärtig angestellten Wagenführer wegen der Beschaffenheit ihrer psychischen Konstitution als für diesen Beruf nicht geeignet vom Amte auszuschließen. Der wirtschaftliche Nutzen wäre mit dem Berufswechsel dieser Leute nicht zu teuer erkauft, insbesondere wenn die Prüfung vor dem Eintritt in die Berufstätigkeit stattfände.

Ähnliche Versuche wie mit den Wagenführern unternahm Münsterberg mit Schiffspersonal, um dessen Entschlußfähigkeit zu prüfen; auch hier ergab sich eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den Versuchsergebnissen und den Aussagen der Prüflinge selbst oder solchen Personen, die zu ihrer Beurteilung geeignet schienen — ein Beweis, daß die Methode in ihren Grundzügen brauchbar war.

Einer eingehenderen Analyse unterwarf Münsterberg die psychischen Leistungen von berufsmäßigen Telephonistinnen. Auch in diesem Falle wurde Münsterberg die Anregung aus der Praxis gegeben: eine großstädtische Telephongesellschaft richtete an Münsterberg die Frage, ob eine experimentelle Prüfung der sich für den Telephondienst meldenden Damen behufs ihrer Verwendbarkeit möglich sei.

*) Hugo Münsterberg, „Psychologie und Wirtschaftsleben." Ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1912. Pr. geh. 2,80 M., geb. 3,50 M.

Diese Anfrage war zweifellos naheliegend, da sie von großer wirtschaftlicher Tragweite ist: die Telephongesellschaften erleiden durch die Einstellung von ungeeigneten Personen erhebliche Verluste, um so mehr als auch die Probemonate der Dienstleistung honoriert werden, und die unbrauchbaren Kandidatinnen vergeuden Zeit und Kraft bei der Erlernung einer Tätigkeit, die ihnen bei der Ausübung eines anderen Berufs von keinerlei Nutzen sein kann. Es wurde nun das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, die Intelligenz, die Genauigkeit der Raumunterscheidung und die Schnelligkeit gewisser Bewegungen in Klassen von über dreißig jungen Mädchen mit Hilfe von bekannten, aber den gegebenen Umständen angepaßten Methoden der experimentellen Psychologie untersucht, deren Kennzeichnung hier zu weit führen würde. Überdies fanden Einzelprüfungen statt. Ohne daß die Experimentatoren es wußten, hatte die Telephongesellschaft einige langerprobte Telephonistinnen die Prüfung mitmachen lassen und es ergab sich nun, daß gerade diese auf Grund der Experimente als tüchtig bezeichnet wurden: sie waren in sämtlichen Versuchsreihen unter den fünf besten. Das Gesamtergebnis der Untersuchung war so günstig, das die Telephongesellschaft den Wunsch nach einer energischen Weiterführung der Versuche aussprach.

Es ist selbstverständlich, daß es zur Vornahme derartiger Untersuchungen, wenn sie wirklich einer Vergeudung von Menschenmaterial, der Verkümmerung der Arbeitsfreude und wirtschaftlichen Schädigungen vorbeugen und sie vermindern sollen, geschulter Psychologen bedarf, die sich auch genügende Kenntnisse in dem jeweilig in Frage kommenden Betriebe erworben haben, um die an die Psyche der Arbeiter gestellten Forderungen beurteilen zu können. Aber wenn auch die Wissenschaft in den gekennzeichneten Bahnen weit fortschreiten sollte, wird es ihr doch nie möglich sein, die verschiedenen Individuen stets den ihnen am meisten angemessenen Wirtschaftsfunktionen zuzuweisen. Bei der Berufswahl werden natürlich immer soziale und lokale Gründe mitsprechen und die Dienste, die der Wirtschaftspsychologe leisten kann, werden sich zunächst darauf beschränken, die für eine gegebene Tätigkeit Ungeeigneten frühzeitig zu warnen und gewisse positive Hinweise auf anderweitige Verwendbarkeit hinzuzufügen. Weil immer viele Ungeeignete im Kampfe stehen werden, tritt das Problem einer gesteigerten Leistungsfähigkeit, dessen Lösung ja auch vom Taylor-System angestrebt wird, in den Vordergrund des Interesses. Es ist klar, daß die Verbesserungen des Handwerkzeuges, der Maschinen und auch der Art ihrer Benutzung durch die Arbeiter mit Hilfe des psychologischen Laboratoriums noch weit mehr gefördert werden kann als es bei dem aus der Praxis erwachsenen Taylor-System bisher geschehen ist und tatsächlich sind in dieser Richtung bereits mannigfache Untersuchungen vorgenommen worden. Es erweist sich immer wieder, daß das subjektive Urteil der Arbeiter nicht maßgebend ist. So glauben z. B. Arbeiter oft, daß sie durch ein Geräusch, an das sie sich gewöhnt haben, nicht gestört werden und doch ist das Gegenteil der Fall: ihre Leistungsfähigkeit wird tatsächlich beeinträchtigt. Beachtenswert ist unter anderem auch ein Befund,

der der Praxis bisher entgangen zu sein scheint, daß nämlich für die Zuverlässigkeit gewisser technischer Leistungen die Gleichförmigkeit der Verbindung zwischen Reiz und Bewegung von Bedeutung ist: so ist es verkehrt, daß dem Lokomotivführer die Signale des Tages mittelst beweglicher Arme der Signalmasten, des Nachts aber mittelst verschiedenfarbiger Lichter gegeben werden. Letztere müßten den Tagessignalen entsprechend durch verschieden gelagerte Lichtstreifen ersetzt werden.

Alle derartigen Verbesserungen sind aber durchaus nicht auf den großwirtschaftlichen Betrieb beschränkt. Auch in der einfachen Hauswirtschaft ließe sich die zu leistende Arbeit viel besser an die psychophysischen Bedingungen anpassen, als es bisher der Fall ist und könnte durch eine entsprechende Änderung eine erhebliche Zeit- und Kostenersparnis erzielt werden. Eine wesentliche, ja wohl die bedeutsamste Rolle bei der ökonomischen Gestaltung der Arbeit spielen die Bewegungen und ihre planmäßige Organisierung, wie dies ja auch aus dem Taylor-System hervorgeht, aber natürlich sind damit die in Frage kommenden psychophysischen Momente nicht erschöpft, den Schwankungen der Aufmerksamkeit, den Gesetzen der Ermüdung ist längst Beachtung geschenkt worden, wenn auch das praktische Leben über manchen wertvollen Befund mit souveräner Verachtung hinweggeschritten ist.

Recht interessant sind die Ergebnisse der Wirtschaftspsychologie bezüglich der einförmigen Arbeit. Für die Popularpsychologie gilt es für ausgemacht, daß die Arbeitsteilung, wie sie der moderne Fabrikbetrieb mit sich bringt, geistige Verkümmerung erzeugt und keine Arbeitsfreude aufkommen läßt, weil das einzelne Individuum in abwechslungsloser Wiederholung Detailarbeit leistet, ohne den Zusammenschluß zu einem Ganzen übersehen zu können. Münsterberg hat nun in einer Reihe größerer Fabriken beobachtet, befragt und gefunden, daß selbst aus scheinbar völlig einförmiger Arbeit Anregung und Interesse geschöpft werden kann und tatsächlich geschöpft wird. Da es aber auch Arbeiter gibt, die bei wirklich abwechslungsreicher Arbeit über Einförmigkeit und Langeweile klagen, muß das Gefühl der Monotonie nicht sowohl von der Art der Arbeit als von gewissen Dispositionen des Individuums abhängig sein. Demnach müßte jeweils durch entsprechende Versuche, für die Münsterberg übrigens gewisse Grundlinien angibt, festgestellt werden, welche Menschen psychophysisch für gleichförmige Arbeit geeignet sind und welche nicht. Jedenfalls ist es unrichtig, von einem ganz allgemein vorhandenen subjektiven Widerwillen gegen die Einförmigkeit, Gleichförmigkeit und Abwechslungslosigkeit der Arbeit zu sprechen und es sind auch durchaus nicht etwa die stumpfsinnigen Individuen, die diesen Widerwillen nicht verspüren.

* * *

Wir wollen die Kritik der erwähnten Untersuchungen beiseite lassen, es kam hier nur darauf an, gewisse Grundtendenzen des wirschaftlichen Entwick-

lungsprozesses zu kennzeichnen. Es ist interessant zu sehen, daß wo immer wir versuchen, menschliche Kräfte Naturgesetzen entsprechend zu nützen, ein Moment gegeben ist, das das Lebendige allezeit über die Maschine erhebt — das Gefühl. Wohl wissen wir heute, daß auch dieses seinen Gesetzen folgt, aber es ist das tief innerliche Erlebnis, das über Wert und Unwert entscheidet, und wo gewertet wird, beginnt das Menschentum. Gerade dort, wo wir den Menschen in seiner psychophysischen Eigenart dem Wirtschaftsprozeß mit seinen Notwendigkeiten einfügen, erhebt er sich am deutlichsten in seiner Einzigartigkeit: er schafft nicht wie die Maschine, auch nicht wie das Tier, das gleich ihm Lust und Schmerz erlebt. Er unterstellt sein Tun freiwillig einem objektiven Zweck und aus der Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung seiner Person mit ihrem Tun und ihren Zwecken erblüht Menschenfreude und Menschenleid. Als höchste Aufgabe der neuen wirtschaftspsychologischen Bestrebungen wird der Kampf gegen den Mangel an Befriedigung, Entmutigung und seelische Verkümmerung gepriesen. So leuchtet als Endziel die Freude, die unser Schiller einen Götterfunken nannte.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Neunte Fortsetzung)

Derselbe Sturm, der dem alten Maddis auf der Fahrt durch den Wald den Mund geschlossen hatte, rüttelte auch an Sternburgs festem Dach.

Ebba fand keinen Schlaf. Sorgend begleiteten ihre Gedanken die Fahrt des Mannes, den sie trotz ihrer großen Enttäuschung immer noch liebte.

Morgen in aller Frühe wird sie ihm ganz nahe sein, denkt sie, und will doch nicht daran denken. Der Vater wird in Borkill anrufen, und sie wird den zweiten Hörer nehmen und wird lauschen.

Wie wird seine Stimme klingen? Sie kann sie sich kaum noch vorstellen. Wie mag er aussehen? Zug um Zug setzte sie sein Bild zusammen, wie sie es in der Erinnerung trug, seit jenen Sommertagen — es ist bald anderthalb Jahre her — als sie zu des Vaters Geburtstag unter den Buchen beim Theaterspiel zusammen ein Liebespaar gegeben hatten. „Meine kleine Frau!“ hatte er sie damals den Abend über genannt. Ach — da war noch nicht jenes böse Weib in sein Leben getreten, damals wäre er noch nicht imstande gewesen, um

eines kurzen Rausches willen allen Forderungen der Ehre und des Anstandes ins Gesicht zu schlagen.

Jetzt war er gewiß nicht mehr der liebe hübsche Bursche mit dem klaren, treuherzigen Gesichtsausdruck, dem es so gut stand, wenn er wie ein Junge seine Neckereien trieb. Man verzieh sie ihm gern, und auch sie selber konnte ihm nicht lange böse sein, als er ihr beim Theaterspiel die Küsse wider Verabreden herzhaft auf den Mund gepreßt hatte.

Was waren das für schöne Tage gewesen! Die Schwester hatte sie auf manchem Bild festgehalten. Nebenan in Ebbas Schreibtisch lag das Album mit den Aufnahmen. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb das junge Mädchen, aufzustehen und in den Photographien zu blättern.

Sie schlich sich leise aus dem Bett, schloß die Tür hinter sich und zündete Licht an. Die schwarzen Elfen auf dem roten Lampenschirm erwachten aus ihrem Schlaf und schwangen wieder ihren Reigen. Im Kamin war noch Glut. Und der Wind blies seine mächtige Melodie auf der hohen Esse des alten Hauses.

Ebba kauerte auf den geblümten Sessel und vertiefte sich in das Buch auf ihren Knien. Ihr aschblondes Haar war in einen einzigen dicken Zopf geflochten und fiel über das hochgeschlossene sich weich um den lieblichen Mädchenkörper schmiegende Battisthemd.

„Er ist ein schöner Mann!“ flüsterte Ebba. „Viel zu schön für mich!“

Sie sah auf und betrachtete ihr Bild, wie es der Spiegel in der Ecke zurückwarf. So hatte sie sich noch nie gesehen. Das Licht der Lampe malte ihre Wangen rot, dunkel und groß blickten ihre grauen Augen. Sie wandte den Kopf zur Seite, um die Linie ihres Halses zu prüfen und freute sich der edlen Zeichnung. Auch der dichte Ansatz ihres Haares fiel ihr heute auf, und unter einem Schauer von Glück und Sehnsucht preßte sie ihre Arme gegen die Brust. Heute sagte ihr der Spiegel, daß sie ein hübsches Mädchen sei und wohl Anspruch auf eines Wolff Joachims Liebe erheben dürfe.

„Wenn ich ihn sehe, will ich noch tausendmal schöner sein!“ nahm sie sich vor. „So schön, daß er die andere vergißt. Aber dann bin ich kalt zu ihm, so kalt . . .“

In auflohender Scham barg sie ihr Gesicht in den Händen: „Ich kann es ja gar nicht, ich bin ihm ja längst wieder gut! Meine Augen werden mich verraten, meine Stimme, der Druck meiner Hand. Alles, alles wird zu ihm sprechen: endlich bist du wiedergekommen, du Böser!“

Der Elfenreigen auf dem roten Lampenschirm verschwand wieder im Schatten der Nacht. Im Kamin zerfielen die letzten glühenden Scheite zu Asche. Leichte Schritte schwebten durchs Zimmer und bald malte der Traum dem Mädchen noch lichtere Bilder als wie sie Wunsch und Sehnsucht ihm eben vorgegaukelt hatten.

* * *

Kaum graute der nächste Morgen, da ließ sich schon die Stimme der jüngsten Wenkendorff aus ihrem Zimmer vernehmen:

„So mach doch Licht, Edith! Ich muß noch Gewehre putzen mit Sandberg. Und die alten Hellebarden sind noch ganz dreckig von Staub und Rost!"

Edith lachte hell auf: „Hellebarden? Denkst wohl wir sind im dreißigjährigen Krieg, und der alte Graf Matthias Thurn in der Revaler Domkirche sei auferstanden und führe uns gegen die Schweden. Die Bauern von heute haben ihren Browning so gut wie wir!"

„Aber wenn Sternburg gestürmt wird?"

„Um Gottes Willen — Kind — red nicht solchen Unsinn!" rief Ebba dazwischen. Sie war jetzt die erste, die aufstand, denn ihrer harrte heute besonders viel Arbeit.

Für mehr als zwanzig Gäste galt es, Quartier zu schaffen. Es war wie früher zu den großen Jagden im Winter, als der Vater noch Freude am Weidwerk hatte. Anfälle von Gicht verboten ihm in den letzten Jahren solche Strapazen.

Fröhlich ging Ebba an ihr Tagewerk, als sollte ein Fest gefeiert und nicht das ernste Werk der Abwehr eines grausamen heimtückischen Feindes vorbereitet werden.

Überall war das Mädchen: auf dem Boden, in den Fremdenzimmern, in Küche und Keller. Sie überwachte die Mägde, die die Betten aus den riesigen Kästen holten, sie gab den Gaststuben jenen Hauch von Traulichkeit und Wärme, den nur eine Frauenhand zu schaffen weiß, sie beriet mit der Köchin die Reihenfolge der Gerichte, prüfte selbst die Güte des Fleisches in der Vorratskammer und gab den Saucen und Majonaisen die letzte pikante Würze.

Bei all ihrer hundertfältigen Geschäftigkeit lauschte sie mit Ohr und Herz auf jedes Geräusch im Hause: ob sie auch nicht die Glocke des Telephons in des Vaters Zimmer überhörte? Doch als endlich der ersehnte Klang das Haus durchschrillte, blieb sie wie gelähmt stehen, und alles Blut wich ihr vom Herzen.

Deutlich war der kräftige Baß des Vaters zu vernehmen: „Was ist mit dem verdammten Telephon los? Ich höre dich schon, aber eine andere Stimme spricht immer dazwischen. Was? Dragoner? Wir brauchen vor der Hand keine militärische Hilfe. Danke sehr! Ach du bist es, Wolff Joachim! Es ist zum Verrücktwerden. Einen Augenblick ... ."

„Edith, Ebba!" unterbrach Herr von Wenkendorff laut rufend das Gespräch. „Komm doch rasch eins her. Ich kann aus dem Wirrwarr nicht klug werden!"

Ebba flog die Treppe hinab.

„Aber Kind, du bebst ja am ganzen Leibe! Als ob du zum ersten Male am Telephon ständest!" wetterte der Vater, der das zweite Hörrohr genommen hatte. Da gelang es dem jungen Mädchen, sich zu beherrschen und hell klang ihre Stimme in die Ferne:

„Hier Ebba! Erkennen Sie mich denn nicht? Sie wollen kommen? Ja, können Sie denn? Das ist ja schön! Wir kriegen das ganze Haus voll Gäste. Der Selbstschutz — Sie wissen schon? Dreiundzwanzig Junker, mit Ihnen vierundzwanzig . . ."

„Unsug! Er darf nicht von Hause fort!" rief der alte Wenkendorff dazwischen und schob die Tochter beiseite. „Junge — du bleibst unter allen Umständen auf Borküll, die Straße ist gefährdet. Sandberg hat dieselbe Bande gesichtet, die das Pfarrhaus und Schloß Rosenhof niedergebrannt hat. — Ach so! Das ging dich an, vorhin! Du willst den Dragonern entgegenreiten? Die finden ihren Weg allein. Wenn es Nacht ist, gebe ich ihnen Sandberg mit. Hör auf mich! . . . Bist du noch da, Wolff? Zum Donnerwetter, nun schnurrt das Ding wieder wie verrückt!"

Der Alte legte den Hörer fort: „Aber, wenn er kommt, kann er was erleben!"

Ebba lauschte noch lange. Vielleicht meldet er sich noch einmal! dachte sie, voller Durst nach der geliebten Stimme. Doch ihre Hoffnung war vergeblich . . .

Evi stand am Hoftor und lugte die Straße entlang. Es war bald Mittag und die Wagen waren noch nicht zu sehen. Aber ganz in der Ferne zitterte ein Ton, der ihrem scharfen Ohr nicht entging. Das war das Schellengehänge der Postpferde. Immer näher klang das helle Läuten, und Evis junges Herz klang mit.

„Sie kommen!" schrie sie in den Hof hinein, wo Sandberg die Meldung in die Küche weitergab.

Bald bogen die hohen grünen Postwagen mit ihrem Dreigespann von kleinen mageren Pferden in die Allee ein, und Evis fröhliches Hurra fand das laute Echo vieler kräftiger Männerstimmen.

Zuerst schwang sich René von Manteuffel herab, eilte die Treppe hinauf und blieb in militärischer Haltung vor dem alten Wenkendorff stehen: „Melde gehorsamst zur Stelle. Dreiundzwanzig Ritter zu Schutz und Trutz!"

„Lieber Manteuffel! Es ist brav von Euch, daß Ihr gekommen seid. Willkommen auf Sternburg, Ihr Herren!"

Breit und fest und aufrecht stand der alte Freiherr inmitten dieser Schar schlanker sehniger Recken und streckte ihnen beide Hände zu kräftigem Druck entgegen. Sein Herz schlug höher, als er all die frische Jugend um sich sah. Er vergaß den Ernst der Stunde und lud die Gäste mit heiterem Scherzwort ein, ins Haus zu treten und sichs behaglich zu machen.

„Das ist mein Oberstallmeister!" sagte er, auf Edith deutend. „An den wendet Ihr Euch, wenn Ihr Pferde braucht. Das ist mein Obermundschenk! Er hat den Schlüssel zum Weinkeller. Stellt Euch gut mit ihm!" fuhr er fort, Ebbas Hand ergreifend. „Und dieser kecke Rittersmann," er faßte Evi bei den

Schultern, „das ist Sternburgs Waffenmeister. Gebe Gott, daß seine Hellebarden niemals im Ernst gebraucht werden!“

Im letzten Satz zitterte doch ein kleiner Unterton der Sorge. Er allein erinnerte bei diesem ersten Willkomm an die Aufgabe, die der Gäste harrte . . .

Es war nach dem Mittagessen, als Herr von Wenkendorff die Junker in seinem Arbeitszimmer um sich versammelte.

Auf dem großen runden Tisch war eine Karte ausgebreitet, die in einem groben, aber außerordentlich klaren Riß die Lage Sternburgs und seiner weiteren Nachbarschaft darlegte.

„Meine Herren!“ begann der Hausherr. „Zunächst stelle ich Ihnen meinen lieben Sandberg vor.“

Er legte seine Hand herzlich um die Schulter des jungen Försters, der rot vor Verlegenheit und mit gesenktem Auge neben ihm stand.

„Ich wollte es bei Tisch schon tun. Aber Sandberg hatte sich wieder mal gedrückt. Dabei hat er gar keine Ursache zu solcher Schüchternheit. Betrachten Sie die Karte, Baron Wolff. Sie sind Generalstäbler! Ist sie nicht famos? Das hat der Mensch alles aus sich selbst. Er ist jetzt meine rechte Hand, ein treuer Knappe und Vasall; lebten wir noch zu des alten Plettenbergs Zeiten, er hätte längst den Ritterschlag bekommen.“

„Es hat also seine Richtigkeit!“ dachte René von Manteuffel. Ihm kam in den Sinn, was einst die alte Tio angedeutet hatte, damals, als er sich mit dem Borküller Vetter auf der Jagd in ihre Hütte verirrte. Jetzt fiel ihm die Ähnlichkeit zwischen dem Freiherrn und seinem Förster auf: dieselbe breite Stirn, das gleiche tiefliegende blaue Auge, derselbe gutmütige Zug um den Mund. Nur blonder war der Förster, und die starken Backenknochen verrieten die estnische Mutter. Deshalb auch die Rührung des Alten, und dieses Bekenntnis einer Zuneigung, die beinahe übertrieben erscheinen mußte, hätte es sich wirklich nur um einen beliebigen Beamten rein estnischer Abkunft gehandelt.

Die Karte gab ein anschauliches Bild von dem Weg, den der Brand der Revolution genommen hatte. Er war bis auf diesen Tag gekennzeichnet. Als neuestes Datum hatte Sandberg den Überfall auf das Gut Tariomaa eingetragen. Baron Schledehausens fürstliches Besitztum war nach Mitteilungen vorüberfahrender Bauern in der Nacht vorher heimgesucht und ausgeraubt worden, doch ohne daß dem Besitzer und seinen Angehörigen etwas geschehen war. Da die Banden die telephonische Verbindung zerstört hatten, waren Einzelheiten noch nicht zu erfahren gewesen. Jedenfalls hatte Sandberg am frühen Morgen an den Spuren feststellen können, daß sie vom Borküller Pfarrhaus geraden Wegs quer durch den meilenweiten Wald gezogen sein mußten. Die Banden hatten sich also wider Erwarten entfernt und lauerten irgendwo versteckt auf die Gelegenheit zu einem neuen Vorstoß. Ihren Kundschaftern war natürlich längst bekannt, daß Dragoner die Gegend durchstreiften. Sie warteten

nur, bis sie durchgezogen waren, um dann ihre Schlupfwinkel zu neuen Greueltaten zu verlassen.

Deshalb ging die Meinung des alten Wenkendorff dahin, daß vor allem die Straße zwischen Borkûll und Tariomaa bewacht werden müßte. „Nach Norden zu ist die Gegend frei vom Feinde. Es gilt, ihn durch ständige Patrouillenritte in den Wäldern zu blockieren, bis das Militär die eigentliche Verfolgung übernehmen kann. Alle Einzelheiten machen Sie mit Sandberg aus. Ich selber bleibe auf Sternburg am Telephon und sorge dafür, daß Sie über die Ereignisse auf dem Laufenden bleiben. Spätestens um sieben Uhr, denke ich, sind wir alle wieder hier beisammen. Sie haben also noch fünf Stunden Zeit für Ihren Ritt. Und nun mit Gott, meine Herren!"

Nur drei Junker blieben auf dem Gut zurück, um sich für Stafettenritte zur Verfügung zu halten, falls solche notwendig wurden.

Eine friedliche Stille lag über dem weiten Hof.

Evi stand mit René von Manteuffel an ihrem Ausguck auf dem obersten Boden des hohen Dach es und sah den stattlichen Reiterzug zwischen den Tannen verschwinden. Sie hatte durchaus mitreiten wollen, und war auf des Vaters striktes Verbot schließlich in lautes Heulen ausgebrochen. Wie ein richtiges ungezogenes Kind hatte sie sich benommen. Da erbot sich René von Manteuffel, der sie von klein auf kannte, statt eines der anderen Herren zurückzubleiben und das erregte Mädchen zu beruhigen. Es gelang seinem Humor auch bald, und nun schleppte Evi ihren Ritter treppauf, treppab und ließ ihn nicht von ihrer Seite. Hinter den Scheunen hatte Sandberg ihr eine Schießbahn eingerichtet, und sie bestand darauf, daß René von Manteuffel mit ihr um die Wette schoß.

„Ganz gut," sagte sie, als sie die Ringe zählte. „Besser als ich. Aber Sandberg — hah — der schießt dreimal so gut wie Sie. Er trifft stets ins Schwarze!"

Und Sandbergs Name klang noch oft hinein in das lebhafte Plaudern der Kleinen, so daß ihr Begleiter schließlich anfing, sie mit dem Förster zu necken:

„Heiraten? Nee, das kann man ja nicht. Er ist ja nicht von Adel." Dann setzte sie mit schnippischer Frage hinzu: „Aber — wenn ihn nun der Zar adlig macht? Papa hat es doch vorhin auch gesagt, daß Sandberg den Ritterschlag verdient. Vielleicht geht er mal zum Ritterschaftshauptmann, der trinkt oft Tee bei der Zarin, und spricht mit ihm. Der wird es schon machen!"

Der junge Offizier lachte hell auf: „Also rettungslos verknallt! Da hab ich ja gar keine Hoffnung mehr!"

„Sie können Ebba kriegen!" sagte Evi und zog ihn in das Zimmer der Schwestern.

Herrenbesuch hatte der kleine Mädchensalon bisher noch wenig gesehen. Er bot kaum Platz für die sechs Menschen, die sich dort zu einem gemütlichen Plauderstündchen zusammengefunden hatten.

Alex von Rosen war von Dorpat herübergeeilt, eigentlich mehr, um etwas zu erleben, als weil er bedrohten Besitz zu schützen hätte. Der Zweig der Familie, dem er angehörte, war längst städtisch geworden und besaß keine Güter mehr. Kleiner als seine Standesgenossen und lebhafter als sie, wußte der junge Schriftsteller viele kuriose Geschichten aus seiner Studentenzeit zu erzählen und die Gesellschaft aufs spannendste zu unterhalten. Im krassen Gegensatz zu ihm saß Hans von Burkhard schweigsam in seinem Stuhl. Er war Nationalökonom und ging den Problemen, die die baltische Revolution heraufbeschworen hatte, mit der Sonde der Wissenschaft zu Leibe.

Der letzte seines Stammes, überließ er das väterliche Gut einem Onkel zur Bewirtschaftung, in der stillen Absicht, nach dessen Tode auf seinem Besitz die Umwandlungen vorzunehmen, von denen er die Lösung der sozialen Fragen erhoffte.

Auch jetzt sprach man von diesen Dingen. Alex von Rosen äußerte sich mißtrauisch über die Weltverbesserer: „In Berlin verkehrte ich viel in einem Kreis solcher Käuze. Es war so eine Art radikaler Bodenreformer, die jeden Grundbesitz verstaatlicht wissen wollten. Sie spritzten Gift und Galle gegen die Hausbesitzer — Hausagrarier nannten sie sie —. Na — drei davon haben reich geheiratet. Und das erste, was sie taten, war, daß sie ihre Kapitalien in Mietshäusern anlegten."

Hans von Burkhard stimmte nicht in das Lachen der anderen ein: „Die Leute haben wohl erkannt, daß der einzelne, meinetwegen auch ein Verein, praktisch so gut wie nichts erreicht, wie notwendig und wünschenswert seine Experimente auch sein mögen. Der Staat selber muß reformieren. Nur mit der Allgemeinheit findet der einzelne das Glück, was er sucht. . . ."

„Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen!" unterbrach Edith die etwas dozierenden Ausführungen des hageren Gelehrten. „Erklären Sie es uns an Hand der baltischen Zustände. Hätten wir diese Revolution durch irgendeine Maßnahme verhindern können?"

„Wir konnten sie nicht verhindern. Trotz unserer vielgerühmten europäischen Bildung, trotz der Fortschritte der Technik, trotz der fabelhaften Entwicklung unseres Zeitungswesens, der Eisenbahn, des Telephons, leben die verschiedenen Stände in festgeschlossener Isolierung. Keiner hat so viel Weisheit, sich von den hundertfältigen Erfahrungen der Geschichte belehren zu lassen, drohende Konflikte vorauszusehen, ihnen vorzubeugen, freiwillig auf einen Teil der ererbten Rechte zu verzichten und dafür neue Werte einzutauschen. Es scheint das ein Rudiment unserer biologischen Entwicklung zu sein: früher hat die Natur zur Verbesserung der Arten den blutigen Kampf notwendig gehabt. Jeder Einbruch in fremde Rechtssphären wurde von der Zeit des Höhlenmenschen bis zu uns hinauf, die wir den russisch-japanischen Krieg erlebt haben, durch brachiale Gewalt verhindert oder erzwungen. In einer fernen Zukunft sind es nur geistige Werte und Waffen, durch die der Wettkampf der Rassen entschieden wird:

Symptome davon sehen wir schon in Australien, wo das vorbeugende Verfahren in der Staats- und Wirtschaftspolitik einen bisher nirgends gekannten Zustand sozialer Zufriedenheit geschaffen hat. Soweit sind wir noch lange nicht. Wir brauchen, scheint es, noch den Kampf der Arme. Unser Land ist auf der Stufenleiter der Läuterung noch nicht im Reiche des Geistes angelangt. Noch immer steckt uns das Rittertum in den Gliedern. Wie weit der Verstand auch mit seinen Forderungen vorauseilt — ich gebe zu, die Gegenwart hat ihre Schönheit. Schön ist der Gedanke, das Schwert für unser Erbe zu ziehen, schön war der Anblick dieser zwanzig Reiter, die vorhin vom Hofe sprengten, schön auch Fräulein Evis junge Begeisterung. — — —"

Die Tür ging auf, und — ein neuer Beleg für die Worte des Redners — Wolff Joachims kühne Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Das ganze Haus ist wie ausgestorben!" rief er lachend. „Onkel Wenkendorff sitzt unten im Lehnstuhl und macht einen Nicker, die Mägde haben keine Ahnung, wo ihr steckt. Jetzt hättet ihr leicht ausgeraubt werden können trotz eures ganzen Selbstschutzes."

Er ging händeschüttelnd von einem zum anderen und sprengte das enge Zimmer fast mit der stürmischen Frische seines Temperaments.

Ebba war aufgestanden und ans Fenster getreten: „Er hat mich begrüßt wie die anderen auch!" dachte sie schmerzerfüllt.

So stand sie noch, als es schon längst im Zimmer leer geworden war. Im Korridor verhallte das Stimmengewirr, aber der sonore Kommandoton des einen klang durch den Fußboden hinauf zu der Einsamen und brachte ihr zu zum Bewußtsein, wie anders alles gekommen war, als sie es sich gedacht hatte. Es schien ihr jetzt, als sei sie dem Geliebten am Morgen vor dem Telephongespräch näher gewesen als eben, da seine Hand sich freundlich zwar, aber ach so flüchtig um die ihre geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Dichter und Verleger

Eine Ergänzung zu dem Aufsatz „Ungedrucktes von Adalbert Stifter“ (Jahrg. 71 Nr. 39)

Von Dr. Wolfgang Stammler in Hannover

n dem oben angeführten Aufsatz hatte ich einen noch unbekannten Brief Adalbert Stifters mitteilen können, den dieser an den Senator Culemann in Hannover gerichtet hatte; letzterer hatte durch Vermittlung von Stifters Verleger Gustav Heckenast in Pest für seine Sammlung ein Autogramm von dem Dichter zu erlangen versucht.

Bei der weiteren Durchforschung und Ordnung des Culemannschen Nachlasses im Kestner-Museum zu Hannover fand sich auch der Brief, in dem Heckenast dem Senator auf seine Bitte antwortete. Ein schönes Zeugnis legt er ab von dem engen, fast freundschaftlichen Verhältnis, in dem Dichter und Verleger zueinander standen; im festen Vertrauen auf den Erfolg der Werke Stifters kämpft der Verleger für den Schriftsteller die Anerkennung durch und kann mit unverhohlener Freude bereits über Stimmen des Beifalls berichten. Voll Zukunftshoffnung prophezeit er eine gerechte Würdigung seines Dichters bei der Nachwelt, und diese Weissagung ist jetzt auch in Erfüllung gegangen; niemand wird dem feinsinnigen Sänger des Böhmerwaldes seinen Platz auf dem Parnaß streitig machen.

Der schöne Brief lautet:

Pest, am 20. Februar 1854.

Geehrtester Herr!

Ich hatte gleich nach Empfang Ihrer sehr werten Zuschrift vom 17. November vorigen Jahres Ihr Anliegen meinem lieben Freund Adalbert Stifter mitgeteilt und ihm die Erfüllung Ihres Wunsches bestens anempfohlen. Vor kurzem erhielt ich von unserm liebenswürdigen Dichter die Anzeige, daß er Ihre schmeichelhaften Zeilen gleich selbst beantwortet und ein Schriftstückchen beigelegt habe. Durch Ihr Geehrtes vom 9. dieses über dessen Empfang in Kenntnis gesetzt, ergreife ich, in höflicher Beantwortung Ihrer beiden geschätzten Briefe, die Gelegenheit, Ihnen, verehrter Herr, zu sagen, daß die innige A nerkennung

die Sie unserm Dichter zollen, mich recht sehr erfreut hat. Ich schätze in Adalbert Stifter nicht nur den jetzt so gefeierten Dichter; ich bin auch so glücklich, ihn zu meinen liebsten Freunden zählen zu können, und Ihre Voraussetzung, daß ich einen Schatz von brieflichen Mitteilungen besitzen müsse, trifft vollkommen ein. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo manches davon der Öffentlichkeit übergeben werden kann.

Die täglich sich mehrenden Beweise der wärmsten Anerkennung der Stifterschen Dichtungen bestärken in mir den Glauben an eine noch bedeutendere Zukunft des Dichters, der seinem innern Dichtungsdrange folgend jetzt wieder an zwei größeren Werken arbeitet. Schon als ich vor vierzehn Jahren Stifters erstes Manuskript zur Hand bekam, war ich von der Herrlichkeit der Dichtung so sehr ergriffen, daß ich es mir fortan zur Aufgabe stellte, als Verleger fördernd und ermunternd einzugreifen. So kamen mehrere Beiträge für mein Taschenbuch „Iris" und endlich die Sammlungsausgabe der „Studien" zustande. Ich ließ mich von der anfänglich kalten Aufnahme im Publikum nicht entmutigen, denn ich erkannte sehr wohl, wieviel davon auf Rechnung eines entarteten Geschmackes zu bringen war! — Dagegen erfreuten mich oft einzelne Stimmen des Beifalles und der Bewunderung, und je häufiger diese Stimmen laut wurden, desto zuversichtlicher hoffe ich, daß Stifters Dichtungen in nächster Zukunft dem ganzen deutschen Volke das sein werden, was sie jetzt schon dem einzelnen geworden sind: ein wahres Labsal für das reine Menschengemüt; ein ungetrübter, erhebender Genuß am Sittlichschönen. Man hatte dem Dichter häufig den Vorwurf gemacht, seine Werke seien nichts als geschriebene Landschaften! und doch! In welcher Fülle schreiten die herrlichsten Menschengestalten durch alle Werke des Dichters! Es möge recht bald die Zeit kommen, wo diese Gestalten in den empfänglichen Herzen aller deutschen Jünglinge und Jungfrauen lebendig werden, damit sie sich daran ergetzen und erheben.

Mit dem Wunsche, daß es mir als Verleger noch recht oft gegönnt sein möge, Sie und gleichgesinnte Freunde und Verehrer der Stifterschen Muse mit neuen Werken unsers lieben Dichters zu überraschen und zu erfreuen, verharre ich mit dem Ausdrucke aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Gustav Heckenast.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz und Verwaltung

Das Erbrecht des Reiches und die Stadt Berlin. Nach dem noch in Kraft stehenden Abkommen des Kurfürsten Joachim des Ersten mit der Stadt Berlin vom 27. Dezember 1508 sollen herrenlose Nachlässe an die Stadtgemeinde fallen, mit Ausnahme der Nachlässe von fremden Personen, die dem Staatsfiskus verbleiben. Die Einnahmen der Stadt Berlin aus diesem Privileg belaufen sich auf 7800 Mark jährlich im Durchschnitt, wie der Magistrat von Berlin in einer Eingabe an den Reichstag dargelegt hat. Deswegen protestierte der Magistrat zwar nicht gegen die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates, wie einige Blätter meldeten, wohl aber gegen eine Aufhebung des privilegierten städtischen Erbrechts ohne Entschädigung. Er bezeichnete es als angemessen, wenn eine Entschädigung zugunsten der Hauptstadt in Höhe des Aufkommens der letzten fünfundzwanzig Jahre mit insgesamt 183460 Mark festgesetzt werde. Angesichts der ursprünglichen Vorlage war der Wunsch vielleicht berechtigt. Nach dem Beschluß der Budgetkommission vom 12. Juni 1913 aber sollen 10 Prozent vom Reinertrage der Reform den Gemeinden zufallen. Damit erhalten diese, namentlich die Stadtgemeinde Berlin, ganz bedeutende Vorteile aus der bevorstehenden Regelung des Erbrechts. Denn nach der amtlichen Berechnung, die dem Gesetzentwurf beigegeben ist, hat man den Reinertrag auf 20 650 000 Mark jährlich anzunehmen. Überweist man den zehnten Teil davon, mit 2 065 000 Mark, den Gemeinden, so entfallen auf die Stadt Berlin mehr als 66 000 Mark jährlich, wenn man nur die Einwohnerzahl (2 Millionen gegenüber 65 Millionen) zugrunde legt, ohne Rücksicht auf den Reichtum, der gerade in der Hauptstadt zusammenströmt. Berlin hat der Reform des Erbrechts somit eine jährliche Mehreinnahme zu verdanken, die nahezu zehnmal so groß ist, als der Ertrag aus dem kurfürstlichen Privilegium. Berlin kann also sehr zufrieden sein. Das Deutsche Reich von 1913 ist viel freigebiger gegen seine Hauptstadt, als das Kurfürstentum Brandenburg im Jahre 1508, — obwohl das eine so wenig zu verschenken hat, wie das andere. B.

Schöne Literatur

Neue Lyrik. Ein reifes, festliches Buch ist „Das Tagebuch" von Leo Greiner (Verlag Georg Müller, München). Herbstliche Kühle durchzittert diese Gedichte; schon fällt der Nebel, die Blätter lösen sich leise, und der einsame Wanderer schreitet gelassen durch das Feld, durch den schwarzen Wald und sinnt und sinnt ... Und während ich bei stiller Lektüre immer dieses Bild vor Augen sah, fand ich ein Gedicht von Lenau. Der Vergleich mit diesem melancholischen Poeten liegt nahe. Greiners Verse sind klarer, gebändigter, in gewissem Sinne unpersönlicher. Der Blick

ins Weite ist offener, heller, wenngleich natürlich das unmittelbare Individuelle, Seelische weniger ans Herz greift, wie bei Lenau. Oft ist es, als ob Greiner nicht Raum fände für seine tiefsten Empfindungen, als ob er sich nicht genügend ausbreiten könnte. Die heiße Sehnsucht läßt sich nur mühsam in die Form einpassen. Wo eine restlose Gestaltung gelungen ist — und die meisten Verse sind in sich geschlossen und vollkommen! — da erstaunt man dankbar und freudig. Ein Gedicht wie „Leben", das ich für das bedeutendste des wertvollen Buches halte, kann nur von einem echten Künstler geschrieben werden:

Und immer fremder sind mir Tag und Räume . . .
Was weht um mich? Man sagt: ein Menschenwort.
Was rauscht um mich? Man sagt: die alten Bäume,
Die rauschen noch aus deiner Kindheit fort.
Und Gärten stehn im abendlichen Land,
ihr Schatten grüßt mich kühl und altbekannt.
Ich aber wandre dunkel fort im Innern
ein uralt Schattenbild, das leise weint.
Die nenn' ich Mutter, diesen nenn' ich Freund
und lächle tief und kann mich nicht erinnern.

Weich und blaß sind die Verse, welche Ernst Lothar in zwei Bänden gesammelt hat: „Der ruhige Hain" (R. Piper, München; br. 2 M., geb. 3 M.) und „Die Rast" (ebenda, derselbe Preis). Sie gleichen den frühen Blüten, die ein Windstoß leicht von den Zweigen wirbelt. Worte und Reime sind fein und sorgsam gefügt; man fühlt die glatte, lebensscheue Art mancher anderen österreichischen Lyriker. Oft meint man, diese Gedichte seien nur aus der edlen Freude an der Literatur entstanden, aber nicht aus innerstem Wollen und Drängen. Unstreitig haben wir in Lothar einen Begabten, ein Talent; aber damit ist heute wenig gesagt. Hie und da empfindet man fremde Anklänge, an Conrad Ferdinand Meyer („Alte Zeit"), an Eichendorff („In der Fremde") oder Theodor Storm („Heimgekehrt" 1); einmal wird sogar der Vergleich zwischen Fluß und Silberband wieder hervorgesucht. Das zweite, schmalere Heft ist mir lieber, hier merke ich mehr selbstbewußte Ruhe. Aber das Persönliche vermisse ich hier gleichfalls. Die Zukunft muß dartun, ob Lothar sich emporringt; es ist nicht schwer, in angenehmer Stille die blinkenden Wellen am Strande zu durchplätschern; erst dann kann man seine Kräfte prüfen und schwellen, wenn man durch hohe, empörte Wogen rudern muß.

Dies gilt in gewissem Sinne auch von den folgenden beiden Heften. „Gestalten und Stunden" nennt Wilhelm Walther seine Gedichte (Fritz Eckardt, Leipzig; br. 3 M., geb. 4 M.). Der Verleger weist in seiner Begleitnotiz selbst auf Rainer Maria Rilke hin, und die Abhängigkeit ist in der Tat sogleich ersichtlich. Aber was bei Rilke höchste Steigerung, persönliche Kraft bedeutet, ist bei Walther noch Tasten und Suchen. Auch hier muß man von Talent reden, aber dieses Wort ist fast ein Fluch. Man begehrt eben mehr! Es sollen durchaus nicht Kraft und Freudigkeit als allgemeines Postulat, als Imperativ aufgestellt werden; aber das beständige Wiegen schöngeformter, erlesener Worte, die im Grunde weder Anschauung, noch Tiefen erschließen, ermüdet so rasch und macht mißmutig. Es muß heute alles möglichst dekorativ sein, dann vermag es leicht die literaturfreudige Menge zu gewinnen, die in geschmeidigen Sätzen von Verfeinerung und Versonnenheit orakelt, wo nur Schwachheit redet, aber das Echte, wahrhaft Persönliche damit herabsetzt. Die Worte sind heute so reich, es gibt so viele feine Artisten, daß man leicht den Mangel an eigener Schöpfertat damit verhüllen kann. Und diejenigen, die in heißer Mühe streben, den adäquaten Ausdruck ihrer tiefsten Empfindungen zu geben, die langsam und treu arbeiten, werden übersehen (es brauchen nicht immer Große zu sein, auch unter den minder Genannten finden sich viele, die vergeblich gegen die gepriesene Mittelmäßigkeit um Anerkennung ringen), während geschickte Wortakrobaten eifrig bestaunt werden. — Immerhin bin ich der Überzeugung, daß Poeten wie Wilhelm Walther es mit sich selbst ehrlich meinen; nur habe ich oft das Gefühl, als könnte manche Zeile auch anders sein, ohne die Gedichte irgendwie zu zerstören; es mangelt

mir das Zwingende, Selbstverständliche, Bewußt-Unbewußte; die Berechnung überwiegt.

Hugo Salus verwahrt sich im Vorwort zu seinem „Glockenklang" (Albert Langen, München; br. 2 M., geb. 3 M.) dagegen, daß seine Bücher beständig als „liebenswürdig" im abgebrauchten Sinne bezeichnet würden. Es ist das erste Buch des Prager Dichters, das ich kennen lernte, aber einen kräftigen Widerhall vermochte es in mir nicht zu erwecken. Trotzdem sind mir diese schlichten Verse sympathischer als das Wortgepränge der beiden vorangehenden Autoren; sie sind ohne Nebenabsichten, wahr und freundlich. Lieder und Betrachtungen wechseln ab und geben dem Buche in ihrer ungesuchten Klarheit etwas Freundliches, Treuherziges. Vielleicht wäre es gut, wenn Hugo Salus noch sorgsamer auswählte; manche Gedichte dünken mich ein wenig nebensächlich, altgewohnt. Aber die schöne Natürlichkeit, die sich überall dartut, erhebt dennoch dieses Versheft über viele anderen, die sich durch leere Aufgeschwollenheit spreizen. Hier eine Probe:

Helles Zimmer

Das Zimmer flimmert hell im Sonnenschein:
Und Gläser, Rahmen, Klinken, Lampen, Spangen,
Ein jedes hat sein Sönnlein eingefangen
Und prahlt mit seinem Licht ins Licht hinein.

Es ist, als könnte keines Alltags Hand
Den Schimmer dieser Dinge jemals stören,
Die doch, ganz irdisch, ihm allein gehören,
Als wären Nacht und Dunkel weit gebannt.

Doch alles Licht ist durch den Schein besiegt,
Der sich um einen weißen Korb versammelt,
Drin seine Daseinsluft ein Säugling stammelt,
Und drauf der Morgenglanz der Zukunft liegt ...

Mit zwiespältigen Empfindungen las ich die „Lieder an ein Mädchen" von Hans Heinrich Ehrler (Albert Langen, München; br. 1,50 M., geb. 2,50 M.). Es scheint mir außer Zweifel, daß diese kleinen Gedichte — viele umfassen nur vier Zeilen — wirklich erlebt und gefühlt sind. Doch dieser erfreuliche Vorzug erleidet erhebliche Einbuße durch die Mangelhaftigkeit der inneren Form. Die Verse sind improvisiert oder sollen doch diesen Eindruck erwecken. Aber Ehrler vergißt, daß eben hierbei feinste Kunstübung formen muß; der Gedanke an eine Unbeholfenheit zerstört gerade bei so leichten Liedern die gewollte Wirkung mit plötzlicher Rauheit. So empfinde ich Verse, wie:

Ich hab wohl lange dich gekannt.
Und ehe ich dich sah
Warst oft an meiner Träume Strand
Du mir so nah ...

einfach als ungeschickt. Anderseits duftet viel Frühling aus diesen Blättern, manches liebliche Bild entzückt den Leser und lockt ihn in glückliche Einsamkeit. Das Ungesuchte, Ursprüngliche gibt dem Buche seinen Wert, wenngleich nicht verkannt sein soll, daß manche Verse inhaltlich recht nebensächlich und unwichtig anmuten. Das persönliche Erlebnis ist nicht immer auf die Höhe des Allgemeinempfindens emporgehoben, die ja der Lyrik erst Bestimmung und Dauer verleiht.

Kräftiger, kantiger zeigt sich Bruno Frank. Seinem Buche „Im Schatten der Dinge" (Albert Langen, München) kommt man nur langsam näher. Aber dann erkennt man seinen Wert um so deutlicher. Eine angenehme Realität lebt in diesen Gedichten; sie verlieren sich nicht in Dämmer und Ferne, sondern zeugen von Besonnenheit und klarem, festem Blicke. In sich gekehrt, betrachtet Bruno Frank die Erscheinungen der Umwelt und sucht sie in seiner etwas spröden Art zu deuten und als Symbole darzustellen. Nicht immer ist ihm eine reine Zusammenfassung geglückt; oft verstimmt noch ein Erdenrest, peinlich zu tragen, eine nüchterne, verlegene Wendung. Aber der letzte Eindruck bleibt doch ein guter, vertrauender. Ich möchte zwei kurze Gedichte als Beweise anführen.

Der Dichter sagt:

Der Torweg bin ich nur, und schmucklos
ist mein Bogen.
Allein es ist in königlichem Zug
Die ganze Welt durch mich hindurch-
gezogen.
Und ich war hoch genug.

* * *

Winterstille

Das Schneeland will und duldet keinen
Klang.
Kein Schweigen ist der Erde tief genug,
Sie schützt sich ihren Schlummer monde-
lang,
Ihr großes Kräftesammeln für den Pflug.

Hundegebell und Schuß und Männerwort
Und jeder Laut hat kurzen trägen Flug ...
So trägen, wie der große Vogel dort,
Den kaum zum nächsten Baum der Fittig
trug.

Nicht weniger wie 5 Bücher von Christian Morgenstern liegen mir vor, davon 3 humoristische. Von den anderen beiden hat die „Einkehr" den stärkeren Nachklang wachgerufen (R. Piper u. Co., München; br. 2,50 M., geb. 3,50 M.). Morgensterns Art ist etwas spröde, aber es gelingen ihm auch weiche, zarte Lieder. Doch fast überall fand ich eine Zeile, ein Wort, das ich gern vermißt hätte, das ich stören fühlte. Es dünkt mich, daß der Dichter nicht immer sorgsam genug gewählt und gefeilt hat, daß er sich oft nur mit dem ungefähren Eindruck genügen ließ. Und dennoch fesselt er uns, lockt uns gütig ans Gestade seiner Träume, und wir lassen uns gern hinübergeleiten. Ein pantheistisches andächtiges Schauen beseelt die Verse, die sich am Ende des Buches, in dem Christus-Zyklus, zu religiöser Ergriffenheit erheben. Zu den ausgeglichensten, feinsten Gedichten rechne ich „Mittag", „Abendweise", „Wiesenbach", „Wolkenbaum", „Februarmorgen", „Vorfrühling", „Einem Berge". Als ein Bekenntnis zitiere ich den zweiten der „Briefe":

Oh, ich weiß wohl, was noch fehlt.
Doch, o glaubt, der Tag wird kommen,
Wo mir gleich den frömmsten Frommen
Jede Silbe sich beseelt!
Wo die Härte und die Kühle
So in Wärme schmilzt und taut,
Daß ihr fühlt, was ich geschaut,
Nicht nur schauet, was ich fühle.

Minder befriedigte mich „Auf vielen Wegen" (ebenda, derselbe Preis); namentlich die freien Rhythmen erscheinen mir oft allzu lose gebildet, nicht aus innerster Notwendigkeit. Die ruhigen Lieder muteten mich auch hier am reinsten an. Das Fragmentarische gibt dem Buche etwas Unstetes, Unfreies. Hier tritt das Herbe und Schwerblütige, das Morgenstern charakterisiert, besonders stark hervor.

Von den humoristischen Heften sei Horatius travestitus (derselbe Verlag; br. 2 M., geb. 3 M.) als ein launiger, wenn auch literarisch nicht gerade wertvoller Studentenscherz nur kurz erwähnt. Weit origineller und geistreicher erweisen sich die beiden anderen, „Palmström" und „Galgenlieder" (beide Bücher bei Bruno Cassirer, Berlin). Es wird viele geben, die vor diesen krausen, wunderlichen Versen völlig ratlos sind, die unwillig über den „Unsinn" sich abwenden. Nun stehen allerdings einige Stücke darunter, die barer Ulk sind, die jeder Vernünftigkeit entbehren. Um so leichter findet man aber die Gedichte heraus, in denen ein psychologisches Problem, irgendeine tiefe Wahrheit verborgen liegt. Denn im Grunde ist hier mehr als bloßer Witz; man muß nur nicht an der Oberfläche haften bleiben. Keineswegs sind alle Gedichte gleich gut, manche erscheinen mir etwas platt und reizlos, der Witz artet dann in Witzeln aus. Aber die besten Verse gewähren doch eine eigene Freude und können manche dunkle Stunde erhellen. Ich will eins der einfacheren Galgenlieder als Probe herausgreifen:

Geiß und Schleiche

Die Schleiche singt ihr Nachtgebet,
die Waldgeiß staunend vor ihr steht.

Die Waldgeiß schüttelt ihren Bart,
wie ein Magister hochgelahrt.

Sie weiß nicht was die Schleiche singt,
sie hört nur, daß es lieblich klingt.

Die Schleiche fällt in Schlaf alsbald,
Die Geiß geht sinnend durch den Wald.

In drangvoll erregte, ringende und sieghafte Zeit führt Ernst Lissauer in seinem Cyklus „1813" (Eugen Diedrichs, Jena; br. 1,50 M., geb. 2,50 M.). Über den Dichter konnte ich in einem früheren Berichte meine Anerkennung äußern; dieses neue Buch veranlaßt mich zu einer Einschränkung meines Lobes. Es ist stets eine Gefahr, nach vorgefaßter Absicht zu dichten. Lissauer wollte den Befreiungskrieg lyrisch darstellen und durchdringen; dieses hohe Ziel ist gewiß eines reichen und starken Dichters würdig. Er wollte wie Holdler in seinem Bilde, das dem Buche als schöner Schmuck beigegeben wurde, eine gewisse monumentale Größe erreichen, die für die Historie unerläßlich ist. Lissauer kennt das strenge Glück des Schaffenden, er weiß seiner Begabung das Äußerste abzuringen. Ein Fehler freilich zeigt klar, wo ihm die Grenzen gezogen sind: er wird häufig zu weitschweifig, zu wortreich. Schon in seinen ersten Büchern zeigte es sich, daß seiner Art das Knappe, Schlagende, Aphoristische gemäß ist. Hier wußte er überraschende Kostbarkeiten zu geben. In dem würdigen Bestreben, über diese Kürze hinauszugelangen, seine Kunst in die Weiten zu erheben, verfällt er leicht ins Gegenteil: er bauscht einen Eindruck, eine Idee, die in acht oder zehn Zeilen völlig erschöpft wäre, zu einem langen Gedichte auf und verwirrt durch die Fülle des Dargestellten. Er gibt zu viel Schilderung, zu wenig Anschauung. So glaube ich, daß „die Erscheinung der Vögel" fast auf die Hälfte hätte zusammengestrichen werden können. Ich empfinde es als ein Zuviel, als bloße Aufzählung, wenn es in der „Landsturmsage" lautet:

Kündet von selbst das Kommen der Feinde, Klöppel und Glocken!
Spinnet hanfene Schlingen, ihr Räder und Rocken!
Langt nach Versprengten hemmend, ihr Waldgeäste!
Zieht die Verirrten in sinkenden Tod, Sümpfe ihr und Moräste!
Ströme, erdrosselt die Schwimmer, bedeckt die Pfade mit Schlamm!
Fangt sie, Gebirge, in Schlucht und Kamm!
An den Hängen vergifte dich, traubiger Wein!
Zerstöre stürzend den Marsch, wegüberhangend Gestein!

So erscheinen mir denn die kurzen Gedichte, besonders die Silhouetten, die besten Stücke dieses fesselnden Buches zu sein, das jedenfalls in seinem Ernst und seinem ehrlichen Wollen Achtung abnötigt und von Lissauer noch viel Gutes verheißt.

Ziemlich ratlos — ich bekenne es ehrlich — findet mich „Der Jüngling" von Walter Hasenclever (Kurt Wolff, Leipzig; br. 2 M., geb. 3,50 M.). Anfangs legte ich die Gedichte verlegen aus der Hand in der Annahme, daß ich nicht die rechte Stunde zu ihrer Lektüre gewählt hätte. Aber je öfter ich mich hinein vertiefte, je mehr sah ich ein, daß es mir unmöglich sein würde, den Weg zu ihnen zu finden. Dieses wirre, unklare Buch ist mir undeutbar. Ein Gedicht beginnt irgendwo und endet irgendwo, — einen inneren Zusammenhang vermochte ich nicht herauszufühlen. Manchmal verstand ich trotz redlichster Bemühung den Sinn der einzelnen Verse überhaupt nicht. „Ich schreibe ein Gedicht. Wo werd ich landen?" — Hasenclever weiß es selbst nicht. Hoffen wir, daß ein anderer Vers Erfüllung finden möge: „Und was einst Chaos war, wird Harmonie!"

Erdhaft, kräftig ringend tritt Paul Zech mit seinem „Schollenbruch" hervor. (A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.) Eine verhaltene Leidenschaft schuf diese klaren, bildhaften Strophen, in denen schon viel Eigenes hervorleuchtet. Nicht immer ist die „Fülle und Ganzheit der Stimmung", die Otto Ludwig fordert, völlig gelungen; aber man erkennt mit Freuden, daß hier eine echte Begabung ihren Anfang nimmt, daß eine Persönlichkeit sich ausspricht. Mit hellen, zuversichtlichen Augen blickt der Dichter in die Wunder der Natur, mit Inbrunst lauscht er in ihr Wachsen, Weben und Vergehen.

Mein Dörfchen ist in abendlicher Luft
Dem braunen Hügel an die Brust gesunken . . .
Und manchmal stolpert aus dem Gartengang
Der Wind wie einer, der süßen Weines trunken.

Strenger und tiefer noch erscheint Zech in dem Heftchen „Das schwarze Revier“ (ebenda, 50 Pf.). Das Mitleid mit den Gedrückten, den Fronenden redet aus diesen herben, ernsten Sonetten. Das Leben der Kohlenarbeiter hat der Dichter wohl aus eigener Anschauung kennen gelernt, und er zeichnet es fest und hart, einem Meunier vergleichbar. Diese Bilder packen und ergreifen und geben dem Namen des Dichters einen dauernden Klang.

Kleine Katastrophe

Zwölf Männer wurden vom Gestein erschlagen!
Zwölf Tote hat die Erde ausgespien;
Der Steiger hat's bewegt hinausgeschrien
und ließ die Leichen in das Schauhaus tragen.

Zerstückt und schwarz verbrannt und rot zerschunden,
so lagen sie in Reih und Glied;
wer in der Früh noch sang ein Morgenlied,
verblutete aus unverbundenen Wunden.

Da schwätzten sich des Aufruhrs blinde Boten
ins Dorf hinunter und von Haus zu Haus
und trieben die erschrocknen Fraun hinaus;

die stürmten das vergitterte Portal
des Beingebäudes in verbissner Qual
und schlugen sich verzweifelt um die Toten.

Zum Schluß will ich noch kurz einige Bücher nennen, die ich nicht völlig ausscheiden kann, die mir aber einer genaueren Würdigung nicht zu bedürfen scheinen. Ein paar feine Zeilen fand ich in den „Versen“ von Karl Lange (Xenien-Verlag, Leipzig), auch in Georg J. Plotkes „Helldunklen Jahren“ (Josef Singer, Straßburg i. E., 3 M.); vielleicht begegne ich den beiden Dichtern später nochmals und kann reifere Gaben von ihnen anzeigen. Die Balladen und Lieder „Lebenshöhen“ von Alice Freiin von Gaudy (G. Wigand, Leipzig; br. 2,50 M., geb. 3 M.) haben meine Erwartungen enttäuscht; die Lyrik entbehrt des eigenen Tones, und den Balladen mangelt das Feste, Knappe, Kräftige. Auch der Sonettenkranz „Michelangelo“ von Wolf Heinrich von der Muelbe (Ludwig Ey, Hannover), der von würdigem Streben zeugt, vermag sein Dasein nicht zu rechtfertigen; an einer Riesengestalt wie Michelangelo versagt das dichterische Deuten nur zu leicht.

Ob wirklich die „Gedichte“ des alten Heinrich von Reder (Die Lese, München) einer Auferstehung entgegensehen, erscheint mir zweifelhaft. Aber an seinen kernigen, schroffen Landsknechtliedern erfreut man sich noch gerne, und sein kräftiger Humor entlockt uns schmunzelnden Beifall. Im rein Lyrischen, Liedhaften freilich vermißt man oft den leisen, sehnsüchtigen Hauch; man hat häufig die peinliche Empfindung, gutgemeinter Hauspoesie in das gerunzelte Angesicht zu sehen.

Hermann Hesse gab unter dem Titel „Der Zauberbrunnen“ (Gustav Kiepenheuer, Weimar, 1,50 M.) eine Anthologie romantischer Lyrik von Novalis bis Mörike heraus. Das schmucke Büchlein, in welchem ich übrigens Hölderlin sehr vermisse, sei bestens empfohlen. Vielleicht beschert man uns auch einmal eine Auswahl aus dem engeren Kreise der romantischen Liedersänger; hier liegt noch manche duftende, schimmernde Blüte in ungebührlicher Vergessenheit. Jedenfalls aber hat Hesse mit Umsicht und feinem Gefühl die Sammlung zusammengestellt, wie es wohl nicht anders zu erwarten war.

„Brause, du Freiheitssang!“ heißt das Gedenkbuch der Stadt Breslau (L. Heege, Schweidnitz), in welchem eine stattliche Reihe Gedichte über den deutschen Freiheitskrieg aufgespeichert worden ist. Auch dieses gute Volksbuch verdient, daß es anerkennend erwähnt wird. Von Körner und Kleist bis zu Wildenbruch und Lissauer sind die namhaftesten patriotischen Sänger mit trefflichen Proben vertreten. Das Buch ist erfreulich billig (1,50 M.) und zeigt eine sehr ansprechende Ausstattung.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Kulturgeschichte

Alexander von Gleichen-Rußwurm, „Elegantiae“. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. XVI und 525 Seiten. Geh. 8,50 M. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

A. von Gleichen-Rußwurm ist bekannt als Verfasser kulturhistorischer Essays, die in weiten Kreisen viel Beifall gefunden haben. Sie besitzen ohne Zweifel manche Vorzüge; es offenbart sich in ihnen ein ausgebreitetes Wissen, eine anregende Betrachtungsart, eine oft glänzende Darstellungsgabe. Dieser Vorzüge entbehrt auch sein letztes Werk, die „Elegantiae", nicht, und es ist sicherlich verdienstlich, gegenüber den in anderen Werken meist hervortretenden Schilderungen der Sitten des „Volkes", den Blick auf die Kulturgeschichte der „Oberen Zehntausend" allein zu lenken. Ohne Zweifel ist das vorliegende Buch ein Werk großen Fleißes, einer ausgedehnten Belesenheit, eines philosophisch gebildeten Geistes, der sich bemüht, große historische Entwicklungen zu übersehen, zu verstehen und darzustellen. Aber gegenüber dem in Tagesblättern allzu reichlich gespendeten Lob, namentlich gegenüber der durch den „Waschzettel" dem Leser zugemuteten Beurteilung ist eine unbefangene Kritik wohl am Platze, um einer Irreführung der öffentlichen Meinung vorzubeugen.

Zunächst ist da hervorzuheben, daß die Studien, die der Verfasser getrieben hat, zum Teil etwas oberflächlich gewesen sein müssen. Sonst hätte er die für unsere Kenntnisse auch des antiken Privatlebens so überaus wichtigen Inschriften nicht vernachlässigen dürfen, hätte die bildlichen Darstellungen, Vasen, Gemälde usw., in viel ausgedehnterem Maße benutzen müssen und wäre jedenfalls verpflichtet gewesen, sich mit den hervorragendsten neuen Erscheinungen auf dem Gebiete antiker Kulturgeschichte gründlich bekannt zu machen. Unter den im „Vorwort" angegebenen Hilfsmitteln vermißt man aber, um nur zwei zu nennen, Eduard Meyers „Geschichte des Altertums", die doch in ihren kulturhistorischen Zusammenfassungen Ausgezeichnetes bietet, und Wilamowitz' „Staat und Gesellschaft der Griechen".

Wer eine Geschichte der vornehmen Welt im Altertum schreiben will, der hat auch die Pflicht, will er wissenschaftlich ernst genommen werden, ihre Wurzeln aufzudecken, bis zu ihren Quellen vorzudringen: von Gleichen-Rußwurm hat eine Kulturperiode vollkommen vernachlässigt, die gerade ihm, dem Historiker der vornehmen Welt, besonders viel hätte sagen können, ich meine die kretisch-mykenische. Wenn diese auch nicht durch ihre schriftlichen Denkmäler, die noch nicht zu uns reden, vor Augen tritt, so um so mehr durch die Bildwerke: welche Anregung können allein die Fresken von Knossos und Tiryns dem Forscher der „Elegantiae" geben! Die jonische Kultur wurzelt ganz in jener, die darum für die Weltkultur von höchster Bedeutung ist. Sodann: so geistreich auch die Entwicklung der vornehmen Geselligkeit gezeichnet ist, so entbehrt die Schilderung doch im ganzen der richtigen historischen Erfassung: es geht nicht an, „die Geselligkeit des gebildeten Altertums in großem monumentalem Zuge zusammengefaßt" sich „in den Schilderungen Xenophons, Platos, Plutarchs und Lukians", vorzustellen und diese durch viele Jahrhunderte getrennten Zeiten als Einheit aufzufassen.

An Einzelheiten sei hervorgehoben die auffallend große Menge von Druckfehlern, darunter sehr häßlichen wie: Klysthenes (statt Kleisthenes), Tysander (Tisander), Lice (Lyke), Taliarches (Thaliarches), satyrisch, Mythras, Thimoteus, Sykione (!) (Sikyon) u. a. Derartiges trübt die Sauberkeit und Eleganz der Sprache fast ebenso wie die auffallenden Versehen: Lampsachia (!) statt Lampsakus, Myonthes (!) statt Myus, Zeus „der gastlich aufgenommene" (!), „Wert des Geldes" statt „Respekt vor dem Gelde", der häufige Gebrauch von „sollte" im Sinne nicht eines „Müssens", sondern eines zukünftigen „Tuns" oder „Geschehens", Unebenheiten, deren Zahl sich leicht verzehnfachen ließe, wobei noch erwähnt sein mag, daß Homers Sprache altdorisch (!) genannt wird (S. 152).

Von dem homerischen Haus sollte man klarere Vorstellungen erwarten, als der Verfasser sie zu haben scheint, auch von Aspasia eine andere Auffassung verlangen und für Tiberius bei einem Kenner Ferreros eine richtigere Anschauung voraussetzen dürfen.

Solche Dinge dienen dem Buche nicht zum Schmucke, und das ist sehr zu bedauern; denn es verdient sonst wirklich das Interesse aller, die für das Verständnis der Entwicklung der Geselligkeit „vom Opferschmaus zum Gastmahl der Weisen", unter der Republik und in der römischen Hofgesellschaft bis zu

den Liebesmählern der Christen eine geistreiche Führung wünschen. Ich hoffe daher, daß eine zweite Auflage alle die Mängel tilgt, die dem Werke jetzt noch anhaften.

Im Anschluß an Gleichen-Rußwurm sei kurz genannt ein anderes, das moderne Kultur zu schildern sich bemüht, ein Werk aber, vor dem eindringlich gewarnt sei! Ich meine A. Zacher, „Römisches Volksleben der Gegenwart" (erschienen im selben Verlag wie das oben besprochene). Es enthält zwar eine Menge von Einzelheiten, die mancher nicht weiß und vielleicht gern erfährt — es mangelt ihm aber durchaus an Ordnung und Gründlichkeit der Arbeit, an Sauberkeit des Stils und oft an Takt und Urteil: wie zahlreich sind die Schiefheiten der Darstellung, wie häßlich z. B. die zahllosen italienischen Ausdrücke im deutschen Text, die ganz in das Register hätten verwiesen werden müssen, wie überflüssig eine Menge Fremdwörter! Wer Gutes, Verständiges, Wertvolles über Rom und Römer lesen will, der wird wissen, daß es — um nur einige zu nennen — neben Goethe Stendhals „Römische Spaziergänge", F. von Th. Vischers „Briefe aus Italien", Moltkes „Wanderbuch", Richard Voß' „Du mein Italien!" gibt, die sich nicht in Krimskram verlieren, sondern in bedeutender Form Bleibendes gewähren.

Dr. W. Janell in Berlin-Steglitz

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Freiſinnige Kolonialpolitik unter Bismarck

Von Maximilian von Hagen in Berlin

Am 30. Mai ſtand im Reichstag eine freiſinnige Interpellation über die zwiſchen der Türkei, England und Deutſchland ſchwebenden Bagdadbahnverhandlungen zur Diskuſſion, die ein intereſſantes Licht wirft auf die Stellung der Linken zu Deutſchlands weltpolitiſchen Zielen. Wenn dieſe auch von der Regierung, wie immer wahrſcheinlicher wird, in Meſopotamien aus Rückſicht auf engliſch-ruſſiſche Reibungsmöglichkeiten kaum jemals in dem populären Sinne einer territorialen Fußfaſſung erfüllt werden dürften, weil man an der Kiderlenſchen Idee einer zentralafrikaniſchen Kompenſation größeren Stiles feſtzuhalten gewillt ſcheint, ſo bleibt doch, was uns hier allein intereſſieren ſoll, ganz gewiß: in jener Interpellation dokumentiert ſich ein bemerkenswerter Wandel der handelspolitiſchen Anſichten der Fortſchrittspartei, der im Hinblick auf den hier gewöhnlich herrſchenden Doktrinarismus nicht genugſam verblüffen mag.

Wie ſehr ſich im Laufe von nur dreißig Jahren der mancheſterliche Standpunkt dieſer Fraktion allmählich verſchoben hat, lehrt uns ein Rückblick auf die Bismarckſche Zeit, in der ſich die Freiſinnige Volkspartei zuſammen mit ihrer ſezeſſioniſtiſchen Abſplitterung als größter Hemmſchuh unſerer kolonialpolitiſchen Anfänge im Reichstage bewährte.

Damals — in der „Zeit des Tiefſtandes der deutſchen parlamentariſchen Verhältniſſe“ — erklärten ſich die deutſchen Mancheſtergenoſſen im Reichstage aus abſoluter Laisser-faire-Manie und aus kleinlichen Finanzrückſichten, die ihnen weſentlicher waren, als deren nationale und kommerzielle Bedeutung, prinzipiell gegen jede Kolonialpolitik. Und noch 1889 ſprachen ſie durch den Mund eines ihrer Propheten*): „Wir Freiſinnigen ſind nicht ſchuld daran, wie wir auf auch alle Ehren verzichten, welche dereinſt — in hundert Jahren ſagen die Vorſichtigeren — aus dieſen herrlichen Anfängen erblühen können.“ Nach

*) Bamberger, Die Nachfolge Bismarcks, Berlin 1889, Seite 15.

freisinniger Redeweise bewilligten sie daher für die „Kinderkrankheit" der jüngsten Großmacht praktisch nur soviel als notwendig war, um die Sympathien ihrer Wähler nicht ganz zu verlieren; im Frühjahr 1885 erklärten sie aber durch Stauffenberg theoretisch und offiziell nur zu dem von Bismarck in der denkwürdigen Budgetkommission vom 23. Juni 1884 eröffneten Kolonialprogramm ihre Zustimmung, um sie freilich wieder von jedesmaliger genauer Vorprüfung der innerhalb dieses Programms liegenden Vorlagen abhängig zu machen!

Ihr Haupt war Ludwig Bamberger*), der die Bismarcksche Kolonialpolitik im Reichstage vor allem erschwerte und von allem Anfang an bekämpfte, wie er allein schon die Samoavorlage tatsächlich zu Fall gebracht hatte. Die Art seiner oft skrupellos konsequenten Dialektik, die nach einem Worte Stephans**) seine Reden zur Hälfte richtig, zur anderen Hälfte aber doppelt falsch machte, gestaltete seine Diskussionen mit der Regierung vielfach unerträglich. Denn er verstand es nach Bismarcks Beobachtungen***) durch kleine Verdrehungen und Verschiebungen sich deren Argumente derartig schußgerecht zu machen, daß sie seine Anschauungen geradezu zu bestätigen schienen. Ihre Erklärung aber findet seine zersetzend und pessimistisch erscheinende Kritik mit ihrer völligen Verständnislosigkeit für die Bedeutung einer nationalen Schutzzoll-, Flotten-, Kolonial- und „Weltpolitik" (im modernen Sinne) in seiner völligen Abhängigkeit von traditionellen Zwangsvorstellungen. Mit seinem liberalen Ideal eines kosmopolitischen Individualismus dünkte ihn eben nur der absolute Freihandel vereinbar, während ihm jede nationale Schutzpolitik als Bindung der Kräfte erschien, sei es nun auf sozialem oder wirtschaftlichem Gebiete. Aus manchesterlicher Überzeugung und aus Furcht vor großen Ausgaben für Rüstungszwecke lehnte er darum auch jede staatliche Kolonialpolitik ab. Denn er betrachtete als ehemaliger vorsichtig spekulierender naturalisierter Pariser Bankier, den Bismarck als sujet mixte und darum nicht gerade als einen Vertreter der Majorität ansah†), staatliche Fragen mit privatwirtschaftlichen Augen. Er machte daher seine Zustimmung zu Regierungsvorlagen von der von Bismarck mit Recht (am 14. Juni 1884) ironisierten „Rollenverteilung" abhängig, nach der die Regierung zuvor die Rentabilität feststellen soll, obwohl es sich nach Bismarcks Gegenbemerkungen bei volkswirtschaftlichen Fragen doch nur um organische Entwicklung handeln kann. Nach der treffenden Beobachtung des Kanzlers††) sah Bamberger eben das Reich als Finanzinstitut an, das sich rentieren müsse und nicht als eine nationale Einrichtung, bei der es noch auf andere Faktoren und Gesichtspunkte ankommt.

*) Vgl. Wippermann, Allgemeine deutsche Biographie 46 (1902), 198 und H. Oncken, Preußische Jahrbücher 100 (1900), Seite 63 bis 94.

**) Petersdorff, Allgemeine deutsche Biographie 54, 493.

***) Reden X 278, 432, XII 544.

†) Reden IX 417 ff., 430 ff.

††) Reden XII 580.

Auf Bismarck wirkte das, was Bambergers sezessionistischer Gesinnungs- und Parteigenosse Theodor Mommsen*) an diesem „die in der Tiefe seiner Leidenschaft begründete Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens und Handelns, seine dem Poltern und Schelten ebenso wie dem Schmollen und Grollen absagende und dadurch so überlegene Politesse du coeur, die völlige Freiheit von Bitterkeit und Eigensinn" genannt hat**), wie ein rotes Tuch. Er sah in seinem zersetzenden Widerspruch nur eine höhnende Persiflage seiner neuen Politik, die dadurch dem Fluche der Lächerlichkeit verfalle, und bekämpfte eine Opposition, die mit ihrem Pessimismus erkältend und diskreditierend wirkte einer Politik gegenüber, die mit nationaler Begeisterung begonnen worden war***).

Den tieferen Grund der Bambergerschen Opposition, wie wir ihn oben angegeben haben, konnte er freilich nicht einsehen. Bamberger traute von seinem Standpunkte aus dem Kanzler in den wirtschaftlichen Fragen der inneren Politik überhaupt nicht. Er bekämpfte daher die Dampfervorlage, die er für undurchsichtig und unbegründet hielt. Denn er erkannte nur die Bedeutung des deutschen Verkehrs mit den Vereinigten Staaten an, die er als das naturgemäße Absatzgebiet für überschüssige deutsche Bevölkerung ansah. Einer Monopolisierung der Auswanderung, die er von der Kolonialpolitik erwartete, widerstrebte er ebenfalls, ohne den Bismarckschen Äußerungen zu glauben, die dem von vornherein widersprachen†). Zudem behauptete er, daß der deutsche Export auch mit fremden Schiffahrtslinien gut gefahren sei und bestritt theoretisch überhaupt die Erfolge der Dampfersubventionen, wie er sie praktisch bei anderen Staaten leugnete. Denn er sah von seinem doktrinären Standpunkt aus in jeder Staatssubvention nur heillose Verschwendung und gewaltsames Eingreifen in

*) Dessen Kampf gegen Bismarcks neue nationale Wirtschaftspolitik oder wie er sich ausdrückte „die Wirtschaftspolitik der neuen Propheten", die er in der berüchtigten Charlottenburger Wahlversammlung vom 24. September 1881 „nicht blos eine Politik der gemeinsten Interessen, sondern auch des Schwindels" nannte (was ihm das bekannte Satyrspiel vor Gericht eintrug, vgl. Hartmann, Biogr. Jahrb. IX [1904], 494 ff., auch Pöhlmann, aus Altertum und Gegenwart II, München 1911, Seite 340); diesen Kampf hat jetzt auch sein Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl, Eduard Meyer (Kleine Schriften, Halle 1910, Seite 548 f.), unumwunden mit den Worten bedauert: „in ihm hat er gezeigt, daß auch der größte Theoretiker versagen und in seiner Haltung unsicher werden kann, wenn es auf das praktische Handeln und den Willen zur Tat ankommt", eine Beobachtung, die E. Meyer zum Unterschied von Tat- und Kulturgenies mehrfach fein formuliert hat, vgl. Gesch. d. Altert. I, 2. Aufl. (1907) 173 ff., dazu in seiner Schrift „Zur Theorie und Methodik der Geschichte" (Halle 1902) und in dem Vortrag über „Humanistische und geschichtliche Bildung" (Berlin 1907), wo er die Schwere eines mit Verantwortung gefaßten Willensentschlusses der „eminenten" Persönlichkeit, den scheinbar kleinen Schritt vom Denken zum Handeln und somit die wahre Größe einer historischen Tat — gerade für den Historiker, der das Werdende aus dem Gewordenen begreift, als schwer erreichbar hinstellt.

**) Mommsen, Reden und Aufsätze, 2. Auflage 1905, Seite 471.

***) Reden X 188, 278, XII 539, 550, 583.

†) Vgl. meinen Aufsatz darüber in Heft 1 der Grenzboten von 1913.

gesunde wirtschaftliche Bewegungen und befürchtete vor allem die Verstaatlichung der deutschen Reederei*). In kolonialpolitischer Beziehung war er oppositionell, weil ihm immer noch die Samoavorlage im Kopfe spukte. Er sprach darum immer wieder von „nebelhaften" Kolonialprojekten, wobei ihm die durch schwindelhafte Anlage mißglückte Unternehmung des Marquis de Rays in Neu-Irland vorschwebte. Er verwarf auch die Postdampfervorlage in Bausch und Bogen, weil er sie mit faulen Gründungen in Verbindung brachte, wodurch er beinahe die geheime Errichtung des Hamburger Handels- und Plantagenunternehmens der Südseeinseln aufgedeckt und vereitelt hätte. Auch hierin hatte er den Beifall seines großen Parteifreundes Mommsen, der an seinem Grabe meinte**): allerdings ist es ihm nicht gelungen, „dem gesunden (!) Menschenverstand gleichfalls zu seinem Recht zu verhelfen"; vielmehr habe er, dem das Kredit und Debet des kolonialen Gründertums (!) im Auslande klar geworden sei, vergeblich gegen den „Mut der Unwissenheit und seine politische Ausnutzung" gestritten, vergeblich auch den größten aller staatlichen Opportunisten rechtzeitig gewarnt!

Betrachten wir diese Warnungen, die Bismarck von einem weltgeschichtlichen Schritte abhalten sollten! Am 23. Juni 1884 richteten sie sich gegen „Nasenstüber", die die Flaggenhissungen in den Kolonien dem Reiche bringen würden: wenn nicht zu Bismarcks Zeiten, so doch später, sobald sein persönlicher Einfluß drohende Gefahren nicht mehr beschwören könne und die realen Machtmittel zu ihrer Verhinderung fehlen würden. Fürchtete doch Bamberger, England freue sich über Deutschlands Kolonialpläne, die es in Verwicklungen bringen und leichter angreifbar machen würden. Bismarck aber hatte nicht den Mut dieser Bankerotterklärung auf überseeische Unternehmungen, zudem besorgte er bei Deutschlands Bündnisfähigkeit keine Gefahren für den Frieden***). Tatsächlich ließ sich auch mit solcher Ängstlichkeit keine große Politik verfolgen. Mit Recht betont Bismarcks kolonialpolitischer Paladin Heinrich von Kusserow†), „daß wir in den Jahren 1884/85 überhaupt keine Kolonien erwerben konnten, ohne hierbei auf den Einspruch oder einen durch die Nachbarschaft irgendeiner Kolonie begründeten sogenannten geborenen oder geographischen Anspruch zu stoßen". Wenn aber Bamberger den Kanzler warnen zu müssen glaubte, die Ehre des Reiches nicht nach den Inspirationen eines jeden abenteuernden Deutschen zu engagieren, so durfte Bismarck darin mit Recht eine Geringschätzung seiner Urteilsfähigkeit und Sachkunde sehen, da es doch klar war, daß er sich nicht „mit der ganzen Schwerfälligkeit der deutschen Rasse" für jeden hergelaufenen Lump festgelegt haben konnte††).

*) Reden X 158 ff.
**) a. a. O. 472.
***) Reden X 194 ff., 214.
†) Deutsche Kolonialzeitung 1899, Seite 404.
††) Reden X 210.

Nachdem dieser Angriff abgeschlagen war, warnte Bamberger am 26. Juni vor „Schützenfeststimmung", womit er den kolonialen „Völkerfrühling" ironisierte. Bismarck antwortete, daß die kolonialpolitische Überzeugung tief in den gebildetsten Volkskreisen wurzele und fragte Bamberger ein andermal, ob er auch alle englischen Anstrengungen, die deutsche Kolonialpolitik zu verhindern, für eine phantastische „Schützenfestlaune" halte; auch erklärte er, daß er keine „Schützenhausstimmung" von der Nation verlangt habe, sondern nur ein gewisses Verständnis, das entschlossen sei, die neue Regierungspolitik allen Widerständen gegenüber zu unterstützen*).

Weniger zu widerlegen waren die parteipolitischen Argumente Bambergers. Wer keine Kolonialpolitik will, ist durch Gegenargumente auch nicht zu überzeugen. Und was ließ sich auch ohne Erfahrungen gegen die Behauptung sagen, daß die Erweckung der Hoffnung auf deutschen Schutz im Ausland die Auswanderung, die noch kurz zuvor ihren Höhepunkt erreicht hatte, um ohne jeden vorher anzugebenden Grund von selbst wieder abzunehmen — gewissermaßen prämiieren werde, zumal Bismarck über diese Frage so schwankende Vorstellungen hatte? Was ließ sich machen, wenn eine Partei die Kosten verweigerte, die jener Schutz beanspruchen würde, weil sie eben diesen Schutz überhaupt nicht wollte?**)

Der andere gefährliche liberale Antipode Bismarcks war, wenn auch nicht so fanatisch wie Bamberger, Eugen Richter, dessen letztes Ziel schon lange nichts anderes war, als der Kampf gegen den großen Kanzler***). Dieser negative doktrinäre Kritiker aus Prinzip versagte von vornherein (schon am 23. Juni 1884) der Kolonie jede finanzielle Unterstützung, weil er Demonstrationen gegen das vetterliche England befürchtete, mit dem Deutschland nicht brechen dürfe. Er entwickelte dabei nach Bismarcks Bemerkung†) die Gabe, die Äußerungen der Regierungsvertreter in einer Weise zurechtzustellen, daß sie nicht wiederzu-

*) Reden X 385, XI 54, 78, vgl. meinen Aufsatz über „Bismarcks parlamentarische Kämpfe um die Kolonien" im Neuen Deutschland vom 10. Mai 1918.

**) Die Frankfurter Zeitung, zu deren Anschauungen sich auch die deutsche Volkspartei auf ihrem Parteitag im September 1889 in Kaiserslautern bekannte, schenkte nur der „anfangs maßvollen Politik" Bismarcks ihr vollstes Vertrauen, warnte dagegen vor jeder „übereilten Annexionspolitik" — als ob man anders als „übereilt" annektieren könne! — in der beklemmenden Überzeugung, daß ein Reich, das nach Moltkes Ausspruch noch 50 Jahre mit den Waffen in der Hand seinen Besitzstand zu sichern haben werde, unmöglich das Wagnis einer verspäteten Kolonialpolitik unternehmen und damit den Keim zu unabsehbaren internationalen Verwicklungen legen dürfe. Daher wandte sie sich gegen jede kriegerische Eroberungspolitik und deren weltpolitische „Auswüchse" und zog für die Zukunft aus den Erfahrungen der Bismarckschen Kolonialpolitik und ihrer Gefahren für den europäischen Frieden die Lehre: „Je weniger Reibungen wir im schwarzen Erdteile haben, desto mächtiger sind wir in Europa" (vgl. Gesch. d. Frankfurter Ztg., Große Ausgabe 464, 468).

***) Vgl. Rachfahl, Zeitschrift für Politik V 303, 306, 312, 372, Harden, Köpfe I (Berlin 1910), Seite 211 ff.

†) Reden X 201.

erkennen waren, und aus ihnen den Stoff zu nehmen, um wirksame Kritik üben zu können. Unsympathisch und unbequem war dem Kanzler dabei aber besonders Richters Widerspruch und Erörterung heikler internationaler Fragen. Denn diese vertrügen nach seiner immer wieder geäußerten Ansicht das Tageslicht nicht, würden aber gerade deswegen von den Freisinnigen ausgebeutet, weil sie darin den wunden Punkt getroffen zu haben glaubten, auf dem sie zugunsten des Auslandes und zum Schaden Deutschlands reiben könnten: „Da kann die Regierung Mißerfolg haben ... dann wird triumphiert in allen freisinnigen Blättern: vollständige Niederlage des Fürsten Bismarck!*)" Denn nach Bismarcks Behauptung galt Richter dem Inland für „kompetent in europäischen Fragen, den fortschrittlichen Kreisen aber, gestützt durch seine Presse, für die geborene Autorität" und den unbestrittenen Diktator; das Ausland aber sah in ihm angeblich den bedeutendsten Oppositionsführer, also den Vertreter einer Volksmajorität, und England zumal — nach seinen parlamentarischen Begriffen — den künftigen Minister, der zurzeit der herrschende Punkt im politischen Leben Deutschlands sei**).

Darum ließ sich Bismarck, der ihn trotz seiner ungefälligen Manieren als unbestechlichen Charakter und als vorzüglichen Redner schätzte, wenn er auch vielfach seinetwegen den Reichstag verließ, was Richter niemals wieder vergalt***), immer in lange Polemiken über an sich harmlose Äußerungen Richters ein, um Mißverständnissen im Auslande vorzubeugen. Er betonte, Richters Parteinahme für die englische Auffassung der Lage „bei divergierenden und rivalisierenden Interessen zweier Nationen" habe ihm seine Versuche, eine Übereinstimmung auf einem für Deutschland möglichen Boden zu finden, erschwert und die Stellung der deutschen Regierung in ihren Verhandlungen mit London notwendig geschwächt†). Zum besonderen Vorwurf aber machte er es ihm, daß er bei seinem Eintreten für England, gegen dessen Annexionspolitik Richter den Reichstag nicht engagiert wissen wollte, neben der Stammesverwandtschaft, den historischen Traditionen und der ganzen Entwicklung auch die dynastische Verwandtschaft als ausschlaggebend für das Verhältnis zu England erwähnte. Denn er glaubte, in der Berührung der dynastischen Beziehungen weniger den Ausdruck von Richters Royalismus und Patriotismus zu sehen, der ihm wenig Vertrauen einflößte, als den immer von Gegnern der Dynastie gemachten Versuch, dieselbe dadurch zu schädigen, daß ihre Interessen in den Vordergrund internationaler Verhandlungen geschoben würden, bei denen es doch allein auf nationale Interessen ankäme. Er wies daher aus Beispielen aus der Geschichte nach, daß auch weiterhin das Gewicht der deutschen Dynastien und insbesondere der kaiserlichen „unter allen Umständen jederzeit auf seiten der nationalen

*) Reden X 214, XII 555.

**) Reden X 375, XI 55, 92, 120, 134 f., 145, 371, 375.

***) Poschinger, also sprach Bismarck III 327, Rachfahl a. a. O. 372 ff.

†) Reden XI 99, 119 f.

Interessen und niemals auf der Seite der fürstlichen Verwandtschaften in die Wagschale fallen würde*).

In Wirklichkeit bekämpfte Bismarck, wie man auch aus Buschs Tagebuchblättern herausfühlen kann, in Eugen Richter den Führer der „Kronprinzenpartei", der mit Windthorst zusammen bei dem nahenden Thronwechsel den Kanzler zu stürzen hoffte und sein Ansehen noch zu seinen Regierungszeiten bei Hofe zu untergraben suchte, indem er das der Krone gefährliche Märchen vom Hausmaiertum erfand: mochte der Kanzler auch überzeugt sein, daß die erwartete „liberale Ära" mit der Thronbesteigung des späteren Kaisers Friedrich ein Ende haben werde, da dieser nach seiner ganzen Natur lieber Hammer als Amboß sein würde und sein olympisches Hoheitsgefühl gegen ein Königtum unter der Vormundschaft des Freisinns spräche**).

Wenn Richter schließlich am 10. Januar 1885, um seine Verwahrung vom 26. Juni 1884 zu verwirklichen, daß sich seine Partei nicht von dem Grundsatz leiten lasse: diesem Ministerium keinen Groschen, sondern von der Devise: diesem Ministerium nicht jeden Groschen! — was Bismarck übrigens auch nur ironisch akzeptierte — unter dem Druck der Volksstimmung der Kolonialpolitik Bismarcks als übereinstimmend mit dem Regierungsprogramm vom 23. Juni 1884 beipflichtete, so verweigerte er seine Zustimmung am 4. Februar zur Neu-Guineapolitik, weil sie darüber hinausgehe. Daß seine gelegentliche Zustimmung zur neuen Politik opportunistischer Laune und nicht staatsmännischer Einsicht entsprang, bewies jedoch seine Stellung zur Postdampfervorlage, die er „nach seiner Gewohnheit zu verfahren"***) für ein Wahlmanöver hielt: womit er zweifellos auch die Ansichten des Auslandes bestärkte, das erst recht Bismarcks am 3. Februar 1866 im preußischen Abgeordnetenhaus geäußerten Grundsatz vergessen hatte: „Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen." Zur Höhe einer kolonialfreundlichen Demokratie, die in der Weltpolitik die Möglichkeit zu freier Betätigung der mittleren und unteren Klassen sieht, vermochte sich Richter eben niemals aufzuschwingen, was Carl Peters für einen Beweis seiner politischen Unfähigkeit erklärt†). Seine Art, das Schreckgespenst eines Krieges des „deutschen Landwehrmannes" mit afrikanischen Wilden an die Wand zu malen, sowie die lange Zeit übliche fortschrittliche Beurteilung kolonialer Fragen, die ohne Sinn für organische Entwicklung nach kurzer Zeit schon von verkrachten Geschäften und unbestritten ödem Besitz sprach, die Südwestafrika für eine baum- und wasserlose Sandwüste hielt††), obwohl

*) Reden XI 99 f., 118 ff., 124, XII 155.

**) Gedanken und Erinnerungen II 333 ff: Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck, N. F. 43; Poschinger, Also sprach Bismarck III 224; Busch III 89 ff., 164, 192 ff., vgl. jetzt auch G. Freytags Briefe an seine Gattin.

***) Grenzboten 1884, III 161.

†) Zur Weltpolitik 113 f.

††) Schon Herbert Bismarck bemerkte in der Reichstagssitzung vom 27. November 1889, daß „dahinter" gutes Weideland liege, das eine gute Viehzucht verspreche (Penzler, Herberts

man damals davon nur wenige Quadratmeilen dieses entwicklungsfähigen, für Viehwirtschaft hochgeeigneten Landes kannte: das alles beweist, daß Richter in der Tat jedes kolonialpolitische Verständnis abging.

Hervorgetreten ist unter den Freisinnigen im Kampfe gegen die Kolonialpolitik besonders noch Rudolf Virchow*), den seine Partei nach Zurückweisung ihrer Argumente als letzten in die Arena vorschob, damit er die neue Politik mit wissenschaftlichen, tropenhygienischen Waffen bekämpfe. Seine Autorität in kolonialen Fragen beanstandete Bismarck freilich, weil sie nicht aus empirischer Kenntnis hervorging, so sehr er sie in theoretischen Fragen der Klimatologie und Anthropologie anerkannte. Virchows Vorwurf, daß Bismarck gerade die Malariaplätze zu Kolonien ausgesucht habe, die die Weißen bisher mit Beharrlichkeit vermieden hätten, wies Bismarck mit der schon erwähnten Erklärung zurück, daß nicht er, sondern der deutsche Handel sie mit der Bitte um Schutz ausgewählt habe und daß er diesen gewähren mußte, ohne erst an das medizinische Amt und seinen Leiter die Frage stellen zu dürfen: „Können Sie mir auch ein Sanitätsatteſt für das Klima abgeben?“**) Zudem erklärte er die Kolonien für Versuchsstationen, deren Aufgabe immerhin möglich sei, und erinnerte daran, wie oft für solche von Medizinern enorme Gelder verausgabt würden, während das Reich zum ersten Male sich derartige Experimente gestatte. Virchows Annahme, daß Deutsche sich erst „im Laufe von vielen Jahrhunderten“ dort akklimatisieren würden, modifizierte er durch den Hinweis auf die Hanseaten, die dort leben, „ohne wie die Fliegen dahinzusterben“. Dabei vergaß er freilich zu bedenken, daß Virchow unter Auswanderern nach den Kolonien deutsche Bauern meinte, die in der Tat ohne die Mittel und Erfahrungen der Vertreter der großen hanseatischen Handelshäuser sicherlich anfangs den Strapazen des Lebens in ungewohnten Klimaten nicht gewachsen gewesen wären***). Leider war ihm aber ein Faktor, den Einsichtige†) schon damals zur Erklärung des afrikanischen Fieberrenommees fanden, noch unbekannt. Hätte er geahnt, daß die Kaufleute durch möglichst schwarze Schilderungen der afrikanischen Lebensbedingungen sich nur die Konkurrenten tunlichst vom Halse halten wollten, so würde er auch Virchows Argumente,

---

Reden 71); der Altreichskanzler aber versuchte die angedeuteten Behauptungen, die immer wieder widerlegt werden müssen, weil sie von der Linken noch immer nachgebetet werden (vgl. Böhm, Zeitschr. f. Kolonialpol. usw. 9 [1907], 251 ff.), nur mit seiner schon erwähnten Überzeugung von der Urteilsfähigkeit der deutschen Kolonialpioniere in die Wege unserer Kolonien zu entkräften.

*) Reden XI 131 bis 142.

**) Heute gibt das Reichskolonialamt (bei E. S. Mittler u. Sohn) Medizinalberichte über die deutschen Schutzgebiete heraus.

***) Vgl. dazu etwa H. Ziemann, Gesundheitlicher Ratgeber für die Tropen, 4. Auflage, Berlin 1913, und Ruge-Berth, Tropenkrankheiten und Tropenhygiene, Leipzig 1912.

†) Vgl. Charpentier-Zimmermann, Entwicklungsgeschichte der Kolonialpolitik des Deutschen Reiches, Berlin 1886, Seite 86.

diese letzte Waffe des Freisinns entkräftet haben, die mit dem Gespenst von Fieberhöhlen und Sandwüsten — übrigens die gleichen Titel, die man einst den jetzt schon längst blühenden australischen Ansiedlungen gab — gegen die Kolonialpolitik der Regierung anzurennen suchte.

Die Bedeutung der englischen Kinderauswanderung nach Kanada

Von Dr. E. Munzinger in Berlin

Über die Kinderauswanderung aus England ist in Heft 45 vorig. Jahrgs. und in Heft 29 dieses Jahrgs. berichtet worden.

Um zu einem abschließenden Urteil über Wert und Unwert der Kinderauswanderung zu gelangen, müssen die drei beteiligten Faktoren: Kind, England, Kanada berücksichtigt werden. Mrs. Joyce, eine gründliche Kennerin der Verhältnisse hüben und drüben, zieht in kurzen Worten dieses Fazit: „Ein jedes dieser Kinder ist im alten Lande überflüssig und in Kanada*) soviel wert als sein Gewicht in Gold beträgt." Ein lakonisches Urteil, das im folgenden zu prüfen und — zu beweisen ist.

Welches Kind ist überhaupt zur Auswanderung geeignet? Wir sind in den besitzenden Klassen leicht geneigt, an Proletarierkinder den Maßstab der behüteten und verwöhnten Kinder unserer Kreise zu legen, das geringe Maß von Verantwortungsgefühl und Initiative auch bei Kindern der unteren Klassen vorauszusetzen. Wer aber einmal in sozialer Jugendarbeit gestanden hat, weiß, wie viel selbstbewußter, leistungsfähiger, unternehmender, verwegener die Kinder der „Gasse" heranwachsen, die von keiner elterlichen Fürsorge behütet, von keiner Gewalt Erwachsener eingeschüchtert, sich inmitten eines frühzeitigen Kampfes ums Dasein entwickeln. Und die Auswanderungsfrage — das muß man stets gegenwärtig haben — berührt in erster Linie nur solche Kinder, denen aus irgendeinem Grunde ein fürsorgliches Heim fehlt. Die Auswanderung ist zudem ein freiwilliger Willensakt von seiten des Kindes, niemals die Frucht von Überredung und Vergewaltigung.

Zwar Anstaltskinder mögen unter einer gewissen Suggestion stehen, insofern, als es als eine Auszeichnung gilt, „kanadatüchtig" zu sein. Auswandern

*) Each too many in the old country, each worth his weight in gold in Canada.

heißt soviel, wie eine Belohnung, ein Diplom erhalten und wir wissen, welche Kraft von diesen kleinlichen Ehrgeiz und Überhebung züchtenden Erziehungsmitteln ausgeht.

Die Abenteuerlust und der Unternehmungsgeist der Straßenkinder mag in dem Anstaltsleben, das bei den meisten Kindern der Auswanderung Jahre hindurch vorangeht, in ein latentes Stadium geraten, doch sicherlich hat, gerade für diese Sorte Kinder, die die ungebundene Freiheit der Straße mit dem eng gebundenen Anstaltsleben vertauschten, der Gedanke an Kanada, das sie von dem Zwang der Anstalt befreit, viel Verlockendes. Und gerade das Kind, dessen lebendiger Drang nach Freiheit noch nicht verkümmert ist, wird sich in Kanada leichter und erfolgreicher akklimatisieren, als das initiativlos gewordene brave Anstaltskind, das sich zur Auswanderung bestimmen läßt, weil diese sozusagen einen Tugendpreis bedeutet.

Denn welcher Art ist das Leben, welches das Kind auf einer kanadischen Farm erwartet? Sicherlich kein „Tischlein deck dich" des Anstaltslebens, keine Fülle gleichaltriger, wetteifernder Kameraden, keine bis aufs kleinste bestimmte Hausordnung, aber eine Fülle ungewohnter Dinge für Stadtkinder, grobe, ja schwere Arbeit in Haus, Stall und Feld, ein kleinster Kreis auf einsamer Farm, nicht allzuviel Fürsorge und Teilnahme, und ein gut Teil Selbstverantwortung und Selbständigkeit. Der Kanadier ist von Natur kinderlieb und menschenfreundlich, aber dabei gar nicht weichlich und rücksichtsvoll, eher herb, barsch, kurz angebunden im Verkehr und hat durchaus nicht die verbindlichen Umgangsformen, die in England selbst in den unteren Ständen und ganz gewiß im Anstaltsleben selbstverständlich sind. Daher ist für jedes Kind, das so erwartungsfroh das neue Land betritt, mit solcher Ungeduld seinem neuen Heim entgegenharrt, die erste Zeit voll Enttäuschung und Heimweh — es sei denn, es habe mit seinem „boss" besonderes Glück gehabt. Je jünger das Kind, desto kürzer diese schmerzhafte Zeit der Anpassung.

Gerade die leichtere Anpassung, die regere Aufnahmefähigkeit und intensivere Assimilationskraft junger Menschen bilden den großen Vorzug jugendlicher Verpflanzung in fremden Boden. Doch allzu zarte Jugend taugt hier nicht. Sie ist in einem Lande, in dem der Winter lang und kalt und der Sommer sehr heiß ist, leicht verhängnisvoll. Mangelhafte Kanalisation und unhygienische Milchwirtschaft erhöhen die sommerliche Gefährdung*). Daher hat es sich gezeigt, daß, trotz der kanadischen Beteuerungen: „je jünger, je besser," bei dem üblichen System der Auswanderung eine untere Altersgrenze — Barnardo emigriert vom achten Jahre ab — gezogen werden muß.

Im allgemeinen wird sich ein Kind leichter an die kanadische Ernährungsweise als an die Arbeitsweise gewöhnen. Auf einer Farm Ontarios pflegt der

*) Kanadas Kindersterblichkeit ist an und für sich sehr hoch. So betrug nach Vignes (La verité sur le Canada) in einer Augustwoche 1907 in Montreal die Kindersterblichkeit 56,79 Prozent, in einer Juliwoche 75 Prozent aller Kinder unter fünf Jahren.

Tisch dreimal am Tage reichlich und mit sorgfältig zubereiteten Speisen bedeckt zu sein. Aber ehe um 6 Uhr das Frühmahl mundet, ist schon ein gut Stück Arbeit getan, bei der auch Kinder beizeiten mit angreifen, wenn es Kühe melken, Schweine füttern, Hühner besorgen u. a. m. gilt. Die Gefahr der Überarbeitung ist bei Knaben zweifellos vorhanden. Der Farmer stellt oft nur aus Unbedacht an englische Stadtkinder Anforderungen, denen seine eigenen oder andere kanadische Sprößlinge ohne weiteres gewachsen sind. Von Mädchen wird in Kanada, wo man das weibliche Geschlecht, wie in den Vereinigten Staaten, hochachtet und auf jede Weise schont, niemals schwere körperliche Arbeit verlangt. Ihre Arbeit besteht in Kinderhüten und häuslicher Betätigung. Kontraktlich wird sogar festgelegt, daß Mädchen nicht zur Feldarbeit herangezogen werden dürfen.

Neben dem Arbeitsmaß bildet der Schulbesuch einen der strittigen Punkte, deretwegen die Inspektion der Kinder unentbehrlich ist.

Das Schulwesen ist in Kanada theoretisch geradezu vorzüglich nach dem Muster maßgebender europäischer Länder ausgearbeitet, und auch in dem Kolonisationsplan der Dominion nimmt es eine wichtige Stelle ein. In den östlichen Provinzen, die ja ausschließlich für die Kindereinwanderung in Betracht kommen, herrscht sogar, wie bei uns, gesetzlicher Schulzwang. Er wird aber nicht streng durchgeführt und es bedarf nachdrücklicher Kontrolle, um den Kindern das nötige Maß an Schulweisheit zu sichern. Die Kinder gehen gern zur Schule, denn hier zeigt sich, im Gegensatz zum Farmerleben, englische Überlegenheit. Preise und Belobigungen werden mit Vorliebe von jungen Briten eingeheimst und ihre Anwesenheit wirkt geistig anregend auf die ganze Klasse.

Von großem Wert für die jungen Einwanderer ist der durch und durch demokratische Sinn, der Leben und Gewohnheiten des kanadischen Volkes durchzieht. Auf einer kanadischen Farm gibt es wohl Befehlen und Gehorchen, wie es die Arbeit heischt, aber kein soziales Unterworfensein, keine soziale Scheidewand zwischen dem, der befiehlt und dem, der gehorcht. Kein Knecht würde zum Beispiel auf einer kanadischen Farm arbeiten, wo ihm der Platz an dem Familientisch bei den Mahlzeiten verweigert würde. Ein Kind wird erst recht in den Kreis der Familie völlig aufgenommen und sehr häufig entwickeln sich Beziehungen, die den Vergleich mit den besten Eltern- und Kindesgefühlen aushalten. Das kommt auch in Europa vor, aber selten und nie in so natürlicher und selbstverständlicher Weise wie in Kanada, wo vielleicht die Abgeschlossenheit des Farmerlebens das Ineinandereinleben besonders begünstigt.

Nicht jedem Kind gelingt es, in seinem neuen Heim Wurzel zu fassen. Dann werden Kind und Heim gewechselt und eine neue Konstellation versucht. Liegt Mißverhalten des Kindes vor, so kehrt es auf einige Zeit in das Empfangsheim zurück, bevor der Versuch einer anderweitigen Unterbringung gemacht wird. Unverbesserliche Kinder werden meist nach England zurückgebracht, ehe sie mit den

kanadischen Strafgesetzen in Konflikt geraten sind und dann gesetzlich deportiert werden müssen*).

Früher mußte jeder Verein mit einem gewissen Prozentsatz solcher rechnen, die ihm vorzeitig aus den Augen entschwanden, deren Spur verloren ging. Heute, da das Land stärker bevölkert, dem Verkehr mehr erschlossen ist und sich im Besitz einer vorbildlich tüchtigen Polizei befindet, kommt dies nur noch vor, wenn ein Junge die Grenze der Vereinigten Staaten überschritten oder sich den großen Holzarbeiterlagern in den Urwäldern zugesellt hat.

Einem Kinde ist es gleichgültig wer für die Kosten seiner Erziehung aufkommt. Mit vierzehn Jahren aber kann es bereits selbst den Vorteil erkennen, den es gegenüber gleichalterigen Kameraden in der Heimat hat. In Kanada kann ein junger Mensch sich seine Arbeit frei aussuchen, jeden Beruf erschließen. Niemals ist er genötigt des schnellen Verdienstes wegen eine Arbeit zu wählen, die in eine Sackgasse führt, oder zeitlebens in abhängiger Dienststellung zu bleiben. Bei der großen Leichtigkeit auf allen Gebieten Arbeit und Verdienst zu finden, läuft er allerdings Gefahr, der Veränderungssucht zu verfallen und in keinem bestimmten Berufe heimisch zu werden.

Für eine Durchschnittsbegabung ist der Beruf eines Landwirts in Kanada besonders aussichtsreich, solange die Regierung in den westlichen Provinzen Freiland zu sehr günstigen Bedingungen abgibt. Wer zu diesem Beruf Lust hat, kann schon in jungen Jahren, sobald er sich als Farmgehilfe mit einem Lohn von 400 bis 1200 Mark pro Jahr die nötigen Kenntnisse und das erforderliche Kapital von 1200 bis 3000 Mark erspart hat, eine „home stead" gründen, d. h. sich von der Regierung die 160 acres (1 acre = 0,7 ha) Freiland anweisen lassen. Die einzigen Verpflichtungen, die er übernimmt, sind: abgesehen von einer geringen „entrance" Gebühr von 40 Mark, alljährlich 3 acres Land in kulturfähigen Zustand zu bringen, innerhalb eines Jahres ein bewohnbares Haus zu errichten und während drei Jahren mindestens sechs Monate alljährlich auf der Farm zuzubringen. Nach wenigen Jahren tüchtiger, anstrengender Arbeit kann er ein wohlhabender, selbständiger, freier Grundbesitzer sein.

Wer handwerkslustig ist, kann zu jedem Meister unentgeltlich in die Lehre gehen und braucht kein ungesundes Handwerk zu ergreifen. Sie alle — auch Schuster und Schneider — nähren ihren Mann und mehr in Kanada.

In die höheren Berufe des Kaufmanns, Mediziners, Pfarrers u. a. m. aufzusteigen, ist in Kanada nicht schwer. Die sekundären Lehranstalten kann man ohne Schwierigkeiten unentgeltlich besuchen und wie in den Vereinigten Staaten haben Studierende lange Sommerferien, in denen sie mit einem beliebigen „job" sich die Mittel für die winterlichen Studienmonate verdienen können.

*) Es spricht für die Umsicht der Anstaltsleiter, daß nur 8 Prozent der Kinder in das Heim zurückkehren. Auch bei diesen sind weniger Charakterfehler oder Abneigung die Ursache des Mißerfolgs, als die gesundheitliche Schwäche des Bettnässens.

Auch Mädchen, die im allgemeinen dem Dienstmädchenberufe zugeführt werden, können ebenso leicht in höhere Berufe gelangen. Die meisten indes verschaffen sich durch Heirat eine sozial günstige Stellung. Aber trotz der fast unbegrenzten Aufnahmefähigkeit des Landes für Mädchen und ihrer aussichtsreichen Zukunft, werden viel weniger Mädchen als Knaben emigriert. Die Verantwortung der Vereine Mädchen gegenüber ist an und für sich schwerwiegender, und die Ansprüche an Überwachung der weiblichen Schutzbefohlenen sehr viel größer. Aber abgesehen davon ist die geringere Zahl der auswandernden Mädchen auch in den englischen Verhältnissen begründet. Es gibt weniger gefährdete Mädchen als Knaben (es kommen nur selten weibliche Straftaten vor das Jugendgericht) und beim Abschluß der Anstaltserziehung bietet die Unterbringung, bei dem großen Mangel an Dienstboten in England, keinerlei Schwierigkeiten.

Im allgemeinen erfreut sich die Kinderauswanderung in England des wohlwollenden Interesses sachverständiger Kreise und hat sich zu einem selbständigen Faktor im englischen Emigrationswesen entwickelt.

England mit einer Bevölkerungsdichte von 450 Menschen pro Quadratmeile ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Agrikultur und Industrie zur Erhaltung seines Status quo auf einen steten Abfluß seiner noch regen Bevölkerungszunahme angewiesen. Und zu diesem Zwecke bietet ihm sein reicher Kolonialbesitz treffliche Möglichkeiten. Kanada und Australien, diese großen Kolonialgebiete, sind noch unabsehbare Zeitläufe hindurch imstande, Einwanderungsströme aufzunehmen, zu absorbieren und der Entwicklung ihres Landes dienstbar zu machen. England ist daher in der glücklichen Lage die große Menge seiner Auswanderer dahin dirigieren zu können, wo sie unter englischer Flagge als Bürger des „Greater Britain“ ihr neues Leben aufbauen können, ja, als Sendboten des großen Empiregedankens, fast eine nationale Mission zu erfüllen haben. Denn zu dessen Verwirklichung bedarf es in den Kolonien einer steten Stärkung des britischen Elementes gegenüber dem starken Zufluß so vieler anderer Nationalitäten, deren Einfluß leicht in entgegengesetzter Richtung, zugunsten einer Lostrennung, einer Verselbständigung der Kolonie wirken könnte. Ohne Zweifel ist sich England heute klar, daß für seine Erhaltung der Rückhalt an seinem überseeischen Besitz politisch und ökonomisch unentbehrlich geworden ist. Daher sieht die Regierung ohne Mißfallen die lebhafte Immigrationspropaganda seiner Kolonien, und unterstützt sie sogar durch eine besondere, dem Kolonialdienst angegliederte Behörde, die „Emigration Information Office“, die bestrebt ist, den alljährlichen Auswanderungsstrom möglichst in die Gebiete zu leiten, wo er dem eigenen Interesse am besten dienen kann.

Auswanderung aber bedeutet heute, da alle Einwanderungsländer mehr oder weniger rigorose Einwanderungsgesetze erlassen haben, nicht mehr einen Abfluß eigentlicher Surplusbevölkerung. Ein beliebiges Abschieben aus Gefängnis, Besserungsanstalt oder Arbeitshaus in die Kolonien gibt es nicht mehr. Nur

der physisch Leistungsfähige, der geistig Normale, der moralisch Unverdorbene ist heute für die Kolonien gut genug. Alle brüchigen, anrüchigen Existenzen bleiben dem Lande erhalten, während ein Strom kräftiger, gut veranlagter Menschen, Erwachsene und Kinder, alljährlich das Land dauernd verläßt. Eine Rückkehr erfolgt in erster Linie nur seitens der Deportierten, durch die die Reihen der „unemployables" in England wieder anschwellen. Eine langsame, stetige Entwertung der einheimischen Bevölkerung muß die unvermeidliche Folge sein. In Anbetracht dieser Verhältnisse ist für den Arbeitsmarkt in England die alljährliche Einwanderung von Angehörigen niederstehender Völker des östlichen Europas nicht unbedenklich. Auf einer Seite ein kosmopolitischer, vor allem slavischer Strom geringwertiger Bevölkerung mit tiefstehendem Lebensniveau, der sich in dem Lande breit macht, auf der anderen Seite ein starker Strom einheimischer Briten, der sich aus dem Lande gedrängt sieht.

Offenbar ist im engeren nationalen Sinn eine starke Auswanderung heute ein Übel, allerdings, wie Shaw sagt, ein notwendiges Übel, solange England nicht nur an der großen Zahl seiner „unemployables", sondern auch seiner „unemployed" krankt und unerwünschter Einwanderung nicht einen wirksamen Hebel entgegensetzt.

Was hier von der Auswanderung im allgemeinen gesagt ist, gilt in gleicher Weise von der Kinderauswanderung. Indes ist der Nachteil hier einigermaßen gemildert. Es ist möglich, die rege Auswanderung der Erwachsenen zu verurteilen und doch für die jugendliche Auswanderung eine Lanze zu brechen. Sicherlich würde ein großer Teil dieser Kinder in den heimatlichen Verhältnissen niemals zu wünschenswerten Staatsbürgern heranwachsen. Da, wo Vererbung und Einfluß des Milieus zum Verderben eines werdenden Menschen zusammenwirken, sind keine guten Früchte zu erwarten. Ein paar Jahre Anstaltserziehung haben sich in solchen Fällen, wo das Kind hernach in die alte, unheilvolle Umgebung zurückkehrt, als völlig machtlos gegen deren Einfluß erwiesen. Nur die radikale Loslösung aus solchen Verhältnissen durch Auswanderung vermag dem späteren Verderben vorzubeugen. Denn im Kampfe gegen das Verhängnis der Vererbung hat sich bisher Anpassung an gesunde Verhältnisse als die beste Waffe erwiesen. Hier erfüllt die Auswanderung auch eine nationale Aufgabe: sie ersetzt einen englischen „loafer" durch einen tüchtigen Empirebürger.

Bei Waisen, verlassenen und allen Kindern, die in England als Anstalts- oder Kostkinder untergebracht würden, bietet die Auswanderung nach Kanada die besten Garantien für das Heranwachsen brauchbarer Glieder der menschlichen Gesellschaft. Denn sicherlich schafft kanadisches Farmleben tüchtigeres Rückgrat, frischere Arbeitskraft als englische Anstaltsverwöhnung und englisches Kleinleutedasein. Zudem bringt der Kampf ums Dasein drüben weniger Härten und Bitternisse mit sich als in der Heimat. Auch dort will er gekämpft werden, aber man steht darin mit der sicheren Zuversicht, daß Mut und Ausdauer zum Erfolg führen, nicht mit der lähmenden Hoffnungslosigkeit, mit der in Europa

der Durchschnittsmensch sich durchschlägt, ohne die Aussicht zu haben, jemals die tägliche Tretmühle erschöpfender Arbeit zu überwinden. Wenn indes die statistischen Angaben nur 2 bis 5 Prozent Mißerfolge der Kinderauswanderung in Kanada verzeichnen, so ist das doch ein allzu günstiges Bild, da hierbei außer acht gelassen wird, daß eigentlich nur eine Auslese von Kindern nach Kanada emigriert wird und alle Elemente zurückbleiben, die ein statistisches Bild verhängnisvoll beeinflussen müssen. Trotzdem ist die Auswanderung als treffliches erzieherisches Vorbeugungsmittel unbestritten.

Die Vorteile würden noch stärker in die Augen springen, wenn sich eine Statistik über die spätere Prosperität der Auswanderer aufstellen ließe. Ohne Zweifel steigt ein sehr viel größerer Prozentsatz der kindlichen Auswanderer zu höheren sozialen Stufen auf als der Kinder, die in England auf öffentliche oder private Kosten erzogen werden.

Die pekuniäre Selbständigkeit, zu der so viele dieser ausgewanderten Kinder in Kanada gelangen, ermöglicht es ihnen oft, arme Eltern und Anverwandte aus England zu sich zu nehmen, die dort der Öffentlichkeit und Barmherzigkeit zur Last fallen, ein Umstand, der, wenn auch nur in geringem Maße, einen Abfluß eigentlicher Surplusbevölkerung herbeiführt.

Wichtiger als dieses ist der unbestreitbare ökonomische Gewinn, den die Kinderauswanderung für die Taschen der Steuerzahler und Wohlfahrtsvereine bedeutet. Man bedenke, daß im Laufe der Jahre etwa sechzigtausend Kinder emigriert wurden, für die durch Deckung der Emigrationskosten für alle Zukunft gesorgt war. Dabei sind diese einmaligen Unkosten (240 bis 260 Mark) kaum von gleichem Betrage wie die jährlichen Unkosten, die ein englisches Anstaltskind verursacht, nämlich 240 bis 400 Mark pro Jahr. Sicherlich eine nicht unerhebliche Ersparnis!

Zugleich verdient die Kinderauswanderung aber auch Beachtung vom weiteren Gesichtspunkte des Staatshaushaltes aus. Auswanderung ist immer ein schlechtes Geschäft. Die Jugend nimmt, verursacht Kosten, erst der Erwachsene gibt, leistet Dienste. Je früher die Auswanderung stattfindet, so daß das Immigrationsland wenigstens noch einen Teil des negativen Alters auf seine Rechnung setzen muß, um so vorteilhafter. Denn wenn auch nicht gesagt werden kann, daß gerade dieses individuelle Kind, wenn erwachsen, aus eigener Initiative ausgewandert wäre, so bedeutet doch jede auf dem Arbeitsmarkte in Wegfall kommende Arbeitskraft eine gewisse Entspannungssumme, die einem anderen zugute kommt und vielleicht von der Auswanderung abhält.

Oberflächliche Überlegung staunt über die Bereitwilligkeit, mit der diese englischen Kinder in kanadischen Familien Aufnahme finden. Und mit Recht. Wer die dortigen Verhältnisse nicht kennt, kann schwer die Beweggründe verstehen, die zahlreiche Farmer bestimmen, diesen Kindern ein Heim zu bieten. Durchschnittlich kamen im vorigen Jahre zwölf Gesuche auf ein Kind. Es ist

durchaus zu unterscheiden zwischen den Motiven, die zur Aufnahme von Pflegekindern oder von Adoptivkindern führen. Bei jenen handelt es einzig sich und allein um die Arbeitskraft, die ein Kind repräsentiert. Bei der Adoption spielen noch andere Gefühle als die des Eigennutzes mit. „Ein Kind aufzuziehen, kostet nicht mehr als ein Kücken" und bringt Leben und Bewegung in das einsame Leben auf einer kanadischen Farm, deren Besitzer kinderlos sind oder — was so häufig der Fall ist — deren Kinder in früher Jugend das Elternhaus verlassen haben, um entweder im Westen selbst eine Farm zu übernehmen oder in der Stadt einem anderen Berufe nachzugehen. Denn eine gewisse Landflucht ist selbst in diesem kanadischen Dorado der Landwirtschaft nicht zu leugnen. Söhne und Töchter kanadischer Farmer verfallen dort wie hier dem Zauber städtischen Lebens und besonders die Mädchen strömen so zahlreich in die kaufmännischen Berufe der Stadt, daß man den Eltern dies vorzeitige Verlassen des Elternhauses zum Vorwurf gemacht hat. Bei der regen Nachfrage nach weiblichen Hilfskräften aller Art in der Stadt gewöhnen sich die Mädchen, als Dienstmädchen, Verkäuferinnen, Kellnerinnen daran, ihre Stellungen beständig zu wechselnd, und somit an ein ruheloses, abwechslungsvolles Leben, ohne daß sie die Art der Arbeit erlernen, die sie geeignet und willig macht, als Farmerfrauen der Nation viel kostbarere Dienste zu leisten, als sie als geputzte, leichtlebige Repräsentantinnen der städtischen weiblichen Berufe tatsächlich leisten können. Aber kanadische Eltern, deren Kinder nach amerikanischem System heranwachsen, haben wenig Macht über ihren Nachwuchs, der, bei der Leichtigkeit eigenen Verdienstes, sich sehr früh von den Eltern pekuniär unabhängig macht, so daß auch auf diese Weise ein elterlicher Druck versagt. Nun, für die englischen einwandernden Kinder sind diese Landessitten von Vorteil und ermöglichen ihnen liebevolle Aufnahme in Familien, die unter anderen Verhältnissen nicht daran denken würden, fremden Kindern ihr Haus zu öffnen.

Bei einem jährlichen Einwandererstrom von 150000 bis 250000 Menschen erscheint die Zahl von 2000 bis 3000 Kinder verschwindend klein. Und doch sind diese Kinder für die Farmbevölkerung und das Land im allgemeinen ein Faktor geworden, dessen Bedeutung immer allgemeiner anerkannt wird. Steht die kindliche Arbeitsleistung hinter der der Erwachsenen auch beträchtlich zurück, so besitzt sie dieser gegenüber den großen Vorzug gewisser Stabilität. Der erwachsene Farmgehilfe ist eine fast ephemere Erscheinung, auf dessen Dienste meist nur für Wochen und Monate und nur selten für ein ganzes Jahr zu rechnen ist. Ein Kind unter der Vormundschaft seines Vereins bleibt in der Regel bis zum sechszehnten Jahr auf der Farm und verwächst im Laufe dieser Zeit häufig so eng mit der Familie, daß es aus freien Stücken noch einige weitere Jahre bis zur Selbständigmachung oder Heirat bei ihr verbleibt. Auch ist eine geringe Arbeitskraft gar keiner immer vorzuziehen. Und vor diese Alternative ist der Farmer und die Hausfrau bei dem viel zu geringen Angebot von ländlichen und häuslichen Arbeitskräften oft genug gestellt.

Vom kanadisch-nationalen Gesichtspunkte aus liegt der Wert der Kindereinwanderung gerade in der Anpassungsfähigkeit des jugendlichen Alters. Ein Land, das zu seiner Entwicklung starker Einwanderung bedarf, läuft leicht Gefahr, ein Konglomerat von Völkern großzuziehen, dem ein einheitliches Nationalgefühl abgeht. Wenn es der kanadischen Regierung auch in ganz hervorragender Weise gelingt, durch ihre liberale Gesetzgebung, ihre weise Einwanderungspolitik und -Fürsorge den internationalen Strom der Einwanderung zu absorbieren und zu kanadisieren, so bedürfen doch kindliche Einwanderer dieser Bemühungen nicht, denn sie wachsen in kanadische Art und Weise ganz von selbst hinein. Und nicht nur in ihrer patriotischen Gesinnung, sondern auch in Wesen und Streben fügen sie sich dem Landesbrauch. Von Amts wegen wird ihnen nach langjähriger Erfahrung das Zeugnis*) ausgestellt, daß sie weniger Anlaß zu Klagen über Charakter und Strebsamkeit geben, als andere Einwanderer, und ganz gewiß geht auch aus keiner anderen Menschenklasse ein so hoher Prozentsatz tüchtiger Bürger, die dem Lande zur Ehre gereichen, hervor. Diese Erkenntnis sichert der Kindereinwanderung auch im kanadischem Lande eine wohlwollende Beurteilung, und es gibt wohl kaum eine soziale Maßnahme, die sich für alle Beteiligten: die Kinder, England und Kanada, so gut bewährt.

Ob in der bestehenden Organisation praktisch bereits das Bestmögliche erreicht ist, bildet indes eine gegenwärtig vielumstrittene Frage. Immer wieder wird eine einheitliche staatliche Organisation verlangt, um die Ungleichmäßigkeit der Leistungen der vielen Vereine und Privaten vorzubeugen und um an dem weiteren Ausbau des Inspektionswesens durch keine Sparsamkeitsrücksichten gehindert zu sein.

Dieser Verstaatlichungsidee ist die alte Erfahrungstatsache entgegen zu stellen, daß alle philantropische Arbeit am erfolgreichsten durch viele private, untereinander wetteifernde Zentren geleistet wird. Doch muß wohl mit Mr. Legge**) die Forderung einer intensiveren Anteilnahme der englischen Regierung an der Inspektion gutgeheißen und die Schaffung eines Äquivalents für die kanadischen Regierungsmaßnahmen auf diesem Gebiete erstrebt werden. Beachtung verdient die in neuester Zeit sich bemerkbar machende Tendenz, Kinder nicht mehr ausschließlich auf Farmen unterzubringen, wie es bisher Grundsatz war. Die Überwachung durch lokale Komitees, die in England das Kostkinderwesen so musterhaft betreuen, wird durch die Unterbringung iu Städten zwar gefördert, anderseits aber geht den Kindern der Aufenthalt auf dem Lande verloren und erleidet der von Kanada erstrebte landwirtschaftliche Nachwuchs Einbuße.

Aus allen Verhandlungen sachverständiger wohlmeinender Kreise geht hervor, daß die Vorteile der Kinderauswanderung ihre noch bestehenden Nachteile stark überwiegen. Befürworten doch selbst Vertreter der Regierungsbehörde,

*) Report of the Chief Inspector of Immigrant Children 1910.

**) Departemental Comissioner appointed to consider Mr. Rider Haggards Report on Agricultural Settlements in British Colonies.

des Local Government Board, nachdrücklich eine verstärkte Anwendung dieser Maßnahme der Jugendfürsorge ohne zu befürchten, hierdurch dem Lande in erhöhtem Maße tüchtigen Nachwuchs zu entziehen und zu der Verschiebung des Schwerpunktes des „Greater Britain" gen Westen, nach der großen aufstrebenden Dominion of Canada beizutragen.

Den nationalen Bedenken gegenüber der Kinderauswanderung wird entgegengehalten, daß die 2000 bis 3000 Kinder, die alljährlich nach Kanada gebracht werden, doch einen zu geringen Bruchteil der heranwachsenden Volksschichten bedeuten, um zugunsten patriotischer Engherzigkeit auf die menschlich wertvollen Erfolge dieser Art von Jugendfürsorge zu verzichten.

Eine Leihbibliothek vor fünfzig Jahren

Von Dr. Julius Voigt in Ilmenau

Wenn der Deutsche ebenso eifrig Bücher kaufte wie er Bücher schreibt, so wäre gar manchem geholfen, dem Verfasser und Verleger nicht minder als schließlich dem Leser selbst. Leider aber glaubt der Deutsche im allgemeinen sein Geld noch immer besser angelegt zu haben, wenn er es für den Abendschoppen oder die Kegelpartie ausgibt, als wenn er sich dafür ein gutes Buch zu eigen macht. Sein Lesebedürfnis befriedigt er lieber in den Leihbibliotheken. So ist es jetzt, und so war es früher. Und da Leihbibliotheken sich mit Leichtigkeit dem Geschmack des lesenden Publikums anzupassen vermögen, so können sie sehr wohl nach ihrem Bestand und ihrer Benutzung als Gradmesser des literarischen Bedürfnisses eines gewissen Zeitabschnitts gelten.

Vor mir liegt nun ein dünnes, unscheinbares Heft: Verzeichnis der Richelschen Leihbibliothek in Ilmenau. Die unansehnlichen Bände dieser Bücherei stehen jetzt verborgen und vergessen auf einem Holzboden neben allerhand Gerümpel, und ich entdeckte sie vor einigen Jahren, als ich für mein Buch über Goethe und Ilmenau alten Schriften aus der klassischen Zeit der kleinen Bergstadt nachstöberte. Seitdem die Richelsche Buchhandlung gegen das Jahr 1860 aufgegeben worden ist, hat der Bestand der Bibliothek keinerlei Änderung erfahren, und während draußen im Gebiet der deutschen Literatur eine Entwicklungsperiode auf die andere folgte, blieb hier ein bestimmter Zeitabschnitt unseres geistigen Lebens gleichsam in der Erstarrung bestehen, in seiner Eigenart dem Auge des Forschers noch deutlich erkennbar.

Es handelt sich um die Zeit etwa zwischen 1830 und 1860, als der letzte Ausklang der jüngeren Romantik verhallte, ein neuer Sturm und Drang ein-

setzte und sich in den führenden Geistern des jungen Deutschlands eine starke Bewegung gegen die schwärmerische Versenkung der Romantik in Mittelalter und Rittertum geltend machte. Schon war Heines „Buch der Lieder" erschienen, Börne sandte seine zornigen „Briefe aus Paris", Gutzkow gab in holprigem Deutsch seinen umstürzlerischen Gedanken über Ehe und Sitte Ausdruck, Grabbe schuf seine genialisch maßlosen Dramen. Daneben liegen die Anfänge größerer Geister, stehen Werke, die noch heute zu den edelsten Schätzen unserer Dichtung rechnen. 1832 schrieb Mörike seinen „Maler Nolten", 1840 eröffnete Hebbel mit „Judith" die glänzende Reihe seiner Dramen, 1849 erreichte Otto Ludwig im „Erbförster" den Höhepunkt seiner Entwicklung, von 1851 bis 1855 schenkte Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" der deutschsprachigen Welt den bedeutendsten Roman seit Goethes Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften.

Da ist es denn bezeichnend genug, daß von all diesem neuen, frischen Leben in unserer Bücherei kaum ein schwacher Hauch zu spüren ist. Heinrich Heine ist überhaupt nicht vertreten, Gutzkow nur mit zwei Bänden belangloser Dramen; all die anderen oben erwähnten großen Namen sucht man vergebens. Allein Gustav Freytag hat noch mit seinem Roman „Soll und Haben" Aufnahme gefunden. Vielleicht können wir diesen Mangel an neuerer Literatur noch verstehen und entschuldigen. Denn bei der langsam schwerfälligen Art abgelegener Landstädtchen wird es immer geraume Zeit dauern, bis dort neue Werke nicht nur bekannt, sondern auch gelesen werden. Aber auch mit der Literatur der klassischen Periode ist es nicht eben zum besten bestellt. Wohl finden wir eine Anzahl Namen wenigstens durch Anthologien aus ihren Werken vertreten, darunter gar manche, die uns heute etwas altväterisch anmuten wie Gleim, Haller, Rabener, Ernst Schulze. Selbst Klopstock fehlt mit seinem „Messias" nicht — ob er wohl noch eifrig gelesen wurde? Jedoch begegnen wir von Lessing nur drei Werken: Nathan, Emilia Galotti und Minna von Barnhelm; Goethe und Schiller fehlen ganz. Nun werden wir allerdings auch heute die Werke dieser beiden Großen vergebens in unseren Leihbibliotheken suchen. Das ist aber immerhin etwas ganz anderes. Denn heute kann ein jeder sich die Werke unserer Klassiker in trefflichen Ausgaben für ein billiges erstehen, während sie in jener Zeit fast nur in privilegierten Ausgaben zu haben und wegen ihres hohen Preises für bescheidenere Börsen nicht zu erschwingen waren. Ganz besonders Goethes Werke hätte man in einer Ilmenauer Leihbibliothek wohl zu finden erwarten dürfen. Denn gerade um diese Stadt hatte sich Goethe höchst verdient gemacht, in jahrzehntelanger Arbeit für ihr Wohl und Gedeihen gewirkt, und noch gab es Leute genug, die den Olympier bei seinem letzten Besuch persönlich gesehen und begrüßt hatten.

Statt dessen ist die Eigenart unserer Bibliothek völlig durch die unübersehbare Erzählungsliteratur jener Zeit, durch empfindsame Reisebeschreibungen und jene Ritter- und Räuberromane bestimmt, in denen die Begeisterung der Ro-

mantik für den Glanz des Mittelalters schließlich gar unrühmlich endete. „Jenes Menschenalter hat an lesbarem Erzählungsstoff mehr gebracht als fast die ganze übrige neue deutsche Literatur," sagt Rich. M. Meyer über diese Zeit, und in der Tat entwickelten manche Schriftsteller eine geradezu beängstigende Fruchtbarkeit, mit welcher die Romanschreiber und -schreiberinnen unserer Tage auch nicht annähernd wetteifern können. Spindler, dessen Erzählungen zum Teil nicht des Verdienstes entbehren, ist mit 47 Romanen vertreten; der Weimarer von Tromlitz ist mit 59, Gustav Schilling gar mit 67 Bänden aufgeführt. Es ist gar nicht so übel, in einer müßigen Stunde einen solchen Roman durchzublättern. Der Stil ist gewiß nicht immer untadelig, doch meist recht flüssig. Der Verfasser kennt genau die Bedürfnisse seiner Leser; seine Personen reden, handeln, bewegen sich demgemäß immer mit dem Gesicht nach dem Publikum. Oft hat man das Gefühl, als ob der biedere Dichter, während er, behaglich im Schlafrocke am Schreibtisch sitzend, seine rührenden Ergüsse niederschreibt, dem Publikum in gutmütiger Selbstzufriedenheit zunickte: „Wie wird euch doch wieder diese Stelle gefallen und an das Herz greifen!" Mit dem schweren Gepäck an ästhetischen, moralischen und sozialen Forderungen, denen heute unsere Dichter genügen müssen, hatten sich jene Schriftsteller nicht abzuplagen: sie wollten nichts anderes als unterhalten und erreichten dieses Ziel mit Sicherheit. In der Tat erfreuten sich ihre Romane der weitesten Verbreitung bei Alt und Jung, Hoch und niedrig, und die Romane Lafontaines, die wir gleichfalls in unserer Bibliothek wiederfinden, rührten die Herzen eines Friedrich Wilhelm des Dritten und einer Königin Luise nicht minder als ihrer geringsten Untertanen.

Alle diese Romane zielen mit ihrer Wirkung auf das gefühlvolle Gemüt ihrer Leser ab. Und doch ist es eine andere Empfindsamkeit als die zur Wertherzeit die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen von schmerzlichen Gefühlen überströmen ließ. Sie hat vielmehr einen philiströsen Einschlag; sie will die Herzen nicht von Grund aus bewegen, sondern nur die Oberfläche ritzen, gerade tief genug, daß die sanft fließenden Tränen dem empfindsamen Leser oder der schönen Leserin den Genuß ihrer zarten Seele und des eigenen behaglichen Zustandes zu wonnigem Bewußtsein bringen. Da der Zweck dieser Erzählungen nicht in ihnen selbst, sondern außerhalb, nämlich in der Rührung des Lesers liegt, so dürfen wir innere Wahrheit nicht bei ihnen suchen, und das Bemühen, beständig auf die Gefühle des Lesers zu wirken, mußte dahin führen, daß man sich auch an unedlere Regungen der Seele, vor allem an die Sinnlichkeit wandte. Der Meister dieser süßlich-lüsternen Erzählungen, Clauren, fehlt in unserer Bücherei natürlich nicht: sein Taschenbuch „Vergißmeinnicht" ist mit 13 Bänden vertreten.

Wenn diese Werke ihren sinnlichen Charakter noch unter dem Mantel einer gewissen falschen Unschuld verstecken, gerade dadurch aber vielleicht um so verderblicher wirken, so finden wir in unserer Bibliothek daneben auch eine lange

Reihe Schriften, die ganz unverhüllt auf die geschlechtlichen Regungen des Menschen berechnet sind, und es scheint, als wenn es dieser Art Bücher in Ilmenau an Lesern nicht gefehlt hätte. Von 1826 bis 1838 hatte Brockhaus die Erinnerungen Casanovas veröffentlicht. Es ist also nicht verwunderlich, wenn wir in der Ilmenauer Bibliothek nicht nur eine Auswahl aus seinen Memoiren, sondern auch eine kümmerliche Nachahmung: „Casanovas des Zweiten Liebschaften" vorfinden. An Stoff hat es ja gerade auf diesem Gebiet zu keiner Zeit gefehlt. Man schilderte die „Liebschaften einer Dame vom Stande", offenbarte die „Bekenntnisse einer schönen Frau" oder ging in die noch nicht allzufern liegende Zeit der fürstlichen Mätressenwirtschaft zurück. Dort fand man des verlockendsten Stoffes genug und übergenug. Man erzählte die „Galanterien und Liebesgeschichten Augusts des Starken", berichtete über den „Hirschpark oder das Serail Ludwig des Fünfzehnten" oder vertiefte sich in die „Geheime Geschichte der galanten Abenteuer und Liebesgeschichten des Kaisers Napoleon und seiner vier Brüder". Daneben stehen einige Werke, die eines gewissen literarischen Wertes nicht entbehren. So übersetzte Bruckbräu unter dem Titel „Geheime Liebschaften von Pariser Hofdamen" die Histoire amoureuse des Gaules des Grafen Roger von Bussy-Rabutin und veröffentlichte als Beitrag zur Chronique scandaleuse am Hof Ludwig des Sechzehnten die Erinnerungen des Grafen von Tilly, die seitdem verschollen waren und erst neuerdings — eben nach Bruckbräus Übersetzung — in J. Blochs sexualpsychologischer Bibliothek wieder herausgegeben worden sind.

Bei der großen Vorliebe, die man zu jener Zeit für alle erzählende Literatur hatte, ist es zu verstehen, wenn auch die Reisebeschreibungen wie die geschichtlichen Werke weniger den Zweck verfolgten, ihre Leser zu belehren als zu unterhalten. In den Jahren 1828 und 1829 hatte Fürst Pückler-Muskau die „Briefe eines Verstorbenen" veröffentlicht, die ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich darstellten und trotz ihres wunderlich gezierten Stils den allergrößten Erfolg hatten. Einen so wirksamen Schriftsteller konnte sich natürlich auch unsere Bibliothek nicht entgehen lassen, und so hatte sie nicht weniger als 17 Bände der Schriften Pückler-Muskaus aufgenommen. Dafür hielt sich der Besitzer aber auch für berechtigt, mit Stolz auf das große Opfer hinzuweisen, welches er zugunsten seiner Leser gebracht hatte. Denn er fügt in einer Klammer hinzu: „Auf diese vortrefflichen Werke des hohen Verfassers machen wir besonders aufmerksam, weil sie, des hohen Preises halber, höchst selten in eine Leihbibliothek aufgenommen werden." Wer liest wohl jetzt noch „die vortrefflichen Werke des hohen Verfassers?" Wie schnell erlischt doch so manches Licht, an dessen Glanz sich einst so viele erfreuten! Das Vorbild Pücklers fand Nachahmung: es regnete bald wieder Reisebilder, bei denen es weniger darauf ankam, was der Verfasser, als wie er es gesehen und was er dabei gedacht und empfunden hatte, und auch unsere Bibliothek bietet nicht weniger als 89 Bände dieser beliebten Literatur.

Ebensowenig wissenschaftlichen Charakter wie diese Reisebeschreibungen tragen die geschichtlichen Werke, die wir in der Ilmenauer Bibliothek verzeichnet finden. Wie zu erwarten, beziehen sie sich überwiegend auf die große Zeit der französischen Revolution, der napoleonischen Herrschaft und der Befreiungskriege. Die gewaltige Persönlichkeit des ersten Napoleon behandeln mehrere Bände, unter ihnen das große Werk Walter Scotts. Doch hat man auch der deutschen Freiheitshelden, eines Andreas Hofer, eines Marschall Vorwärts nicht vergessen. Die Freiheitskämpfe der Polen und Griechen hatten in ganz Europa die leidenschaftlichste Teilnahme hervorgerufen; auch ihnen sind mehrere Bände gewidmet.

Daneben stehen geschichtliche Romane, besonders aus den letzten Jahren Napoleons: Rellstab 1812 und Stolle 1813, von denen das erstgenannte Werk jetzt in dieser Zeit der Erinnerung an die großen Freiheitskämpfe zu neuem Leben erwacht ist. Auch Walter Scott finden wir mit einer stattlichen Reihe seiner historischen Romane vertreten. Eine große Zahl anderer Romane wählen ihren Stoff zwar gleichfalls aus der Geschichte, lassen aber bereits durch ihre Bezeichnung als „historisch-romantische Gemälde" darauf schließen, daß die Verfasser hierbei weit weniger eine gründliche Kenntnis der Geschichte als eine rege Phantasie betätigt haben. Wir finden hier nicht ganz unbekannte Namen, so Bechstein mit seinem historisch-romantischen Gemälde „Das tolle Jahr" oder Herloßsohn „Der Ungar" oder von Tromlitz „Franz von Sickingen und seine Zeitgenossen". Bei den allermeisten Romanen dieser Art aber wird es bereits sehr schwierig zu entscheiden, ob wir sie noch als historische Romane ansprechen oder nicht schon zu den Ritter- und Räubergeschichten rechnen sollen. Wenigstens dürfen wir aus einem Titel wie zum Beispiel „Die Verführerin und Robespierre. Ein Nachtstück aus den blutigen Tagen der französischen Revolution" wohl mit Recht folgern, daß es dem Verfasser wirklich nicht so sehr darauf ankam, uns ein getreues Bild eines wichtigen Abschnitts der neueren Geschichte zu geben als vielmehr nach dem altbewährten Muster der Schauerromane mit Gewalt an unseren Nerven zu zerren.

Nun muß ich zu meinem Bedauern feststellen, daß gerade diese Abart der Erzählungsliteratur, die wir heute mit dem Namen Schundliteratur kennzeichnen, in unserer Bücherei in überreicher Fülle vorhanden ist. Die eigentlichen Schauergeschichten zählen allein über zweihundert Bände, und rechnen wir noch die Rittergeschichten hinzu, die sich kaum von ihnen unterscheiden, so kommen wir gar auf über dreihundertundfünfzig Bände. Wir wissen bereits, daß diese Literatur als ein wilder Trieb mit üppiger Kraft aus der Wurzel der Romantik emporgewuchert war. Die Neigung zum Heroischen, das sich ebensogut im Räuber wie im Ritter offenbaren kann, zum Grausigen, zum Übernatürlichen und Gespenstischen ist ja dem menschlichen Herzen nie fremd gewesen, und gerade durch den Einfluß der Romantik mit ihren verwandten Stoffen gedieh sie zu neuer Blüte.

Die Meisterschaft, mit der die Verfasser jener Schauergeschichten über das ganze Register des Grausigen verfügten, die fruchtbare Einbildungskraft, mit der sie sich in der Ausmalung der schrecklichsten Vorgänge nicht genug tun konnten, ist aller Achtung wert. Auf uns moderne Geister verfehlen diese Kunstgriffe freilich ihre Wirkung. Wir sind für den Ton jener Zeit nicht mehr naiv genug und im übrigen durch Schriftsteller wie Edgar Poe, Hanns Heinz Ewers in unseren Ansprüchen verwöhnt. Doch liegt die Schuld eben an uns, wenn wir da, wo unseren Großvätern ein wonniger Schauer den Rücken hinunterrieselte, ein leises Lächeln nicht unterdrücken können. Denn die Verfasser haben durchaus das Ihre getan, um den Leser in schreckensvolle Spannung zu versetzen und damals ihren Zweck gewiß nicht verfehlt. Welcher Aufwand an Erfindung liegt nicht schon in den Titeln dieser Bücher! Ich füge des Interesses halber einige bei und stelle sie den Herrn Fabrikanten moderner Schundliteratur gern unberechnet zur Verfügung: „Die Ursulinerinnen oder das Geständnis in der Todesstunde" — „Markulf, der Schauermann oder die Bluthochzeit der schwarzen Brüder" — „Paulowna, das unglückliche Mädchen im Totengewölbe" — „Die Rächenden oder die schwarzen Gemächer des Inquisitionskerkers zu Toledo" — „Der Findling in der Löwengrube oder die mitternächtliche Schaudertat" — „Die Flammenritter oder Heldenmut und Geistesgröße im Kampfe wider Pfaffenbosheit und Tyrannei. Ein Schaudergemälde aus der Zeit des Faustrechts und der heiligen Fehme" — „Der Seufzerturm oder der blutige Geist um Mitternacht" — „Thurwantius, der Gefürchtete. Ein schauderhaftes Banditen- und Räubergemälde" — „Die tanzenden Schädel am Rabenstein" u. a. m. Welcher Leser vermochte wohl den Lockungen solcher Titel zu widerstehen?

Aber man muß auch zugeben, daß die Verfasser keine Mühe und Kosten scheuten, um die Erwartungen ihrer Leser voll zu befriedigen. „Unvermerkt standen sie jetzt auf der schroffen Höhe der beeisten Schneekoppe, und Arthur blickte schaudernd in einen tiefen, tiefen Abgrund hinab. Jenseit des Abgrundes hing auf einer fürchterlichen Klippe ein seltsam gestalteter Turm; feurig glühten seine Bogenfenster, und ein flammender Drache prunkte in gräßlicher Pracht auf der Zinne. Zischende Schlangen, Molche und Salamander wanden in düsterrotem Feuerscheine sich in dem kochenden Schwefelpfuhle der furchtbaren Tiefe. Blitze zuckten zuweilen von dem Schauerturm nieder, und schleuderten ihre sengenden Strahlen auf die Häupter unglücklicher Sünder, die in gräßlichen Verzerrungen von teuflischen Ungeziefern geplagt, winselnd sich wälzten. Jetzt erschien der Geist der Tiefe; Hohn und Spott im verzerrten Angesicht, sprang er aus klaffenden Felsen hervor; tausend Donner rollten zu seinen Füßen, brennende Schwefelfelsen stürzten ihm nach, und auf schwarzen Dampfwolken folgten die Feuergeister des Abgrundes. Flammenmassen erhellten den Teufelsgrund; auf einem schwarzen Throne saß Satanas mit der Feuerkrone geziert, neben ihm der schreckliche Adramelech. Das Sündergericht begann, gräuliche Töne hallten empor aus der Tiefe, Wetterleuchten war der Blick von Satanas

Augen, schmetternder Donner der Ton seiner Stimme. ‚Hinab, hinab, ihr Verfluchten, in das ewige Reich der Verdammnis!‘ rief der donnernde Richter der Hölle; und auf tat sich ein feuriger Schlund, wimmelnd von Drachen und Schlangen. Die Verdammten stürzten mit gräßlichem Geheul hinab, und Satanas laut schallendes Gelächter folgte ihnen nach. Das Teufelsgericht war verschwunden, aber der Schauerturm stand noch unverändert mit seinen leuchtenden Fenstern," so steht in der Erzählung „der Schauerturm im Teufelsgrunde" zu lesen, und wer wollte da behaupten, daß der Leser für sein Geld nicht reichlich Ware bekam? „Mit gefällten Lanzen gings darüber her, links und rechts taumelten die Schnapphähne aus den Sätteln, krachten die Genicke, und röchelten die abgemurksten Hechte," so schildert in derselben Geschichte Junker Kuno ein Reitergefecht, und ebenda schilt ein zärtlicher Vater seine Tochter: „Fort, Mähre, oder ich trete dich mit Füßen. Stehst du Unkenseele mit meinen Feinden im Bunde, daß ich in dir ihren Lobredner erkennen muß? Schweig, Metze, oder fürchte meinen gräßlichen Zorn! Noch ein Wort zum Lobe dieser Buben, und das Burgverließ, wo Schlang und Unke nistet, ist dein Prunkzimmer."

Wir sehen, all die Vorwürfe, die man heute gegen die Schundliteratur unserer Tage erhebt, treffen in vollstem Maße auch jene Ritter- und Räubergeschichten, die wir in unserer Ilmenauer Leihbibliothek so reichlich vertreten finden. Und doch besteht ein bedeutsamer Unterschied zugunsten unserer Zeit, an dem wir nicht vorübergehen wollen. Gewiß hat auch heute die sogenannte Schundliteratur eine bedauerlich große Ausdehnung erhalten. Aber ihre Leser und Käufer sind doch in ganz anderen Kreisen zu suchen als diejenigen, die sich vor einem halben Jahrhundert an jenen Ritter- und Räubergeschichten ergötzten. Jetzt finden wir die dünnen Hefte der Kolportageromane, der Räuber- und Detektivgeschichten vorwiegend in den Händen der halbwüchsigen Jugend, der älteren Schüler, der Dienstmädchen, Lehrlinge und jüngeren Arbeiter. Vor fünfzig Jahren aber fand diese Art Erzählungen ihr Publikum in dem gebildeten Bürgerstand. In dieser Beziehung ist also ein ganz bedeutsamer Fortschritt zu verzeichnen. Und wenn wir jetzt das Verzeichnis einer Leihbibliothek, sei es in Ilmenau, sei es an irgendeinem anderen Ort durchlesen, so werden wir zwar gewiß auch manche Werke finden, gegen die sich Bedenken erheben lassen und denen kaum ein langes Leben beschieden sein dürfte. Im allgemeinen aber wird die Mehrzahl der Bände auch vor einer schärferen Prüfung bestehen. Der Stand unserer Volksbildung hat sich gegen jene Zeit doch bedeutend gehoben, der Geschmack ist feiner, die Wahl strenger, die Ansprüche sind größer geworden, und es besteht für uns in diesem Punkte so wenig wie in manchem anderen ein Anlaß, uns zum Lobredner der guten alten Zeit aufzuwerfen.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zehnte Fortsetzung)

„Laßt uns allein!“ sagte der Hausherr und zog die Tür hinter sich und Wolff Joachim zu. Ingrimmig blickte er auf den jungen Offizier, der aber ganz unbekümmert und heiter vor ihm stand:

„Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ knurrte der alte Herr. „Jeder Kapitän bleibt auf der Kommandobrücke, wenn ein Sturm im Anzug ist. Du aber machst mitten im Aufruhr der Elemente eine Landpartie!“

„Lieber Onkel Wenkendorff! Wenn es nur annähernd so schlimm auf dem Gut gestanden hätte, wie ich nach den Berichten fürchten mußte — Du kannst gewiß sein, ich wäre dann nicht hier. Aber auf dem Hof ist alles in Ordnung. Und die Zustände im Haus — mein Gott — die sind mir zu lange bekannt, als daß ich mich noch darüber aufregen könnte.“

„So?! Und Kirsch? Und vor ein paar Tagen die Brandstiftung? Und der Streik?“

„Ich weiß nichts von einem Streik. Papa hat die zwanzig Kopeken telegraphisch bewilligt. Ich hätts nicht getan. Aber jedenfalls sind die Leute zufrieden. Und das ausgelaufene Spiritusfaß? Du lieber Himmel! Einen Betriebsunfall kann mans nennen — jedenfalls mit demselben Recht wie ihr diesen Vorfall als Herausforderung aufgefaßt habt!“

„Du bist der echte Sohn deines Vaters! Was uns hier alle um euch zittern macht, das bringt dich nicht im geringsten um deine Gemütsruhe. Ich will dir aber verraten, daß sie auf unserem Hof den Kerl beim Namen wissen, der euch den gefährlichen Streich gespielt hat. Carla heißt er, und es gibt im Lande Hallunken genug, die sich über seine Tat ins Fäustchen lachen. Unter keinen Umständen darf sie ungestraft bleiben. Du mußt die Sache untersuchen. Der Kerl muß ins Zuchthaus, sonst macht er Schule! Und wenn auch die Bande, die unserem guten Tannebaum das Haus über dem Kopf anstteckte, nichts mit deinen Hofleuten zu tun hatte: ein einziger Spitzbube wie dieser Carla öffnet der Verführung Tor und Tür!“

„Da magst du recht haben, Onkel! Ich werde ihn mir langen — gleich morgen früh! Aber jetzt machst du mir nicht mehr ein so finsteres Gesicht, nicht wahr? Du mußt zugeben, daß ich mir den kleinen Ritt leisten durfte. Wenn du wüßtest, wie gräßlich es zu Hause ist. Da hat Mara jetzt solch einen Seelenfreund gefunden, einen Maler, — ach — du kennst ihn schon, die schleimige Amphibie?"

Herr von Wenkendorff lachte in sich hinein: „Er ist also immer noch auf Borküll. Da muß ich mich schuldig bekennen. Ich habe ihn nach der Hundegeschichte an jenem Sonntag euren Damen als Ritter verpflichtet . . ."

„Der gute, arme Barry! Er sieht zum Heulen aus — ein richtiges Symbol der ganzen verrückten Wirtschaft zu Hause!"

„Na, na, Junge!" begütigte der Alte.

„Es ist zum Ersticken. Die alte Schildberg mit ihrem bigotten Getue, Mama mit ihrer Hypochondrie, die jetzt schon zum Verfolgungswahn ausartet — und nun noch dieser schmalzige Heilige mit seinen salbungsvollen Reden und seiner überlegenen Pose. Mein erster Gedanke war, ihn rauszuwerfen. Aber Mara hat sich dermaßen erregt und für ihn Partei ergriffen, daß ich klein beigegeben habe. Nun quält mich eine ganz andere Sorge, und ich möchte eigentlich mal mit deinen Mädels sprechen. Eine Freundin sieht schärfer, wie wir Mannsleute! Möchte wissen, ob es wirklich nur eine Seelenfreundschaft ist zwischen Mara und dem — dem Ekel!"

„Schick uns doch Mara!"

„Ich wollt sie mitnehmen, aber sie ging nicht. Und Mama zankte, und Tante Emerenzia unkte, und der Malermensch äußerte Bedenken — kurz und gut, ich hatte die Nase voll . . ."

„Na also, mein Junge — dann machs dir gemütlich bei uns. Aber vor Nacht, bitte ich mir aus, wird heimgeritten. Unsere Junker bringen dich bis zum Krug: allein laß ich dich nicht!"

Wolff Joachim schlug sich vor die Stirn: „Sowas zu vergessen! Ich hab mich ja mit den Dragonern verabredet. Sie reiten hier vorbei, von Tartomaa her. Eine verrückte Geschichte! Jetzt sind sie nach Borküll kommandiert. Man möchte abergläubisch werden: sie kommen immer einen Tag zu spät. Schledehausen hätte sie auch früher brauchen können!"

Das Telephon läutete: „Vielleicht gerade Nachricht von ihm!" sagte Wenkendorff und nahm den Hörer. „Nein — du wirst von Borküll gewünscht!"

Gut, daß der Alte den Rücken gewandt hatte, sonst hätte ihm die jähe Glut auffallen müssen, die dem jungen Freiherrn in die Wange stieg.

„Schon gut, schon gut!" sagte er hastig. „Ich werde von hier aus anrufen."

„Nichts von Belang!" fügte er auf Wenkendorffs fragenden Blick schnell hinzu.

Da riß Evi die Tür auf: „Seid ihr denn endlich fertig? Die Reiter kommen zurück. Man kann sie schon hören!“ Und fort war sie.

Der alte Wenkendorff folgte ihr eilig. Wolff Joachim aber zögerte und blieb auf der Schwelle stehen, bis das lärmende Hasten auf der Treppe vorüber war. Dann lehnte er die Tür vorsichtig wieder an und war in zwei Sätzen am Telephon.

„Reval bitte. — 333. Jawohl, drei — hundert — dreiund — drei — zig! Und bitte recht schnell — ist dort Hotel Petersburg? Bitte rufen Sie sofort Frau Iwanow — Lolja!!! Du bist schon da? Du hast die ganze Zeit gewartet? Hast Angst um mich? Aber süßes Kind! Mir gehts ganz gut. Nein — es geht mir nicht gut. Du fehlst mir! Was — du willst kommen? Ist ja nicht möglich, Liebste! Man würde dich scheel ansehen! Ich verstehe nicht ... Du willst dich verkleiden? O du holde Phantastin! Sowas ist leider nur in Romanen möglich. Nein — wir müssen schon warten! In zwei, drei Tagen — höchstens in einer Woche — bin ich wieder bei dir. Ich schrieb dir schon, und dann — dann lasse ich dich nicht mehr. Meine Frau wirst du. Und wenn ich Vorkürl darüber verlieren müßte. Also Geduld, Lolja! Ich muß fort. Ob ichs höre? Ja — ich hörs! O du — wenn ich die Küsse erst wieder fühlen kann! Adieu, adieu!“

In dem großen dämmerigen Raum lag eine heimliche Ruhe, als Wolff Joachim jetzt tiefaufatmend den Hörer aus der Hand legte.

„Wie hab ich sie lieb!“ sagte er leise. „Schon ihre Stimme raubt mir allen Verstand! — Ich muß hier ein Ende machen!“ dachte er und eilte aus dem Zimmer.

„Wo sind die Herren?“ fragte er Ebba, die in der Haustür stand. Sie sah ihn mit abwesendem Blick an, so daß er die Frage wiederholen mußte. Da deutete sie stumm nach dem Spritzenhaus, aus dem jetzt ein Stimmengewirr vernehmlich wurde.

Während Wolff Joachim über den Hof schritt, sann er darüber nach, was das Mädchen für einen Kummer haben mochte. So traurig hatte sie dagestanden, und totenbleich war ihr Gesicht gewesen. Aber als er jetzt zu den Junkern trat, hatte er den Eindruck, der ihn für einen Augenblick befremdete, bald vergessen.

„Was habt ihr da für ein Wild zur Strecke gebracht?“ Er wies auf zwei verlumpte Burschen, die mit verängstigten dummen Gesichtern mitten im Kreis der Junker standen.

„Es ist kein Wort aus ihnen rauszukriegen. Wir haben sie im Walde aufgegriffen. Sie trugen Schießprügel und sonst noch allerhand Mordwerkzeug. Es sind natürlich Spione.“

„Wie heißt du und wo bist du her?“ herrschte Wolff Joachim den älteren der beiden an. Hart und gebietend klang seine Stimme, und sie erzwang sich Antwort.

„Juhann Käll aus Rosenhof."

„So! Und du?"

„Mart Leppik."

„Und woher? Auch aus Rosenhof! Natürlich! Zwei Hahnsche Hallunken!"

Er nahm eines der Gewehre, die an der Wand lehnten und untersuchte es. „Wollys Pirschbüchse!" sagte er auf deutsch und ein Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber sofort legte sich seine Stirn wieder in grimmige Falten, und er fragte weiter:

„Wo liegen jetzt eure Spießgesellen? Sag die Wahrheit, Schuft, oder du zappelst bald da oben!" Er deutete auf die Deckenbalken.

„Nach Peide zu!"

„Was? So weit entfernt? Du lügst, Teufel!" Des Barons geballte Faust hob dem Käll das Kinn in die Höhe, daß er die verschlagenen Schlitzaugen entsetzt aufriß.

„Jummal est!" quetschte der Este hervor. „Bei Gott! Wir haben Dragoner gesehen!"

Wolff Joachim wandte sich um: „die Kanaillen lügen, wie gedruckt. Aber ich glaube schon, daß sie dem Militär aus dem Wege gehen. Vielleicht sind die Dragoner hinter ihnen her. Sonst müßten sie längst da sein!"

„Ihr seid jetzt kriegsgefangen!" sagte Evi, die sich wie eine Eidechse durch den Ring der Junker gewunden hatte. In jeder Hand hielt sie ein großes Stück Brot und zeigte es den beiden Kerls:

„Wenn ihr nicht aufmuckt, kriegt ihr was zu fressen. Sonst aber . . ." Sie fuchtelte mit ihrer kleinen Hand unzweideutig durch die Luft.

Da brach ein dröhnendes Gelächter los in dem niedrigen, nur von zwei Stallaternen notdürftig erhellten Raum. Und die Schatten der hohen, hell beleuchteten Gestalten tanzten an der Decke. So wurden sie von der naiven Komik der Szene geschüttelt.

Auf dem Hof hatte unterdessen Förster Sandberg seinem Herrn Bericht erstattet. Er war ganz anderer Meinung als Wolff Joachim und gab auch nichts auf die dürftigen Aussagen der Gefangenen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß sich die Kerls so weit von der Bande entfernt haben sollten. Sicher war sie in nächster Nähe der Straße versteckt, und gerade deswegen schloß Sandberg, daß das Militär in einer anderen Richtung abmarschiert sein müsse.

„Auf jeden Fall mußt du schleunigst fort!" sagte Herr von Wenkendorff zu Wolff Joachim. „Aber reit nicht die Straße, sondern den Feldweg am Vorwerk vorbei. Und drei Mann müssen dich begleiten, mindestens bis zum Krug. Wie ist es, Sandberg? Reiten Sie mit?"

Da rief René von Manteuffel: „Ich kenne den Weg ebensogut wie Sandberg. Vom Vorwerk aus ging immer das Treiben bei der Hasenjagd los. Mir

sind die Beine ganz verschlagen von all der Faulheit heute, und der Herr Förster war fünf Stunden im Sattel. Ich reite mit!"

Auch Herr von Burkhard meinte, es sei das gegebene, daß die Herren mitritten, die vorher zurückgeblieben waren.

Evi rief mitten in die Beratung hinein: „Also ich auch!" Aber der Vater packte sie an den schwarzen Zöpfen: „Du bekämst es fertig, du Durchbrenner. Kleine Mädchen gehören ins Bett!"

„Hoho! Heute gehe ich nicht ins Bett!" sagte sie trotzig und entwandte sich dem Vater.

Vor der Rampe standen die vier Pferde und scharrten ungeduldig den Kies.

„Wo habt ihr den Braunen her?" fragte Wolff Joachim Edith, den Oberstallmeister. „Es ist ja englisches Halbblut."

„Aus dem Hahnschen Stall. Sandberg hat gerettet, was zu retten war. Sonst hätten wir auch die dreiundzwanzig Gäule nicht aufbringen können."

„Ein nervöses Pferd! Wollen Sie es reiten, Burkhard? Sind Sie sattelfest?"

Der Gelehrte zuckte die Achsel. „Ich bin mehr für ein gutmütiges Temperament."

„Dann nehmen Sie meinen Rappen. Ich laß ihn mir gelegentlich holen, Edith. Mich gelüstet es nach einem scharfen Ritt. Der Rappe ist mir zu brav!"

Jetzt kamen auch Alex von Rosen und René von Manteuffel aus dem Hause, denen Ebba das Geleit gab. In übertriebener Lustigkeit ging sie auf die witzige Hofmacherei der beiden Junker ein.

„Ich habe Sie zuerst zum Lachen gebracht — mir gebührt das Band!" sagte Alex von Rosen.

„Ich habe ältere Rechte!" stritt Manteuffel. „Ich habe vor zehn Jahren eine Hummel totgeschlagen, die meinem Coufinchen nach dem Leben trachtete."

Hell klang Ebbas Lachen in das Dunkel hinaus:

„Ich gebe die Schleife, wem ich will!" Sie hielt das blaue Seidenband, das sie vorher im Haar getragen hatte, hoch empor.

„Also mir!" fiel Wolff Joachim ein und haschte danach. Da lief sie die Treppe hinunter zu den Pferden.

„Dem Weisesten gebührt sie!" Und in der Meinung, daß Burkhard, wie zuerst verabredet, den braunen Engländer reiten würde, flocht sie ihm geschwind das Band in die Mähne.

Erst, als die vier Herren im Sattel saßen, bemerkte sie, an welche Adresse ihr Pfand gelangt war.

Wolff Joachim lachte, als er ihre Bestürzung bemerkte.

„Noch war ich zwar niemals weise, aber wahrhaftig, ich glaube, ich bin auf bestem Wege. Dein Band sei mir ein Sporn!"

Stumm wandte sich Ebba ab und machte den Herren Platz, die sich jetzt aus der Tür drängten.

„Adieu, Onkel! Ich werde deinen Rat nicht vergessen. Du sollst mit mir zufrieden sein!"

Unter dem kräftigen Schenkeldruck seines schneidigen Reiters stieg das edle Pferd wiehernd in die Höhe.

„Also los, meine Herren!"

Die Hufschläge verhallten bald im tiefen Sande des Feldweges, der hinter den Scheunen vorbei aus dem Hof führte. Die Gäste waren alle bis zu der Nebenpforte mitgegangen und lauschten noch eine Weile.

Über dem Rande des leicht ansteigenden Feldes tauchten die vier Reiter wieder auf — schwarze Silhouetten auf dem Grund des Abendhimmels, der zwischen aufgetürmten düstern Wolken in roten Streifen leuchtete.

„Grausig schön!" sagte Edith. „Ich wollte, ich hätte mitreiten können!"

„Aber meine Gnädigste!" knarrte Cäsar von Brügge. „Der bloße Gedanke macht mir das Haar sträuben: ein zartes Mädchen in so unheimlicher Nacht!"

„Zartes Mädchen! Seh ich so aus?" Edith straffte ihre schlanke Gestalt, die in dem knapp anliegenden langen Lodenpaletot den galanten Ausdruck des Junkers wirklich nicht rechtfertigte.

Man ging ins Haus zurück und versammelte sich im großen Saal, wo zwei mächtige Kamine eine behagliche Wärme verbreiteten. Die lange Tafel war weggeräumt, und die Stühle standen um mehrere kleine Tische, auf denen der Samovar summte. Liköre standen neben den Teegläsern und große Kästen boten den Rauchern Zigaretten.

Ebba, die den Tee bereiten sollte, ließ auf sich warten. Sie war mit Sandberg und Evi draußen, wo die Hoftore gesichert und die Hunde entkoppelt werden mußten. In wilden Sätzen umsprangen die drei großen Tiere ihre Herrinnen und liefen witternd im Hof herum, bis sie mit wütendem Gebell vor dem verschlossenen Spritzenhaus stehen blieben.

„Heb mich!" sagte Evi zu Sandberg. „Ich will mal nachgucken, was die Esten machen."

Unwirsch antwortete der Förster: „Laß doch die armen Kerls!" und wollte Evi mit sich fortziehen. Aber er mußte fast Gewalt brauchen, so schwer machte sich das Mädchen.

„Hast du gehört?" Sie legte den Finger an die Lippen. „Mir war, als hörte ich eine Stimme!"

„Natürlich — sie werden sich unterhalten. Zum Schlaf ist ihnen die Lust vergangen!" — — —

Ebba dachte: „Wenn ich jetzt nur nicht in den Saal brauchte!"

Ihr Herz war zu Tode wund. Dieser Tag hatte alle ihre Hoffnungen vernichtet.

Als sie am Nachmittag bei der Rückkehr der Junker den Tumult auf dem Hof benutzen wollte, um ein Zusammentreffen mit Wolff Joachim unter vier Augen zu ermöglichen, hatte sie aus des Vaters Zimmer seine Stimme gehört. Im

Begriff, zu ihm hineinzugehen, wurde es ihr noch rechtzeitig klar, daß er am Telephon mit jemandem sprach. Sie hörte den Namen Lolja. Wie festgebannt blieb sie auf der Schwelle stehen, und eine fürchterliche Angst zwang sie, zu lauschen. Durch die nur angelehnte Tür vernahm sie jedes seiner Worte. Der russische Name verriet ihr den Zusammenhang. Also Lolja hieß die Unselige! Und kein flüchtiger sündiger Rausch verband die beiden — es war ein viel stärkeres Gefühl. Ebba hatte den Mut, sich zu gestehen, daß es nichts anderes war — als Liebe. „Und wenn ich Borküll darüber verlieren sollte!" hörte sie Wolff Joachim sagen. Also war er bereit, aus seiner Neigung die letzte härteste Konsequenz zu ziehen, und das bedeutete: er war für sie verloren.

Sie wußte es selber nicht, wie sie es fertig gebracht hatte, am Nachmittag unter Menschen zu sein, mit ihnen zu plaudern und zu flirten und dabei noch ihre Pflichten als Haustochter zu erfüllen.

Traumhaft lag der Tag hinter ihr. Nun kühlte sie ihre fieberheißen Wangen in der Nachtluft.

„Jetzt reitet er heimwärts!" sprach sie zu sich selbst. „Alle seine Gedanken werden bei der anderen sein. Aber vielleicht erinnert ihn mein Band einmal an mich! Was hat er wohl gemeint? Er sei auf dem Wege, weise zu werden?"

Mit den letzten schwachen Flügelschlägen ihrer Hoffnung versetzte sie sich in die Möglichkeit, daß er mit seinem Wort die Abkehr von seiner Leidenschaft und die Rückkehr zur Pflicht, zu allem, was gut und edel war, gemeint haben könne. Sicher hätte er sich dann auch zu ihr zurückgefunden.

In solchen Gedanken schritt sie über den Hof und traf in der Tür mit Sandberg zusammen:

„Das ist doch Ihre Schleife, gnädiges Fräulein?" Er hielt ihr das blonde Seidenband hin. „Ich habe sie vor dem Hoftor draußen gefunden."

So belanglos es war, daß Wolff Joachim das Band wieder verloren hatte — Ebba sah darin die grausame Vernichtung ihrer letzten leisen Hoffnung.

Jetzt sich unter die Gäste zu mischen, ihnen mit gleichgültigem oder gar heiterem Gesicht den Tee anzurichten, bedeutete für sie eine Unmöglichkeit.

Wie ein Schatten huschte sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer und warf sich aufs Bett. Alles um sie herum war ausgelöscht für sie. Der Vater, die Schwestern, Sternburg mit seinen Gästen, ebenso wie die Gefahr, die sich im Dunkel der Nacht gleich finsterem Gewölk um den alten Herrensitz zusammenzog.

Edith entschuldigte die Schwester. Sie brauchte nicht erst zu fragen, warum sich Ebba nicht sehen ließ. War sie doch selbst im stillen über Wolff Joachims Gleichgültigkeit empört. Wie hatte er der Schwester noch bei seinem letzten Besuch zu verstehen gegeben, daß sie ihm mehr als alle anderen gefiele! Auch mußte er wissen, daß man sie beide auf Borküll wie auf Sternburg im Familienkreise ganz offen und ernsthaft als zukünftiges Paar ansah. Und doch heute dieses fremde und anscheinend von keiner Erinnerung berührte Benehmen — arme Ebba!

Aber war es nicht schließlich das beste, daß sich ihre Wünsche nicht verwirklichten? Neben dem herrischen und aufbegehrenden Charakter Wolff Joachims würde Ebba niemals die Rolle spielen können, zu der ihre gütige, stets sich gleichbleibende Art berufen war.

Elastisch wie sie war, sah Edith die Schwester in der Zukunft schon mit einem Mann verheiratet, der besser zu ihr paßte. Sie war Weib genug, um zu fühlen, wie mancher der jungen Leute, die heute auf Sternburg zu Gaste waren, die Möglichkeit erwog, in einer der drei hübschen und begüterten Schwestern seine zukünftige Frau zu finden. Und dieses Bewußtsein hatte ihr Lebensgefühl gesteigert. Wenn sie auch selber von all den galanten Aufmerksamkeiten unberührt blieb, so freute sie sich doch daran, und es bereitete ihr Vergnügen, sich über ihre Sympathie und Antipathie Rechenschaft zu geben. Dabei war sie zu dem Schluß gekommen, daß Hans von Burkhard eigentlich der angenehmste von den Junkern war. Die Ruhe und Gründlichkeit seiner Lebensauffassung erinnerte sie an Paul von der Borke, nur daß dieser frei war von der lehrhaften und ein wenig trockenen Art des jungen Nationalökonomen. Paul war differenzierter. Sie zog ihn deshalb entschieden vor und sah in diesem Vergleich die Richtigkeit ihrer eigenen Wahl bestätigt. Aber sie fand, daß Hans von Burkhard eine ausgezeichnete Ergänzung zu Ebbas schlichtem Charakter bildete.

„Mag sie sich ausweinen!“ dachte sie beruhigt. „Sie wird nicht daran zerbrechen und doch noch das Glück finden, das sie verdient!“

Cäsar von Brügge versuchte den schlechten Eindruck, den er, wie er fühlte, vorhin auf Edith gemacht hatte, auszuwetzen. Er erzählte von seiner Verwundung in Port Arthur und staffierte die höchst einfache Geschichte mit allerlei romantischem Beiwerk aus:

„Wie die wilden Tiere lagen wir hinter dem Drahtzaun, jeden Augenblick bereit, aus unserem Käfig auszubrechen. Die Japaner kletterten mit einer fabelhaften Gewandtheit gegen uns an. Man konnte deutlich Zug um Zug ihrer starren fratzenhaften Maskengesichter unterscheiden. Dreißig Fuß schräg unter uns auf dem Festungsdamm hemmte ein Verhau aus Stacheldraht ihren Anstieg. Da knatterten unsere Maschinengewehre los, und die kleinen Kerls klebten in den Maschen, wie Moskitos im Netz. Aber trotzdem gab es kein Aufhalten für sie. Ameisengleich wimmelten sie heran. Zehn neue für einen Gefallenen zerschnitten den Draht, kletterten darüber weg, strauchelten, sprangen auf und tanzten schließlich unmittelbar vor unseren Gewehrläufen. Ich sehe die Kanaille noch vor mir: das Maul breit gezerrt wie zu einem Lachen, daß man die gelben Pferdezähne zählen konnte, schwang er seine Handgranate. Ich lege an — ziele — drücke los. Im Sturz noch schleudert er sein Geschoß. Ich sehe, daß er sich nach hinten überschlägt und wie ein Akrobat, den Kopf auf der Erde, seinen Körper steif aufrichtet und dann wie ein Federmesser zusammenknickt. Der Sturm war abgeschlagen . . .“

„Und die Granate?“ fragte Evi.

„War geplatzt und hatte siebzehn Mann von uns zur Strecke gebracht. Ich kam mit einer Fleischwunde davon."

Mit blitzenden Augen hatte Evi an den Lippen des Erzählers gehangen. Der Ausgang seiner Geschichte gefiel ihr nicht. Für den heldenhaften Tod des Japaners hätte es ihrer Ansicht nach eine größere Verwundung geben müssen.

„Tut mir furchtbar leid, daß ich nicht mit einem abgerissenen Schenkel aufwarten kann!" näselte Cäsar von Brügge herablassend, als Evi ihren Gedanken naiv Ausdruck gab. Sie verstand seine Ironie und parierte mit einer schnippischen Bemerkung: „Der Japaner gefällt mir tausendmal besser als Sie!"

Edith bemerkte den Wink des Vaters und rief die Schwester an ihre Seite: „Du bist taktlos," sagte sie leise. „Papa will, daß du zu Bett gehst. Also drück dich auf französisch!"

(Fortsetzung folgt)

Aus dem Werdegang der Mathematik

Von Dr. Karl Schmitt-Wendel in Königsberg i. Pr.

ieses Dunkel liegt über der Vorzeit menschlicher Kultur, und heute, wo wir es so herrlich weit gebracht, bietet es einen besonderen Reiz, rückwärts zu schauen nach jenen Fernen. Viele Wege führen uns dahin; manche liegen weite Strecken hin offen vor uns, andere wieder müssen noch aufgedeckt und gangbar gemacht werden, damit die Kulturgeschichte, die eigentliche Geschichte der Menschheit, erkannt und verstanden werden kann.

Bei einem Werke des menschlichen Geistes hat man sich lange Zeit hin nur wenig um die Geschichte gekümmert, und doch ist es ein Werk, mit dem sich kaum ein anderes an Alter vergleichen läßt: die Mathematik. Aber nicht das Alter allein gebietet uns bei dieser Wissenschaft Ehrfurcht und Achtung; es kommt noch die Bedeutung dazu, welche sie für die Entwicklung und das Verständnis unserer gesamten technisch-wissenschaftlichen Kultur gewonnen hat. Die Mathematik steht in inniger Berührung mit der Kultur und ihre Geschichte bildet einen wichtigen Teil jener großen Geschichte der Menschheit.

Wenn es heute möglich ist, den Werdegang der Mathematik zu überschauen, so verdanken wir das in erster Linie den Arbeiten M. Cantors und

seiner Jünger*). Auch das großartig angelegte Werk „Die Kultur der Gegenwart" bringt in einem Bande „die mathematischen Wissenschaften" unter Felix Kleins Leitung. Diese Abteilung ist auf sechs Hefte berechnet. Im ersten handelt A. Voß über „Die Beziehungen der Mathematik zur allgemeinen Kultur", im zweiten über „Mathematik und Philosophie". Das dritte enthält „Die Mathematik im Altertum und Mittelalter", aus der Feder H. G. Zeutheus in Kopenhagen, der denselben Gegenstand früher schon einmal ganz ausführlich behandelt hat (dänisch 1893, später auch deutsch und französisch erschienen). Heft 4 bringt eine Darstellung der Mathematik im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch P. Stäckel, während für das fünfte Heft („Die Mathematik der Neuzeit") noch kein Verfasser bestimmt ist. In dem sechsten Heft spricht H. E. Timerding „Über den mathematischen Unterricht". Zurzeit liegt erst die Abhandlung von Zeuthen vor über „Die Mathematik im Altertum und Mittelalter"**).

Wenn auch viele mit dem Mathematiker Jakobi das einzige Ziel der mathematischen Wissenschaft in der Verherrlichung des menschlichen Geistes sehen, so bewundert doch die große Menge, welche den oft so ganz abstrakten Gedankengängen mathematischer Arbeiten nicht folgen kann, in der Mathematik „ein Instrument von wunderbarer Nützlichkeit", ein Instrument, welches einem großen Teil unserer Kultur erst die Grundlage gab und dann auch den Fortschritt sicherte. Auch diese kulturelle Seite der Mathematik ist in jüngster Zeit gewürdigt worden***).

Viel bewundert und viel gescholten hat die Mathematik ihren Weg zurückgelegt. Es ist ein weiter Weg. Die ersten ausführlichen handschriftlichen Urkunden, die uns bekannt sind, stammen von den Ägyptern. Wir wissen, daß bei Babyloniern und Ägyptern die Mathematik eifrig betrieben und auf Feldmeßkunde und Astronomie angewendet wurde. Von hier kam sie zu den Griechen. „Bei ihnen stand die Geometrie hoch in Ehren; es gab nichts Berühmteres als die Mathematiker," berichtete Cicero. Zunächst waren die Griechen nur Schüler der Ägypter; ihre Geometrie war nichts als Wahrnehmungsgeometrie. Mit Pythagoras und seinen Jüngern wurde das anders. Was dem Meister, was den Schülern zuzuschreiben ist, läßt sich nicht genau festlegen. Jedenfalls nahm die Geometrie unter ihnen eine neue Gestalt an; sie wurde zu einer deduktiven Wissenschaft. Welchen Wert der Philosoph Plato der Mathematik

*) Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, von M. Cantor. 4 Bände und Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften. Begründet von M. Cantor. Bis jetzt 30 Hefte. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

**) Kultur der Gegenwart. Teil III, Abt. I. Erste Lieferung. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1912. V u. 95 S. Preis geh. 3 Mark.

***) E. Picard, Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaften. Deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. B. G. Teubner, 1913, 292 S. Geb. 6 M. — A. Voß, Über das Wesen der Mathematik. 2. Aufl. 123 S. Geb. 4 M. B. G. Teubner, 1913.

zuschrieb, ist bekannt. Nur geometrisch Gebildeten stand der Zutritt zu seiner Akademie offen.

Die eigentliche Blütezeit der griechischen Mathematik setzte um das Jahr 300 v. Chr. in Alexandria ein und hatte die „Elemente" Euklids zur Grundlage. Ein reges geistiges Leben herrschte damals in dieser Stadt. Mündlicher Unterricht und mündlicher Verkehr trugen sehr zur Förderung des mathematischen Wissens bei. Ob Archimedes in Alexandria studiert hat oder durch seinen Freund Konon mit den alexandrinischen Mathematikern in Verbindung getreten ist, wissen wir nicht. Jedenfalls verstand er es, sich als Techniker das mathematische Wissen der damaligen Zeit zunutze zu machen. Er beherrschte den neuen Stoff vollständig und vermochte es, Betrachtungen und Überlegungen anzustellen, die so weit über die damalige Zeit hinausgriffen, daß er bei den Alexandrinern nicht immer auf volles Verständnis rechnen konnte. Aus einem 1906 in Konstantinopel entdeckten Palimpsest geht hervor, daß Archimedes sich bei der Inhaltsberechnung von Flächen und Körpern und bei Aufgaben aus der Mechanik Methoden bediente, wie heute die Integralrechnung, indem er z. B. ein Parabelsegment oder ein Dreieck als „Summe von Strecken" betrachtete. Das ist dasselbe, als wenn die Integralrechnung eine Fläche als die Summe unendlich vieler, unendlich schmaler Streifen ansieht und behandelt. In einer Schrift über die Kugel und den Zylinder beweist er mit seiner neuen Methode, daß die Kugel einem Kegel gleich ist, der die Oberfläche der Kugel zur Grundfläche, ihren Halbmesser zur Höhe hat. Der Wichtigkeit seiner infinitesimalen Betrachtungsweise war er sich wohl bewußt. Als Grabmal wünschte er sich eine einem Zylinder·eingeschriebene Kugel.

Neben Euklid und Archimedes zeichnete sich besonders Apollonius von Perge aus, der sich in erster Linie mit den Kegelschnitten beschäftigte. Dann kam eine lange Zeit ohne wesentliche Fortschritte der Mathematik. Erst mit dem Beginn der Renaissance trat eine Wendung ein.

Bis dahin waren Algebra, Geometrie, die ersten Versuche der Integralrechnung und Mechanik innig miteinander verschmolzen. In der Renaissancezeit trennten sich die einzelnen Disziplinen mehr und mehr. Die Algebra mit ihrem Symbolismus löste sich von der Geometrie los und machte schnell Fortschritte. Die überaus klare Sprache, deren sie sich bediente, und die große Ersparnis an Gedankenarbeit begünstigten dies sehr. In dieser Periode, die bis ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts reicht, wurde auch die Trigonometrie weiter ausgebildet, die analytische Geometrie begründet; ferner erschienen die Logarithmen auf der Bildfläche, und die Dynamik entstand. Den Abschluß bildete die Weiterführung der Differential- und Integralrechnung durch Newton und Leibniz und die Entdeckung der Gravitation. Kurz, es war eine Zeit reich an Neuerungen. Descartes und Galilei waren die kühnsten Neurer.

Cogito ergo sum. Das Dasein des Geistes ist für Descartes die erste und gewisseste aller Erkenntnisse. Von solchen Erkenntnissen müssen wir aus-

gehen, um zur Wahrheit zu gelangen. Der menschliche Geist ist dazu fähig. Den besten Beweis für seine Wahrheitsfähigkeit liefert die Mathematik. Aus wenigen Axiomen entwickelt sie durch wahre Schlüsse die Fülle ihrer Theoreme. Dieser mathematischen Methode muß sich die Philosophie bedienen und aus unmittelbar einleuchtenden Prinzipien deduktiv ihre Sätze ableiten. „Omnia apud me mathematice fiunt," sagte Descartes. Damit verschaffte er der mathematischen Methode Zutritt in das Gebäude der Philosophie, und man kann nicht behaupten, daß es der Philosophie immer zum Heile ausschlug.

Doch Descartes hat auch Positives für die Mathematik geleistet. Betrachten wir heute die Temperaturkurve an einer Wettersäule, so nehmen wir die klare und übersichtliche Orientierung als selbstverständlich hin. Wir finden dort auf einer horizontalen Geraden die Zeit abgetragen (Abszisse) und für die einzelnen Zeitpunkte die zugehörige Temperatur auf einer vertikalen Geraden nach oben oder unten (Ordinate). Die Endpunkte dieser vertikalen Strecken bilden miteinander verbunden eine Kurve, welche mit einem Blick den Temperaturverlauf innerhalb eines jeden Zeitabschnittes erkennen läßt. Descartes hat diesen Begriff der veränderlichen Größe und der Funktion eingeführt und mit Hilfe seines „Koordinatensystems" zur Darstellung gebracht. Wenn auch schon von den altägyptischen Baumeistern Koordinaten benutzt wurden, um beispielsweise bestimmte Punkte einer Zeichnung festzulegen, so ahnte man damals doch nicht, welches wichtige Hilfsmittel für die Geometrie daraus erwachsen konnte. Descartes gebührt das Verdienst, es für die Geometrie eingeführt zu haben. Er übertrug sie damals in die Sprache der Zahlenlehre und wurde so der Vater der analytischen Geometrie.

Durch die Zurückführung der Geometrie auf die Lehre von den Zahlen fand ein wichtiges mathematisches Problem, das schon die griechischen Mathematiker ernstlich beschäftigt hatte, nach und nach seine Lösung, nämlich das Tangentenproblem, d. h. an eine Kurve eine gerade Linie zu ziehen, die durch ihr „Neigungsverhältnis" gegen die Horizontale ein Maß für das Steigen oder Fallen der Kurve an dem Berührungspunkt bildet.

Galilei verdanken wir die Klärung der Begriffe Geschwindigkeit und Beschleunigung, durch deren Anwendung die Bewegung frei fallender Körper in einfachen Gesetzen ausgesprochen werden konnte. Damit legte er den Grund zu einer wirklichen Dynamik, und indem er rechnerisch zu Werke ging, griff er auf die infinitesimalen Arbeiten des Archimedes zurück und schlug Wege ein, die Cavalieri, Fermat u. a. bis auf Newton und Leibniz weiter verfolgten. Mit seiner Lehre von den Bewegungserscheinungen der Körper gab Galilei der Mathematik Stoff zu neuen und ernsten Arbeiten. Seine Ermittlung der Geschwindigkeit nach Richtung und Größe ist mit dem erwähnten Tangentenproblem identisch.

Durch Galileis Bewegungslehre wurde Newton zu den Grundvorstellungen einer Fluxionsrechnung geführt. Leibniz hat sich mehr an das Tangentenproblem

und an seine Umkehrung gehalten und kam von hier aus zu seiner Differential- und Integralrechnung. So trugen beide zum weiteren Ausbau der Infinitesimalrechnung bei. Es soll hier nicht die einst so stark ventilierte Streitfrage über die Priorität der Idee aufgerollt werden, denn Newton selbst hat die Selbständigkeit der Leibnizschen Idee anerkannt.

Man besaß in diesen neuen mathematischen Methoden ein Werkzeug, mit dem man nicht nur Fragen der Geometrie und Analysis zu lösen vermochte, man konnte sie auch bei vielen Vorgängen in der Natur mit dem größten Nutzen anwenden. Der Bereich, in welchem das möglich war, wuchs zusehends. Darin liegt einer der größten Fortschritte, welche der menschliche Geist je gemacht hat. „Der Vorteil ist der," schrieb Gauß später einmal, „daß wenn ein solcher Calcul dem innersten Wesen vielfach vorkommender Bedürfnisse korrespondiert, jeder, der ihn sich ganz angeeignet hat, auch ohne die gleichsam unbewußten Inspirationen des Genies, die niemand erzwingen kann, die dahin gehörenden Aufgaben lösen, ja selbst in so verwickelten Fällen gleichsam mechanisch lösen kann, wo ohne eine solche Hilfe auch das Genie ohnmächtig wird."

Das achtzehnte Jahrhundert legte Zeugnis von der außerordentlichen Fruchtbarkeit der neuen Methoden ab. Je größer das Anwendungsgebiet wurde, desto mehr stieg die mathematische Wissenschaft im Ansehen. Sie galt damals als überaus vornehme Wissenschaft. Auch Damen wandten sich ihr zu. In England erschien um diese Zeit eine besondere mathematische Zeitschrift für die Damen der englischen Gesellschaft. Bald gab es im achtzehnten Jahrhundert kaum einen Gegenstand der Erscheinungswelt, dessen sich die Mathematik nicht bemächtigt hatte. Sie feierte Triumph auf Triumph. Den Höhepunkt erreichte sie in den Bernoullis, in Euler, d'Alembert und besonders in Lagrange und Laplace. Problem häufte sich auf Problem, so daß die Mathematiker kaum Zeit hatten, die Grundbegriffe kritisch zu diskutieren. „Nur vorwärts, der Glaube wird schon kommen," soll d'Alembert gesagt haben. Jedenfalls charakterisiert dieses Wort das ganze Jahrhundert, in welchem unter dem Antrieb der Geometrie, Mechanik und Physik fast alle großen Abteilungen der Analysis berührt wurden. Man schreckte nicht vor dem Gedanken zurück, dereinst den ganzen Weltverlauf durch ein System von Differentialgleichungen darzustellen.

Die Glanzperiode reichte bis ins erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hinein. Die äußere Pracht des so weit ausgedehnten mathematischen Baues war unbestreitbar. Nun schien es an der Zeit, sein Fundament näher zu untersuchen. Schon Lagrange hat diese Notwendigkeit erkannt. Denn er schrieb 1781 an d'Alembert: „Ich beginne zu fühlen, daß mein Trägheitsvermögen allmählich zunimmt und ich stehe nicht dafür, daß ich in zehn Jahren noch Mathematik treibe. Das Bergwerk ist auch, wie mir scheint, fast schon zu tief, und wenn nicht neue Adern entdeckt werden, muß man es über kurz oder lang verlassen. Physik und Chemie bieten heute glänzendere und leichter zu hebende Schätze."

Doch man verließ das „Bergwerk“ nicht. Es fanden sich vielmehr neue Arbeiter, welche sich der Festigung und Sicherung des ganzen Baues in ernster Arbeit widmeten. Gauß, Abel und Cauchy gehören zu den eifrigsten und fruchtbarsten. Neben den bisherigen Wegen wandelten sie ganz neue und bereicherten die Theorie um manche neue Vorstellung, z. B. durch die Betrachtung der komplexen Veränderlichen. Ihre Einführung hatte eine wesentliche Verbesserung und Umgestaltung der gesamten Analysis zur Folge. Andere Mathematiker, z. B. Poncelet, Steiner, Lobatschewsky, von Staudt, förderten die Geometrie in ihren verschiedenen Teilgebieten; Gauß schrieb seine drei grundlegenden Abhandlungen über Differentialgeometrie.

Die nächste und letzte Periode setzt mit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein und steht ganz im Zeichen der „reinen“ Mathematik. Der geschlossene Charakter, den sich die Mathematik bis dahin noch ziemlich bewahrt hatte, ging mehr und mehr verloren. Sie zerteilte sich in zahlreiche Sonderbereiche, die getrennt weiter ausgebaut wurden, wobei die einzelnen Mathematiker, jeder in seinem Gebiete, bestrebt waren, das Höchste zu leisten. Die Fortschritte der reinen Mathematik folgten so schnell aufeinander, daß eine allgemeine Charakteristik nicht gegeben werden kann, und die Erörterung der Einzelheiten ist ohne Anwendung der mathematischen Ausdrucksweise und Zeichensprache nicht möglich. Hier, wo nur ein Schnitt durch den Entwicklungsgang der Mathematik gelegt werden konnte, käme das jetzt auf eine lexikalische Aufzählung von Titeln hinaus. Der kritische Verstand der Mathematiker hat nicht nur die Grundlagen des Gebäudes ernster Prüfung unterzogen, sondern noch viele neue Steine dazugefügt.

Wie nun in jedem größeren geschäftlichen Betriebe von Zeit zu Zeit eine Inventaraufnahme wünschenswert und nötig ist, so auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Für die Mathematik haben wir seit ungefähr fünfzehn Jahren ein solches Unternehmen in der bei B. G. Teubner erscheinenden „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften“, auf die wir mit Recht stolz sein können. Das ganze Werk ist auf sieben Bände berechnet, von denen der erste vollständig, der zweite beinahe vollständig vorliegt. Von den übrigen sind schon zahlreiche Hefte erschienen. Es handelt sich um eine Gesamtdarstellung der mathematischen Wissenschaften nach ihrem gegenwärtigen Inhalt, die sich nicht auf die reine Mathematik beschränkt, sondern auch alle Anwendungsgebiete berücksichtigt.

Eine Zeitlang war die Anwendung der Mathematik so gut wie nicht beachtet worden, nämlich in jener Periode des neunzehnten Jahrhunderts, welche durch die Spezialisierung der Mathematik und den schnellen Fortschritt der Einzelgebiete gekennzeichnet ist. Sie spielte damals die Rolle der uneigennützigen Wissenschaft. Sie galt mehr als große Zierde. Bald aber zeigte sie sich, um mit Montaigne zu reden, als ein Instrument von wunderbarer Nützlichkeit. Heute ist die Anwendung der Mathematik fast unbegrenzt. Ihr Wirkungskreis erweitert sich zusehends. Wenn wir heute von einem Zeitalter der Naturwissenschaften

und der Technik sprechen können, so hat die Mathematik das Hauptverdienst daran. Wie sehr hat Schopenhauer ihren Wert verkannt, als er mit scharfem Spott von ihr sagte, sie könne höchstens den Nutzen haben, flatterhafte Köpfe an Aufmerksamkeit zu gewöhnen. Wir wissen, daß sie zum vollen Verständnis unserer gegenwärtigen Kultur nötig ist. Und wenn „allgemeine Bildung" die Fähigkeit bedeutet, unsere gesamte Kulturentwicklung zu verstehen, dann ist für alle, welche darauf Anspruch machen und in diese Entwicklung eingreifen wollen, ein gewisses Maß an mathematischen Kenntnissen unerläßlich.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jubiläum

Der siebzigjährige Rosegger. Der Kalender, der ja in solchen Dingen als zuverlässig gilt, behauptet, daß der steirische Waldbauernbub am 31. Juli siebzig Jahre alt wird. Man will es nicht recht glauben, wenn man es hört. Den Rosegger Peter, der Zeit seines Lebens ein Träumer gewesen ist mit der Seele eines Kindes, eine Kampfnatur mit dem Temperament eines Zwanzigjährigen — den sollen wir auf einmal als Jubelgreis im Silberhaar wiederfinden? Nein, da muß irgend etwas nicht stimmen. Freilich, daß hinter dem Märchenerzähler und Träumer und Sinnierer Rosegger ein Mann sich birgt, den das Leben zu köstlichster Reife hat emporwachsen lassen, das wußten wir längst. Ein Mann ist der Peter tausendfach gewesen, seitdem er über die Zwanzig hinaus ist. Aber ein Greis? Nie und nimmermehr. Dazu hat niemand weniger Anlage als der Krieglacher Bauernsohn, der noch heute so wettern und stürmen und juchzen kann wie ein eben flügge gewordenes Menschenkind.

In der Tat: die unerhörte Jugendlichkeit dieses Mannes ist vielleicht der erstaunlichste, ganz gewiß aber der wertvollste Zug seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit. Man muß unter den heutigen Poeten deutscher Zunge weit, sehr weit umhersuchen, ehe man jemanden findet, der zu den Erscheinungen der Umwelt auch nur annähernd ein so unmittelbares Verhältnis hat wie dieser Peter Rosegger. Er ragt in unsere „literarisch" verseuchte Epoche wie das Sinnbild einer besseren Zeit, in der die geistreiche Konstruktion weniger und die persönlich menschliche Beziehung zu den Dingen mehr galt als heute. Was unserer ratlosen, von Skepsis und quälendem Abstraktionsbedürfnis geplagten Literatur fast nirgends gelingen will: aus dem eigenen Erleben heraus unmittelbar dichterisch zu gestalten — das fällt diesem Bauernsproß, diesem Autodidakten wie ein Gottesgeschenk in den Schoß. Gesehenes und Erlittenes, Geträumtes und Erlauschtes wandelt sich ihm ganz von selbst in das lautere Gold der Poesie. Er hat es niemals nötig gehabt, die Kunst der deutschen Poeterei in geheimnisvollen Laboratorien zurecht zu destillieren. Er hat niemals in literarischen Cafehäusern umhergesessen und sich den Kopf mit blaßblütiger Problematik vollgepfropft. Er ist

zum deutschen Liede nicht erst auf dem Umwege mühseliger Abstraktion gelangt. Über seine Gesichter fällt wie selbstverständlich der Sonnenstrahl echtester Kunst, sobald sie nur aus seinem Innern herausdrängen und in die Umwelt projiziert werden. Es mag altmodisch klingen und das Lächeln unserer „Intellektuellen" heraufbeschwören, aber es ist deshalb nicht weniger gültig: Peter Rosegger ist als Dichter so stark, so unverbraucht und so jugendlich, weil er zu der großen Lehrmeisterin aller Kunst, zur Natur in den intimsten Wechselbeziehungen steht. Sie gibt ihm, wie die Mutter Erde dem Antäus, seine beste Kraft. Sie läßt ihn jung und fröhlich bleiben bis über die Siebzig hinaus. Sie strömt auf ihn jenen Duft unmittelbarer Keuschheit aus, der, von Homer bis Goethe, noch immer den wahrhaftigen Dichter gekennzeichnet hat. Sie schützt ihn vor Stubenhocker-Krankheiten, vor Gedankenblässe und müder Enkel-Resignation. Und sie allein macht ihn zu dem, was er ist und bleiben wird überall, wo deutsche Herzen schlagen und deutsche Worte gesprochen werden: zum Sänger des deutschen Waldes.

Der Sänger des deutschen Waldes. Was Rosegger seinem Volke als Dichter bedeutet, das liegt in dem einen Worte. Sein fast schon klassisch gewordenes Buch vom „Waldschulmeister" ist auch heute noch ein kostbares Juwel aus der Schatzkammer deutschen Schrifttums. Seine ganze reiche Seele ist darin, seine große Menschheitsliebe, sein keuscher Glaube und sein bezaubernder ethischer Optimismus. Der arme Waldbauernbub, der ohne Schuhzeug und mit zerrissenen Hosen durch die steirischen Wälder strich, der tagelang unter grünen Laubdächern träumte und mit großen, fragenden Augen in eine wundervoll rätselhafte Welt hineinstarrte, der sich eins wußte mit allem, was lebendig war in den Bergen und Tälern seiner Heimat, der die Sprache der Tiere verstand und das Rauschen der Bäche und das Donnern der Lawinen und die lockenden Stimmen des Windes, der, ein wilder und doch begnadeter Schößling, im Zaubergarten einer großen Natur seinen Glauben, seinen Gott, seinen eigenen Menschen suchte und fand — der ist es, der dies köstliche Buch ersonnen und geschrieben hat. Kein Satz ist darin, der nicht Fleisch von seinem Fleisch, der nicht Blut von seinem Blut hätte. Aus der prachtvollsten Bildsprache wächst eine Welt vor uns auf, die auch das Unbeseelte zu beseelen, zu adeln, zu verklären weiß. Jeder armselige Kohlenbrenner, jeder Hirtenbube, ja, jedes Tier, jeder Strauch, jeder Fels bekommt sein eigenes Gesicht, seine eigene Sprache. Alle Stimmen des deutschen Bergwaldes werden lebendig und einen sich zu einer beglückenden Sinfonie, die im letzten Grunde nichts anderes ist als ein grandioses Te deum laudamus. Den nüchternsten Leser wird immer wieder die selbstverständliche Leichtigkeit verblüffen, mit der sich dem Dichter auch die nebensächlichsten Dinge unter den Händen in funkelndes Leben verwandeln. Da gibt es überhaupt keine toten Strecken. Da ist die Fülle der Gesichte restlos im Poetischen aufgegangen. Da ist alles übersonnt und warm durchleuchtet von dem ethischen Adel eines Genius, der auserwählt ward unter Tausenden.

Natürlich soll hier nicht um jeden Preis eine Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne gefordert werden. Das hieße, die große und gütige Toleranz Peter Roseggers gründlich mißverstehen. Eines schickt sich nicht für alle. Hier so wenig wie anderswo. Dem vom Erleben mitgenommenen und zerfaserten Großstadtmenschen liegen andere Dinge, andere Probleme, andere Zusammenhänge näher als die keuschen Träume des steirischen Bauernjungen und Gottsuchers. Ein Sich-Selbst-Zurückschrauben auf primitivere Anschauungsformen gibt es nun einmal nicht. Wer dazu verdammt ist draußen zu bleiben, der wird sich auch mit blutenden Händen keinen Einlaß ertrotzen können. Aber wenn er sich in der Ratlosigkeit und Leergebranntheit seines Daseins einen Gefühlsrest für menschliche und poetische Werte bewahrt hat, dann müßte er blind und taub sein, sofern ihn vor der Roseggerschen Märchenwelt, wie sie im „Waldschulmeister" und in zahllosen anderen Büchern leuchtet, nicht eine tiefe Sehnsucht und eine ernsthafte Glücksahnung überkommt.

Wir können und wollen das natürliche Pathos des Roseggerschen Jubeltages gerechterweise nicht bis zu der Feststellung steigern,

daß bei dem steirischen Dichter, und nur bei ihm, die Götter zu finden sind, nach denen unsere Zeit verlangt. Aber wir wollen uns trotzdem nicht des Bekenntnisses schämen, daß es eine große und herrliche Sache ist, einen so starken, so aufrechten und vor allen Dingen so „unliterarischen" Dichter wie Peter Rosegger unter uns zu wissen. Die Krämpfe, die unsere mühselige und beladene Gegenwart schütteln, sind leichter zu ertragen in der Gewißheit, daß die unbestechlichen Augen eines Peter Rosegger darüber wachen. In alle Dumpfheit und Niedergeschlagenheit unseres literarischen Lebens fällt der helle und adlige Optimismus dieses Mannes und seines Werkes wie ein Hoffnungsstrahl. Wenn irgendeiner aus dieser Zeit würdig ist, die unsichtbaren Attribute mystischer Dichterherrlichkeit zu empfangen, so ist es der Sänger und Herold der grünen Steiermark.

Darum laßt uns fröhlich sein und den siebzigjährigen Waldbauernbub mit fröhlicher Zuversicht grüßen.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Genalogie

Semigotha. Die nachfolgende Veröffentlichung soll die Reihe der Darlegungen irrtümlicher Zuschreibungen alter, christlicher Geschlechter zum Judentume seitens des „Semigotha" zum Abschluß bringen. Der Grund zu der langen Unterbrechung seit meiner letzten Darlegung über den Gegenstand in dieser Zeitschrift liegt darin, daß ich den mir seitens der betreffenden Geschlechter noch zur Verfügung gestellten Stoff erst einer sorgfältigen Prüfung unterziehen mußte. Möglichste Kürze erscheint aber nunmehr geboten. Zudem hat der Verlag des Unternehmens: der Kyffhäuserverlag, Zechner & Co., München 23, im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel von Anfang Juni des laufenden Jahres angekündigt, daß eine neue Auflage des Bandes im Herbste 1913 erscheinen werde. Es dürfte somit der Billigkeit entsprechen, abzuwarten, inwieweit die Schriftleitung vorgekommene Irrtümer berichtigen, die von den verschiedensten Seiten gegebenen Nachweise falscher jüdischer Zuschreibungen berücksichtigen oder letztere ihrerseits zu stützen suchen wird.

Einige solcher irrtümlichen Zuschreibungen hat die Schriftleitung des Semigotha inzwischen bereits als solche anerkannt, so durch Schreiben vom 3. Dezember 1912 (Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung, Nr. 127 vom 16. März 1913) diejenige der durch Erhebung vom 6. Juli 1863 in den Sachsen-Coburg und Gothaischen Adel- und Freiherrenstand gelangten Freiherren **von Lachmann-Falkenau.** Karl (Christian Richard) Lachmann, geboren 1814 zu Greiffenberg, Herr auf Sponsberg und Wingendorf, Fideikommißherr auf Falkenau im Kr. Grottkau, war es, der nicht nur diesen Gnadenakt, sondern, im November 1864, auch die preußische Genehmigung zur Führung des Freiherrntitels erhielt. Die Behauptung des Semigotha: „Aschkenases, nun evang.; konvertiert um 1800" ist rein willkürlich und stützt sich anscheinend ausschließlich auf die allerdings unleugbare Tatsache, daß der selige Herzog Ernst der Zweite von Sachsen-Coburg und Gotha, der Erteiler des vorstehenden Diplomes, während seiner langen Regierungszeit Standeserhebungen und Gnadenakte in reicher Zahl, darunter auch an viele wohlhabende Juden oder Nachkommen von solchen, ausgeteilt hat, die in ihrem Heimatsstaate zu einem Adels- oder gar einem Freiherrnbriefe kaum hätten gelangen können. In Wahrheit sind die hier in Rede stehenden Lachmann ein angesehenes Geschlecht der Stadt Greiffenberg in Schlesien und dort als Mitglieder des Rates und Inhaber öffentlicher Ehrenämter seit Jahrhunderten nachweisbar, d. i. bis in eine Zeit, in der Juden noch keine Familiennamen führten, geschweige denn dort Bürgerrechte erlangen konnten. Die Stammreihe des Karl (Christian Richard) Lachmann beginnt mit einem Christoph Lachmann, Ratsgeschworenen und Zunftältesten zu Greiffenberg, geboren 1662, gestorben 1723, und ergibt, daß auch durch Verschwägerungen kein jüdisches Blut eingedrungen ist. Ich bin im vorstehenden absichtlich, um ganz unparteiisch zu sein, dem Wortlaute der, für die neue Auflage des Semigotha zwischen den Beteiligten vereinbarten, Berichtigung im wesentlichen gefolgt, möchte aber besonders betonen, daß ich den mir zur Verfügung gestellten Stoff

auf das Sorgfältigste nachgeprüft und die vorstehenden Angaben der „Berichtigung" durchweg als zutreffend gefunden habe. Der Name Lachmann ist in dem Städtchen Greiffenberg und seiner Umgebung noch jetzt als Bürger- und Bauernname sehr verbreitet. Die Stammreihe läßt sich über den erwähnten Christoph hinaus lediglich deshalb nicht mit Bestimmtheit weiter zurückführen, weil die Kirchenbücher für die Mitte jenes Jahrhunderts eine Lücke enthalten. Indessen kommt vor dieser Lücke der Name Lachmann in den ältesten Kirchenbüchern von Greiffenberg (1620 bis 1654) bereits neunzigmal, davon für die Stadt Greiffenberg selbst siebenundfünfzigmal, vor, ebenso in den Kirchenbüchern des benachbarten Friedersdorf (1654 bis 1690) hundertundachtundachtzigmal. Die unmittelbaren Vorfahren des ersten Freiherrn von Lachmann haben an dem Aufschwunge der Leinenmanufaktur in den schlesischen Gebirgen einen erheblichen Anteil. Einer von ihnen, Karl Christian, geboren 1740, gestorben 1815, der von Friedrich dem Großen zum Königl. Konferenzrat ernannt wurde und 1791 die für Nicht-Edelleute seltene Erlaubnis zum Erwerb eines Rittergutes erhielt, bewirkte durch seinen Opfermut noch als Greis die Befreiung Greiffenbergs von der auf die Stadt gelegten, für sie unerschwinglichen Kriegskontribution. Ihm gegenüber, als dem Führer einer Dankesabordnung der Stadt an Friedrich den Großen für den Aufbau des 1782 abgebrannten Greiffenberg, sind übrigens des Königs berühmte Worte gefallen: „Ihr habt nicht nötig, Euch bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Untertanen aufzuhelfen: dafür bin ich da." Das Geschlecht ist mit dem Erwerber des Freiherrnstandes im Jahre 1882 im Mannesstamme bereits wieder erloschen, da der einzige Sohn auf dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour bereits gefallen war. Es leben aber noch zwei Töchter, die in sehr vornehme, titulierte Uradelsgeschlechter Schlesiens hineingeheiratet haben, ebenso wie die Verbindungen des Geschlechtes schon in den früheren Geschlechtsfolgen bis zum Jahre 1790 hinauf fast ausschließlich in Allianzen mit angesehenen, altadligen Geschlechtern (v. Uchtritz, v. Fischer, v. Brochem, Frhr. v. Roth, v. Ohlen, Gf. v. Schlippenbach, Pauncefote a. d. H. der Lords Pauncefote of Preston) bestehen.

Ein weiteres Geschlecht, dem der Semigotha mit der Behauptung jüdischer Abstammung sicherlich unrecht tut, ist dasjenige des 1888 vom Kaiser Friedrich dem Dritten durch den Adel und Freiherrenstand ausgezeichneten Staatsministers, vormals Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, **Robert Lucius Freiherrn von Ballhausen**, der den mit dem Freiherrentitel verbundenen Beinamen „von Ballhausen" zugleich mit dem obigen Gnadenakte nach seinem Gute Groß- und Klein-Ballhausen bei Straußfurt erhielt und ursprünglich Robert Lucius hieß. Der Semigotha führt unter der Überschrift: „(Hecht) Lucius von Ballhausen aus dem Stamme Levi" aus, das Geschlecht sei „vielleicht eine von Samuel Gelhäuser zum Hecht 1550 abstammende Fortsetzung der alten Rabifamilie Epstein (1392) zu Frankfurt a. M.", „Lucius" sei eine Übersetzung von „Hecht" und Robert Lucius sei ein Sohn des „Fuldaschen Händlers Hecht mosaischen Glaubens" und als solcher am 20. Dezember 1835 zu Erfurt geboren. Richtig ist, daß das lateinische Wort „lucius" eine Fischart und, nach Ansicht mancher Gewährsmänner, den Hecht bedeutet. Das gewöhnlichere Wort scheint aber „esox" zu sein. Die Schriftleitung des Semigotha ist also anscheinend durch die Bedeutung des lateinischen Wortes „lucius" zu der Annahme von der jüdischen Abstammung des Geschlechtes gelangt. „Lucius" ist aber auch ein weit verbreiteter lateinischer Name gewesen (z. B. „Lucius Sulla"!) und bedeutet als solcher soviel wie: „am Tage geboren" (abgeleitet von lux = Licht; Gegensatz zu: „in der Nacht geboren"). Ein Familienname „Lucius" braucht also keineswegs notwendig eine Verlateinung von „Hecht" zu sein, ganz abgesehen davon, daß der Familienname „Hecht" durchaus kein ausschließlich jüdischer ist. Tatsache ist auch, daß dem Staatsminister usw. Freiherrn Robert Lucius von Ballhausen schon wiederholt zur Last gelegt worden ist, jüdischer Abstammung zu sein, und zwar sowohl im

politischen Kampfe (1891), wie literarisch. Zutreffend ist aber diese Behauptung nicht. Die Abstammung des ersten Freiherrn aus dem Geschlechte, zu dem übrigens auch der Mitbegründer der „Höchster Farbwerke Meister, Lucius und Brüning", der verstorbene Dr. Eugen Lucius, gehörte, geht bis auf einen Johann Hieronymus Lucius zurück, der 1693 geboren war. Die zwingenden Beweise für die Richtigkeit dieser Abstammung liegen mir vor. Johann Hieronymus besaß schon ein Haus zu Erfurt und war, was hier wichtig ist, Mitglied der dortigen Weberinnung, während Juden oder Nachkommen von Juden zu jenen Zeiten bekanntlich keinen Zutritt zu den Innungen hatten. Überdies steht fest, daß Johann Hieronymus, der am 27. Dezember 1756 zu Erfurt verstorben ist, vor seinem Hinscheiden mit den „Sterbesakramenten" versehen wurde und in der Allerheiligen-Kirche zu Erfurt vor dem Altar begraben liegt, also nicht nur ein Katholik war, sondern ein sehr angesehener Katholik gewesen sein muß.

Besagter Johann Hieronymus war der väterliche Urgroßvater des Freiherrn Robert. Enkel von Johann Hieronymus und Großvater von Robert war Johann Anton Lucius, dessen Name auf dem bekannten Erfurter Patrizierhause der Lucius (an der Ecke des „Anger" belegen!) steht, eines Hauses, das, als wertvolles Altertum, unter staatlichen Denkmalsschutz gestellt ist. Der Semigotha erwähnt dieses „Familienhaus" auch. Um so widerspruchsvoller ist es, daß er den nachmaligen Freiherrn Robert einen „Sohn des Fuldaschen Händlers Hecht" sein läßt!

Mit den vorstehenden Feststellungen dürfte der Annahme einer jüdischen Abstammung des Geschlechtes der Boden entzogen sein und ich möchte nur noch, freilich mit allem Vorbehalte, der Vermutung Raum geben, daß „Lucius" hier nichts weiter ist, als eine Verlateinung des vielverbreiteten Geschlechtsnamens: „Lotz" oder „Lutz".

Endlich möchte ich noch einige Worte über das bekannte österreichische Großindustriellen-Geschlecht rheinischer (Eifel; Düren!) Herkunft der jetzigen Ritter von Schoeller sagen, von denen der Semigotha einerseits behauptet, sie „sollen ursprünglich auch jüdisch gewesen sein" und unter denen er namentlich andrerseits das Haupt der Großhandlung „Schoeller & Co." in Wien: Philipp (Wilhelm) Ritter von Schoeller, Mitglied des Herrenhauses usw., zu Wien in das Geschlecht Schoeller lediglich durch Annahme an Kindesstatt hineingelangt und „aus jüdischem Blute des Paul Gustav Neufeld" sein läßt. Um letztere Behauptung gleich vorweg zu erledigen, so ist sie vollkommen unwahr. Philipp (Wilhelm) ist vielmehr mit seinem Bruder Paul (Königlich Großbritannischem Generalkonsul und ebenfalls Mitgliede des Herrenhauses) ein Sohn des christlichen Ehepaares: Paul Ritter von Schoeller und dessen Ehegattin Pauline, geborenen Schoeller, die beide aus Düren gebürtig waren. Was das Geschlecht Schoeller im ganzen anlangt, aus dem die vorgenannten Personen stammen, so gibt es eine sehr umfangreiche, vortreffliche „Geschichte der Familie Schoeller", verfaßt von August Victor Schoeller, Rechtsanwalt bei dem Königlichen Landgericht Berlin I, jetzt Justizrat. Sie ist zu Berlin im Jahre 1894 erschienen, allerdings als Handschrift gedruckt und nicht im Handel. Schon sie läßt die Abstammung, das Aufsteigen, die Verzweigungen und die Geschichte des Geschlechtes auf das genaueste erkennen. Nach ihr war der mit Sicherheit damals schon nachgewiesene gemeinsame Stammvater aller späteren Mitglieder des Geschlechtes ein Joeris (Georg) Schoeler auf dem Hofe Wissgen bei Schleiden, im Jahre 1550 zuerst dort aufgetaucht. Im Jahre 1910 hat dann der Fabrikbesitzer Hugo Schoeller zu Düren unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Familie Schoeller" 644 von ihm später aufgefundene Urkunden veröffentlicht, die die Vorfahren des vorgenannten Joeris bis 1450 in der gleichen Gegend feststellen. In dem stillen Schleidener Tale wurden die Nachkommen des Joeris oder Georg nun zunächst zu kleinen Eisenindustriellen und deren Nachkommen erschließen dann vor ungefähr 175 Jahren (also vor etwas mehr als einem Drittel der Zeit, die die Gegenwart von dem Jahre 1450, demjenigen der ersten Erwähnung des erwiesenen ältesten Stammvaters, trennt!) dem Geschlechte in Düren andere Zweige der Großindustrie. Von jüdischer

Herkunft ist aber ganz und gar nicht die Rede! Dagegen berührt es gerade in diesem Falle ganz besonders peinlich, wenn ein Geschlecht, dessen Mitglieder erweislich in der Vergangenheit wegen ihres evangelischen Glaubens schweres erduldet haben, aus dem eine größere Zahl von evangelischen Geistlichen, Presbytern, Diakonen usw. hervorgegangen wäre, ohne daß irgend ein einigermaßen haltbarer Grund dafür erkennbar wäre, ganz willkürlich vom Semigotha zu einem Geschlechte jüdischer Herkunft gemacht worden ist.

Hiermit könnte ich schließen, hätte ich nicht einige Worte „in eigener Sache" zu sagen. Es ist nämlich, seit ich meine letzten Bemerkungen über den Semigotha in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe, in zwei Berliner Blättern die Behauptung aufgetaucht, meine früh verstorbene Mutter: Stephanie, geborene **Drory**, aus Gent in Belgien, sei jüdischer Herkunft gewesen. Es geschah dies meines Wissens zum ersten Male in Nr. 101 vom 18. Dezember 1912 des Berliner Blattes „Deutscher Generalanzeiger" und dann wieder in Nr. 38 der „Staatsbürger-Zeitung" vom 14. Februar 1913. In ersterem Blatte wurde die Behauptung ganz bestimmt aufgestellt, im letzteren Blatt allerdings nur vermutungsweise, aber hinter den Geschlechtsnamen „Drory" ist hier eine Klammer gesetzt, die den Namen „David", mit einem Fragezeichen dahinter, enthält. Ich stelle demgegenüber folgendes fest. Die „Drory" gelten für einen Zweig des alten, wohlbekannten Gentry-Geschlechtes: „Drury", dessen Name in England sehr verbreitet ist. Die Schreibweise „Drury" ist die gewöhnlichere. Vielfach kommt daneben auch diejenige: „Drewry", namentlich in älteren Zeiten, vor, was ebenso ausgesprochen wird, wie jeder des Englischen Kundige bestätigen kann. Die „Drury" nennt Burke, der weltbekannte Genealoge: „bekannt durch das Alter des Geschlechts." Daß die Schreibweise „Drury" und „Drewry" in dem gleichen Geschlechte vielfach wechselt, ist feststehend. Daß derjenige Zweig, der sich „Drory" schrieb und schreibt, zu dem gleichen Geschlechte gehört, ist nicht nur ständige Überlieferung der „Drory", sondern es wird auch dadurch bestätigt, daß letztere mit den „Drury" und den „Drewry" das gleiche Wappenbild (crest) führen, nämlich einen laufenden Windhund. Mein mütterlicher Großvater war Zivilingenieur. 1879 verstorben, war er langjähriges Mitglied der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" (Royal Society) zu London. Mein mütterlicher Urgroßvater war ein angesehener Zimmermeister zu Colchester, dann zu London. Lebenseinzelheiten sind über ihn wenig bekannt. Man weiß, daß er mit dem Baronet Sir William Congreve in nahen Beziehungen gestanden, daß er für diesen im Jahre 1814 einen „Concordia-Tempel" hergestellt hat, daß er, um 1800, mehrere Jahre lang Vorsitzender der alten, angesehenen, 1735 gestifteten Freimaurerloge zu Colchester gewesen ist. Alle diese Tatsachen sprechen, bei den damals in England herrschenden Anschauungen, gewiß nicht dafür, daß mein mütterlicher Großvater und Urgroßvater jüdischer Herkunft waren oder auch nur für Nachkommen von Juden gegolten haben! Ich stelle hier fest, daß ich es nicht als eine Unehre für mich ansehen würde, wenn meine Mutter von jüdischer Herkunft gewesen wäre, sondern als eine Tatsache, die meinerseits verschleiern zu wollen, lächerlich wäre. Ich würde deshalb mit diesen, meiner Ansicht nach, gänzlich belanglosen Einzelheiten meiner Abstammung die Öffentlichkeit auch gar nicht behelligen. Aber die Absicht der beiden vorgenannten Blätter war offenbar doch die, meine, an einzelnen Darstellungen des Semigotha geübte, beurteilende Tätigkeit durch die Unterstellung einer jüdischen Abstammung mütterlicherseits bei mir, als nicht unparteiisch und wissenschaftlich, sondern als voreingenommen und unwissenschaftlich hinzustellen. Und deshalb muß ich sowohl die vorbezeichnete Unterstellung, wie den Verdacht der Voreingenommenheit, als gänzlich unbegründet, hiermit entschieden zurückweisen.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz
in Berlin.

Kulturgeschichte

„Wandervogel." Geschichte einer Jugendbewegung von **Hans Blüher.** 2 Bände,

2. Auflage. Berlin, Bernhard Weiße, 1912; 3. Band: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion; ebenda 1912. 6,50 Mark für alle drei Bände.

Dies Buch hat mit Recht unter Wanderern und Oberlehrern viel Aufsehen erregt, mit Unrecht eine Beunruhigung im Wandervogel erzeugt. Soweit der Verfasser die Entstehung der Wanderbewegung aus dem romantischen Auflehnungsbedürfnis der Jugend gegen Zwang und hergebrachte Sitte darstellt, ist er ein feinsinniger Schilderer jugendlicher Gemütsart und ein äußerst talentvoller Schriftsteller; man kann begreifen, daß selbst erfahrene Erzieher dem ersten Teil zujauchzten und ihn den Wandervögeln empfahlen. Es liegt soviel Wahres in der krassen Schilderung des Gegensatzes zwischen der fatzkenhaften, blasierten Großstadtjugend und dem urwüchsigen, etwas übertriebenen Naturburschentum des aufgehenden Wandervogels! Mit welcher Begeisterung mögen die Schulbuben den ersten originellen „Bachanten" zugeströmt sein, endlich allein, ohne Aufsicht der Schule! Da fanden sie, was moderne Erzieher ihnen wünschten, der Natur der Sache nach ihnen aber nicht selbst geben konnten: Selbständigkeit in ihrem Treiben außerhalb der Schulwände, romantische Abenteuer, verständnisvolle ältere Kameraden, eine freie, untereinander nach eigenen Bedürfnissen abgemachte Sittlichkeit, ein eigenes Leben, in das Schule und Elternhaus nicht hindernd eingreifen konnten.

Die ersten Bachanten und namentlich der „Oberbachant" Karl Fischer, die Blüher mit seiner Kunst schildert, müssen in der Tat bestrickende Persönlichkeiten gewesen sein. Viele von den Wandervögeln lebten unverstanden vom Elternhause dahin und fanden keine Nahrung für ihr sehnendes Gemüt. Die traurige Tatsache, daß die Jugend in tausend Fällen im Elternhause kein Verständnis für ihre innersten Bedrängnisse findet, daß die Familienerziehung nur allzuoft seicht und nutzmäßig eingerichtet ist, hat Blüher rücksichtslos gekennzeichnet, radikaler, als wir es gewohnt sind. Das ist ihm hart verdacht worden; aber er hat ja das Buch nicht für Kinder geschrieben, und mancher Vater mag sich von Blüher sagen lassen, daß es äußerst bequem ist, für Erzeugung, Nahrung und Kleidung den Dank der Kinder als selbstverständliche Pflicht zu beanspruchen.

Wenn Blüher die aufrührerische Romantik als Wurzel des Wunderbaumes darstellt, so können wir ihm nur zustimmen und möchten wünschen, daß die begeisternde Kraft alles romantisch Natürlichen, Phantastischen, Unbegriffenen unserer Jugend nicht verloren geht, daß sie nicht schon in der blühenden goldenen Zeit zu geschäftsmäßigen Nutzmenschen werde.

Aber, wenn Blüher mit einer ad hoc zurechtgemachten Definition als andere Wurzel der Wandervogelbewegung die sexuelle Inversion — zu deutsch „Irrbrunst" — herausfindet, so ist das ein wissenschaftlicher Reinfall erster Ordnung. Die Briefe, die Blüher als Beweismaterial anführt, beweisen für seine Behauptung nichts. Man sieht aus einigen, daß im Wandervogel auch einige Irrbrünstige gewesen sind; andere können nur dann überhaupt mitzählen, wenn man mit Blüher glaubt, „daß man alles Sehnen nach Menschen eben sexuell verstehen muß, um es überhaupt zu verstehen". Man wird zugeben, daß es mit dieser Definition leicht ist, den Wandervogel als „erotisches Phänomen" zu erklären. Aber warum nur den Wandervogel? Ich mache mich anheischig, unter Anwendung zahlreicher Fremdwörter mit Blühers Mitteln jeden beliebigen Kegelklub als „erotisches Phänomen" zu erweisen.

Blüher hat durch einen Wortbetrug die schwärmerischen Freundschaften der romantischen Wanderbewegung als homosexuell bezeichnet, was übrigens für ihn keinen Vorwurf bedeutet und nach seiner Definition ja auch ganz ungefährlich ist. Wer aber nicht auf Blühers Erklärung geeicht ist, muß diese Darstellung als Lästerung des Wandervogels empfinden. Deshalb hat der Altwandervogel öffentlich gegen Blühers Buch Stellung genommen und ihn veranlaßt, der Wandersache fernzubleiben. Blüher ist, wie so viele auf humanistischen Gymnasien Erzogene, dem alleinseligmachenden Glauben an die modernsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen anheimgefallen, von einer Orthodoxie in die andere! Sein Buch bedeutet in dieser Hinsicht gar nichts; aber es ist leider nicht aus-

geblieben, daß viele, die dem Jugendwandern ohnehin nicht gewogen sind, sich auf Blühers Beobachtungen berufen haben, und das leidige: semper aliquid haeret wird uns vielleicht noch allerlei Schaden tun. Darum mögen alle, die es ehrlich mit dem Wandern meinen, sich überzeugen, daß Blühers „erotisches Phänomen" eine Wortspielerei ist.

Traugott Friedemann in Einbeck

Kunst

Anton Genewein: „Vom Romanischen bis zum Empire." Eine Wanderung durch die Kunstformen aller Stile. Zwei Bände mit 947 Abbildungen. Leipzig, F. Hirt und Sohn. Geb. 9 M.

Im Vorwort verspricht der Verfasser, „das konstruktive Moment" — gemeint, aber nirgends gesagt, ist: bei der Architektur — durchaus nur dort zu berücksichtigen, „wo es das Verständnis der Stilformen (gemeint ist: der Ornamentik) erfordere . . ., da deren genaue und gründliche Kenntnis erfahrungsgemäß im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht". Gewiß, wenn man die Kunst aus der Perspektive des technischen Hochschülers betrachtet. Und für diesen ist das Buch auch als „kurzgefaßtes übersichtliches Lehrbuch" geschrieben; daneben auch für den „großen Kreis von gebildeten Laien". Man kennt diese gebildeten Laien, die von der Kunst nichts ahnen, als daß es sogenannte „Stile" gegeben habe, und die sich bereits als Kunstkenner fühlen, wenn sie Gotisch und Romanisch unterscheiden können, d. h. wissen, daß im romanischen Stil „alles rundbogig" und im gotischen „alles spitzbogig" ist. Man glaubte freilich, daß diese Laien, deren Anmaßung, mit der Kunst Brüderschaft ausgemacht zu haben, ein schlimmes Hindernis für eine wirkliche Durchdringung des Volkes mit künstlerischem Empfinden ist, daß sie allmählich der Vergangenheit anzugehören begannen. Allein Professor Genewein kommt und belehrt uns, daß es doch noch eine Menge solcher Laien geben müsse; denn für sie — und für all die ähnlich unbelehrbaren Architekten und Maurermeister, welche manche Technische Hochschulen entlassen — und ganz ausdrücklich für sie ist das Buch gemacht. Für sie der Schlußsatz des Ganzen, der uns mit der erfreulichen Versicherung entläßt, daß die „Wiederholung der einzelnen Stile, vom Romanischen angefangen bis zum Empire, bis zum heutigen Tage andauere". Man merke es: bis zum heutigen Tage. Für Genewein und seine Gemeinde existiert also einfach unsere ganze Entwicklung seit 1895 nicht. Das ist auch ein Standpunkt.

Es ist natürlich nur eine Konsequenz dieses Standpunktes, daß die Abbildungen bis auf wenige (meist der französischen Renaissance angehörenden) Ausnahmen nicht nach der Natur, sondern nach „Wandtafeln" hergestellt sind (bezeichnend für die Art, in der angehende Baumeister die Kunstwerke der Vergangenheit kennen lernen, ist das unnachahmlich Schematische dieser Unterrichtstafeln); daß die sogenannten Stile nach Ornamentkategorien (statt nach ihrer tektonischen Entwicklung) gelehrt werden: Gesimse, Decken, Dächer, Säulenfüße, Hermen, Balustr, Grundrisse, das Ornament usf. heißt es da durcheinander; und in jeder Kategorie werden zwei bis vier „Stile" jedesmal abgehandelt, meist mit ein paar Zeilen. Daß bei dem absichtlichen Verzicht auf die konstruktiven Elemente sonderbare Sachen mit unterlaufen, versteht sich. Z. B. I, 83 behält die Gotik die romanischen Lisenen nur am Anfang bei, später tritt der Strebepfeiler an deren Stelle (!) (gotische „Lisenen" gehören erst der Backsteinarchitektur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an!). Gewölberippen treten als romanische Erfindung auf (I, 84), weil der Verfasser in der Eile ja nicht auf die Unterschiede zwischen französischer Frühgotik und deutschem Übergangsstil einzugehen braucht. Daß er aber auch auf seinem eigensten Gebiet kein Gefühl für das Lebendige des Ornaments und seiner Entwicklung hat, beweist das Versagen gegenüber so reifen und prachtvollen Gebilden wie dem barocken Akanthus (II, 264) und vollends dem Rollwerk und Knorpelstil (II, 275, 277), von denen er das erste nicht einmal dem Namen nach kennt! Daß „Kapitäler" (II, 184) nicht der Pluralis von Kapital ist, sondern Kapitelle bedeuten soll, erfährt man nur aus den Abbildungen.

Schließlich könnte das Werk mittels seiner 947 Abbildungen wenigstens zur raschen Orientierung über bestimmte Stilmerkmale

dienen. Aber damit ist es auch nichts, weil nur in seltenen Fällen wirklich markante Beispiele gewählt sind und weil alle und jede Zeitangabe mit der Sorgfalt eines Nicht-Kunsthistorikers vermieden worden ist.

Dr. Paul Ferd. Schmidt in Magdeburg

Emile Verhaeren: „Rembrandt", „Rubens" (Insel-Verlag, Leipzig. Jedes Buch geb. 3 M.). Die Kunst Emile Verhaerens ist aus tiefster Liebe zur Heimat erwachsen. Sein erstes Versbuch Les Flamendes birgt Gedichte, die in ihrer landschaftlichen Intimität und düsteren Färbung an Rembrandt gemahnen, und wiederum andere, welche durch den Jubel des Kolorits und die erstaunliche Vitalität auf Rubens hinweisen. Es ist darum nicht verwunderlich, daß ihm Monographien über diese beiden Maler gelungen sind, die groß und einfach wirken, die ohne Phrase das sagen, was Rembrandt und Rubens für unsere Tage bedeuten. Es wäre ein Versehen, wollte man diese Bücher als kunsthistorische Arbeiten werten; es sind Betrachtungen eines sehenden, liebenden Dichters, Essays voll Dankbarkeit und staunender Freude. Verhaeren vermeidet es, äußerliche, altgewohnte Zergliederungen aufzunehmen; „was wir versuchen wollen, ist, eine Studie zu geben, die nicht von außen, sondern von innen zu erfassen strebt." So wächst die wundersame, fast legendäre Persönlichkeit Rembrandts, des größten Malers, vor unseren Augen und verliert doch niemals das Letzte, den Schauer, welcher immer um das Erhabene webt. „Er ist von nirgends her, weil er von überall ist . . ."

Er ist die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft. Er ist, um es ganz zu sagen, einer jener zauberhaften und seltenen Sterblichen, in denen jene Vollendung sich atmend entwickelt, die sich die Dichter vom Gotte machen, und die von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Brust anderer übermenschlichen Wesen sich erschließt. — Und daneben Rubens! „Das Werk dieses Meisters ist eine gewaltige Ode an die Freude." In Flandern, diesem schwellenden, übermütigen Lande voll heidnischen Jubels und Ungestüms, erwuchs dieser kraftstrotzende, lebenbejahende Maler. Und Verhaeren singt ihm einen Hymnus; der Dichter der Rythmes souverains feiert ihn voll Enthusiasmus. „Sein ganzes Werk entfaltet sich in Prunk und Gepränge; es ist ein Zug von Bildern einem letzten Gipfel des Ruhmes entgegen, den glühende Sonnen erleuchten, die kein Verdunkeln kennen." „Als Gesamturteil darf festgestellt werden, daß Rubens, wenn nicht der größte, so doch sicherlich der schöpferischeste aller Maler gewesen ist."

Stefan Zweig besorgte die ausgezeichnete Übertragung dieser schönen Bücher und bewies aufs neue, daß man ihm Dank schulden muß für die Begeisterung, mit welcher er Verhaerens Werk in Deutschland verkündet und ausbreitet. Die Bände sind mit zahlreichen Abbildungen geschmückt; leider ist das Format für die Reproduktion großer und bewegter Gemälde ein zu schmächtiges, so daß manche Undeutlichkeiten zu beklagen sind; auch fehlen leider einige Bilder, die im Texte besonders namhaft gemacht und erläutert sind. Der Druck ist klar und angenehm und der Preis ein verhältnismäßig geringer. Die Bücher bedeuten einen wertvollen Besitz für alle, die Verhaeren, Rembrandt und Rubens verstehen, bewundern und lieben.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Tagesfragen

Die Auseinandersetzungen über die Frage der Besetzung philosophischer Professuren mit Forschern, deren Arbeitsgebiet in erster Reihe die Psychologie ist, nehmen immer schärfere Formen an. Durch die Tagespresse ist bekannt geworden, daß im Wintersemester 1912/13 von den Professoren Eucken, Husserl, Natorp, Riehl, Windelband und Rickert eine Bewegung zugunsten der „reinen Philosophen" eingeleitet wurde (vgl. die Grenzboten Nr. 15 d. J. S. 93). Das Vorgehen dieser Herren wird nun von Professor Marbe in Würzburg einer Kritik unterzogen, auf die weite Kreise des Publikums aufmerksam gemacht werden müssen, weil auch jene Gruppe von Philosophen sich an die breite Öffentlichkeit gewandt hat.

Die soeben erschienene Broschüre von **Marbe „Die Aktion gegen die Psychologie"** (Verlag von G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1913; Preis 0,80 Mark) kennzeichnet die Protesterklärung der genannten sechs Professoren, für die sie unter den Universitätslehrern

Unterschriften gesammelt und die sie dann an die deutschen philosophischen Fakultäten Österreichs, der Schweiz und Deutschlands, sowie an die den Fakultäten vorgesetzten Verwaltungsbehörden verschickt haben, als eine Schädigung der Psychologie und ihrer Vertreter. Die „Erklärung" fordert zwar nur eine reinliche Trennung der Philosophie und Psychologie durch Errichtung eigener Lehrstühle für die Psychologie — eine Forderung, die auch von vielen Psychologen für die Zukunft erhoben wird, aber beim gegenwärtigen Stand der Dinge für die Psychologie verhängnisvoll wäre. Gegenwärtig gehört nur die Philosophie zu den Pflichtfächern, die Psychologie wird nur im Rahmen der Philosophie geprüft, ihre Bedeutung als Lehrfach würde also herabgesetzt, wenn nur „reine Philosophen" die philosophischen Lehrstühle einnehmen könnten. Die Regierungen werden sich hüten, an allen Universitäten Professuren für ein Fach zu errichten, das als Lehrfach vollständig brach liegt, zumal die Einrichtung psychologischer Professuren im Geiste moderner Wissenschaft sehr kostspielig ist, weil ein Institut mit entsprechenden Apparaten und Hilfspersonal dazu gehört. Würden also von nun an im Sinne der „Erklärung" Gelehrte, die sich vornehmlich oder ausschließlich mit der modernen Psychologie beschäftigen, nicht mehr auf philosophische Lehrstühle berufen, so wäre für sie überhaupt kein Raum und damit wäre naturgemäß die Entwicklung der Psychologie unterdrückt. Was aber die moderne Psychologie, abgesehen von der theoretischen Spezialforschung, als Hilfswissenschaft für die übrigen Wissenschaften und für die Praxis bedeutet, hat Marbe im ersten Hefte der von ihm kürzlich begründeten Zeitschrift „Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen" (Verlag von G. B. Teubner in Leipzig und Berlin) in fesselnder Weise dargetan. Die Lektüre dieser Schrift, die von dem glänzenden Aufschwunge der jungen Wissenschaft zeugt, führt uns vor Augen, was für einen Verlust an geistigen Schätzen eine durch äußere Umstände bedingte Beeinträchtigung ihrer Entwicklung nach sich ziehen würde.

Marbe läßt es bei einer theoretischen Auseinandersetzung mit der „Erklärung" nicht bewenden, er untersucht sie auch — man ist versucht zu sagen: experimentell! Dabei stellt sich heraus, daß die Unterschriften, die die Erklärung gefunden hat, wohl kaum ein zutreffendes Bild von der tatsächlich herrschenden Stimmung in den beteiligten Kreisen geben. Ihre große Anzahl — die trotzdem eine Minorität der ordentlichen Professoren der Philosophie bedeutet — beweist nicht viel, weil nur 7 Prozent der Unterzeichner gegen 51 Prozent der Nichtunterzeichner psychologische Forschungen im modernen Sinne veröffentlicht haben, und da überdies die Zahl der abgehaltenen Vorlesungen im Laufe der letzten Jahrzehnte bei jenen viel geringer ist als bei diesen, muß angenommen werden, daß die Nichtunterzeichner in Sachen der Psychologie die kompetenteren Beurteiler sind. Marbe bestreitet, daß sich irgendwelche sachlichen Gründe für die Verdrängung der Psychologen aus den Ordinariaten für Philosophie geltend machen lassen und wünscht, daß die Frage der Errichtung spezieller psychologischer Professuren nicht mit Hilfe der Gegner der Psychologie gelöst werde. Die Besetzung der philosophischen Lehrstühle soll wie bisher lediglich von der Tüchtigkeit der Persönlichkeit abhängig gemacht werden.

M. K.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Kommt die Kaperei wieder?

Von Navalis

I.

Mr. Churchill, der Erſte Lord der britiſchen Admiralität, hat der maritimen und politiſchen Welt während der verhältnismäßig kurzen Zeit ſeiner Amtsführung ſchon manche Überraſchung bereitet. Seine größte und neueſte und vielleicht folgenſchwerſte von allen iſt in Deutſchland und den Kontinentalſtaaten nur geringerer Aufmerkſamkeit begegnet: „das armierte Kauffahrteiſchiff.“

Mr. Churchill ſchnitt das Thema am 26. März dieſes Jahres, bei Beratung des Nachtragsetats im Unterhauſe an. Er ging davon aus, daß „bekanntlich“ gewiſſe Großmächte ſich vorbehalten hätten, im Kriege Handelsſchiffe in Kriegsſchiffe zu verwandeln, und zwar nicht nur in ihren heimiſchen Häfen, ſondern auch auf hoher See. „Es iſt jetzt guter Grund zur Anſicht vorhanden, daß eine beträchtliche Anzahl fremder Kauffahrteidampfer durch Montieren von Geſchützen ſchnell in armierte Schiffe verwandelt werden wird“; eine dementſprechend große Zahl britiſche Kreuzer zu bauen und über die Ozeane zu verteilen, ſei ſelbſtverſtändlich „abſurd“ und würde, ſchon wegen der großen Koſten, einen Erfolg derjenigen Mächte bedeuten, welche durch ihre Pläne Großbritannien zu dieſer Maßnahme veranlaßt hätten; da nun aber der britiſche Kauffahrer den ſchweren, ihm im Kriege der Zukunft drohenden Gefahren nicht wehr- und ſchutzlos gegenüberſtehen darf, ſo muß er, nach Mr. Churchills logiſchem Schluſſe, in die Lage geſetzt werden, ſich mit eigenen Mitteln zu verteidigen! — Die britiſche Admiralität habe ſich, ſo führte der Erſte Lord am 26. März weiter aus, an die Reedereien des Vereinigten Königreichs gewandt und dort alles wünſchenswerte Verſtändnis und Entgegenkommen gefunden. Man habe ſich dahin geeinigt, daß eine Anzahl erſtklaſſiger britiſcher Dampfer zu defenſiven Zwecken ausgerüſtet werde, um Angriffe armierter fremder Handelskreuzer abweiſen zu können. Die Admiralität wolle den Reedereien den größeren Teil der für die Ausrüſtung der Dampfer erforderlichen Koſten abnehmen, ihnen die nötigen Geſchütze leihen ſowie die Munition dazu ſtellen, außerdem dafür ſorgen,

daß ein Teil der Besatzung in der Bedienung der Geschütze ausgebildet werde. Die Reedereien sollten lediglich die durch Aufstellung der Geschütze bedingten baulichen Veränderungen auf sich nehmen.

Diese Pläne und auch ihre Begründung haben in England selbst Überraschung, Erstaunen und vielfache Bedenken hervorgerufen, und seit jener Rede im März wurden verschiedene, nicht uninteressante Fragen an Mr. Churchill gerichtet. Man wollte zunächst wissen, was für Schiffe er im Auge habe. Mr. Churchill legte besonderen Wert auf die Erklärung, daß es sich keineswegs um „Hilfskreuzer" handle, wie die beiden berühmten Cunarders „Mauretania" und „Lusitania", die sofort mit Ausbruch eines Krieges, oder mit der Anordnung einer Mobilmachung, als Kriegsschiffe in Dienst gestellt werden. Mr. Churchills „armierte Kauffahrer" bleiben Handelsschiffe, auch mit Kanonen, Munition und ausgebildeten Geschützmannschaften. Alle möglichen Typen von Schiffen können dazu verwandt werden, sofern sie imstande sind, die Armierung zu plazieren. Die Admiralität wird sich, bevor sie dem Schiffe die Geschütze übergibt, davon überzeugen, ob Mannschaften an Bord sind, die für sachgemäße Bedienung Gewähr geben. Eine Antwort auf die Frage, wer die Ausbildung dieser Mannschaften übernehmen werde, behielt Mr. Churchill sich vor; vielleicht werde er es im Juli sagen können. Eine bedeutungsvolle Frage schließlich: ob der Erste Lord sich bewußt sei, daß eine internationale Gefahr aus der Armierung von Kauffahrern entstehen könne, wenn die Admiralität nicht die sichere Überzeugung erwecke, daß die Armierung nur unter völlig zu rechtfertigenden Bedingungen in Tätigkeit treten würde, beantwortete Mr. Churchill: man habe diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und verhehle sich keineswegs die Gefahren, die in dieser oder jener Richtung zu fürchten wären.

Alles in allem betrachtet kann also kein Zweifel darüber obwalten, daß es sich mit der Einführung „armierter Kauffahrer" um einen vollkommen fertigen Plan und um abgeschlossene Überlegungen handelt.

Um unserseits einen klaren Standpunkt dazu zu gewinnen, müssen wir zunächst auf die Gründe zurückgreifen, mit denen Mr. Churchill die Absichten der Admiralität ausdrücklich verteidigt. Er weist auf die Absicht oder den Vorbehalt gewisser Großmächte hin, im Kriege ihre Handelsschiffe in Kriegsschiffe zu verwandeln, und zwar nicht nur in den nationalen Häfen, sondern auch auf hoher See. — Deshalb wollen die britische Admiralität und die Reedereien eine „gewisse" — d. h. eine ganz unbestimmte und unbegrenzte — Anzahl von Handelsdampfern schon in Friedenszeiten armieren, also mit Geschützen, mit Munition und geübten Bedienungsmannschaften ausrüsten. . . .

* * *

Die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe und ihre Rückverwandlung sind seit rund sechs Jahren Gegenstand sehr ausgiebiger internationaler Erörterungen gewesen. Sie begannen auf der Haager Konferenz im Jahre 1907 und führten dort zu dem folgenden „Abkommen über

die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe": „. . . . daß es im Hinblick auf die Einreihung von Schiffen der Handelsmarine in die Kriegsflotten zur Zeit eines Krieges wünschenswert ist, die Bedingungen festzustellen, unter denen eine solche Maßregel vorgenommen werden kann, daß jedoch in Ermangelung einer Einigung der Vertragsmächte darüber, ob die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe auf hoher See stattfinden darf, die Frage wegen des Ortes der Umwandlung, bestehendem Einverständnisse zufolge, außer Betracht bleiben und durch die nachstehenden Regeln in keiner Weise berührt werden soll . . ." — Das „Abkommen" leitet sich also mit der Feststellung eines unheilbaren Gegensatzes in einem überaus wesentlichen Punkte ein. Unter Führung Englands wurde während der Kommissionsberatungen der Haager Konferenz der Standpunkt vertreten, daß eine Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe nur in den eigenen oder militärisch von ihm besetzten Häfen der betreffenden kriegführenden Macht erfolgen dürfe, nicht in Häfen neutraler Mächte, vor allem aber nicht auf hoher See. Deutschland, Rußland und Frankreich dagegen traten für die Zulässigkeit der Umwandlung auf hoher See ein, und die deutsche Delegation erklärte durch den Mund des Konteradmirals Siegel: „Der Vorschlag, die Vornahme der Umwandlung auf die territorialen Gewässer des Landes zu beschränken, ist juristisch unbegründet und militärisch unzulässig!" Die englische Delegation, vertreten durch Lord Reay, stellte in den Vordergrund als schweres Bedenken, daß die neutrale Schiffahrt niemals wissen werde, woran sie sei, wenn Handelsschiffe der kriegführenden Parteien sich auf der Fahrt plötzlich in Kriegsschiffe verwandelten und dann ihren bisherigen Weggenossen als akute Gefahr gegenübertreten könnten; daraus müßten sich Komplikationen ergeben, die zu unerträglichen Situationen führen könnten; dem müsse durch die Anerkennung vorgebeugt werden, daß die Umwandlung des Handelsschiffes in ein Kriegsschiff einen „Akt der Souveränität" darstelle, und dieser nur im örtlichen Bereiche dieser Hoheit, in den territorialen Gewässern, vorgenommen werden dürfe; sonst dürfe die Anerkennung eines solchen Schiffes als Kriegsschiff nicht erfolgen.

Von den französischen und deutschen Delegierten wurde sachlich entgegengehalten, daß das Recht der Souveränität dem Staate genau so gut über ein auf hoher See befindliches Schiff zustände, sofern es seine Flagge führe, wie in den heimischen Gewässern; nichts hindere auch dort die Ausübung dieses Rechtes. In einer späteren Sitzung erklärte dann der britische Delegierte u. a.: England habe niemals das Recht der Umwandlung auf hoher See anerkannt, worauf der Präsident, die bekannte russische Autoriät von Martens, mit der interessanten Feststellung entgegnete, daß Lord Granville im Jahre 1870 die Rechtmäßigkeit der Umwandlung preußischer Handelsschiffe in Kriegsschiffe bejaht habe, und zwar auf eine Anfrage der französischen Regierung. Allgemein stellte Herr von Martens fest, daß das Recht der Umwandlung auf hoher See niemals ernstlich bestritten worden sei.

Einen recht interessanten Versuch machte die englische Delegation noch, um auf einem Umwege wenigstens etwas gegen die Umwandlung auf hoher See zu erreichen: sie verlangte, daß der Kommandant eines solchen Schiffes eine Bestallung aufweisen müsse, damit sein Schiff als Kriegsschiff anerkannt werden könne. Der dahinter liegende Gedanke war naturgemäß der, daß es meistens nicht möglich sein werde, den nicht unmittelbar im Heimatshafen befindlichen Schiffen rechtzeitig eine Bestallung zuzustellen. Deutschland, Rußland und die Vereinigten Staaten widersprachen und nach längerer Debatte kam man (Art. 3 des Abkommens) zur Einigung: „Der Befehlshaber muß im Staatsdienste stehen und von der zuständigen Staatsgewalt ordnungsmäßig bestellt sein. Sein Name muß in der Rangliste der Kriegsmarine stehen." Mit dieser Bestimmung läßt sich auch unter dem deutschen Gesichtspunkte vertraglich einwandfrei und militärisch wirksam arbeiten, denn der Kommandant des Schiffes braucht keine „Bestallung aufzuweisen", wenn er irgendwo auf dem Ozean schwimmend sein Schiff, auf ein Funkentelegramm hin, in ein Kriegsschiff verwandelt hat, sondern es genügt, wenn er und sein Schiff in der Heimat, gemäß Artikel 3, geführt und politisch „aufgerechnet" werden.

Im übrigen enthält dieses Haager Abkommen die folgenden Hauptpunkte, auf welche die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt werden muß: das in ein Kriegsschiff umgewandelte Handelsschiff hat die Rechte und Pflichten des ersteren nur dann, wenn es dem direkten Befehle und der unmittelbaren Aufsicht und der Verantwortlichkeit der Macht, deren Flagge es führt, unterstellt ist. Das Schiff muß die äußeren Abzeichen der Kriegsschiffe seines Heimatlandes tragen, die Gesetze und Bräuche des Krieges beobachten. Die kriegführende Partei muß die Umwandlung möglichst bald auf der Liste seiner Kriegsschiffe vermerken. Die Mannschaft muß den Regeln der militärischen Disziplin unterworfen sein. Diese Bestimmungen wurden also vereinbart, während — um es hier noch einmal zu wiederholen — die Frage: Umwandlung auf hoher See oder nicht? offen, mithin theoretisch im Belieben der einzelnen Mächte blieb. Praktisch pflegt solches Belieben zur Machtfrage zu werden.

Nun hat die britische Regierung trotz des Fiasko im Haag gehofft und Anstrengungen gemacht doch noch ein Verbot der Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe auf hoher See in das internationale Dokument hineinbringen zu können. Trotz der klaren Stellungnahme der Mächte zur Frage auf der Haager Konferenz 1907 setzte die britische Regierung sie auch wieder auf das Programm der Londoner Konferenz im Jahre 1908/09. Zu diesem Programm reichten die eingeladenen Mächte Denkschriften ein, in denen eingehend zu den verschiedenen Programmpunkten Stellung genommen wurde. Es ist heute von besonderem Interesse, einige Argumente aus der britischen Denkschrift der Vergessenheit zu entreißen, welche gegen das Recht der Umwandlung auf hoher See angeführt wurden:

„Nach Ansicht der Regierung Seiner Majestät ist diese Frage vom Rechtsstandpunkte der Neutralen aus zu lösen." Eine starke Beunruhigung der Neutralen und eine Gefährdung ihrer Interessen wurde aus der Umwandlung von

Handelsschiffen in Kriegsschiffe auf hoher See gefolgert, und mit nicht zu verkennendem Pathos zu verstehen gegeben, daß es Großbritannien sei, welches die Rechte und Ansprüche der Neutralen im Kriege schützen wolle. In den dann folgenden Verhandlungen der betreffenden Kommission hob die deutsche Delegation demgegenüber hervor: „Die auf hoher See umgewandelten Schiffe können keine anderen Rechte ausüben und den Handel nicht anders beschränken, als die in nationalen Häfen umgewandelten Schiffe." Die legitime Schiffahrt werde dadurch in ihrer Lage keineswegs verschlechtert. „Mit der Vermehrung der Zahl der Kriegsschiffe wird allerdings der Kriegführende eher in der Lage sein, den Konterbandehandel zu überwachen und zu unterdrücken, und ohne Zweifel werden diejenigen Schiffe, welche diesen unerlaubten Handel treiben, hierunter zu leiden haben; der friedliche Handel jedoch hat lediglich die Interessen, welche durch die Haager Übereinkunft über die Umwandlung bereits geschützt sind."

Schlagender konnten die angeführten Scheingründe der britischen Stellung nicht zerstört werden, und diese beschränkte sich in der Folge denn auch auf Schlagworte, die, für „home consumption" bestimmt, von der britischen Presse mit Eifer und Ausdauer benutzt worden sind: man lasse mit dem Rechte der Umwandlung auf hoher See die durch die Pariser Deklaration 1856 verbotene Kaperei wieder aufleben, und zwar in schlimmerer und gefährlicherer Form. „Neutrale Mächte würden sicher gegen die Wegnahme ihrer Schiffe durch derartige Kriegsschiffe Einspruch erheben; auf diese Weise würde also die ernste Gefahr der Ausdehnung des Kriegstheaters heraufbeschworen werden, eine Gefahr, welche die beiden Friedenskonferenzen, wie die gegenwärtige Konferenz, ausdrücklich zu beseitigen bestrebt sind." Die Frage der Zulässigkeit der Umwandlung, heißt es weiter, sei zwar bisher nach einer allgemein anerkannten internationalen Rechtsnorm nicht entschieden worden, weder nach der einen, noch nach der anderen Seite, doch „steht die hierfür sich aussprechende Ansicht im Widerspruche mit den Rechten der Neutralen und mit den Grundsätzen der internationalen Courtoisie!" — Wie gesagt, man gelangte zu keiner Einigung und verständigte sich nur darüber, daß die Frage nach wie vor offen bleibe. Jede Macht wird hinsichtlich der Umwandlung ihrer zu Hilfskreuzern bestimmten Dampfer im Kriege also nach eigenem Ermessen handeln.

* * *

Soweit die Armierungsfrage von Kauffahrern auf hoher See, losgelöst von allen anderen Fragen. So isoliert indessen, wie es nach unserer bisherigen Darstellung den Anschein haben mag, steht auch diese Frage nicht und ihre volle Bedeutung für Deutschland und die anderen Festlandsmächte tritt erst zutage, wenn man sich daran erinnert, daß einmal England auf der Haager Konferenz von 1907 die Schaffung eines internationalen Prisengerichts beantragt hat, und daß dasselbe England die praktische Einführung dieser Appellationsinstanz bisher verhindert hat.

Auf der Haager Konferenz war bekanntlich auch die Errichtung eines internationalen Prisenhofes als einer über die nationalen Prisengerichte hinaus

anzurufenden Appellinstanz beschlossen worden. England und Deutschland hatten sich besonders mit organisatorischen Vorschlägen hierzu beteiligt. — Dieser, in der Folge beschlossenen, internationalen Prisengerichtsbarkeit fehlte aber die einigermaßen notwendige Unterlage eines entsprechenden Rechtes. Um dieses womöglich festzulegen, ließ die englische Regierung im Frühjahr 1908 Einladungen an die am meisten interessierten Staaten zu einer in London abzuhaltenden Konferenz ergehen. Die Konferenz trat Ende 1908 zusammen und beendete ihre Arbeit Ende Februar 1909; das Ergebnis war die vielbesprochene, in England maßlos angegriffene Londoner Deklaration. Sie ist auch heute noch nicht gültig, weil Großbritannien sie nicht ratifiziert hat. Einen der Hauptgründe der öffentlichen Meinung und des britischen Parlamentes gegen die Ratifizierung der Londoner Deklaration bildet die Tatsache, daß die Deklaration kein Verbot der Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe auf hoher See enthält, sondern diese Frage wegen der Unmöglichkeit eine Einigung zu erzielen nicht berühren konnte. Nichts könnte die sonst so sorgsam versteckte „Teleologie" der britischen Vorschläge im Haag und in London heller beleuchten: man wollte sich durch international-rechtlich anerkanntes Verbot der Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe auf hoher See sichern. Es gelang nicht, die Festlandmächte zu dieser Selbstbindung zu bewegen, andere, hier nicht zu erörternde Gründe kommen hinzu, und so hatte man in England keine Freude mehr am Spielzeuge eines internationalen Prisenrechtes. Mit diesem aber steht und fällt selbstverständlich auch die Prisengerichtsbarkeit: der mit so großem Apparat geschaffene und als Beginn eines neuen Zeitalters gestempelte internationale Appellhof, der über den nationalen Prisengerichten stehen und außerdem ganz unabhängig von ihnen unparteiisch arbeiten sollte. Wie war es möglich geworden, daß der von England selbst eingebrachte Vorschlag durch England zum Scheitern gebracht werden konnte? Die Ratifizierung eines Abkommens an sich ist ein Akt, der in den Händen des Königs liegt, mit der Maßgabe, daß die Regierung ihm dazu rät. Unter den Auspizien der liberalen Regierung waren die Einladungen zur Londoner Konferenz ergangen, und war die Deklaration selbst entstanden. Trotz schwerer Bedenken, von denen das hier in Betracht kommende eben angedeutet wurde, stand die Regierungspresse auf dem Standpunkte der Ratifizierung, und votierte die Änderung und Ergänzung des nationalen britischen Seeprisengesetzes (Naval Prize Bill). Das Oberhaus lehnte das neue Prisengesetz dagegen ab und machte so die Ratifizierung der Londoner Deklaration unmöglich, denn diese ist ohne eine nationale Prisengesetzgebung, welche die internationale Prisenappellinstanz, den Haager Prisenhof, anerkennt, „gegenstandslos". In manchen Punkten hofft man britischerseits noch Änderungen und Ergänzungen nachträglich zuwege bringen zu können und dann die Ratifizierung vollziehen zu lassen. Ein Verbot der Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe auf hoher See in das internationale Dokument hineinbringen zu können, daran denkt in England jetzt aber niemand mehr.

(Schluß folgt)

Richard Wagner und die Philoſophie des deutſchen Idealismus (J. G. Fichte und Schiller)

Von Dr. P. Hauck in Eſſen a. d. R.

In dem Aufſatze „Richard Wagners Parſifal“ in Heft 18 d. J. dieſer Zeitſchrift habe ich den Verſuch gemacht, an einem beſtimmten Beiſpiel den Einfluß der Weltanſchauung auf das künſtleriſche Schaffen des „Meiſters“ darzulegen, deſſen originale geiſtige Kraft ſich auch dadurch bewährte, daß das Fremde in ihm eigenes, neues Leben weckte, das unabhängig von dem Boden, aus dem es entkeimte, weiterwuchs und ſchöne Früchte trug. Schon am Schluſſe jener Ausführungen konnte ich darauf hinweiſen, daß die Grundſtimmung des ganzen Denkens Richard Wagners ſich weit von Schopenhauer entfernte, und jedem, der ſeine Schriften lieſt, wird ſofort klar, daß aller Peſſimismus nur eine Durchgangsſtufe iſt, nur ein Mittel zur Herbeiführung eines idealen Endzuſtandes, die weſentliche Vorausſetzung einer „Regeneration“. Der Parſifal iſt kein peſſimiſtiſches Drama, er führt durch die Erkenntnis des Elends des gegenwärtigen Weltzuſtandes hindurch zu einer ſchönen, ſeligen Zukunft. Da läge es nun nahe ſich daran zu erinnern, daß Wagner in der Schule Feuerbachs den Optimismus Hegels in ſich aufgenommen, daß er von jeher „das Kunſtwerk der Zukunft“ theoretiſch gefordert und praktiſch ſelbſt zu leiſten geſucht hatte; doch möchte ich gerade im folgenden zeigen, daß innerhalb der Grenzen Feuerbach—Schopenhauer die Überzeugungen Wagners ſich nicht erſchöpfend darſtellen laſſen, daß man vielmehr unbedingt auch auf J. G. Fichte und Schiller zurückgehen muß, um für weſentliche Beſtandteile der Wagnerſchen Weltanſchauung verwandtſchaftliche Ähnlichkeiten aufweiſen zu können. Die Ausführung ſelbſt muß zeigen, ob und wie weit wirklicher, geſchichtlicher Einfluß oder gleiches Ergebnis infolge gleichen Zieles und gleicher Geiſtesart anzunehmen iſt.

Die Richtung, in der ſich die Unterſuchung bewegen muß, iſt leicht gefunden, wenn wir bedenken, was, nach unſerer Auffaſſung des Parſifal, Wagner von Schopenhauer letzten Endes trennte. Es war offenbar die Annahme eines geſchichtlichen Prozeſſes, einer Veränderung des gegenwärtigen Weltzuſtandes, eines Übergangs der Menſchheit in einen beſſeren Zuſtand. Die Erlöſungstat des Heilands iſt eine hiſtoriſche, die rechte Erkenntnis dieſer Tat, die Erlöſung des Erlöſers, ſetzt notwendig ein post hoc, eine ſpätere Zeit voraus, und zwiſchen beiden Taten liegt als notwendiges Zwiſchenglied die lange Zeit der Verkennung

und des Mißverständnisses, die leidvolle, sündenvolle Gegenwart. Das alles steht in direktem Widerspruch zu Schopenhauers klaren Worten: „Denn wir sind der Meinung, daß jeder noch himmelweit von einer philosophischen Erkenntnis der Welt entfernt ist, der vermeint, das Wesen derselben irgendwie, und sei es noch so fein bemäntelt, historisch fassen zu können: welches aber der Fall ist, sobald in seiner Ansicht des Wesens an sich der Welt irgend ein Werden — irgend ein Früher oder Später die mindeste Bedeutung hat — und das philosophierende Individuum wohl noch gar seine eigene Stelle auf diesem Wege erkennt." „Denn alle solche historische Philosophie, sie mag auch noch so vornehm tun, nimmt, als wäre Kant nie dagewesen, die Zeit für eine Bestimmung der Dinge an sich, und bleibt daher bei dem stehen, was Kant die Erscheinung — Platon das Werdende, nie Seiende — nennt, oder endlich, was bei den Indern das Gewebe der Maja heißt." (Welt als Wille und Vorstell. 3 I. 4. § 53). Wagners ganzes Wesen mußte sich gegen diese Mißachtung der Geschichte auflehnen. Er war kein abstrakter Denker, dem die theoretische Konstruktion, das verstandesmäßige Begreifen der Welt ein Höchstes bedeuten konnte, das restlose Verstehen des gesunden Menschenverstandes der Aufklärung war ihm durchaus zuwider; und wer sieht nicht, daß die Schopenhauersche Auffassung der Geschichte ein Erbstück der rationalistischen Aufklärungszeit ist? Als schaffender Künstler will Wagner „wirken" in der Zeit, will Erfolge in der Gegenwart und für die Zukunft, lebt der Überzeugung, daß sein „Werk" etwas bedeutet in dem Kausalzusammenhang, in den es hineingearbeitet wird, besonders aber in dem theologischen Gefüge der Kulturentwicklung. In demselben Geist hat Schiller seiner Kunst eine welthistorische Rolle zugewiesen, hat Fichte seinen Gedanken die Kraft zugetraut, das deutsche Volk aus dem Elend des gegenwärtigen Zeitalters in eine neue Epoche hinüberzuführen. Solche praktischen, in der Zeit schöpferischen Geister stehen im scharfen Gegensatz zu den theoretischen, denen es nur auf individuelle Ausbildung, auf eigenes Erkennen ankommt, ohne den Trieb, auch außer sich zu wirken; neben Fichte, Schiller und Wagner denke man etwa an Goethe, Kant und Mozart, oder auch an Nietzsche. Wagner ganz besonders hat sein Leben lang „gekämpft" für seine Kunst, durch seine Kunst für die Erziehung des Menschengeschlechtes und durch diese wieder für das völlige Verständnis seiner Werke; letzten Endes aber, so sagt er selbst in „Religion und Kunst" „für die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt". So ist es ganz natürlich, daß er immer wieder zurückkommt auf die Verständnislosigkeit der gegenwärtigen Welt für seine Kunst und auf die Gründe dieser Tatsache. Aus diesen Äußerungen lassen sich leicht die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" zusammenstellen. Diese Grundzüge stimmen nun durchgehends mit dem überein, was J. G. Fichte als die charakteristischen Merkmale der gegenwärtigen Geschichtsperiode aufgestellt hat in seinen Vorlesungen: „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", gehalten in Berlin 1804—1805. So ergeben sich denn für unsere Untersuchung von selbst folgende Abschnitte:

1. Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.
2. Wesen und weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes.
3. Über Geist und Buchstabe in der Kunst.
4. Die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes.

Überall wird sich wiederum der Hinweis auf das Eigenartige und Selbständige der Wagnerschen Auffassungen an den Nachweis der geschichtlichen Einflüsse schließen müssen.

1. Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.

Im Anschluß an Kants transzendentalethische Grundlegung der Geschichtsphilosophie in den Abhandlungen: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) und „Mutmaßlicher Anfang der Weltgeschichte" (1786) hat Fichte fünf Stufen der Entwicklung des Menschengeschlechtes aufgestellt. Die Gegenwart, im Jahre 1804, befand sich auf der dritten Stufe, „dem Stand der vollendeten Sündhaftigkeit". In der fünften Vorlesung wird diese Epoche geschildert: „Als erklärter Gegner alles blinden Vernunftinstinktes und aller Autorität stellte dieses dritte Zeitalter die Maxime auf: schlechthin nichts gelten zu lassen, als das, was es begreife — es versteht sich unmittelbar, mit dem schon vorhandenen und ohne alle seine Mühe und Arbeit ihm angeerbten gesunden Menschenverstande." So wird „die Vernunft aufgehoben und ausgetilgt", und es „bleibt nichts übrig, als das bloße individuelle, persönliche Leben" — „nichts, denn der bloße, reine und nackte Egoismus". „Die Mittel für die Erhaltung und das Wohlsein des persönlichen Lebens können allein durch die Erfahrung gefunden werden" — „und daher kommt die Lobpreisung der Erfahrung für die einzige Quelle des Wissens, als ein charakteristischer Grundzug eines solchen Zeitalters". „Die bleibende Grundeigenschaft und der Charakter eines solchen Zeitalters ist der, daß jedes echte Produkt desselben alles, was es denkt und tut, nur für sich und seinen eigenen Nutzen tue." Ein solches „ideenloses" Zeitalter ist schwach und kraftlos. Nichts erfaßt es ganz und aus der Tiefe. In den Wissenschaften ist es oberflächlich und zerfahren. „Ein Meisterfund für die Darstellung eines solchen Zeitalters wäre es, wenn es darauf geriete, die Wissenschaften nach der Folge der Buchstaben im Alphabet vorzutragen." Ein wesentlicher Grundsatz dieses Zeitalters ist es, daß man dem Leser nichts zu denken gebe, noch desselben eigene Tätigkeit auf irgendeine Weise aufrege. Bestimmte Endurteile wird dies Zeitalter nicht fällen, dagegen tritt mit der größten Arroganz die persönliche, subjektive Meinung auf. Daher der große Wert der Publizität, des Journalismus und des Rezensententums. „Das Druckenlassen schon an und für sich selbst ist ein Verdienst." Daraus entstehen die Gelehrtenzeitungen, in denen die Schriftsteller „über das Denken der ersten wiederum denken, und ihr Urteil abgeben; die Hauptmaxime aber bei diesem Geschäft wird diese werden, daß man an allem etwas auszusetzen finde, und jedes Ding besser wisse, als der erste Autor". So „werden die Bücher lediglich

gedruckt, damit sie rezensiert werden können". Demgegenüber steht die Lesewut, „der reine Leser", der nur zum Vergnügen liest, keineswegs um sich zu unterrichten, höchstens, um kennen zu lernen, was eben Mode ist. Dazu braucht man nicht immer die Bücher selbst zu lesen; das Rezensierwesen hat den Vorteil, „daß derjenige, der nicht besondere Lust oder außerordentlich viel übrige Zeit hat, gar kein Buch weiter zu lesen braucht, sondern, daß er durch die bloße Lektüre der Gelehrtenzeitungen die gesamte Literatur des Zeitalters in seine Gewalt bekommt". Daß auch auf religiösem Gebiet dies Zeitalter sich als unfähig erweisen wird, ist sonach klar. Es verwirft das Unbegreifliche, also fehlt ihm auch jeder „deutliche Gedanke einer übersinnlichen Welt"; über Religion kennt es nur „leeres und unerquickliches freigeisterisches Geschwätz". Es ist nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß diese Charakteristik eine einheitliche, klare Darstellung des typischen Aufklärungszeitalters ist. Zum Schlusse gibt sich Fichte selbst als Reformator des Menschengeschlechts, als ein „Werkzeug zur Lösung der von ihm selbst gestellten Aufgabe berufen" (K. Fischer: Fichte, Seite 595).

Diese kurze Zusammenstellung wird genügen, um die Verwandtschaft der Gedanken und Denkweisen hervortreten zu lassen. Auch Wagner sieht einen Grundzug des Zeitalters in einem Mangel an Autorität; auch er sieht ein, daß nichts mehr aus dem Ganzen heraus nach Notwendigkeit, nach Bedürfnis der Sache, geschieht. „Unser öffentlicher Geist ist in einem herzlosen Erwägen von Für und Wider befangen; es fehlt uns an dem inneren Müssen" (Volksausgabe X. 127). Schuld daran ist „die aus freien Willenswahlen hervorgegangene Volksvertretung". Dieser freie, rein individuell gerichtete Wille „wird das ihm gut dünkende zustande bringen, so gut wie er vor wenigen Jahren das ihm damals vorteilhaft erscheinende Entgegengesetzte verfügte". Es wird also nicht nach dem Wesen geurteilt, sondern mit Hilfe der wechselnden Erfahrung nach dem augenblicklichen Nützlichkeitswert. Wagner spricht (X. 81) von dem „Nützlichkeitskreislauf", der unsere öffentlichen Einrichtungen (Universitäten) beherrscht. Dieser ideenlose, rein individuelle Utilitarismus findet sich überall. In der Kunst bewirkt er die berechnende Rücksichtnahme auf das Publikum, also auf den Erfolg, den klingenden Erfolg. Demgegenüber betont Wagner (X. 63), „daß unmöglich etwas wirklich gut sein kann, wenn es von vornherein für eine Darbietung an das Publikum berechnet und diese beabsichtigte Darstellung bei Entwerfung und Ausführung eines Kunstwerkes dem Autor als maßgebend vorschwebt". So gedeiht naturgemäß das Schwache und Kraftlose, das „Mittelmäßige" (ebenda Seite 64 und 65), dessen Charakter ganz wie bei Fichte darin liegt, daß es „uns nicht etwas unbekannt Neues, das Bekannte aber in gefälliger und schmeichelnder Form bringt". Zur Erreichung dieses Mittelmäßigen bedarf es nur des Talentes, nur der „Virtuosität", besonders beim Musiker. Auf dem Gebiete der Sprache und der Literatur besitzen diese Virtuosität in hohem Maße die Franzosen. „Diese besitzen das Werkzeug zu ihrer Ausübung namentlich in einer, wie es scheint, eigens dafür ausgebildeten Sprache, in welcher geistvoll,

witzig, und unter allen Umständen zierlich und klar sich auszudrücken als höchstes Gesetz gilt" (X. 65). Dadurch erschwert sich der französische Schriftsteller „wahre Neuheit seiner Gedanken, also etwa das Erkennen des Ziels, welches andere noch nicht sehen". Diese Schriften sind leer und langweilig im Sinne Fichtes (Grundz. d. g. Z., V. Vorlesung), auch des echten Witzes werden sie entbehren, denn sie sind ideenlos, und „auch des echten Witzes ist nur derjenige fähig, welcher der Ideen fähig ist" (ebenda). Das Endziel der Virtuosität ist die Gefallsucht, der Utilitarismus. Dieser verdirbt auch das Moralische. „Das Gute in der Kunst" — „ist ganz gleich dem moralisch Guten, da auch dieses keiner Absicht, keinem Anliegen entspringen kann. Hiergegen möchte nun das Schlechte eben darin bestehen, daß die Absicht, durchaus nur zu gefallen, sowohl das Gebilde als dessen Ausführung hervorruft und bestimmt" (X. 75). Gegen die vermeintliche, viel gerühmte Wissenschaftlichkeit des dritten Zeitalters hat Fichte sich ausführlich geäußert. Ganz in seinem Sinne weist auch Wagner auf eine Überschätzung der Wissenschaft hin, auf das zusammenhanglose, ziellose, Erkennen bloß, damit man erkenne. Dabei ist man stolz auf „die reine Wissenschaft und ihren ewigen Fortschritt". Dieser fortschrittsgläubige Optimismus, stolz in dem Gefühl, es so herrlich weit gebracht zu haben, ist ja auch eine typische Eigenschaft der Aufklärungszeit. Das Vehikel dieser Erkenntnis ist natürlich, von Wagner wie von Fichte getadelt, die bloße Erfahrung. Er spricht (VIII. 45) von „der Pflege der geistlosesten Resultate einer dünkelhaft seichten Naturwissenschaft". „Der Beurteiler aller menschlichen und göttlichen Dinge — bedient sich dagegen der archivarischen Künste nur unter Leitung der Chemie, oder der Physik im allgemeinen. Hier wird zunächst jede Annahme einer Nötigung zu einer metaphysischen Erklärungsweise für die der rein physikalischen Erkenntnis etwa unverständlich bleibenden Erscheinungen des gesamten Weltdaseins durchaus, und zwar mit recht derbem Hohne, verworfen (X. 83). Er klagt, „daß der Begriff des Spontanen, der Spontanität überhaupt, mit einem sonderbar überstürzenden Eifer und mindestens etwas zu früh, aus dem neuen Welterkennungssystem hinausgeworfen worden ist". Man erinnere sich hierbei, daß in keinem System der Begriff der Spontanität eine solche zentrale Rolle spielt als in der Fichteschen Wissenschaftslehre. Aus diesem ganzen Betriebe der Wissenschaften, aus ihrem Geiste, folgt dann für Wagner genau wie für Fichte das Überhandnehmen der Kritik. Es scheint nämlich, daß Philologen wie Philosophen den Experimenten der Physik „die tiefe Berechtigung zu einer ganz besonderen Skepsis entnehmen. — Je unbeachteter die hier bezeichneten Saturnalien der Wissenschaft vor sich gehen, desto kühner und unbarmherziger werden dabei die edelsten Opfer abgeschlachtet und auf dem Altar der Skepsis dargebracht." Da man selbst Neues aufzufinden nicht imstande ist, „hilft man sich, um das nötige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtenteils unverstandener der jetzt Verhöhnte war" (X. 82/83). Und ganz wie Fichte

spricht sich auch Wagner voller Bitternis aus darüber, daß das Publikum gar nicht mehr die Autoren selbst liest, daß an das Publikum gar nicht heranzukommen ist. „Da werden zehn Auflagen einer Schandschrift über denjenigen verschlungen, dessen eigene Schrift man gar nicht erst zur Hand nimmt." Die Macht des Journalismus ist zu Wagners Zeit nur noch viel drückender als zu Beginn des Jahrhunderts (X. 68). Es würde zu weit führen, die zahlreichen Äußerungen Wagners über den verhängnisvollen Einfluß der Presse, der Pressefreiheit auch nur andeuten zu wollen. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß er sogar eine Rückwirkung des Journalismus auf die Kunst, speziell das Theater, bemerkt. Von den Literaturdramatikern „ward die journalistische Harangue für politische Tagesinteressen und sogenannte Zeittendenzen aus dem Zeitungsartikel auf das Theater gebracht, aus dem Munde des beliebten Schauspielers das politische Schlagwort des Kammerredners dem Publikum zum unfehlbaren Applaus zugeworfen". Daß in diese ganze Weltlage hinein das Große, das Echte, das tief Geheimnisvolle und unfaßbar Innerliche nicht gehört, ist wohl nach alledem klar. „Hiergegen ist unsere Welt aber religionslos. Wie sollte ein Höchstes in uns leben, wenn wir das Große nicht mehr zu ehren, ja nur zu erkennen fähig sind? Vielmehr sollten wir es erkennen, so sind wir durch unsere barbarische Zivilisation angeleitet, es zu hassen und zu verfolgen, etwa weil es dem allgemeinen Fortschritt entgegensteht. Was nun gar soll diese Welt aber mit dem Höchsten zu schaffen haben?"

Die typischen Repräsentanten dieses Zeitalters sind für Wagner die Juden. Die Schrift „Das Judentum in der Musik" ist eine beißende Charakteristik der ganzen unproduktiven, stabilen, unechten, ideenlosen Gegenwart. Daß dabei nicht nur äußerlich an Angehörige der semitischen Rasse gedacht wird, daß es vielmehr auch jüdische Rassedeutsche gibt, ist auch für Wagner klar; wie hätten denn die Juden den ihnen von Wagner zugeschriebenen Einfluß erlangen können, wenn nicht die ganze Zeit „jüdisch" gewesen wäre? Wir werden unten sehen, daß auch für diese Fassung der Wagnerschen Polemik Fichte den Anstoß gegeben haben mag.

Dies muß genügen, die Identität der Auffassung Wagners und Fichtes vom Geiste ihrer Zeit zu beweisen. Bei der großen Zahl der polemischen Schriften des ersteren hätten die Ausführungen noch viel weiter ausgedehnt werden können; doch kann es hier nicht darauf ankommen, ein System seiner Gedanken zu entwerfen. Nur ziemlich willkürlich gesammelte Einzelheiten habe ich zusammengetragen; aus ihnen allen aber ergab sich deutlich, daß die negative Seite der Weltanschauung Richard Wagners mit dem, was auch Fichte mit aller Kraft seiner Persönlichkeit ablehnt, durchaus übereinstimmt. Beide sind geschworene Feinde der Aufklärung im weitesten Sinne des Wortes, wie sie das achtzehnte Jahrhundert zur Blüte gebracht hat, und die im neunzehnten Jahrhundert noch immer die weitesten Kreise Deutschlands, ja der ganzen Welt beherrschte. Doch nicht nur in der Ablehnung sind sie einig.

2. Wesen und weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes

Innerhalb des Lehrgebäudes der Fichteschen Philosophie folgen auf „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" die „Reden an die deutsche Nation" (1808). Im Unglück reifen Menschen schnell und Zeiten. Rasch ist über das deutsche Volk das Verhängnis hereingebrochen, rasch auch hat das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit sein Ende erreicht; denn mit der Erkenntnis des Fehlers beginnt die Besserung. In den „Reden" schärft Fichte seiner Zeit das Gewissen und zeigt ihr die Möglichkeit und das Mittel zur Rettung aus Not und Schmach. Im deutschen Volke fand er die schlummernde Kraft, die der Menschheit aufzuhelfen vermöchte. Unter allen Nationen der Gegenwart ist nur die deutsche echt und ursprünglich; nur sie hat sich auch eine echte Urmuttersprache bewahrt. Alle anderen Völker haben ihre Sprachen entlehnt und damit auch die Fähigkeit verloren, echten Geist wirksam werden zu lassen. Ursprüngliches Leben wohnt nur noch im deutschen Volke, nur dieses hat es vermocht, das Erbe der Griechen lebendig zu erhalten und schöpferisch weiterzubilden, nur dieses hat auch in der Neuzeit noch wirklich schöpferische Persönlichkeiten hervorgebracht. Geht sonach das deutsche Volk zugrunde, so ist jede lebenweckende Kraft erloschen. Fichte schließt seine Reden mit den Worten: „Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Also im Sinne der „Vorsehung und des götlichen Weltplans bei Erschaffung eines Menschengeschlechtes" hat das deutsche Volk eine moralische Aufgabe, an ihm hängt geradezu die Wirklichkeit einer moralischen Weltordnung. Zum Beweise, daß Fichte kein Chauvinist im Sinne der Gegenwart ist, sondern daß „deutsch" ihm ein sittlicher, teleologischer Begriff, kein empirisch anthropologisches Merkmal ist, möge die eine Stelle dienen: „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechtes, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt (siehe oben Wagners Bemerkung gegen Ablehnung der Metaphysik durch die Naturwissenschaften), dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne" (Rede VII Schluß).

Diese Ideen sind Fichtes eigenstes Eigentum, sie entspringen bei ihm aus dem tiefsten Grunde seines Systems und seines Charakters, und doch stimmt Wagner aufs innigste gerade hierin mit ihm überein. Besonders in den drei Schriften „Deutsche Kunst und deutsche Politik", „Was ist deutsch?" und „Wollen wir hoffen?" entwickelt er Gedankengänge, die manchmal fast bis zu wörtlicher Übereinstimmung sich den Ausführungen der Fichteschen „Reden" nähern. Auch Wagner geht davon aus, daß man mit dem Namen „Deutsche" die Stämme bezeichnet habe, die im Gegensatz zu Goten, Vandalen, Longobarden,

Franken, in den Urſitzen verblieben ſeien, als „Heimiſche“ wahrten ſie das von ihren Vätern Ererbte, insbeſondere rein und unverfälſcht ihre Urmutterſprache. „‚Deutſche‘ Völker heißen diejenigen germaniſchen Stämme, welche auf heimiſchem Boden ihre Sprache und Sitten ſich bewahrten“ (X. 44). So iſt das deutſche Volk auch das einzige, welches noch ſprachſchöpferiſch zu wirken vermag. Das hat Wagner ſchon 1850 den Juden gegenüber ausgeführt; ſeine Anſicht ſtimmt aber derart mit den Äußerungen Fichtes über „echte“ Sprache überein, daß ich ſie anführen zu müſſen glaube: „Der Jude ſpricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geſchlecht zu Geſchlecht lebt, aber er ſpricht ſie immer als Ausländer.“ „Eine Sprache, ihr Ausdruck und ihre Fortbildung, iſt nicht das Werk einzelner, ſondern einer geſchichtlichen Gemeinſamkeit: nur wer unbewußt in dieſer Gemeinſamkeit aufgewachſen iſt, nimmt auch an ihren Schöpfungen teil.“ „In dieſer Sprache, dieſer Kunſt, kann der Jude nur nachſprechen, nachkünſteln, nicht wirklich redend dichten oder Kunſtwerke ſchaffen.“ Die Sprache alſo hat auch für den Geiſt höchſten Wert (ſiehe auch X. 129). Mit ſeiner originellen Sprache hat ſich der Deutſche auch originellen, urſprünglichen Geiſt bewahrt. Nicht leicht und virtuos handhabt er das Wort, denn es iſt ihm nicht Sache für ſich, ſondern identiſcher Ausdruck eines Weſens. „Denn dieſes iſt der Unterſchied des deutſchen Geiſtes von dem jedes anderen Kulturvolkes, daß die für ihn Zeugenden und in ihm Wirkenden zu allernächſt noch etwas Unausgeſprochenes erſahen, ehe ſie daran gingen, überhaupt zu ſchreiben, welches für ſie nur eine Nötigung infolge der vorangegangenen Eingebung war.“ „Daß wir unter ſolchen Nöten nur wirklich originale Geiſter unter uns als produktiv haben erſtehen ſehen, möge uns über uns ſelbſt belehren, und jedenfalls zu der Erkenntnis bringen, daß es mit uns Deutſchen eine beſondere Bewandtnis hat“ (X. 66/67). Das deutſche Volk iſt ſonach gewiſſermaßen das Genie unter den Völkern. Dieſer geniale Geiſt ſchlummerte zu Zeiten, doch im achtzehnten Jahrhundert erwachte er zu herrlichſtem Leben (X. Seite 45 ff.). Er erwachte in dem „muſikaliſchen Wundermanne Sebaſtian Bach“. Wenn wir an Bach begreifen, „was der deutſche Geiſt in Wahrheit iſt, wo er weilte, und wie er reſtlos ſich neu geſtaltete, während er gänzlich aus der Welt entſchwunden ſchien,“ dann erklärt ſich uns leicht „die überraſchende Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes auch auf dem Felde der poetiſchen und philoſophiſchen Literatur“ (vgl. auch VIII 51).

Dieſer originale, echte deutſche Geiſt kam nun nach Wagner wie nach Fichte zur Entfaltung eigentlich dadurch, daß er ſich an früherer, echter Geiſtestat entzündete, frühere Geiſtesſchöpfung erſt wirklich ſelbſt begriff und zum Verſtändnis brachte. Wagner ſagt ausdrücklich, „daß es dem deutſchen Geiſte beſtimmt war, das Fremde, urſprünglich ihm Fernliegende, in höchſter objektiver Reinheit der Anſchauung zu erfaſſen und ſich anzueignen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Antike nach ihrer jetzt allgemeinen Weltbedeutung unbekannt geblieben ſein würde, wenn der deutſche Geiſt ſie nicht erkannt und

erklärt hätte" (X. S. 40). Dieselbe Rolle hat Fichte stets, besonders im Schluß seiner letzten „Rede" den Deutschen zugewiesen. In demselben Aufsatze (Seite 48) hebt Wagner neben der Antike auch die Entdeckung Shakespeares hervor, „den sein eigenes Volk nicht verstand". Natürlich ist dieser deutsche Geist nur echt, wenn er sich selbst treu bleibt. Daher hat das deutsche Volk „seine Wiedergeburt, die Entwicklung seiner höchsten Fähigkeiten, durch seinen konservativen Sinn, sein inniges Haften an sich, seiner Eigentümlichkeit erreicht".

Das positive Wesen dieses deutschen Geistes nun läßt sich schon aus dem im ersten Abschnitt Gesagten erschließen; daraus ergibt sich dann auch von selbst wieder die Übereinstimmung mit Fichte. Dieser sagte in der zweiten Vorlesung der Grundzüge: „Es gibt nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen, und nur ein Laster, das — an sich selbst zu denken." Das war die strengste Ablehnung aller Selbstsucht, alles persönlichen Utilitarismus. Diese eine Tugend nun gerade ist nach Wagner das Wesen des deutschen Geistes, nämlich „sich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verstehen" (X. 46). Bekannt ist ja sein Ausspruch (VIII 96/97): Deutsch ist: „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte." Ein Bekenntnis zu Kant, Fichte und Schiller ist es dann, wenn er fortfährt: „Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzipe der Ästhetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist." Erst der deutsche Geist konnte der Welt verkünden, „daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt; und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist ‚deutsch', und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen." Hier ist offenbar ebensowenig wie bei Fichte in der oben zitierten Stelle das „Deutsche" rassenmäßig anthropologisch, sondern rein ethisch gemeint. Schon in „Das Judentum in der Musik" ist Wagner auf den Spuren Fichtes gewandelt, auch dort verstand er das Judentum nicht empirisch, nicht persönlich, sondern teleologisch. Wer die angeführten Eigenschaften besitzt, ist „Jude" oder „Deutscher". Ausdrücklich wird betont (V. Seite 84): „Wer diese Mühe scheut, wer sich von dieser Erforschung abwendet — den eben begreifen wir jetzt mit unter der Kategorie der „Judenschaft in der Musik". Es ist also keineswegs ein Widerspruch hierzu, wenn Wagner auch später mit Juden gute Freundschaft hielt und sich ihrer Anerkennung und ihrer Leistungen freute. Durch den Vergleich seiner Geistesrichtung mit der Fichtes wird erst der Sinn solcher Äußerungen ganz klar. War doch Wagner manchmal auf dem besten Wege, in derselben typisch-teleologischen Weise das Franzosentum dem Deutschtum entgegenzustellen. Ja in unserer eigenen Seele, in demselben Geiste, wohnt neben dem Deutschen das Undeutsche, also auch das Jüdische (X. 132).

Daß dann schließlich der deutsche Geist voll echter Religiosität ist, daß er es mit der Religion ernst nimmt wie mit der Metaphysik, das bedarf auch bei Wagner keiner besonderen Erwähnung. „Unter Religionsfreiheit versteht er nichts anderes, als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen."

So erhebt denn Wagner die Frage: „Ist der Deutsche eine bereits zerbröckelte und seiner letzten Zersetzung entgegensiechende Völkererscheinung, oder lebt in ihm noch eine besondere, der Natur um ihrer Erlösung willen unendlich wichtige Anlage, — eine Anlage, die, vollkommen ausgebildet, einer weit ausgedehnten neuen Welt den Untergang der uns jetzt immer so überragenden alten Welt ersetzen könnte?" Genau so hat Fichte seine Schlußrede formuliert, und Wagner selbst hat uns die Antwort auf seine Frage längst gegeben. Es hat eben mit dem deutschen Geist eine besondere Bewandtnis. Aufgabe des deutschen Volkes ist es, „mit Hilfe aller uns verwandten germanischen Stämme die ganze Welt mit unseren eigentümlichen Kulturschöpfungen zu durchdringen." Auch bei Wagner ist das deutsche Volk das einzige, echte Kulturvolk, das Salz der Erde. So kann er denn fast wörtlich wie einst Fichte ausrufen: „Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände!"

In der ganzen Konstruktion des Begriffes und der Aufgabe des Deutschtums herrscht also eine so weitgehende Übereinstimmung zwischen Wagner und Fichte, daß der Hinweis auf die Verwandtschaft des Geistes und des Charakters zur Erklärung nicht mehr ganz ausreichen dürfte. Wir können es nach obigem wohl als erwiesen betrachten, daß die „Reden an die deutsche Nation" und höchstwahrscheinlich auch „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" einen nachhaltigen, tiefen Einfluß auf die Gedanken Wagners und ihren Ausdruck ausgeübt haben. Daß dieser Aufnahme Fichtescher Anschauungen die persönlichen Bedürfnisse Wagners förderlich gewesen sind, daß Wagners Geist dem Fichteschen urverwandt gewesen ist, das haben wir ja schon oben betont. Auch ist es nicht mehr nötig auf die selbständige, freie Art hinzuweisen, mit der Wagner diesen Fichteschen Geist neu belebte. Die angeführten Schriften bleiben persönlichste, eigenste Bekenntnisse des für seine Kunst und sein deutsches Volk ringenden Genius.

Doch verfolgen wir die Gedanken der beiden Großen noch einen kleinen Schritt weiter.

3. Über Geist und Buchstabe in der Kunst

Wir haben schon vorhin gesehen, daß Wagner in der Schrift „Das Judentum in der Musik" einen Gegensatz der künstlerischen Produktion, den Gegensatz von Talent und Genie, aufstellt. Dieser Gegensatz wird nun in einer Weise eingeführt, die lebhaft an Fichtes „Über Geist und Buchstabe in der Philosophie" (1794) erinnert. Gleich Fichte geht auch Wagner von der Wirkung des Werkes aus. Von den Werken Mendelssohns sagt er, daß sie nur dann „fesseln" könnten, „wenn nichts anderes unserer, mehr oder weniger

nur unterhaltungssüchtigen Phantasie, als Vorführung, Reihung und Verschlingung der feinsten, glättesten und kunstfertigsten Figuren, wie im wechselnden Farben- und Formenreize des Kaleidoskopes, dargeboten wurde — nie aber da, wo diese Figuren die Gestalt tiefer und markiger menschlicher Herzensempfindungen anzunehmen bestimmt waren." Diese formvollendete, virtuose Kunst richtet sich also im letzten Grunde an den Verstand, nicht an unser Herz; sie ist kalt, gleichgültig, trivial, sobald man nach tieferem, seelischem Gehalte sucht (V. 79/80). Sie ist „unproduktiv" und „stabil", denn das Talent findet nie „das unerforschte Neue", es ist oberflächlich und langweilig, leer und öde, geist- und empfindungslos träge. Arm ist diese Kunst, weil sie mit dem bloßen Verstande ausgeschöpft werden kann, sie ist unecht, geht auch nur auf den Augenblickserfolg aus, ist utilitaristische Kunst, undeutsche Kunst. So hatte auch Fichte die „geistlose" Kunst charakterisiert, ihre Wirkung als langweilig, ermüdend, leblos, interesselos bezeichnet; und in den Reden an die deutsche Nation ist es ihm ein Zeichen der Undeutschheit, nur zu reproduzieren, wenn auch in glänzender Form; der Deutschheit Merkmal ist es dagegen, in die Menschheit hineinzuschaffen das Neue, das allein echtes Interesse weckt, wirklich und unbezwingbar fesselt. Der Beweis für die Echtheit der Kunst ist aber, bei Wagner und bei Fichte, ihre tiefe Wirkung. Unechte Kunst vermag es nicht, „auch nur ein einziges Mal die tiefe, Herz und Seele ergreifende Wirkung auf uns hervorzubringen, welche wir von der Kunst erwarten, weil wir sie dessen fähig wissen, weil wir diese Wirkung zahllos oft empfunden haben, sobald ein Heros unserer Kunst, sozusagen, nur den Mund auftat, um so zu uns zu sprechen." Es spricht eben nur echter Geist zum Geist, nur am lebendigen Feuer kann sich die Glut echter Empfindung entzünden. Nur wo echter Geist, tiefe Leidenschaft, des Künstlers Seele ergreift, da ist auch Wirkung. Diese „innerliche Erregung, die wahre Leidenschaft, findet ihre eigentümliche Sprache in dem Augenblick, wo sie, nach Verständnis ringend, zur Mitteilung sich anläßt" (V. 78). Und Fichte erklärt: „Diese innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Produkts, und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind nur der Körper oder der Buchstabe desselben." Also ohne Geist, ohne wahre Stimmung und Leidenschaft kein Kunstwerk, wenn die Gestalt, die Form, der Buchstabe, auch noch so virtuos und gefällig ist. Diese Fähigkeit nun, Geist zu haben und mitzuteilen, ist das Kennzeichen des Genies, dessen Wesen und Wirken unbegreiflich ist. „Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt und wecket der dunkelen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen." (Schiller: „Der Graf von Habsburg.") Die Wirkung ist eben eine Tatsache, aus der wir auf Genie und Echtheit der Kunst schließen. Die ganze Methode der Betrachtung ist also bei Wagner dieselbe wie bei Fichte.

Das Genie ist wie sein Produkt unergründlich. Von Bach und seinem Werke sagt Wagner: „Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist

unmöglich ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und aller in sich fassenden Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen." Zum Wesen des Genies gehört selbstverständlich bei beiden Denkern, daß es sein Werk um des Werkes willen schafft, daß es „sich auf den weltlichen Vorteil nicht versteht". Sein Interesse ist rein, für die Wahrheit wie für die Schönheit. Nicht um eines Zweckes willen schafft das Genie. Es ist seinem Wesen nach Tat und Trieb. Das Schaffen „ist ein dämonischer, in der tiefsten Nötigung zur Konzeption solcher Werke aber begründeter Schicksalszug, durch den das Werk von seinem Schöpfer der Welt gewissermaßen abgetreten werden muß." Ich brauche nur an Walther Stolzing und Hans Sachs zu erinnern. „Lenzesgebot, du süße Not, die legten es ihm in die Brust: nun sang er, wie er mußt'! Und wie er mußt', so konnt' er's." Rechenschaft über die Mittel braucht das Genie sich nicht zu geben und vermag es auch nicht. Es schafft unbewußt, schafft wie die Natur, ohne Kenntnis eines Zweckes, doch zweckvoll und organisch. Nicht nach Regeln richtet sich der echte Künstler: die sind ja ein Fremdes. Nach Regeln läßt sich nur Virtuosität erzielen. Er stellt etwas ganz Neues auf, ein organisches Gesetz, das zum ersten und letzten Male nur für sein Werk gilt. Alles andere ist „Tabulatur". Vom echten Genius sagt Hans Sachs in bezug auf die Regeln mit Recht: „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann." So hat sich Wagner die bedeutendste Leistung des deutschen Idealismus, Kants tiefsten Gedanken, völlig kongenial zu eigen gemacht. Daß er dabei zugleich rein empirisch das Wesen seines eigenen Kunstschaffens aussprach — das ist einer der höchsten Beweise für die Echtheit, für die Deutschheit dieser Kunst. So mag unsere trockene, wissenschaftliche Untersuchung auch dem lebendigen Kunstverständnis und Kunstgenusse dienen.

Bei dieser ganzen positiven Ausführung der Lehre vom Genie wird Schopenhauer nur nebenbei erwähnt (X. 65). Sie ist auch völlig freigehalten von der pessimistischen Metaphysik. In dem im Eingang erwähnten Aufsatze über den Parsifal habe ich gezeigt, daß Wagner auch die Schopenhauersche Lehre vom Genie, die sich im Sinne der Romantiker nicht auf das Gebiet der Kunst beschränkt, sich zu eigen gemacht hatte und künstlerisch gestaltete. Wie die Ablehnung jeglicher Aufklärung, wie die Fassung des Begriffes „deutsch", atmet die hier dargelegte Auffassung durchweg Fichteschen Geist. Es läßt sich sogar nicht verkennen, daß die abstrakten Gedanken Fichtes bei Wagner durch die Erfahrungen seines langen Künstlerlebens an Fleisch und Blut gewonnen haben; zu der Theorie ist fördernd und lockend die Anschauung getreten; Meyerbeer, Rossini, Mendelssohn, Bach, Beethoven stehen als Typen vor unseren Augen und verdeutlichen scharf des Meisters Gedanken. Diesem anschaulichen Denken des Künstlers entspringen dann auch Charakteristiken, wie die der Juden und Franzosen, obwohl die Gedanken, rein begrifflich gefaßt, ganz allgemeine Beziehung haben. Auch sonst erinnern Wagners Gedanken über das Judentum, über das Alte Testament, über Reformation usw. lebhaft an die Äußerungen Fichtes. Ein näherer Nachweis würde jedoch von unserem Thema abführen.

4. Die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts

Schon oben haben wir Schiller zur Erläuterung Wagnerscher Gedanken heranziehen können. Wenn dann Wagner über die Entstehung der Kunst sagt: „Offenbar entspringt jeder Kunsttrieb zu allererst aus dem Nachahmungstriebe, aus welchem sich dann der Nachbildungstrieb entwickelt," so werden wir sofort an das Erwachen des Kunsttriebes in dem „Wilden" erinnert, wie es in den „Künstlern" geschildert wird. Bei der großen Verehrung, die Wagner sein ganzes Leben Schiller zollte, ist es nicht verwunderlich, daß auch sonst noch manche Gedanken beider engste Verwandtschaft zeigen. Für heute will ich mich auf den einen Punkt beschränken, der gerade für Schillers Gedankenwelt der charakteristische ist, die Lehre von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts.

Auch Wagner stellt der Kunst eine wesentliche Erziehungsaufgabe. Sie hat vor der Wissenschaft auf jeden Fall das eine voraus, daß sie auch auf die breite Masse des Volkes zu wirken berufen ist, während die Pflege der Wissenschaft „kulturhistorisch nur einen Sinn hat, wenn sie eine bereits blühende schöne Volksbildung eben krönt; die Bildnerin des Volkes aber ist nur die Kunst" (VIII. 58). Keine Kunstgattung aber vermag auf das Volk eine so entscheidende Wirkung auszuüben als das Theater. Dieses hat seinen erzieherischen Einfluß schon einmal glänzend bewährt, indem die Wiedergeburt des deutschen Geistes im achtzehnten Jahrhundert und im ersten Jahrzehnt des neunzehnten „den Lessingschen Kämpfen und den Schillerschen Siegen" auf der Schaubühne zu verdanken ist (VIII. 42/43).

Betrachten wir nun den Weg, auf dem diese Tatsache der ästhetischen Erziehung sich vollzieht, so treffen wir zunächst wieder Wagner auf den Bahnen Schillers. Er stellt der Kunst eine vorbereitende Aufgabe. Wie nach Schiller Sittlichkeit und Wahrheit der Menschheit zuerst in Bildern und Symbolen der Kunst entgegentreten, um erst später in Gedanken und Tat zum bewußten, verstandenen Eigentum zu werden, so sagt Wagner von den Griechen: „Hochbegabten Stämmen, denen das Gute so schwer fiel, ward das Schöne so leicht." Der Mensch, besonders der griechische, brauchte die Kunst als Vermittlerin, weil ohne sie die Wahrheit ihm zu furchtbar erschienen wäre. Diese Wahrheit ist nun für Wagner die Tatsache des ewigen Leidens der Menschheit, aus der sich auch die Sittlichkeit, das Mitleid als Forderung, ergibt: „In voller Bejahung des Willens zum Leben begriffen, wich der griechische Geist der Erkenntnis der schrecklichen Seite dieses Lebens zwar nicht aus, aber selbst diese Erkenntnis ward ihm nur zur Quelle künstlerischer Anschauung; er sah mit vollster Wahrhaftigkeit das Furchtbare; diese Wahrhaftigkeit selbst ward ihm aber zum Triebe einer Darstellung, welche eben durch ihre Wahrhaftigkeit schön ward" (X. 228). Gerade hier offenbart sich eine ganz eigenartige Seite des Wagnerschen Geistes. Wie es ihm stets ein Bedürfnis war, seine Musik, seine Auffassung vom Drama, anzuknüpfen an die großen Leistungen der Vergangenheit, an Bach, Beethoven, Gluck, Weber und Schiller, so wahrt er auch hier den

Heroen der Dichtkunst, den Griechen wie Shakespeare, ihre volle Größe. Nicht maßt er sich an, das Große allein zu besitzen und entdeckt zu haben, sondern auch die Früheren haben wirkliche Dramen, voll echter Welttragik geschrieben, wenn auch nicht mit dem klaren Bewußtsein, der begrifflichen Einsicht, die ihm die Philosophie Schopenhauers geschenkt hat. Das ist echter historischer Sinn, der ihn von Schopenhauer und sogar von Fichte unterscheidet; das ist im Grunde Hegelscher Geist, der ihm zum mindesten durch Feuerbach vermittelt wurde.

In dem großen Kunstschaffen der Vergangenheit lag also die Wahrheit, lag die echte Sittlichkeit anschaulich vor. Doch leider war es ohne Einfluß vorübergegangen. Diese „Werke der Leidenden" (X. 248) sind unverstanden geblieben, wie Kassandrarufe sind sie verhallt. Noch heute wird Raphaels „Sixtina" bewundert, Beethovens Pastoralsymphonie gehört, und dem Publikum sagen sie nichts (X. 235). Die Erziehung durch die Kunst scheint zu versagen; denn die Menschheit ist entartet. Die Gründe dieser Entartung führt Wagner wiederholt aus, besonders in „Religion und Kunst". An dieser Stelle interessieren sie uns nicht. Jedenfalls sind sie schuld daran, daß statt ästhetischer Erziehung eine Regeneration der ganzen menschlichen Gesellschaft notwendig geworden ist. Der wesentlichste Bestandteil dieser „Wiedergeburt" ist die Erkenntnis, eine ganz bestimmte Erkenntnis vom Wesen der Welt, ist ferner eine sittliche Tat, die Umkehr des Willens. So führt Wagner aus: „In diesem Sinne und zur Anleitung für ein selbständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung, kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen" (X. 257/58). Als Endergebnis dieser Erkenntnis erscheint dann sofort eine Einheit von wahr und gut, „die Anerkennung der moralischen Bedeutung der Welt (ebenda 260).

Doch auch die Kunst darf nicht fehlen bei der Vollendung der Regeneration. Es ist schon oft hervorgehoben worden, daß die Verneinung des Willens zum Leben bei Schopenhauer eine tatsächliche Aufhebung der empirischen Welt zur Folge haben müßte. Die Kunst vermag „den wahren wünschenswerten Zustand" auch nur im Bilde anzudeuten, wirkliche Erlösung bringt sie nicht. Man hat nicht ganz mit Unrecht die Ideenlehre, die Lehre von der Kunst, als dem System widersprechend gefunden. Hier trennt sich Wagner von Schopenhauer. Er meint: „Was hier (bei Schopenhauer) als nur mit fast skeptischem Lächeln aussprechbar erscheinen durfte, könnte uns sehr wohl zu einem Ausgangspunkt innig ernster Folgerungen werden. Das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes dürfte durch seine entrückende Wirkung auf das Gemüt sehr deutlich uns das Urbild auffinden lassen, dessen „Irgendwo" notwendig nur sich in unserem Innern offenbaren müßte." So ist es also das geniale Kunstwerk, das uns die Rettung zeigt, das uns eine Gewißheit der Erlösung aus dem Leiden des Daseins, welche uns die Erkenntnis nur von ferne sehen

läßt, gibt. So hat sich Wagner wieder Schiller genähert. Auch bei ihm ist es die Kunst, die im Leben schon uns den Zustand der Ruhe genießen läßt, die uns eine Gewähr dafür ist, daß in uns ein Göttliches wohnt, das sich durchzusetzen vermag, das uns schließlich nach all dem Ringen und Kämpfen, wie den Alciden, emporführt zu den heiteren Regionen, wo ewige Harmonie alles Leid auflöst und verklärt. Diese historische, kulturgeschichtliche Aufgabe der Kunst hat Wagner Schopenhauer gegenüber wieder zur Geltung gebracht. Die Entwicklung der Menschheit, die Geschichte, ist ihm kein Wahn, sondern eine notwendige, bedeutungsvolle Stufenleiter, an derem Ende ein idealer, seliger Zustand zu erreichen ist. Unter dem Einfluß der Philosophie des deutschen Idealismus deutet also Wagner die Schopenhauersche Philosophie dahin um, oder bildet sie dahin weiter, daß der zeitlose, logisch-metaphysische Grundgedanke eine im wesentlichen bloß moralische Bedeutung erhält; die Umkehr des Willens ist ihm nicht so sehr metaphysische Tatsache als sittliche Forderung, als Pflicht zum Zwecke der Erlösung der Menschheit, zur Erhebung der Menschheit auf eine höhere Kulturstufe. Eine eigenartige, originelle Kombination von Schopenhauer und Fichte und ein Fortschritt über beide hinaus! In diesem „wiedergeborenen Leben" wird dann auch die Kunst in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Der dichtende Priester, „der vermittelnde Freund der Menschheit," wird uns auch in jenes Leben hinüberbegleiten (X. 247), die Werke der großen Dichter werden dann verstanden. „Zu uns werden alle diese dichterischen Weisen geredet haben, und zu uns werden sie von neuem sprechen" (ebenda 248). In diesem besseren Zustand der Menschheit „werden Religion und Kunst nicht nur erhalten, sondern sollen sogar erst zur einzig richtigen Geltung gelangen". So hat die Kunst überhaupt, so hat insbesondere des Meisters eigene Kunst eine hohe Aufgabe. Als Künstler fühlt sich Wagner, ganz wie Schiller, als Hoheprieſter im Dienst der Menschheit und ihrer Bestimmung auf dieser Erde. Gleich Fichte ist er ein Prediger, der die verirrten Menschen zurückführen will zu dem göttlichen Gebote, das sie auf dieser Erde leiten soll, der ihnen ihr Wesen und damit ihre Aufgabe und ihren Zweck zum Bewußtsein bringen will. Und er vereinigt Schiller und Fichte in einer Person. Als schaffender Künstler erscheint er uns unserem Schiller verwandt, und als Schriftsteller erneuert er in seiner Weise Fichtes „Reden an die deutsche Nation". Als einziger Richard Wagner schuf er Bayreuth, den Tempel, in dem sein hehres Wort am deutlichsten und reinsten erklingen sollte, der ihm ein Beweis sein sollte für die einzigartigen Anlagen (X. 127) und damit auch für die welthistorische Aufgabe des deutschen Volkes und seiner Kunst.

Möge in diesem Jahre, dem Jahre, in dem der Geist von 1813 uns neu erwacht, in dem wir auch Wagners hundertjährigen Geburtstag feiern, dies kühne stolze Streben rein erkannt, in größerem Maße als bisher verwirklicht werden! So feierten wir am schönsten den Genius.

Zentrums-Kolonialpolitik unter Bismarck

Von Maximilian von Hagen in Berlin

Eine im Vergleich zu den anderen Parteien ganz besondere Stellung zu den Anfängen unserer Kolonialpolitik nahm das Zentrum ein. Anfangs reserviert, wenn auch aus Rücksicht auf die missionsfreundlichen Kreise des katholischen Deutschland keineswegs prinzipiell dagegen, machte es seine Konzessionen wie in allen staatlichen Fragen von den kirchenpolitischen Dingen abhängig*). Es stimmte dementsprechend je nach Lage des Kulturkampfes, den es immer wieder drohend ausspielte, für oder wider die neue Politik, freilich niemals ohne Einschränkungen und Hintertüren. Sobald humanitäre Fragen hineinspielten, wie die Sklaven- und Missionsfrage, die den Idealen des Katholizismus förderlich erschienen, näherte es sich dem Standpunkt der Regierung. Im Frühjahr 1885 erklärte es sich sogar „voll und ganz dabei, wenn es sich darum handle, eine gesunde, nicht abenteuerliche Kolonialpolitik ins Werk zu setzen ... und die Ehre des Deutschen Reiches zu wahren". Der kirchliche Charakter der Partei zwang aber dieselbe immer wieder, auch eine so außerhalb aller Parteipolitik stehende nationale Frage wie die Kolonialpolitik mit internationalen Maßen zu messen. Schon bei der Beratung des Freundschaftsvertrages mit Samoa im Sommer 1879 klagte das Zentrum, daß die Erwerbung des den Samoanern gewährten Bürgerrechtes deutschen Katholiken freiere Religionsübung gewähren würde, als sie preußischen Staatsbürgern erreichbar sei!!**) Als dann in der Herbstsession 1885 die Interpellation Reichensperger über die Zulassung der Jesuitenorden in den Kolonien von Bismarck abschlägig beantwortet wurde, was eine lebhafte Debatte zwischen dem Kanzler einerseits und Reichensperger, Rintelen und Windthorst andrerseits zur Folge hatte, da drohte der Kulturkampf, wie wir früher gesehen haben, von neuem auszubrechen und auch die Kolonialpolitik zu gefährden.

*) Vgl. meinen Artikel über „Bismarcks Stellung zur äußeren Mission" in Heft 51 der Grenzboten von 1912.

**) Vgl. die köstliche Karikatur bei Hüsgen, Ludwig Windthorst. Dritte Auflage. Köln 1911. Seite 331.

Denn das Zentrum suchte nach Bismarcks taktisch vortrefflicher Äußerung*) die Sympathie der katholischen Wähler für die neue Politik dadurch zu erschüttern, daß es insinuierte, die Kolonien würden in disparitätischer Weise zum Nachteil der katholischen Konfession ausgebeutet. Zentrum und Germania, die nach Bismarcks Bemerkung**) unberufene Wächter der katholischen Interessen und (paritätischen) Berechtigungen waren, „kitzelten und peitschten" denn auch sofort wieder den Kulturkampf aus Machtbedürfnis auf, indem sie an französisch-jesuitische Missionsbestrebungen ihren „höchst unpatriotischen Feldzug" gegen die heimische Regierung knüpften***). Der Bruch der Regierung mit dem Zentrum konnte daher nicht ausbleiben, als die katholische Presse für den Kulturkampf wieder zu werben begann. Schrieb doch die Schlesische Volkszeitung am 3. Dezember 1885, daß die Kriegserklärung des Reichskanzlers „im katholischen Volk weithin als ein erlösendes Wort mit Jubel begrüßt" werden würde, worauf die Norddeutsche Allgemeine Zeitung das schon lange unvermeidliche Machtwort in einem äußerst scharfen Artikel aussprach.

Für die Kolonialpolitik wurde dieser Bruch glücklicherweise nicht von Bedeutung, da sie damals im wesentlichen schon abgeschlossen war. Auch fand das Zentrum mit seiner Opposition bei anderen Parteien diesmal keine Unterstützung, weil seine eigennützigen Tendenzen zu offenkundig waren. Bismarck suchte die neue Wendung schließlich dadurch zu paralysieren, daß er das Schiedsgericht des Papstes in dem Streite um die Karolinen zwischen Spanien und Deutschland anrief: ein Mittel, das freilich, wie alle seine Versuche eines Zusammenarbeitens mit dem Papste über den Kopf des Zentrums hinweg, wenig Eindruck hinterließ und die Richtung der deutschen Ultramontanen kaum beeinflußte, weil, nach Bismarcks Erklärung†), der Partei- und Fraktionsgeist des Zentrums sich immer stärker erwies als ihr geistliches Oberhaupt! Auch in dieser Frage zeigte die Partei wenig Verständnis für die Einmischung des Papstes, sondern bewies auch hier, daß Windthorsts Wort vom 3. September 1885 in Münster „Der Greis im Vatikan regiert doch die Welt" auf das Zentrum keine Anwendung findet, sobald die kirchlichen Interessen seinen politischen einmal widersprechen. So unzufrieden aber auch das Zentrum mit der Form des Nachgebens in der Karolinenfrage sein mochte: die Tatsache billigte es, wie überhaupt alle Oppositionsparteien — was der Schande halber besonders betont werden muß — nur der negativen Seite der Bismarckschen Kolonialpolitik, d. h. allen offiziellen Verzichten, ihre restlos zustimmende Anerkennung gaben.

Die Hauptkämpen in den kolonialpolitischen Debatten des Zentrums waren natürlich Windthorst und außerdem der Hilfssenator am Leipziger Kammergericht Rintelen. Der erste Pfuirufer und spätere langjährige Präsident des Reichstags,

*) Reden XI 254.
**) Reden XI 258, 278.
***) Reden XI 287 bis 292.
†) „Gedanken und Erinnerungen" II 153.

Graf Balleſtrem, Kammerherr des Papſtes, lehnte mit Rückſicht auf die ſeiner Partei ſeit Jahren von der preußiſchen Regierung zuteil werdende Behandlung am 27. Juni 1884 die Dampferſubvention für ſeine Partei ab, da ſie ſich auf das Vertrauen zu den verbündeten Regierungen gründe, das dem Zentrum zurzeit fehle. Stephan bedauerte damals mit Recht, daß nationale Fragen von ſo kläglichem Parteiſtandpunkte aus behandelt würden. Rintelen verwarf die Dampfervorlage am 13. März 1885, weil ſie der Kolonialpolitik diene, die das Zentrum ablehne, bewilligte aber ſchließlich die oſtaſiatiſche Linie als Verſuch mit Rückſicht auf die ungeheuer große Maſſe der dort wohnenden konſumtionsfähigen Bevölkerung. In langer Rede ſuchte er damals nachzuweiſen, daß das Zentrum nicht a priori gegen Kolonien ſei, ſondern nur gegen die betreffenden Kolonien, die er mit ſeiner Partei allerdings für „reines Flittergold in der Ruhmeskrone Deutſchlands“ halte und nicht der Gefahren für wert erachte, wie ſie eine Verteidigung aller Kolonien durch Krieg und Blutſteuern immer verurſacht hätten. Im Namen des Zentrums weigerte er ſich daher, den von der Preſſe großgezogenen Kolonialchauvinismus mitzumachen.

Windthorſt*), „der abſolute Leiter des Zentrums“, dem Kanzler als „der erſte Parlamentarier großen Stiles im Deutſchen Reiche“ allein gewachſen und als „Förderer der legalen Zerſetzung“ und als „Minderer“ des Reiches für den Haß geradezu unentbehrlich**), bekämpfte mit virtuoſenhafter Dialektik, auch hier freilich nicht ſelten „unbeeinflußt durch Detailkenntniſſe“ und einen jägerhaften Hang zur Übertreibung***), wie in der Sozialiſten- und Militärfrage ſo auch in der Kolonialfrage vor allem jedes Moment, das zur Stärkung der ſtaatlichen Omnipotenz beitragen konnte, die er ja alle Zeit im Intereſſe der Kirche einzuſchränken ſuchte. Auch hier erwies er ſich als unermüdlicher Vorkämpfer ſeiner Sache, als „parlamentariſcher Advokat im höchſten Sinne des Wortes“, als Politiker und Diplomat, aber nicht als eigentlicher Staatsmann, der das Weſen und die Bedürfniſſe ſeines Landes tief und wahrhaft verſteht. Doch ſprach er ſich auch hier je nach dem Stande der Beziehungen des Zentrums zur Regierung für oder gegen ihre Vorlagen aus: wie ſein großer Antipode ohne jede Abſicht ſchöne Reden zum Fenſter hinauszuhalten, ſelten freilich auch ohne jeſuitiſche Reſerve, bei der ſeine wahren Gedanken und Entſchlüſſe ſtrittig waren†).

---

*) Vgl. die ſchon erwähnte Biographie Hüsgens, die freilich über Windthorſts Stellung zur Kolonialpolitik wenig Aufſchluß gibt. Völlig unergiebig für unſere Frage, die auf S. 238 mit einem einzigen, nichtsſagenden Satz abgetan wird, iſt J. Knopp, L. Windthorſt, Dresden 1898. Ueber Windthorſt als Politiker vgl. vor allem Rachfahl, Preußiſche Jahrbücher, 135, 460 ff. u. 136, 56 ff., auch Bachem, Sonderabdruck aus dem Staatslexikon der Görresgeſellſchaft V, Freiburg 1912.

**) Buſch, Tagebuchblätter III und Grenzboten 1886 IV 49 ff.

***) Bachem, a. a. O. 19, Reden X 425.

†) Hüsgen 67, Reden XI 107, 278 ff.

In einer bedeutsamen und weitfichtigen Rede[1]), die freilich mit ihrem rationalistischen, durch den Satz „Der deutsche Charakter eignet sich nicht für großen Enthusiasmus" motivierten Ton, erkältend auf die Kolonialbegeisterung wirken sollte[2]) — warnte er bei dem außerordentlich wichtigen politischen und finanziellen Schritt, vor dem Deutschland stehe, vor Übereilung, die seine vortrefflich vorausgesehenen Folgen nur ungünstig beeinflussen werde. „Neue Bahnen im Völkerleben" wollte er „langsamen Schrittes" und „mit Bedacht" betreten sehen[3]). Nur eine weise und wohlüberlegte, eine vernünftige Kolonialpolitik glaubte er mit seiner Partei opferwillig unterstützen zu können[4]). Doch wünschte er diese niemals durch „schöne Worte und billige Redensarten" zu Ausgaben hinzureißen, die den Wähler und Steuerzahler belasten würden.

Bismarck, der von seinem Standpunkt aus Windthorsts Argumenten aus persönlichen und staatlichen Gründen nie völlig gerecht werden konnte, bedeutete ihm in einer ironischen Analyse seiner Rede, daß die Bewilligungen zur Kolonialpolitik nach beiden Seiten — der positiven wie negativen, ablehnenden oder hinhaltenden — von außerordentlicher Bedeutung seien[5]), daß aber eine Verzögerung der Vereitelung gleichkäme, da ihm eben höchste Eile geboten schien, wenn Deutschland überhaupt Kolonien wolle. In der Mahnung Windthorsts zur größten Vorsicht sah er daher nur Abneigung gegen jede Kolonialpolitik, deren Berechtigung er von seinem Standpunkt aus zu verstehen vorgab[6]). In Windthorsts Vorliebe für Kommissionsverweisung[7]) erblickte er nur bewußte Obstruktion und nicht die Absicht sachlicher Prüfung, obwohl Windthorst diesem Vorwurf von vornherein zu begegnen suchte[8]). Freilich ging der Zentrumsführer in seiner Obstruktion einmal (in der Budgetkommission vom 27. Juni 1884) soweit, den Abbruch einer von ihm selbst bewilligten Kommissionssitzung zu verlangen, um damit die Verhandlungen über Dampfersubvention und Kolonialpolitik in der Frühjahrssession 1885 unmöglich zu machen. Wo aber Windthorst selbst einmal Kolonialanträge stellte, da entgegnete Bismarck schlau, er tue es der kolonialbegeisterten katholischen Wähler wegen[9]). Tatsächlich trat Windthorst aber nur dann für Kolonialpolitik ein, sobald sie den Interessen seiner Partei

---

[1]) Über Windthorsts kolonialpolitische Reden muß man in den stenographischen Berichten des Reichstags nachlesen, da die sehr tendenziös ausgewählten Reden des Staatsministers a. D. und Parlamentariers Dr. Ludwig Windthorst (3 Bände, Osnabrück 1902) bezeichnenderweise nichts enthalten, was Windthorsts feindliche Stellung gegen Bismarcks Kolonialpolitik charakterisieren könnte.

[2]) Reden X 409.

[3]) Reden XI 86.

[4]) Reden XI 272.

[5]) Reden XI 140.

[6]) Reden X 429.

[7]) Reden X 145.

[8]) Reden X 409.

[9]) Reden XI 274.

entsprach, während er sich später offen als Gegner bekannte, weil die Lage des Reiches zwischen den zwei größten Militärmächten eine Zersplitterung seiner Kraft nicht vertrage*). Bismarcks Vorwurf, daß das Zentrum prinzipiell gegen die Kolonialpolitik sei, beantwortete Windthorst am 10. Januar 1885 mit der bedenklichen Phrase: „nicht für jede, aber für eine richtige sind wir sehr."

Im Grunde wollte er nach seinen Reichstagsreden vom 9. und 10. Januar und vom 2. März 1885 nur für „geeignetere", am liebsten Ackerbaukolonien, die der Auswanderung dienten, Geld bewilligen. Bismarck aber betonte**), daß die beschauliche Art des Abwartens, ob nicht etwas besser gebratene Tauben den Deutschen in den Mund fliegen würden, auf die Kolonien keine Anwendung finden könne. Denn in der Tat wäre die Regierung dann nie in die Lage gekommen, sich die Frage vorzulegen, ob sie zugreifen sollte, bei dem was sich an Kolonien überhaupt noch bot. Als Windthorst im Sinne Bambergers und seiner Genossen schließlich vor einer Billigung der eingeschlagenen Richtung auf die Autorität der dabei interessierten großen hanseatischen „Handelskönige" hin warnte, da antwortete Bismarck, daß eine Förderung der kapitalistischen Interessen (im Dernburgschen Sinne) auch in den Kolonien dem Mutterlande Vorteile bringe und daß er dem Urteil der Überseepioniere, die die Länder zur Ausbeutung ausgewählt hatten, mehr vertraue als irgendeinem heimatlichen Kritiker.

Für bedenklich hielt Windthorst — und er befand sich dabei in voller Übereinstimmung mit August Reichensperger, der in einer Abschiedsrede an seine Wähler in Krefeld am 12. Oktober 1884 die Stellung des Zentrums gegenüber der Kolonialpolitik rechtfertigte***) — bei aller Kolonialpolitik vor allem die Konsequenzen an stetig wachsenden Kosten und an neuen Reibungspunkten, die sie für Deutschland bei der dadurch bedingten Kräftezersplitterung mit sich bringen würden. Zur Beschwörung internationaler Verwicklungen machte er daher, unter berechtigtem Hinweis auf die in England erwachte Eifersucht, die neue Politik von einer Höherentwicklung der Marine abhängig, deren Kosten er neben denen für das Landheer seinen Wählern nicht zumuten wollte. Bismarck aber betonte damals†), daß das von Windthorst geforderte Ziel einer Seemacht, die die Kolonien auch schützen könne, ohne irgend eine andere Macht fürchten zu müssen, für Deutschland überhaupt unerreichbar sei. Denn nach seinen kontinentalen Anschauungen über die Flottenpolitik††) bedurfte Deutschland niemals einer Marine ersten Ranges. Anderseits aber

*) Hüsgen 295.

**) Reden XI 141.

***) Vgl. Pastor, Reichensperger II 218. Ob sich Reichensperger freilich wirklich so wenig mit den Problemen der Kolonialpolitik — sei es mit positivem oder negativem Ergebnis — abgegeben hat, wie es nach Pastors Buch erscheint, ist bei dessen eigenartiger Stoffauswahl (vgl. H. Oncken, Historische Zeitschrift 88, 247 ff.) nicht zu entscheiden.

†) Reden X 414 ff.

††) Vergleiche meine Ausführungen über Bismarcks Flottenpolitik: Grenzboten 1910, II 492 f.

bemerkte er, daß die Flottenverstärkung, wie sie der Reichstag in seltener Einmütigkeit in den Lesungen vom 18. bis 28. März bewilligt hatte, auch ohne Kolonialpolitik unabweislich gewesen wäre, seitdem der Handel einen ungeahnten Aufschwung genommen habe*). Hieraus erhellt, daß er den Zusammenhang der Dampfersubventionsvorlage mit einer vorbedachten Kolonialpolitik ganz ablehnen wollte . . .

Um zu einer Beurteilung des Wertes der parlamentarischen Kritik an der Bismarckschen Kolonialpolitik zu gelangen, mag — nachdem wir im vorigen Heft auch die Opposition des Freisinns kennen gelernt haben**) — der Vollständigkeit halber noch der anderen Fraktionen anhangsweise kurz gedacht werden.

Da sind zuerst vor allem die Nationalliberalen zu nennen, die unter den Regierungsparteien die Hauptstütze für die neue Politik bildeten. Während die dieser Fraktion zugehörigen praktisch-interessierten Kaufleute wie Meier und Woermann den Kolonialhoffnungen skeptischer gegenüberstanden, wenn sie auch dringenden Regierungsvorlagen nie ihre Zustimmung versagten, sorgte die Parteileitung besonders durch das Verdienst Hammachers für eine kräftige Förderung der neuen Überseeziele. Die Konservativen verhielten sich, gestärkt durch die neue Wirtschaftsgesetzgebung, in ihrem extremeren Flügel unter Holstein abwartend, in ihrem liberaleren unter Helldorf allmählich geneigter. Ein Überwiegen freihändlerischer Ideen mit ihrer Abneigung gegen Kolonien überhaupt wirkte auch hier noch vielfach mit, doch fehlte den rechtsstehenden Parteien niemals der gute Wille zur Durchsetzung der kolonialpolitischen Regierungsvorlagen. Dabei sei freilich bemerkt, daß dies nicht selten weniger aus Überzeugung von ihrer Notwendigkeit und Dringlichkeit als vielmehr aus parteitaktischem Selbsterhaltungstrieb geschah, der eine Vermehrung der kompakten „geborenen" Majorität von fünf Achtel Oppositionsmännern***) durch die Uneinigkeit der rechtsstehenden Parteien nicht zuließ.

Was endlich die Stellung der Sozialdemokratie anlangt, so genügt ein allgemeines Wort mit dem Hinweis auf die Ausführungen des holländischen Sozialisten van Kol bei den Verhandlungen über Militarismus und Kolonialpolitik auf dem Internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart im August 1907, der den Genossen den Unverstand der deutschen Sozialdemokratie im Unterschied zur britischen und holländischen in Kolonialfragen vorhielt†). In der Tat bewies die Sozialdemokratie von allem Anfang an absolut kein Verständnis für die eminent soziale Bedeutung der Kolonialpolitik, die mit allen ihren Folgen auf dem Weltmarkte der Hebung der materiellen Lage der arbeitenden Klassen besonders förderlich ist. Ihre Stellung zur Kolonialpolitik war, wenn man von

*) Reden XI 110.

**) Dort ist auf Seite 200, Zeile 4, der ersten Anmerkung, „in der Wahl" statt „in die Wege" zu lesen.

***) Nach Bismarcks Berechnung, Reden X 260.

†) Deutsche Kolonialzeitung 1909, S. 746 f.

der Postdampfervorlage absieht, deren Bedürfnis — natürlich mit Abstrichen! — auch die Sozialdemokraten, u. a. Singer, anerkannten, entsprechend indifferent oder ablehnend. Bebel bekümmerte sich überhaupt erst seit 1889 um Kolonialpolitik. Liebknecht lehnte sie in langen Reden vom 24. November 1884 und vom 4. März 1885 ab. Er hielt Kolonien für wertlos mit der Begründung, daß sie heutzutage nur den Schnaps- und Pulverkapitalisten zugute kämen, wie die englischen Kolonien beweisen sollten. Er machte darum das Wettrennen nach Kolonien, diesen „Totentanz der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, die ihre letzten Karten ausgespielt hat und ihren Bankrott proklamiert", nicht mit. Denn er wußte aus der englischen Geschichte, daß Kolonialbesitz nicht vor Überproduktion und Übervölkerung schütze und befürchtete darum, daß die Kolonialpolitik — woran wie wir wissen Bismarck niemals dachte — die soziale Frage exportieren wolle, während diese nach seiner Überzeugung nur im Lande gelöst werden könne. Diese Andeutungen genügen, um einzusehen, daß Bismarck sich mit der Sozialdemokratie überhaupt nicht in Diskussionen über Kolonialfragen einlassen konnte*).

Ein Rückblick auf diese parlamentarischen Kämpfe lehrt, wie schwer es war, den Vertretern des deutschen Volkes den kolonialen Gedanken einzuimpfen und wie wenig es gelang, ihn von den Schlacken der Parteipolitik freizuhalten. Wenn trotzdem nicht nur die Erwerbung der Kolonien, sondern auch ihre Erhaltung erreicht wurde, so leuchtet Bismarcks Verdienst um so strahlender aus der Vergangenheit in eine aussichtsreiche Zukunft.

Noch einmal aber wollen wir uns auch der Abgeordneten von damals annehmen, deren Lage nur zu leicht zu falscher Beurteilung führen könnte. Sicherlich war es für den kontinentalen Horizont aller, auch der Verständigsten, nicht einfach, in den neuen weltpolitischen Richtlinien zurechtzufinden. Darum handelten auch die schärfsten Gegner zum größten Teil nach bestem Wissen und Gewissen: von den drei Hauptmatadoren der Opposition Windthorst, Richter und Bamberger, die beiden letzteren bestimmt. Die Vorteile jeglicher Kritik wollen auch hier nicht übersehen sein. Auch der Widerspruch des Freisinns und des Zentrums war heilsam, insofern er allzu hoch gespannte Erwartungen aufs rechte Maß herabzustimmen wußte und auf Gefahren finanzieller und politischer Art, auf Kosten, Kolonialkriege und internationale Verwicklungen hinwies, die als sie kamen, wenigstens nicht mehr überraschend wirkten. Auch mit Bismarcks zag-

*) Daß sich die Ansichten der Sozialdemokratie gegen die „kapitalistischen, militaristischen und chauvinistischen Sonderbestrebungen" in der Kolonialpolitik noch nicht geändert haben, zeigen außer den Parteitagen und den Parlamentsreden besonders die Schriften des inzwischen aus der Partei ausgestoßenen Revisionisten Gerhard Hildebrand (Sozialistische Auslandspolitik, Jena 1911, Sozialistische Monatshefte, September 1911, Koloniale Rundschau 1911, S. 22 ff. u. a. m.), die vergebens eine Bekehrung der Sozialdemokraten zu den Aufgaben der Kolonialpolitik versuchten. Der letzte Grund der Unversöhnlichkeit dieser Partei liegt freilich in der Erkenntnis, daß Kolonialpolitik ohne Kapitalismus unmöglich ist. Vgl. Peters, Zur Weltpolitik 125 ff.

haftem Herangehen an die Probleme der Kolonialpolitik, wie sie selbst noch die Thronrede vom 20. November 1884 zum Ausdruck brachte, wird man eine solche kritische Prüfung und Hemmung der neuen Politik durch den Reichstag in der Absicht, Übereilungen zu verhüten, rechtfertigen können. Unhaltbar war solche Parlamentskritik nur, wo sie die Kolonialpolitik als ein Geschäft auffaßte, das sich im Augenblick rentieren müsse, und nicht unter dem allein denkbaren Gesichtswinkel des Staatsmannes betrachtete, der ewige Politik treibt. Man sieht auch hier: im Grunde konnte den Kolonien von der Parteien Gunst und Haß nichts Gutes kommen, weil diesen immer die Voraussetzungen des wahren Staatsmannes fehlen werden, der sich mit den Tendenzen seines Landes identifiziert. Es ist daher auch eine logische Notwendigkeit, wie es geschichtliche Tatsache ist, daß damals allein Bismarcks staatsmännische Größe nach Möglichkeit die universal-historischen Probleme und Perspektiven der Kolonialpolitik übersah, wenn auch ein absichtliches Hineinführen Deutschlands in die Bahnen der „Weltpolitik" als mit seinen kontinentalen Grundanschauungen unvereinbar durchaus abzuweisen ist.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Elfte Fortsetzung)

Mit puterrotem Kopf verließ Evi den Saal. Aber sie dachte gar nicht daran, ihr Zimmer aufzusuchen. Eine Weile stand sie und lauschte, ob ihr vielleicht jemand nachkam. Dann nahm sie rasch aus dem Ständer im Vorsaal Sandbergs Jagdgewehr und glitt wie ein Wiesel die Treppe zur Küche hinab. Hier entriegelte sie die Hintertür und entwischte auf den Hof.

Drüben im Seitenflügel brannte noch Licht. Dort im Parterre hatte Sandberg sein Quartier. Sie schlich quer über den Hof und spähte durch die Vorhänge. Er war dabei, das weiße Eichhörnchen auszustopfen und nähte gerade eben den Balg zu.

„Der wird mir recht geben, wenn ich ihm die Geschichte erzähle!" dachte Evi auf ihrem Lauscherposten. „Aber wenn ich jetzt klopfe, erschrecke ich ihn, den guten Kerl. Er will mich sicher damit überraschen . . . Und dann, wer weiß, ob er mich nicht sofort wieder ins Haus schickt!"

Wie ein Trapper kam sie sich vor, als sie jetzt, das Gewehr zum Schuß bereit, durch das Dunkel huschte. Und sehr ernst nahm sie die Aufgabe, in

der sich ihr Trotz entlud. Sie strich um jede Scheune. Sie kontrollierte die Ställe und blieb lauschend am Spritzenhause stehen. Nichts regte sich.

Sie war jeden Augenblick bereit, dem Anschlagen der Hunde durch ihren Pfiff zu begegnen und wunderte sich, daß sich bisher noch keiner der Köter gemeldet hatte.

„Der Wächter wird sie bei sich haben," denkt Evi und macht sich auf, den alten Tommingas zu suchen, der vielleicht in irgendeinem Winkel schläft. Hinter dem Gewächshaus, wo es so schön warm ist, wird er wohl hocken.

Dumpf und schwer ist die Nacht. Kein Windhauch bewegt die kahlen Äste. Es ist wundervoll unheimlich.

Alles hat ein seltsames neues Gesicht. So hat Evi die alten Scheunen noch nie gesehen: die Luken unter dem Dache gucken ordentlich wie Augen unter einem tief in die Stirn gezogenen Hut, und das Holztor nimmt sich aus, wie ein gestutzter breiter Bart. Das Antlitz eines Riesen ist es geworden. Und das Herrenhaus selbst liegt wie ein schlafendes Ungeheuer auf zwei mächtigen Pranken da . . .

Ein hoher Staketenzaun, nur vom Gewächshaus unterbrochen, schließt den Gemüsegarten ab. In dieser Nacht stand die in das feste Lattengefüge geschnittene Pforte weit offen.

„Was hat der alte Tommingas im Garten zu suchen? Voller Neugierde geht Evi den breiten Mittelweg entlang, der sich weit hinten unter den Obstbäumen verliert. Die Luft ist voll vom Geruch feuchten, verwesenden Laubes. Evi schaudert es — Friedhofsluft.

Sie sieht im Dunkel den Stapel Bretter nicht, mit dem die Beete abgedeckt werden sollen, sie stolpert, fällt . . . In einem jähen Knall löst sich der Schuß ihres Gewehres. Nun liegt sie da mit schmerzendem Kopfe, denn der Kolbenschlag traf ihre Stirn, liegt da, wie betäubt, keines Gedankens fähig . . .

Aber was ist das? Sie fährt in die Höhe. Ein zweiter Schuß! Ein dritter! Eine ganze Salve knattert. Und jetzt setzt es heran, von hinten aus dem Garten, eine wilde Jagd — duckt sich, lauscht, springt auf, rennt weiter . . .

In Todesangst umkrallt Evi die Bretter. Sie ist wie erstarrt. Kaum schlägt ihr Herz.

Als speit sie die Nacht aus, kommen die schwarzen Gestalten angestürmt — unzählige! Einer fällt wie Evi über das unsichtbare Hindernis — sie gibt sich verloren. Aber er sieht sie nicht, flucht, richtet sich auf und folgt den anderen. Evi bleibt unentdeckt . . .

Auf den ersten Schuß hin war Sandberg ins Herrenhaus gelaufen. Er hielt sich nicht lange beim Verwundern auf, als er die Küchentür offen fand, aber er verriegelte sie hinter sich. In ein paar Sätzen stand er oben im Saal. Das war das Werk weniger Sekunden.

„Verrat!“ stieß er hervor — da ging draußen der Höllenlärm los.

„An die Gewehre!“ rief Cäsar von Brügge. Im Handumdrehen standen zwanzig Bewaffnete im Vorsaal bereit und harrten auf Wenkendorffs Kommando.

Draußen war es still geworden.

„Aus dem Garten kamen die Schüsse?“ fragte der alte Freiherr seinen Förster. Doch ehe er noch Antwort geben konnte, donnerten drei Schläge gegen die Haustür und eine kräftige Stimme rief auf estnisch:

„Der Baron soll kommen! Wir schießen nicht!“ Und eine andere Stimme rief dazwischen: „Ihr habt zuerst geschossen!“

„Ich werde mit den Leuten reden!“

Aber die Junker vertraten dem alten Herrn den Weg und hoben beschwörend die Arme: „Schicken Sie einen von uns, Baron! Sie dürfen sich nicht in Gefahr bringen!“

Sandberg sagte: „Es ist keine Gefahr! Auf den Herrn schießen sie nicht. Die kommen wegen der Gefangenen.“

Der alte Wenkendorff nahm den Arm seines Försters und ging auf die Terrasse hinaus. „Bitte bleiben Sie zurück!“ wandte er sich zu den Junkern und schloß die Tür hinter sich.

Als er das Bild sah, in das sich jetzt der alte Hof von Sternburg verwandelt hatte, blieb er überrascht stehen.

Fackeln knisterten auf und beleuchteten zunächst einen Reiter, der auf weißem Pferd vor der Rampe hielt. Er hatte einen roten Frack an, wie ihn die Kavaliere zur Schnitzeljagd tragen, und ein Karabiner hing ihm vom Sattel. Geschwärzt waren die Gesichter der Fackelträger, die ihm zur Seite standen, geschwärzt auch die hunderte von Gestalten, die im weiten Kreise den Hofraum anfüllten — in trotziger Haltung und gut bewaffnet.

Der Reiter lüftete in weitem Schwunge seinen Zylinder.

„Herr Baron!“ sagte er stolz. „Wir führen gegen Sternburg nichts im Schilde. Die Leute nennen Sie einen guten Herrn. Wenn Sie unsere Forderung erfüllen, ziehen wir ohne einen Schuß ab!“

„Was wollen Sie?“

„Den Schlüssel zum Spritzenhause, zwanzig Gewehre und den Baron Wolff Joachim von der Borke!“

„Gebt uns eine halbe Stunde Bedenkzeit!“ sagte Herr von Wenkendorff.

„Gut! Aber Sie sollen wissen, daß jeder Widerstand nutzlos wäre. Das Telephon ist zerschnitten. Hier im Hofe stehen hundertundzwanzig Mann, ebensoviel im Parke. Ein Wink von mir — und diese Fackeln fliegen in Ihre Scheunen!“

Der alte Baron sprach kein Wort weiter, nahm wieder Sandbergs Arm und ging ins Haus zurück.

An jeder Luke der schweren Fensterläden hatten die Junker Posten gefaßt, die Gewehre im Anschlag und hatten die Szene genau beobachtet.

Jetzt drängten sie sich um den Gutsherrn und forderten stürmisch: „wir schießen sie zusammen!“

Nur Sandberg schwieg.

„Ruhe!“ gebot Wenkendorff. „Ruhe, meine Herren!“

Er sah sich um im Kreis und überlegte lange, sichtlich mit sich kämpfend. Da fiel sein Blick auf seine Töchter, die mit todesbleichen Gesichtern dastanden. Ebba mußte von Edith gestützt werden, eine so fürchterliche Schwäche hatte sie übermannt: „Vater!“ brach Edith los. „Evi ist fort!“

Da ging ein eisiger Schrecken durch die kampfbereite Schar, und ein Schrei löste sich von Sandbergs Lippen. Seine Augen sahen starr nach dem Gewehrständer. Er griff sich ans Herz:

„Sie ist mit meinem Gewehr fort! Sie war es, die den ersten Schuß tat. Es war ein Schrotschuß. Ich habe es am Knall erkannt!“

Er stürzte auf die Tür los, aber sein Herr riß ihn zurück: „Dageblieben, Sandberg! Es hilft nichts! Sollen zwanzig Menschen um ein törichtes Kind niedergemetzelt werden? Wenn sie überhaupt in Gefahr ist — du würdest sie nicht retten! Jedenfalls müssen wir unsere Entschlüsse ohne Rücksicht auf sie fassen. Hier fragt es sich: sollen wir die Forderung der Bande erfüllen oder nicht. Ist es für die gemeinsame Sache wichtiger, daß wir uns opfern, oder daß wir mit der Bande paktieren. So weit ist es gekommen, daß selbst einige von meinen Leuten sich zu den Aufwieglern geschlagen und uns an sie verraten haben. Meine Herren, ob wir uns wehren oder nicht, und wie die Sache auch ausgehen mag, das bedeutet an sich schon eine Niederlage. Mächtiger als Treue und Dank für gerechte Behandlung war die Stimme des Blutes. Die Scharte können wir nur auf anderem Felde auswetzen.

Meine Herren — ich bin mir bewußt, daß Ihnen meine Bitte durchaus wider die Natur geht. Ich würde sie auch gewiß nicht stellen, wenn Wolff Joachim noch hier wäre. Er ist zur rechten Zeit fortgeritten. Ihn hätten wir niemals preisgegeben. Meine Herren, Sie kamen nach Sternburg, lauter Helden, bereit, Ihr junges Leben für unser Deutschtum zu opfern. Jetzt bitte ich Sie: tun Sie es nicht! Und, wenn mir in dieser Stunde die Begründung auch unmöglich ist, glauben Sie mir: Sie nützen unserer Sache mehr, wenn Sie jetzt die Gewehre aus der Hand legen.“

Gepreßt und schwer waren die Worte dem Alten von den Lippen gekommen. Cäsar von Brügge war der erste, der seinen Wunsch erfüllte.

„Ein neues Port Arthur!“ sagte er, finster dreinblickend und stellte sein Gewehr fort. Nur zögernd folgten ihm die andern.

Edith und Ebba waren zu Sandberg getreten, mit Tränen in den Augen:

„Was glauben Sie? Wo mag sie stecken? Ist sie gefangen? Hat man ihr was getan? Liegt sie irgendwo verwundet — tot?“

Sandberg stürmte die Stufen hinauf und spähte durch das Fenster des Treppenabsatzes in den Hof.

Der rote Reiter bewegte seinen Schimmel im Schritt und schien mit seiner Mannschaft zu reden. In dichten Schwaden qualmten die Fackeln, und drohend blitzten die Läufe der Gewehre.

„Evi ist nicht drunter!“ rief Sandberg zurück. „Ich glaube — ich hoffe: sie hat sich versteckt. Nein, nein, sie kann nicht tot sein. Sie wartet sicher irgendwo, in einer Scheune, im Gewächshaus . . .“

Die Schwestern rangen die Hände.

„Ruhig, ihr Mädchen!“ sagte der Vater. „Es wird schon alles gut werden. Jedenfalls haben die draußen nichts von Evi gesehen, sonst würden sie es gesagt haben. Und Schüsse ins Dunkel treffen nicht so leicht!“

In seinem Herzen aber zitterte er nicht weniger um seinen Liebling und sah ihn irgendwo hilflos verbluten.

Die halbe Stunde war noch nicht herum, da mußte Sandberg die zwanzig Gewehre zusammensuchen, die ausgeliefert werden sollten. Er holte sie aus Evis Waffenkammer, und ein Schluchzen schüttelte die kräftige Gestalt bei dem Gedanken an seine verlorene kleine Wildkatze, die noch am Vormittag mit soviel Eifer an den Gewehren herumhantiert hatte.

Zwei große Bündel schleppte er zum Tor hinaus. Da brach ein Triumphgeheul los. Doch der rote Reiter erhob beschwichtigend die Hand. Als es still geworden war, fing Sandberg an:

„Hier sind die zwanzig Gewehre. Hier der Schlüssel zum Spritzenhaus. Herr Baron von der Borke aber ist nicht auf Sternburg!“

„Er lügt!“ schrie jemand. „Käll hat ihn gesehen, den Mörder! Er hat mit Käll gesprochen! Sie wollen ihn bloß nicht preisgeben. Durchsucht das Haus!“

In dem wüsten Durcheinander von Stimmen konnte sich der Führer nur mit Mühe verständlich machen. „Der Baron soll kommen — dem wollen wir glauben!“

Herr von Wenkendorff trat hinaus und fragte: „Seid Ihr immer noch nicht zufrieden?“

„Wir wollen den Borkküller Mordbaron!“ brüllten die Leute.

„Ich kenne keinen Mordbaron!“ sagte der Freiherr mit fester Stimme.

„Hoho! Fragt den alten Tommingas, wer seinen Bruderſohn in Reval totgeschlagen hat. Und die Maja hat er niedergeknallt und hat die Kosaken auf die Arbeiter gehetzt . . . Wenn Ihr ihn nicht freiwillig gebt, dann holen wir ihn!“

Ein Dutzend der schwarzen Gestalten stürmte, die Gewehre schwingend, die Freitreppe hinan. Aber an der lebendigen Mauer der Junker, die hinter dem Freiherrn aus der Tür traten, prallten sie zurück. Ohne Waffen, versperrten sie den Zugang zum Schloß — stumm und gelassen.

„Zurück!“ befahl der rote Reiter. „Ich rede mit dem Baron!“ Und zum Freiherrn gewandt: „Geben Sie uns Ihr Ehrenwort, daß Baron Wolff Joachim von der Borke nicht in Ihrem Hause ist?“

„Er ist nicht mehr auf meinem Hof. Vor zwei Stunden ist er fortgeritten."

„Nach Borkûll?"

Der Freiherr zuckte die Achseln. Da brachte man mit lautem Hallo die Freigelassenen aus dem Spritzenhaus herbei. Sie bestätigten Wenkendorffs Worte, denn sie hatten den Baron abreiten hören.

„Also auf nach Borkûll!" schrie der rote Reiter. „Wir holen ihn aus den Federn, den stolzen Offizier. Er soll uns heute noch was vortanzen!"

Damit grüßte er zur Freitreppe hinauf, indem er wieder seinen Zylinder schwang, lenkte seinen Gaul an die Spitze der Bande und ritt durch die Hinterpforte dem Feldweg zu, als kenne er ihn längst.

Eine rauhe Stimme hatte angefangen, nun fielen sie, abmarschierend im Chorus alle ein:

„Befreit euch, Arbeitsleute
Gekommen ist die Freiheit heute . . ."

Als sie um die Ecke bogen, stand den schweigenden Zuschauern ein Bild aus den Bauernkriegen vor Augen. Die gleichen wilden Gestalten, der gleiche zu jeder Freveltat bereite Mut. Nur daß sie statt Dreschflegel und Heugabel moderne Hinterlader über den Schultern trugen . . .

Waldemar von Rehren war es, der dem Gedanken aller zuerst Ausdruck gab: „Die drei reiten ihnen gerade in den Weg!"

„Aber sie tun ihnen nichts!" war Sandbergs Meinung und Cäsar von Brügge pflichtete ihm lebhaft bei.

Herr von Wenkendorff hatte sich in seinem Zimmer überzeugt, daß die telephonische Verbindung tatsächlich unterbrochen war.

„Jetzt nach Borkûll!" rief er. „Wir dürfen keine Zeit verlieren. Sandberg bleibt mit fünf Herren zurück. Wir anderen müssen die Bande einfach überholen. Es gibt einen noch näheren Weg, als den Feldweg — durch den Bach, Sandberg!"

„Das darf der Herr Baron unter keinen Umständen! Dann lassen Sie mich lieber mit!" bat der Förster.

„Du suchst Evi und achtest auf die Leute. Es bleibt nichts anderes übrig!"

Evis Name ließ Sandberg alle Bedenken vergessen.

Noch müde von dem letzten Ritt wurden jetzt die Pferde wieder aus dem Stalle gezogen und gesattelt.

Von den Verführungsversuchen und Drohungen der Bande ganz verstört verrichteten die Knechte in ängstlicher Hast ihre Arbeit. Sandberg aber bestand darauf, den schweren Rappen selbst zurechtzumachen: „Ich habe ihn gestern erst geritten, er wird nicht mucken!" sagte er und führte den Gaul seinem Herrn vor.

„Und wenn er muckt!" Herr von Wenkendorff schwang sich, etwas schwerfällig zwar, aber doch ohne Hilfe in den Sattel: „Er kennt mich — er wird mir parieren. Und nun los, meine Herren!"

Diesmal wurde der Weg um das Herrenhaus herum durch die große Allee genommen.

„Ein alter Recke — Ihr Vater!" sagte Cäsar von Brügge, der die Reiter mit Edith bis zum Parktor begleitet hatte.

„Was sein muß, muß sein. Es ging nicht anders!" war ihre einfache Entgegnung.

„Die Herren bleiben am besten im Saal!" schlug Ebba vor, die jetzt mit Sandberg aus dem Hause trat. „Wir drei suchen Evi!"

Sandberg, der eine Laterne trug, übernahm die Führung. Da er den ersten Schuß aus dem Gemüsegarten hatte fallen hören, gingen sie zunächst dorthin.

Sie leuchteten die Wege ab und verfolgten an den zahlreichen Fußspuren die Richtung, aus der der Überfall geschehen war.

„Da haben Sie es!" rief Sandberg. Er sah neben dem Bretterhaufen sein Gewehr liegen: „Der Schrotlauf ist abgefeuert, und wahrscheinlich unfreiwillig. Evi wird über die Bretter gestolpert sein, und der Schuß hat ihr das Gewehr aus der Hand geschlagen. Sehen Sie — hier im Spargelbeet sind ihre Tritte."

Deutlich hatte sich Evis kleiner Fuß in dem weichen Boden abgedrückt. „Hier ist sie abgerutscht — hier geht es weiter. Sie ist zwischen den Beeten bis zur Mauer gerannt!"

Sandberg bückte sich tief zur Erde und folgte den von der Laterne beleuchteten Spuren mit erstaunlicher Schnelligkeit.

An der Mauer machten die drei halt. An ihr entlang ging ein befestigter Weg, auf dem keine Abdrücke mehr zu unterscheiden waren. Sandberg zog seine Schlüsse wie ein erfahrener Detektiv.

„Sie ist über die Mauer geflohen. Aber bei den zwei Metern Höhe ist ihr das nicht so ohne weiteres gelungen. Wie ich Evi kenne, wird sie dort in der Ecke auf den Apfelbaum geklettert sein . . ."

„Natürlich," rief Ebba. „Das hat sie ja schon als Kind gemacht!"

Der Baum wurde sorgfältig abgesucht und mehrere gebrochene Zweige bestätigten Sandbergs Vermutung. Er schwang sich hinauf und beleuchtete die andere Seite der Mauer.

„Denselben Weg hat die Bande genommen, als sie kam. Der Acker ist ganz zertrampelt. Von Evi kann ich nichts entdecken!"

Ratlos machten die drei kehrt und gingen zurück.

„Vielleicht ist sie im Gewächshaus!" meinte Ebba.

„Dann hätte sie sich längst gemeldet!" entgegnet Edith. Aber sie gingen doch hinein und leuchteten in jeden Winkel.

In der Türe zum Geräteſchuppen prallte Sandberg zurück. Er war auf etwas Weiches getreten. Einer der Hunde lag verendet am Boden. Nicht weit davon ſtreckten die beiden anderen alle Viere von ſich. Über ihnen aber am Balken hing der alte Tommingas.

„Gucken Sie nicht hin!“ rief Sandberg, der die Situation blitzſchnell überſehen hatte. Er ſchloß die Tür hinter ſich, zog raſch ſein Meſſer und durchſchnitt den Strick, an dem der Wächter hing. Seine Bemühungen waren umſonſt. Der Kopf des Graubarts ſank ſchwer nach vorn. Er hatte die Wirbelſäule gebrochen.

„Tommingas hat ſich ſelbſt gerichtet!“ ſagte Sandberg, ſchweratmend.

„Entſetzlich, furchtbar!“ Die jungen Mädchen hielten die Arme ſchützend vor die Augen und rannten hinaus.

„Laſſen Sie mich jetzt allein weiter ſuchen!“ bat der Förſter. „Ich glaube beſtimmt, Evi hat ſich im Wald verſteckt. Wenn ſie meinen Pfiff hört, kommt ſie hervor!“

„Lieber Sandberg, nehmen Sie doch wenigſtens ein paar Leute mit,“ flehte Ebba. „Mindeſtens eine Waffe!“ bat Edith.

Das leuchtete ihm ein, und als er die Schweſtern bis zum Hauſe begleitet hatte, holte er ſich den Drilling aus ſeinem Quartier und verließ den Hof.

(Fortſetzung folgt)

Däniſche Leute und däniſches Land im Spiegel des Romans

(Sophus Bauditz)

Von Wilhelm Poeck in Ascona

Unter den Dichtern, bei denen deutſcher Geiſt durch fremdes Sprachgewand hervorſchimmert, iſt vor allem der däniſche Romanſchriftſteller Sophus Bauditz zu nennen. Seine Bücher leſen ſich — in der ausgezeichneten Überſetzung der Frau Mann — wie deutſche, obwohl ſie ſo däniſch ſind wie nur ein Holger Drachmann oder Pontoppidan. Man kann däniſches Weſen beſtimmter Kreiſe, vor allem des Adels und mittleren Bürgerſtandes, kaum beſſer kennen lernen als aus den

Bauditzschen Büchern. Das widerspricht dem Gesagten keineswegs: dadurch, daß sie so dänisch sind und zugleich so deutsch anmuten, erkennt man eben das Wurzelhafte, das Verbindende, die ursprüngliche Blutzusammengehörigkeit beider Völker, genauer: der Nordgermanen und Norddeutschen, die sich ja auch durch die gemeinsame konsonantische Lautstufe von Urelterzeiten näher stehen als Nord- und Süddeutsche. Das gilt natürlich auch von dem Seitenzweige der Engländer: aber hier haben Blutmischung und Geschichte in die Verwandtschaft stärkere Keile eingetrieben. Immerhin, wer für Blutmagnetismus aus der Urzeit her ein feineres Gefühl hat, kann hier beispielsweise zwischen Dickens und Reuter, zwischen Burns und Klaus Groth starke Strömungen spüren.

Um auf Bauditz zurückzukommen: für dies gemeinsame Unterquellnetz bietet eine seiner feinsten Charakterfiguren einen Anhaltspunkt. Das ist der treuherzig-hinterlistige Oberlehrer Jochumsen aus der „Chronik eines Garnisonstädtchens", diese gute vollblutdänische Neugierschwalbe und Klatschbase eines südjütländischen Krähwinkels mit seinen Goethekenntnissen und sprachdeutschen Neigungen. Einmal kommt dieser etwas possenhafte Lebensjongleur, der sonst die Fassung nicht so leicht verliert, vor Ärger fast aus dem Häuschen — aber beileibe nicht vor Furcht! — als er wegen Spionage erschossen werden soll und kurz zuvor vom Kriegsauditeur gefragt wird, ob er deutsch könne. Im selben Roman tritt ein ähnlicher Zug bei einer gleich plastischen Figur hervor, dem militärisch vorzüglichen aber menschlich etwas ramponierten Rittmeister Ravnhjelm. Als der 64er Krieg vor der Tür steht und die Wogen hoch gehen, erwidert er einem flachköpfigen dänischen Chauvinisten:

„Darf ich mir die Frage erlauben, was Sie unter Erbfeind verstehen? Wer Seiner Majestät dem König Krieg erklärt, sei es wer es sei, der ist unser Feind, das ist ganz klar; aber ich möchte mir doch die Bemerkung erlauben, daß ich für meine Person weit lieber auf die Engländer loshauen würde als auf die Deutschen ... Wenn von politischer Gemeinheit unter den Nationen die Rede sein soll, so gehen die Engländer mit dem Sieg davon."

Aber das sind schließlich nur Funken des Dialogs. Das Deutsche in diesen Bauditzschen Büchern steckt tiefer. Es liegt in der ganzen Perspektive des Dichters, in seinem Erfassen und Darstellen der Charaktere, die, so Bauditzisch sie sind, den Leser ansprechen, als seien sie aus einem Freytagschen oder Andersschen Roman herübergenommen. Aber von bewußter Anlehnung kann bei Bauditz gar keine Rede sein, dazu steht er viel zu sehr auf eigenen Beinen. Der Grund muß wohl in der Blutsgemeinschaft liegen. Hierfür ist besonders die vornehmste Charakterfigur des Privatgelehrten Berner in „Absaloms Brunnen" beweisend. Dies Buch ist ein dänisch-patriotischer Hymnus auf Kopenhagen und damit auf Dänemark selbst, eine mit stiller Resignation gefärbte geschichtliche Rekonstruktion seines alten Glanzes und ehemaligen politischen Bedeutung, ein Roman, der jedem, der Kopenhagen wirklich, d. h. seine städtisch-völkische

Individualität kennen lernen möchte, zur Einführung dienlicher iſt, als zehn Baedeker. Dieſer Kenner des alten Kopenhagens iſt natürlich Bauditz ſelbſt, Berner mag nur eine gutgewählte Maske ſein. Aber das gerade iſt ja das Vorrecht des Dichters, daß er ſeine Lungen, wenn ſie nur an ſich lebensfriſch ſind, durch die Geſtalten ſeiner Phantaſie atmen laſſen darf. Und das tun ſie in dieſem beſcheidenen Privatmenſchen Berner, der nie aus ſeinem Lande herausgekommen iſt. Wie fern hält ſich ſein wie aus einer Watteſchachtel herausgenommener liebevoller Konſervativismus von allem politiſchen Haß, mit welcher Anerkennung äußert er ſich etwa über die Berliner Siegesallee. Nicht etwa vom künſtleriſchen Standpunkte — Gott bewahre! denn ihm iſt eins der größten Lebensgeheimniſſe aufgegangen: nämlich daß das Leben unendlich mehr iſt als alle Kunſt — nein, vom geſchichtsphiloſophiſchen Standpunkte aus, mit dem unbeſtechlichen Feingefühl eines deutſchen Gelehrten, der in den wechſelnden Erſcheinungen den ruhenden Pol ſucht. So überträgt er, wie etwas Selbſtverſtändliches, ſein Verſtändnis für die Größe, die jede politiſche Entwicklung hat, auf die ſiegreiche Zukunft eines blutsverwandten Volkes, mit jener gewiſſermaßen unter der Schwelle hindurch fühlenden Intelligenz, die das Lebensfluidum der kommenden Zeit wittert. So wird ihm alſo die Siegesallee eine Art Symbol: er liebt ſie. Dieſer Sinn für geſchichtliche Entwicklung überwiegt ſein Intereſſe an den großen ſozialen Fragen und Schäden. Darum findet man bei Bauditz niemals die Ibſenſche apodiktiſche Schärfe, auf ein Schlagwort geſtellte Probleme. Und man findet, um bei den Norwegern zu bleiben, in ihm allerdings auch nicht das raunend Poetiſche der Björnſonſchen Bauerngeſchichten. Stürmiſche Wogen ſchlagen nicht in Bauditz, er iſt ein ruhiger Fluß, der durch das Flachland fließt. Die unruhig flammenden Geſtirne unſerer heutigen Übergangszeit ſpiegeln ſich nicht in ſeinen Werken, wohl aber die leiſen und nicht minder echten individueller Menſchlichkeit. Er iſt Humoriſt wie Raabe und Allihn. Damit iſt ſchon geſagt, daß er es zum Ruhm eines Modedichters niemals bringen wird — er wird es ſich wohl auch kaum wünſchen.

Noch in anderer Weiſe unterſcheidet ſich Bauditz von der literariſchen Moderne. Das iſt ſeine faſt elementare Bodenſtändigkeit. Seine Bücher haben das, was man mit einem überdrüſſig gewordenen Schlagwort ſo vielfach preiſt und ſo ſelten findet: Erdgeruch. Echten, ſüßen, heimatlichen Erdgeruch, wie ihn nur ein ſolcher Dichter ſeinen Werken einzuhauchen vermag, der die Erde, die ihn geboren hat, wirklich liebt. Ein Norddeutſcher, der Bauditz lieſt, fühlt es: dieſer Mann hat eine Heimat, die auch die deine iſt: die See, den Strand, den Buchenholm, die Heide — ob ſie ſüdlich oder nördlich von der Königsau liegen, iſt ja gleichgültig. Wieder verſchwindet hier das Trennende der Sprache, und aufs neue iſt es, als läſen wir einen deutſchen Dichter. Er iſt ein Dichter, der die Jagd liebt — nicht wie etwa ein Italiener, der alles wegknallt, was da fleucht und kreucht, vom Haſen bis zum Zaunkönig, nein, ein Jäger, der das Jagdwild zu ſeinem beſonderen Studium macht, zu einem Stück Seelen-

liebe und Lebensinhalt, für den es zu seiner heimatlichen Landschaft gehört wie die Glocke zur Kirche oder wie der Finkenschlag zum Walde. Auch das ist wieder ein ganz germanischer Zug. Hat jemals ein Romanschreiber echteres und waidgerechteres Jägerblut in die Welt gesetzt als Bauditz in seinem Rittmeister Ravnhjelm, seinem Hauptmann Riis in der „Wildmoorprinzeß", seinem Förster Lynge in den „Forsthausgeschichten", und vor allem in seinem verkrachten westjütischen Schulmeister Terndrup? Dieser Terndrup ist ein Meisterwerk Bauditzscher Charakterisierungskunst und Bauditzschen Humors. Er ist ein Gegenstück zu seinem gelehrten Freunde Berner in „Absaloms Brunnen". Was Kopenhagen für Berner ist — der seine Fauna und Flora nicht minder genau kennt wie seine Geschichte, von den Schicksalen der Kopenhagener Wanderratte bis zu dem des trifolium resupinatum — das ist der jütische Strand, die jütische Heide für Freund Terndrup. Aber ach, seine Liebe zur Natur hat nicht die gleiche Liebe in den Herzen seiner Vorgesetzten gefunden. Statt Schule zu halten, hat er seine Jungens zu tüchtigen Treibern ausgebildet und ist mit ihnen anstatt durch Gesang- und Lesebuch durch Wald und Heide gezogen — was gleicht auf Erden der Jägerlust? —, bis der gestrenge Herr Bischof und die böse Schulvisitation dieser eines germanischen Mannes allein würdigen Beschäftigung ein Ende machten. Nun sitzt er, der der Flinte auf ewig abgeschworen hat, in Kopenhagen, in einer muffigen Butike, wo er als gemischter Antiquariats- und Naturalienhändler bei der besseren Schuljugend „seine Nahrung sucht", durch Ankauf und Austausch von Schulwörterbüchern und anderen augenverderbenden Schmökern gegen Muscheln, Nattern, Tintenfische, Bandwürmer in Spiritus und ähnlichen interessanten Dingen. Allerdings mit Unterbrechungen. Nicht selten hängt an seiner Ladentür ein Stück Pappe mit der Aufschrift „Komme sofort", und Exschullehrer Terndrup, der sich von anderen Menschen auch dadurch unterscheidet, daß er niemals Frühlings-, aber ständig Herbstgefühle hat, sitzt im Taubenschlag. Dort sieht er die Tauben in der Luft mit den Flügeln kentern — so wie er selbst im Leben gekentert ist — und träumt von Rebhühnern und Brachschnepfen, von Füchsen und Wanderfalken. Solange, bis schließlich die Aufschrift „Komme sofort" durch eine andere, mehr der Wahrheit entsprechende ersetzt wird. „Wegen Beerdigung geschlossen" heißt es jetzt, aber die Leichen sind Brachschnepfen usw. und Arzt, Gefolge, Bestatter und Grab in alleiniger Person ist der an sich selbst zum Meineidigen gewordene Terndrup. Schließlich wird er sogar zum Mörder und Wilddieb an einem Tante Hanne und Tante Sine gehörigen Rehbock.

Die Originale der Bauditzschen Erzählungen können nicht alle aufgeführt werden. Es sind zu viele. Jedenfalls liegt in den feinen Profillinien und dem von humorvollen Lichtern durchsonnten weichen Realismus seiner Charakterköpfe die Würze seiner Kunst, während die Erfindung nicht seine starke Seite ist. Aber wegen des unendlichen Behagens, der rein ästhetischen Freude an dieser Fülle amüsanter Menschlichkeit nimmt man gern einige romanhafte Unwahr-

scheinlichkeiten in den Kauf, um so mehr, als die Fabel nur das äußere Mittel ist, uns neben Charakteren und Landschaft auch die besondere Eigenart Kopenhagener und ländlicher dänischer Kreise nahe zu bringen.

Die Bauditzschen Hauptwerke sind die drei großen Romane „Absaloms Brunnen", „Wildmoorprinzeß" und „Die Chronik des Garnisonstädtchens". Von diesen möchte ich „Absaloms Brunnen" den Preis zuerkennen. Die Geschichte dreht sich hier um eine Zollumperei, die der Großkaufmann Lange begangen, aber seinem Angestellten Lund zugeschoben hat: Seidenstoffe sind auf dem Boden italienischer Apfelsinenkisten eingeführt und im Hof des Großhändlers ausgepackt worden, wobei verschleppter Samen des italienischen trifolium resupinatum dort zu Boden fällt und später zum Keimen gelangt. Dieses unscheinbare Vorkommnis wird ausgesponnen, um Vertreter der verschiedenen Kopenhagener Volksschichten zueinander in Beziehung zu setzen, wobei Baudity, ähnlich wie Dickens, eine besondere Vorliebe für originelle großstädtische Mauer- und Winkelpflanzen beweist (Terndrup, Mille Buxbaum u. a.). Daneben werden künstlerische Kreise in dem frischen und prachtvoll inkonsequenten Maler Holst und dessen Freund, dem Sonderling Duborg, zur geldprotzigen, engherzigen Kaufmannsschicht in Gegensatz gebracht, und zwar durch einen sehr fein durchgeführten Ehekonflikt, den Duborg mit der Tochter des Großhändlers durchzufechten hat. Alle Situationen und Ereignisse gruppieren sich — und das ist für Baudity bezeichnend — um dies Nichts von Trifolium mit einer zwanglosen Selbständigkeit wie anschießende Kristalle um einen Zwirnsfaden.

Ebensolche leichte Netzwerke, die dem unbefangenen Leser in ihrer spinnwebigen Feinheit kaum zum Bewußtsein kommen, den ästhetisch Feinfühligen aber entzücken, bilden den Rumpf der beiden anderen Romane. In der „Wildmoorprinzeß" ist es ein gefälschtes Testament — also ein an sich recht abgegriffenes Arsenalstück — das für die Vertreter zweier Stände in zahlreichen Einzelcharakteren und amüsanten episodischen Figuren zu einer Art Erisapfel wird. Der bürgerliche Ingenieur Kongstedt, von Rechts wegen Besitzer des Gutes Hjortholm, und die feudale Fanny Höibro, die „Wildmoorprinzeß", seine tatsächliche Inhaberin auf Grund des Testaments, streiten als Repräsentanten der verstandesklaren neuen und der gefühlsromantischen älteren Zeit widereinander, bis die Liebe dem Zank ein Ende macht. In der bunten Menschlichkeit, die uns in dem Roman entgegentritt, hebt sich die Prachtfigur der „Tante Rosa" heraus, die an Fanny Mutterstelle vertritt, und neben dem schon genannten menschlich etwas verkrachten Hauptmann Riis die amüsante Ruine des geistesschwachen „Onkel Heinrich", des „Familienhaupts" der Höibros. In der köstlichen Gruppe der Kopenhagener Literatursnobs macht Baudity seinen privaten literarischen Gefühlen Luft.

Der Reiz des dritten Romans liegt, neben den auch hier wieder so trefflicher und humorvoll gezeichneten Kleinstadtoriginalen, in dem besonderen Zeit- und dem intimen Milieukolorit. Baudity führt uns in ein südjütisches

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Küstenstädtchen um die Zeit des 64er Krieges und stellt, seiner Neigung entsprechend, auch hier wieder zwei Gruppen einander gegenüber: die Offiziere der Garnison und die Bürger. Auch hier muß ein etwas absonderliches romantisches Requisit — ein Leutnant diskreter Geburt, der weder seinen Vater noch seine Mutter kennt, so wenig wie sie ihn, während doch alle drei in derselben Stadt zusammen leben — die Wickel abgeben, um die in kunterbunten, manchmal außerordentlich lustigen und spannenden Windungen, der Faden läuft. Der Hauptvertreter der Offiziere ist der schon genannte Rittmeister Ravnhjelm, die der Bürgerschaft setzen sich vor allem aus dem Lehrerkollegium des Gymnasiums zusammen: Prachttypen, an deren Spitze sowohl als eigentlicher geheimer Schulleiter wie als menschliches Volloriginal der Oberlehrer Jochumsen marschiert. In welcher unchauvinistischen Weise die Kriegsfrage und das Verhältnis Dänemarks zu Deutschland behandelt wird, ist gleichfalls schon angedeutet; die Kriegsepisoden selbst geben dem Roman einen sehr wirkungsvollen Abschluß.

Neben diesen drei umfangreichen Romanen, deren Inhalt nur in großen Zügen angedeutet werden kann, hat Bauditz unter den Titeln „Geschichten aus dem Forsthause", „Spuren im Schnee", „Truggold" und „Jägerblut" eine Anzahl kleiner Novellen und Erzählungen geschrieben, die, wie schon die Namen andeuten, mit Vorliebe das Jagdmilieu behandeln und eine Anzahl seltsamer Käuze und wunderlicher Schicksale vorführen. Die „Forsthausgeschichten" halte ich für die besten. Eine Sonderstellung nimmt „Die Komödie auf Kronberg" ein, eine größere Novelle literarischen Charakters, die uns in Gestalt einer anmutigen Liebesgeschichte die Figur Shakespeares menschlich nahe zu bringen sucht.

Die Besorgung der deutschen Ausgabe der Bauditzschen Werke ist das Verdienst des Fr. Wilh. Grunowschen Verlags, der sie auch zum Teil in den „Grenzboten" zum Abdruck brachte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erziehungsfragen

Bildungseinseitigkeiten. Harmonische Bildung! Das ist die Forderung, der jede vernünftige Pädagogik nachkommen sollte. In jedem Erziehungsprogramm der großen Pädagogen finden wir ja auch den Satz irgendwie formuliert, daß alle menschlichen Anlagen zur höchsten Vollkommenheit emporgebildet werden sollen. Unzählige Male wird diese zur Binsenwahrheit gewordene Weisheit nachgesprochen, und sie klingt so einleuchtend und selbstverständlich, daß niemand etwas dagegen einwenden kann. Aber zwischen Theorie und Praxis besteht auch hier ein recht merklicher Widerspruch. Bei den Spartanern wurde nur der Körper erzogen und ausgebildet; auch das Rittertum machte sich später dieselbe Ansicht zu eigen, während das Kirchentum des Mittelalters die strenge Askese des Leibes guthieß und nur der Seele Aufmerksamkeit widmete. Auch in unseren Tagen hat sich bei den Kulturvölkern eine höchst bedenkliche Einseitigkeit wieder recht deutlich ausgeprägt, nämlich die starke Bevorzugung der geistigen Bildung. Der weite volle Begriff Bildung erscheint nach seinem heutigen Inhalt geradezu verengt, denn was versteht man gemeinhin anders unter ihm als ein gewisses Maß von aufgespeichertem Wissen, logischer Schulung, geistigem Können? Daß zur allgemeinen Bildung auch Handfertigkeit, Sinnenempfänglichkeit und -schärfe, überhaupt körperliche Tüchtigkeit in jeder Hinsicht gehören, daran denken viele gar nicht. Die körperliche Arbeit gilt daher auch nicht viel im Kurse der Meinungen, und der Kopfarbeiter, und leistete er auch weiter nichts als mechanische Abschreiberdienste, sieht oft verächtlich auf den Handarbeiter herab, zu dessen Arbeit keine „Bildung" nötig sei. Unsere Schulen sind fast ausschließlich Stätten des bloßen Wissens, der logischen Bildung, wo aus gedruckten Buchstaben oder durch das Wort des Lehrers nur gelernt und immer wieder gelernt wird, dazu noch vielerlei, was keinen Bildungswert hat, was im wirklichen Leben niemals verwendet werden kann. Die Schule verdammt den ganzen körperlichen Menschen zuviel zur unnatürlichen Ruhe, seine Sinne stumpft sie durch Untätigkeit geradezu ab.

Wir wollen ja den Wert der geistigen Bildung gewiß nicht unterschätzen; wir wissen, daß es in den meisten Berufen ohne sie nicht ginge, ja, daß mit ihr unsere ganze Kultur steht und fällt; aber deshalb ist es doch noch lange nicht nötig, sie so ausschließlich zu betonen, daß als Folge davon die Kultur des Körpers, des Sinnenmenschen unterbleibt. Und diese bedenkliche Erscheinung ist bereits eingetreten. Man gibt auch in unserer Zeit dem

Leibe nicht sein gutes Recht, nicht aus denselben Vorurteilen heraus wie früher, sondern weil durch die ausschließliche Betonung intellektueller Bildung die Interessen für eine vernünftige Leibeszucht ganz unmerklich unterdrückt wurden. Man vergißt eben über dem einen das ebenso wichtige andere. „Schon zu lange am Vielwissen krankt die Welt.“ Dies Wort des Dichters paßt genau auch auf unsere Zeit. Man muß die Klagen, die von der Entmannung und Entnervung unseres Geschlechts reden, als durchaus begründet ansehen. Zwar müssen wir zugeben, daß hierbei noch eine Reihe anderer Faktoren mitwirken, vor allem die Falschkultur unserer Tage in der praktischen Lebensführung, im öffentlichen Leben, aber ein Hauptgrund liegt auch in der Überschätzung der Geistesbildung. Ganz besonders hapert es mit unserer Sinnenbildung und vor allem mit der Kultur des Auges. Unseren Sinnen mangelt die Empfänglichkeit, die Naivität, die Schärfe, die sie haben könnten und sollten. Und der Grund dazu ist einzig darin zu suchen, daß sie nicht genügend geübt werden und daß uns die geistige Beschäftigung, das viele Denken, Lernen und Träumen nicht zur Übung kommen lassen. Unsere Zeit hat dafür nichts übrig, weder in der Familie noch in der Schule, wo man mit den Sinnen nichts anzufangen weiß. Was will das bischen Turnen, Zeichnen und Handarbeit der Mädchen hierbei sagen? Alle andern Fächer könnten bei schlummernden Sinnen gegeben werden, bei ihnen kommt es ja fast ausschließlich nur auf Wachsamkeit und Regsamkeit des Geistes an.

Ein Weiterschreiten auf dieser Bahn einseitiger Erziehung eröffnet bedenkliche Aussichten. Denn es handelt sich hierbei um wichtige Dinge, um die Erhaltung unserer Volkskraft, um die Heranbildung einer lebenskräftigen, gesunden Generation. Wo ein solches Geschlecht in Frage gestellt ist, drohen nicht nur körperliche Krankheit, Leistungsunfähigkeit, Lebensüberdruß, sondern auch schließlich Gefährdung der geistigen Bildung, die ja doch zum großen Teil von gesunden Sinnen abhängig ist. Der Zusammenhang von Geist und Körper muß auf die Dauer durch die einseitige Bildung zu argen Nachteilen führen. Auch die wirtschaftliche Existenz unseres Volkes ist von seiner Bildung in hohem Grade abhängig. Unsere Nation ist durch die zentrale Lage Deutschlands zu einer führenden Stellung auf dem Weltmarkte gleichsam vorausbestimmt; aber dieser Platz muß auch dauernd gegen scharfe Konkurrenten behauptet werden. Um das ganze Volk möglichst tüchtig zu machen, ist es mit der Heranbildung von geistigen Führern längst nicht getan, die einzelnen Glieder müssen vielmehr auch befähigt werden, diesen Führern zu folgen. Technische und in gewisser Beziehung künstlerische Bildung sind daher ebenso vonnöten. Man denke nur beispielsweise an den Handwerkerstand. Dieser ist heute vor völlig andere Aufgaben gestellt als früher. Die Maschine hat ihm heute einen Teil seiner Arbeiten abgenommen. Was mechanisch herzustellen geht, damit kann er sich heute nicht mehr befassen, dabei käme er nicht auf die Rechnung, weil die Fabrik billiger arbeitet. Er muß vielmehr zum Kunsthandwerker werden, sich aufs Kunstgewerbe hinüberretten und seine Hauptaufgaben in den Handarbeiten sehen, die eine künstlerische, individuelle Arbeit voraussetzen. Die ausschließliche Geistesbildung schafft viele Menschen, die auf dem Arbeitsmarkte nicht alle Verwendung finden können, sie vermehrt das sogenannte Gelehrtenproletariat, während es an solchen Menschen überall fehlt, die körperlich arbeiten können oder die besonders eine geschickte Hand und ein geübtes, offenes Auge und guten Geschmack besitzen. Manche von den überflüssigen Geistesarbeitern haben ihre Anlagen, ihren praktischen Sinn, ihren offenen Blick, ihre geschickte Hand nicht genug gepflegt und gehen so ihrer natürlichen Bestimmung, ihrem persönlichen Glück wie dem Volkswohl verloren. Weil die Geistesbildung so sehr überschätzt wird, sind auch unsere heutigen höheren Schulen oft mit Schülern überfüllt, die nach ihrer Begabung und Neigung eigentlich nicht hineingehören, die den Berufen mit Handarbeit verloren gehen, in denen sie vielleicht einmal Vorzügliches hätten leisten können. Diese Bildungseinseitigkeiten spielen also nicht nur in das Glück des einzelnen, sondern in das Geschick des ganzen Volkes verderblich hinein, und es kann für die ganze Nation nur segensreich sein, wenn man von der Geistesüberschätzung wieder zurückkommt und auch dem Leibe sein

Recht gibt. Die körperliche Arbeit, die heute vielfach als niedrig angesehen wird, muß wieder mehr zu Ehren kommen. Es könnte dem sozialen Empfinden nur dienlich sein, wenn sich auch die Kinder reicher und vornehmer Eltern wieder mehr der Handarbeit zuwendeten, vorausgesetzt, daß dafür eben die ausgesprochene Begabung vorhanden ist. Heute wendet sich diesen Berufen leider fast nur derjenige aus den höheren Ständen zu, der auf den höheren Schulen absolut nicht mit fortkommt.

Man hat die Gefahren eines einseitigen Intellektualismus und einer vernachlässigten Körperkultur immer mehr erkannt und ihnen zu begegnen gesucht. Auf dem Gebiete der Schule ist dieser erfreulichen Reaktion die Einführung des sogenannten Werkunterrichts zuzuschreiben, der aus der Lern- mehr eine Arbeitsschule machen will und der durch Schulung des Auges und der Hand ein Gegengewicht zu der rein geistigen Betätigung schaffen und mehr technische Bildung und einen besseren Geschmack erzielen will. Wenn dieser Unterricht als Ergänzung zur heutigen Wissensschule auftreten soll, so können wir ihn nur willkommen heißen; jedoch muß man nicht zu weit in seiner Bewertung gehen und sich hüten, das ganze Erziehungsgebäude auf seiner Grundlage zu errichten.

Aber auch sonst regt sichs heute allenthalben für eine vernünftige Körperkultur. Dem Turnen, auch dem der bislang vernachlässigten Mädchen, wird mehr Aufmerksamkeit als bisher zugewandt, Schulspaziergänge werden häufiger als früher unternommen, die Bewegung für den Unterricht im Freien erhält viele Gemüter wach, Landerziehungsheime werden immer neu gegründet, wo man so manchen altgewordenen und neu entstandenen Schulnöten aus dem Wege geht und einer natürlichen harmonischen Bildung zustrebt. Die Jugend tut sich schon vielfach zu Wandervereinen zusammen, das Bewegungsspiel im Freien wird als universeller Erzieher immer mehr gewürdigt, Vereine für eine vernünftige Leibeszucht entstehen, die Gartenstadtbewegung gewinnt an Verbreitung, für winterliche Leibesübungen wird propagiert und viele Zeitschriften tragen die Forderung einer erhöhten Körperkultur immer wieder in das Volk hinein. Erfreulich ist es auch, daß der Sport sich unser Volk immer mehr erobert. Er kann jedenfalls sehr viel zu seiner Gesundung beitragen. Nur muß er sich beizeiten vor gefährlichen Auswüchsen hüten, die jetzt schon drohen, nämlich vor der Rekordjägerei, vor der öden Sportfexerei, vor dem Sportwetten. Gesund ist der Sport nur, wenn er möglichst das ganze Volk erfaßt und nur um seiner selbst willen getrieben wird.

So gibt es wohl schon mancherlei Ansätze, die dazu angetan sind, die bisherige einseitige Ausbildung wohltuend auszugleichen und zu einer wirklich harmonischen Menschheitskultur zu führen. Es steht zu erwarten, daß man, nachdem die Gefahr einmal erkannt ist, auch energisch dagegen weiterkämpfen wird, dafür spricht schon das tiefe Interesse, das heute gottlob für Erziehungsfragen stark erwacht ist. Der Dualismus im Menschen weist schon deutlich auf die gleiche Berücksichtigung von Geist und Körper hin; jede Einseitigkeit muß sich daher rächen. Für unsere Tage gilt daher die Forderung: nicht der möglichst entwickelte, oft nur mechanisch gedrillte Geist im verkümmerten Körper, sondern eine gesunde Seele im gesunden, sinnenstarken Leibe. Das wird harmonische Bildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensglück für den einzelnen und für das ganze deutsche Volk geben.

Rektor Hoche in Wriezen

Rechtsfragen

Verschiedene Gründe haben zusammengewirkt, um bei der Entstehung des Bürgerlichen Gesetzbuches das Recht des Arbeitsverhältnisses vorläufig von einheitlicher Regelung auszuschließen. Diese bleibt einer späteren Zukunft vorbehalten. Heute schon ist es aber nötig und möglich, gründliche Vorarbeit zu leisten für das gewaltige Werk, das unserer Söhne harrt. Einen wertvollen Baustein hierzu hat **Heinrich Potthoff** geliefert in seinem bei Eugen Diederichs (Jena 1912) verlegten Buche **„Probleme des Arbeitsrechtes.** Rechtspolitische Betrachtungen eines Volkswirtes". Die Schaffung eines einheitlichen, fortschrittlichen, sozialen Arbeitsrechtes ist schwierig. Denn private und öffentliche, juristische, wirtschaftliche und politische Fragen heischen Ausgleich.

Aber mit der wachsenden Erkenntnis der Bedeutung eines sozialen Arbeitsrechtes wird sich wohl auch ein Weg finden lassen zur Überwindung der politischen Schwierigkeiten, an denen das Werk bisher vornehmlich gescheitert ist. Soziales Arbeitsrecht brauchen wir. Potthoff hat Recht, wenn er die Menschenökonomie an den Anfang aller Staatslehre stellt; die Frage, wie die Gattung Mensch am besten entwickelt wird. Aller Kampf der Arbeitnehmer um ein besseres Recht geht darauf hinaus, das Recht sozialer zu machen. Unser heutiges Recht ist vielfach noch sehr unsozial, vermöge seiner Herkunft. Es steht auf dem römischen Recht, in dem der Typus des arbeitenden Menschen der Sklave war — er war seines Herrn Eigentum und rechtlich nicht anders bewertet als ein Haustier. Soziales Arbeitsrecht heischt Rücksicht auf den Menschen als Menschen und als Staatsbürger; Höherwertung des Menschen als des Sachgutes. In den Menschen liegt der Reichtum eines Volkes; in den Menschen der Zweck des Staates; in der Höherentwicklung des Menschen das Ziel unserer Kultur. Der Mensch ist das wichtigste der produktiven Kräfte von Staat und Volk; in ihnen, nicht in den produzierten Sachgütern liegt der wahre Reichtum der Nation. So ist der Mensch nicht bloß Subjekt, sondern auch Objekt der Volkswirtschaft. Staat und Volk aber haben dementsprechend ein vitales Interesse an pfleglicher Behandlung des Menschenmaterials, das seine Kraft durch Arbeit umsetzt in nationale Werte. Deutschland ist Weltmacht geworden, treibt Weltpolitik, steht im Wettbewerb der Weltwirtschaft. Dabei kommt ihm nicht günstige geographische Lage, nicht Reichtum an Gütern der Natur zustatten. Die Arbeit entscheidet über seine Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte, über die Stärkung seiner Weltstellnug. Nur der arbeitende Mensch mehrt den Reichtum seines Volkes; der arbeitsunfähige zehrt von fremdem Reichtum. Arbeitsfähigkeit muß aber gepaart sein mit Arbeitsfreudigkeit. An Georg Kerschensteiners Gedankengänge klingt es an, wenn Potthoff die tiefe Verbittertheit berührt, von der heute weite Kreise erfüllt sind und die Frage nach ihrem Ursprunge dahin beantwortet, daß eben die Millionen der Arbeiter und auch Millionen anderer keine Freude an ihrer Arbeit haben. Warum? Weil ihnen das Verständnis für die Zusammenhänge unserer Wirtschaft fehlt; weil aller Beruf reiner Gelderwerb, die Tätigkeit vom Zwange der Not diktiert ist. Die Schaffung eines einheitlichen sozialen Arbeitsrechtes ist nicht bloß ein Rechtsproblem, sondern ebensosehr auch ein Kulturproblem und berufen, zu einem Angelpunkte der gesamten inneren Politik des Deutschen Reiches zu werden. Die Forderung aber muß, nach den Worten des Frankfurter Stadtrates Dr. Karl Flesch, dahin gehen, daß das Arbeitsverhältnis aus einem Gewaltverhältnis zu einem Rechtsverhältnis werde, das der besitzenden Minderheit die Macht entzieht, Raubbau zu treiben an der Gesundheit, Lebens- und Zeugungskraft der Mehrheit.

Dr. Fritz Roeder in Berlin-Friedenau

Drama und Theater

Ludwig Löser: Drei Dramen. „(Herostrat von Ephesus", Tragödie. „Die Krone", Schauspiel; beide bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel. „Das Heim im Walde", Schauspiel; bei Heckner in Wolfenbüttel).

Wer das Elend der dramatischen Produktion von Heute kennt, wer täglich erfahren muß, daß von hundert auf die Theaterkanzleien einstürmenden Angeboten kaum zwei ein wenig Beherrschung des Handwerks und auch nur ein Mindestmaß dramatischen Instinktes zeigen, mag sich doppelt der kärglichen Ausnahme von dieser traurigen Regel freuen. Ludwig Löser, jenseits der Grenzen seiner engeren Heimat leider noch ziemlich unbekannt, verfügt wohl über beides: über eine fleißig entwickelte dramatische Technik und über eine starke Fähigkeit zum Bühnenwirken (ich glaube ihm den größeren Gefallen zu tun, wenn ich hier in erster Linie mich mit der Bühnentauglichkeit, in zweiter erst mit dem literarischen Wert seiner Werke auseinandersetze). Beide Eigenschaften sind bei ihm so augenfällig, daß man ihm mit gutem Gewissen wirksamere Erfolge in der Zukunft voraussagen kann — falls er von Zeit zu Zeit die Wege, auf denen er geht, gründlich prüft.

Merkwürdigerweise ist sein ältestes Werk, der „Herostrat", sein vollkommenstes: es greift

nach einem hohen Problem und führt dieses Problem stark und klar zu seiner Entwicklung durch; außerdem ist es für ein Erstlingswerk merkwürdig glatt und frei von Verstößen gegen die dramatische Tabulatur. Der „Krone", dem zweiten 1909 erschienenen Werk, geht leider ein einheitliches, dramatisches Grundmotiv zu sehr ab. Die zahlreichen starken Bühneneffekte verpuffen nach allzu viel Seiten, als daß sie eine kräftige Gesamtwirkung erzwingen könnten. Dieses und noch mancherlei andere noch zu erwähnende Bedenken werden nicht durch die Tatsache aus der Welt geschafft, daß dem Verfasser einige Figuren, vor allem die wirklich entzückende Viviane ausgezeichnet gelungen sind.

Mit dem „Heim im Walde" hat er dann, äußerlich wenigstens, das Feld eines modernen Vorwurfes betreten. Äußerlich freilich nur: er hat seine Technik (vgl. den ersten Akt, der zugleich der weitaus stärkste ist) an Ibsen geschult und führt nun seine Handlungen so straff, so energisch durch, daß der Mann der Bühne, der heute seltener denn je gerade mit dieser Gabe verwöhnt wird, seine helle Freude daran haben muß. Innerlich bleibt er übrigens dem Naturalismus sehr fern, zeichnet seine Menschen mit einer geradezu altväterlichen Einfachheit. Ich bin selbstverständlich sehr weit davon entfernt, ihm einen auch nur ganz geringen Vorwurf aus dieser Altväterlichkeit zu machen: im Gegenteil, diese Schlichtheit wirkt sehr wohltuend. Was ich an diesem Werk auszusetzen habe, haftet nicht an dem „Was", sondern an dem „Wie". Bezieht sich auf gewisse Schwächen, die mir schon in der „Krone" aufgefallen waren. Schwächen, die dort, dem mittelalterlichen Stoff entsprechend, mehr nach der Butzenscheibenpoesie neigten, hier nach dem verwandten Gebiet des Sentimentalen. Ich glaube, wir vertragen es heute nicht mehr recht, wenn als Aktschluß eine Frau ihrem Gatten das „süße Geheimnis" ins Ohr flüstert und dann „in holder Scham davoneilt und ihr Antlitz verbirgt". Mich persönlich überläuft es auch, wenn ein Oberförster, der sonst ein verständiger Kerl ist und mit beiden Füßen auf der Erde steht, von seinem Waldleben flötet: „Die sinkende Sonne übergießt die Gipfel der Buchen mit rosiger Glut. Noch ein paar Schritte, und vor uns liegt im Purpurglanz des Abends, schieferbedeckt und efeubewachsen, ein Haus" usw. Oder: „Der Hund, schon vorausgeeilt, bespricht sich mit Frau Pankok" usw. Unter der stattlichen Anzahl mir bekannter Waldmenschen ist mir keiner gegenwärtig, der seinen Hund so literarisch in einer Parantheſe vorauseilen läßt.

Wenn man bedenkt, daß Löser wirklich etwas kann, sind es gewiß Kleinigkeiten. Kleinigkeiten aber, die nicht gerade selten bei ihm vorkommen und die zudem gefährlich sind: weil sie schon stärkeres Können auf die Dauer zersetzt haben. Ich habe das Gefühl, der Verfasser müßte hinaus aus dem engeren Kreis, dem er offenbar angehört, müßte einmal durch andere Lebensfelder gehen, als er sie bisher durchschritten hat. Müßte wohl auch einmal seiner engeren Heimat den Rücken kehren. Nicht um ihr fremd zu werden, meine ich: sie hat ihm zu ein paar lebensvollen Figuren in seinem letzten Werk verholfen und schlägt vielleicht später einmal die reinsten Töne in ihm an. Aber zunächst soll er lernen, mit anderen Farben zu malen, mit kräftigeren, derberen — echteren.

Er besitzt gewiß viel als Dramatiker, wahrscheinlich auch als (im engeren Wortsinn) Dichter. Es wäre schade, wenn er es verzuckern ließe.

Paul Goldmann: Literatenstücke und Ausstattungsregie. Frankfurt a. Main bei Rütten u. Löning.

Herr Dr. Paul Goldmann, bekanntlich Berliner Theaterkritiker der Wiener Neuen Freien Presse, hat mit seinem Buch dem Naturalismus und der modernen Bühnenregie scharfe Fehde angesagt. Nicht ganz ohne nachhaltigen Erfolg: nämlich überall da, wo Herr Goldmann Literat bleibt und sich nicht theoretisierend an Bühnenfragen vergreift. Was er über die Wirkungen „der großen Revolution" von 1889 sagt (im wesentlichen: der Naturalismus trägt die Schuld an der Theatermüdigkeit des deutschen Publikums und der Dekadenz deutscher Schauspielkunst), stimmt nachdenklich. Auch solche Leser, die in Gerhart Hauptmann immerhin mehr sehen, wie Goldmann (nämlich einen routinierten

Dutzenddramatiker) und in der Brahmſchen Bühne eine glänzende, wenn auch überſpezialiſierte Entwicklung der Bühnenkunſt. Goldmann geht aber wohlweislich in ſeiner Kritik an dem Hauptmann des Sonnenaufganges vorbei, beſchränkt ſich darauf, die Werke der letzten acht Jahre zu zerfetzen. Und verfährt ebenſo vorſichtig mit den übrigen markanten Vertretern des deutſchen Naturalismus.

Entkleidet man aber ſeine herben Kritiken der Übertreibungen und der Einſeitigkeiten, die auch ihm in die Feder gefloſſen ſind, ſo bleibt ein Reſt, der wie geſagt, ſehr nachdenklich ſtimmt. Iſt es nicht am Ende Zeit, zu bekennen, daß auf dieſem Gebiete eine Entwicklung — nicht nur in techniſcher Hinſicht — zu ihrem Abſchluſſe gediehen iſt, daß wir mit Ernſt und Liebe andere Felder bebauen müſſen, ſollen wir nicht ſchließlich taube Früchte ernten?

Was Goldmann dann über die Entartung der Schauſpielkunſt unter dem Einfluß dieſes Naturalismus ſagt, iſt richtig und wieder nicht richtig. Gewiß, das naturaliſtiſche Spiel in allen ſeinen Konſequenzen auf andere Werke übertragen, heißt dieſe Werke vergewaltigen. Aber man ſoll doch nicht vergeſſen, daß die große Bewegung von vor bald dreißig Jahren auch hier mit mancher Lächerlichkeit, manchem Schlendrian, mancher Theatermumie aufgeräumt hat (auch in der Technik des Sprechens!). Man ſoll es doch einmal verſuchen, uns Goethe heute in der Faſſung zu geben, wie er vor vierzig Jahren offenbar in der Burg gegeben worden iſt. Wir würden den Wirkungen des Naturalismus auf unſer Bühnenſpiel wohl ſehr viel gerechter werden! Schädigen anderſeits auf die Dauer Ibſen und Hauptmann die Kunſt, klaſſiſche Werke zu ſpielen, ſo werden wir uns eben auch hier (wie auf allen Gebieten) ſpezialiſieren und Goethe und Ibſen auf verſchiedenen Bühnen und mit verſchiedenem Perſonal ſpielen müſſen.

Ganz unzulänglich iſt das Buch da, wo es ausſchließlich Bühnenfragen behandelt. Man braucht gewiß nicht einer der viel zu vielen zu ſein, die in allen Einzelheiten auf Reinhardt ſchwören. Ihn aber einfach als Snob abzutun, iſt heute lächerlich. Herr Goldmann ärgert ſich darüber, daß Reinhard

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

die Herrschaft des Regisseurs über die Bühne begründet hat. Er schwärmt offenbar für die Zeit, als dort jeder tat, was ihm gerade paßte, der eine die Hände naturalistisch in die Hosentaschen steckte, der andere sie lyrisch aufs Herz legte. Der Schauspieler, meint Herr Goldmann, protestiert gegen die Vergewaltigung durch den Regisseur (und auch Frau Lilly Lehmann hat sich neulich über diese neuen Zustände öffentlich entrüstet). Gewiß ... als im Anfang des vorigen Jahrhunderts sich die Position des Orchesterdirigenten aus der des Taktschlägers heranbildete und niemand mehr wie früher eigene Notenpfade entlang dudeln durfte, mag man auch über die „Vergewaltigung des Künstlers durch den Dirigenten" gescholten haben. Auch die hinter der Szene wollen keine „Ruderknechte" mehr sein. Um so besser, wenn wir auch künftig im Bühnenspiel eine feste Hand, nicht mehr ein wildes Armfuchteln vieler sehen werden.

Herr Goldmann hat fraglos mit seiner abfälligen Kritik in Einzelheiten recht. Aber als Ganzes ist sein Urteil so unfruchtbar wie irgend möglich: weil es aus jenem unfruchtbaren Konservativismus geboren ist, der im Grunde auch hier nicht weiß, was er eigentlich konservieren will.

Dr. Fritz Reck-Malleczewen in München

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Kommt die Kaperei wieder?

Von Navalis

II.*)

Während der letzten Jahre hat sich die öffentliche Meinung nun fortgesetzt mit Besprechungen der Verhältnisse beschäftigt, welche sich für die britische Regierung im Kriege aus dem im vorigen Heft skizzierten Status ergeben würden. Die Extremsten, Gibson Bowles u. a. m. schlugen als einziges wirksames Mittel vor: die auf hoher See in Kriegsschiffe umgewandelten Handelsdampfer des Feindes als Piraten zu betrachten und entsprechend zu behandeln, also nicht als Kriegsschiffe. Andere, wie Beresford, verlangten eine gewaltige Vermehrung der Bestände an kleinen Kreuzern. Diese müßten befähigt sein, die Ozeanstraßen unter Kontrolle zu halten und innerhalb weniger Tage alle feindlichen Hilfskreuzer zu vernichten, die etwa auftauchen sollten. Wieder andere versuchten die „internationale öffentliche Meinung" post festum mobil zu machen; das Unsittliche, Heimtückische, den Grundsätzen moderner Kultur und Humanität ins Gesicht schlagende wurde mit äußerstem Abscheu hervorgehoben. Da habe man die alten Bismarckschen Methoden auf die See übertragen. Deutschland war die Macht, der alle diese und unzählige andere Vorwürfe und Epitheta galten. Daß Frankreich und Rußland gerade in dieser Frage sachlich durchaus den Standpunkt Deutschlands geteilt hatten, das war dem Gedächtnis des britischen Volkes völlig entfallen, denn Frankreich und Rußland waren jetzt Freunde der Briten und sollten Helfer gegen die Deutschen sein. Und doch hätte es nahe genug gelegen, an den nur wenige Jahre zurückliegenden russisch-japanischen Krieg zu denken: damals waren es russische Dampfer aus dem Schwarzen Meere, die als Handelsschiffe den Bosporus

*) Schluß aus Heft 32.

und die Dardanellen passierten, um sich, nachdem so den Meerengenverträgen Genüge geleistet worden war, auf hoher See in Kriegsschiffe zu verwandeln und Jagd auf neutrale Schiffe zu machen, die sie im Verdacht der Konterbande hatten. Auf Vorstellungen der britischen Regierung stellte Rußland freilich dieses Verfahren ein, das in England große Beunruhigung und Verstimmung erregt hatte. Das sind jetzt vergessene Dinge, man sieht nur Deutschland als von der festen und raffiniert organisierten Absicht erfüllt, Großbritanniens Seehandel zu vernichten. In einem der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hatten ad hoc veranstaltete Manöverübungen der britischen Flotte, im Verein mit zahlreichen Handelsschiffen (durch Vermittlung der Reedereien) gezeigt, daß die Verluste für den englischen Seehandel während der ersten Periode des Krieges ganz außerordentliche sein würden, unter der Voraussetzung, daß es dem Gegner gelänge, sich auch nur ein paar Tage lang auf dem Ozean zu betätigen. Die Ergebnisse sind damals nur lückenhaft bekannt gegeben worden, und zwar wie die englische Presse behauptete: damit keine Beunruhigung in der englischen Öffentlichkeit Platz griffe. Als außer Zweifel wurde aber allgemein angesehen, daß der Schutz der britischen Ozeanfahrer ungleich viel schwieriger sein werde, als in früheren Zeiten, während anderseits die Abhängigkeit der Bevölkerung der britischen Inseln vom ungestörten Fortgange der überseeischen Zufuhr mindestens im gleichen Maße gewachsen war. Nun wuchs die deutsche Flotte von Jahr zu Jahr, die bekannten Gegensätze entwickelten sich immer mehr, und man darf wohl annehmen, daß der britische Grundgedanke bei den seekriegsrechtlichen Verhandlungen im Haag vor allem gewesen ist, dem Seehandel Großbritanniens auf international anerkannten Rechtsgrundlagen, auch im Kriege denkbar hohe Sicherheit zu gewährleisten, ohne daß anderseits die Aktionsfreiheit der britischen Flotte im Kriege gegen die feindliche Handelsflotte beeinträchtigt würde. Diese Aufgabe hätte — im Gegensatz zum äußeren Anschein — keineswegs die Quadratur des Kreises bedeutet, wie gleich gezeigt werden soll. Gestört aber wurde, und wie es scheint unerwarteterweise, alles durch den schon im Haag sich geltend machenden Gegensatz „Festland-Insel", und durch die Tatsache, daß gerade diejenige Macht den Ton des Festlandes am festesten und durchdachtesten vertrat, welche die britischen Sachverständigen durch entsprechende internationale Bestimmungen vor allem im Kriege zu paralysieren gedacht hatten. Das gleiche wiederholte sich, wie gezeigt wurde, während der Londoner Konferenz, und die neueste Reaktion Großbritanniens bildet eben das „armierte Handelsschiff" Mr. Churchills.

* * *

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Wesen des deutschen Standpunktes: worin begründet sich das deutsche Verlangen, seine als Hilfskreuzer bestimmten Handelsdampfer auch auf hoher See in Kriegsschiffe umwandeln zu können?

Die Handelsflotte des deutschen Reiches ist bereits jetzt sehr groß und sie wächst weiter. Der überseeische Handel, den sie vermittelt, bedeutet von Jahr

zu Jahr mehr für uns. Auf der anderen Seite sind die Mittel, um diesen Seehandel im Kriege zu schützen, kaum entsprechend gewachsen, jedenfalls nicht, soweit es sich um direkten, an Ort und Stelle auszuübenden Schutz handelt. Die deutsche Kriegsflotte wird ihren Aufgaben in einem europäischen Kriege für absehbare Zeit nur gerecht werden können in strengster Durchführung des Grundsatzes: Zusammenhalten aller zweckdienlichen Streitkräfte in den heimischen Gewässern. Die „heimischen Gewässer" sind aber weit enger und weit absoluter begrenzt, als die der anderen großen Seemächte. Die großbritannischen Inseln machen die Nordsee strategisch annähernd zu einem Binnenmeere. Sieht man ganz ab von der nicht unbedingt hierher gehörenden Frage des „sealing up the Northsea" durch die englische Flotte, so liegt doch ohne weiteres auf der Hand, daß diese unglückliche Gestaltung der Nordsee mit ihren vom Gegner kontrollierbaren Ausgängen den Schutz des deutschen Seehandels im Kriege — wie man in England sagt: den „weltweiten Schutz" — zu einem sehr schwierigen, ja in mancher Hinsicht unlösbaren Problem macht. Das Übel wird dadurch noch schlimmer, daß Deutschland, abgesehen von dem einzigen Kiautschau, über keine Stützpunkte an den Ozeanen verfügt. Ja selbst neutrale Häfen würden uns in einem Kriege nur in verschwindend geringer Zahl zur Verfügung stehen; das gilt auch für deutsche Handelsschiffe. Dafür sei nur ein sehr naheliegendes Beispiel angeführt: nicht nur die französischen Häfen kämen selbstverständlich nicht in Betracht, sondern auch die portugiesischen und spanischen, da Großbritannien das Recht besitzt, sich der spanischen und portugiesischen Häfen im Kriege wie seiner eigenen zu bedienen. Sie würden für die deutsche Handelsflotte mithin feindliche Häfen bedeuten, und die Küsten des nordatlantischen Ozeans wären ohne einen einzigen neutralen Zufluchtshafen für sie. Mit der westafrikanischen Küste bis zum Kap steht es nicht besser. Welche der großen Ozeanstraßen man auch verfolgen mag: überall der englische oder französische Stützpunkt, der im Verein mit den übrigen, von ihm aus beherrschten Häfen und Buchten, das deutsche Handelsschiff im Kriege rastlos und schutzlos macht. Eben in dem gleichen Stande der Frage begründet sich bekanntlich auch die strategische Schwäche der Position deutscher Auslandskreuzer im Kriege, verglichen mit den Kreuzern und Hilfskreuzern der stützpunktreichen Seemächte.

Betrachten wir die Umwandlungsfrage nun im Lichte dieser Verhältnisse, so ergibt sich ohne weiteres, daß Großbritannien für sich das Recht der Umwandlung von Handelsschiffen auf hoher See nicht bedarf. Jeder seiner zahlreichen Kolonialhäfen, jeder seiner so sorgfältig über den Erdball verteilten Flottenstützpunkte ist ein — im Sinne der Haager und Londoner Verhandlungen — „nationaler Hafen". Hier haben wir also einen wichtigen und klaren Zusammenhang des strategischen Gesichtspunktes mit der Stellungnahme der großbritannischen Regierung im Haag und zu London. Zur Umwandlung seiner als Hilfskreuzer bestimmten Handelsdampfer im Kriege brauchte England die „hohe See" nicht; es hat ja „nationale

Häfen" überall in Hülle und Fülle. Es kann sich nicht ereignen, daß bei Ausbruch des Krieges solche britische Dampfer als Handelsschiffe auf dem Ozean schwimmen und keine Möglichkeit finden, den — nach der Annahme — nötigen „nationalen Hafen" zu erreichen, um die Umwandlung zum Kriegsschiff zu bewerkstelligen. Umgekehrt liegt auf der Hand, daß die deutschen Dampfer sich in dieser Lage befinden würden, und zwar beinahe alle, die zur fraglichen Zeit auf hoher See lägen. Sie müßten versuchen in deutsche Heimathäfen zu gelangen, da nach Lage der Verhältnisse Kolonialhäfen kaum in Betracht kommen könnten. Auf dem Wege nach der Heimat würden sie größte Gefahr laufen auf hoher See oder beim Passieren der Nordseezugänge abgefaßt, oder auf dem Nordseekampffelde vernichtet zu werden. Gelänge es ihnen aber wirklich, ihr Ziel zu erreichen und sich im heimischen Hafen zum Kriegsschiffe umzuwandeln, so würde ihnen erst glückliches Passieren der Nordsee mit ihren Zugängen, der britischen „High-sea-blockade" usw., gestatten, ihre eigentliche Aufgabe: den Schutz des deutschen und die Schädigung des feindlichen Seehandels, in Angriff zu nehmen. Im denkbar günstigsten Falle also wäre ein Zeitaufwand nötig, der als Zeitverlust militärisch überaus schwer ins Gewicht fiele. In vielen Fällen würde der verspätete Hilfskreuzer auf den Ozeanen nichts mehr zu schützen vorfinden und schnell von feindlicher Übermacht abgetan werden. Schnell, gefechtsbereit, bzw. zum Kriegsschiffe umgewandelt, am Platze zu sein, ist eine Grundbedingung erster Ordnung für die Möglichkeit der Wirksamkeit unserer Hilfskreuzer überhaupt; ein großer, ja vielleicht der größte Teil ihrer Daseinsberechtigung hängt davon ab. Selbst, wenn — conditio irrealis — man eine deutsche Beherrschung der Nordsee von Anfang an annähme, so würde das Versäumen der so wichtigen Anfangssituation auf den Ozeanen, der Situation, wo Handelsschutz und Handelsschädigung am wirksamsten sind, wie gesagt, den Wert der gesamten Hilfskreuzertätigkeit in empfindlichster Weise vermindern. Wie aber die Seeherrschaftsfrage tatsächlich liegt und wie man in England von Anfang an argumentiert hat, würde die Annahme einer internationalen Bestimmung, welche den Akt der Umwandlung auf die „nationalen Häfen" beschränkte, eine deutsche Hilfskreuzertätigkeit annähernd illusorisch machen.

Die Weigerung Deutschlands — und auch Frankreichs und Rußlands — jene lähmende Bestimmung anzunehmen, bedeutet also keineswegs und in keiner Hinsicht das Bekenntnis zu einer bisher als unerlaubt und illegal betrachteten Kriegführung zur See, ebensowenig, wie vorher schon ausgeführt wurde, eine Bedrohung und Beunruhigung der legalen Schiffahrt der Neutralen. Die Weigerung der drei Festlandmächte bezweckt vielmehr ausschließlich: diesen Teil des seekriegsrechtlichen Gebietes unter dem Gesichtspunkte des natürlichen und deshalb berechtigten eigenen Interesses zu beurteilen und zu behandeln, nicht unter demjenigen des Interesses der Inselmacht mit der seebeherrschenden Flotte Englands. Darin liegt die grundsätzliche Bedeutung des Vorganges, dessen

Ergebnis — die Unmöglichkeit einer Einigung über die Umwandlungsfrage — in England jenen Eindruck hervorgerufen hat, der sonst gar nicht zu verstehen wäre. Gerade in diesem Zusammenhange darf nicht vergessen werden, daß das Seekriegsrecht, zumal seine praktische Handhabung, mit nur unwesentlichen Ausnahmen auf das englische Interesse unter einem ausschließlich anglozentrischen Gesichtspunkt zugeschnitten und auf entsprechender Grundlage aufgebaut war. Wir treffen hier den traditionellen britischen Suprematiegedanken, verbunden mit einer hochgradig gewordenen Empfindlichkeit besonders Deutschland gegenüber. Wenn die Vertreter der britischen Regierung sich gelegentlich, in Anerkennung der veränderten Zeiten und Verhältnisse, geneigt gezeigt haben, die Berechtigung und praktische Notwendigkeit einer tatsächlich internationalen Ausgestaltung des Seekriegsrechtes anzuerkennen, so lebt im britischen Volke die alte Tradition ungeschwächt weiter, daß Britannien, die Trägerin der Ozeansuprematie, die Gesetze für den Seekrieg den anderen Seemächten vorzuschreiben nicht nur das Recht habe, sondern daß diese Rolle eine Grundbedingung eben seiner Suprematie sei. Anläßlich der öffentlichen Erörterungen über die Fragen der Haager und der Londoner Konferenz gab es in der unionistischen Presse nur eine Stimme des Bedenkens darüber, daß Großbritannien sich auf gleichem Fuße mit den anderen Mächten beteilige, wo es sein eigentlicher Beruf sei, vorzuschreiben und zu befehlen. Ja die Imperialisten, an der Spitze der mehrfach genannte Mr. Gibson Bowles, beklagten, daß Großbritannien 1856 die Pariser Deklaration mit ihren Bestimmungen und ihrem Verbote der Kaperei unterzeichnet habe. Da läge das πρῶτον ψεῦδος und der grundsätzliche Fehler der britischen Politik, deshalb müsse man die Gelegenheit jetzt benutzen, um die alte absolute Freiheit wiederzugewinnen: durch Ablehnung der Londoner Deklaration. Eine weit überwiegende Mehrheit des Oberhauses steht auf diesem Standpunkte und hat ihn, wie im vorigen Artikel gezeigt wurde, durch die Ablehnung der „Naval Prize Bill" betätigt. Einzelne hervorragende Staatsmänner, wie Lord Selborne, ein früherer Erster Lord der Admiralität, aber vertreten die Ansicht, daß selbst die Annahme der Bill bzw. die Ratifizierung der Deklaration unwesentlich sei, denn im großen Seekriege werde Großbritannien sich an nichts anderes kehren, als an die Wahrnehmung und den Schutz der eigenen Interessen. In der Marine sei man übereinstimmend der Ansicht, daß die Londoner Deklaration (wenn durch Ratifizierung anerkannt) wenige Tage nach Beginn der Feindseligkeiten „in Fetzen ins Meer fliegen werde". Man hat sicher allen Grund, Äußerungen aus solchem Munde ernst zu nehmen, und es liegt uns dabei fern, moralische Maßstäbe anlegen zu wollen. Diese weichen im Existenzkampfe eben der Macht- und Zweckmäßigkeitsfrage. Wie sie sich allerdings für England in den bewußten Fragen tatsächlich stellen würden, dürfte keineswegs so ausgemacht und klar sein, wie viele Briten es annehmen; das gehört aber nicht zu unserem heute zu behandelnden Thema.

Durch alle Abstimmungen und Kundgebungen hat man aber die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Festlandmächte durch Umwandlung von

Handelsschiffen in Kriegsschiffe, auch auf hoher See, zum Schutze ihres Seehandels beitragen und Versuche des Feindes, ihn zu schädigen, mit gleicher Münze heimzuzahlen versuchen werden.

* * *

Betrachten wir nun auf der Grundlage der voraufgegangenen Darlegungen Mr. Churchills „armiertes Kauffahrteischiff", so ergibt sich zunächst als wichtigstes, ja einziges Argument für die Rechtfertigung dieser unglaublichen Maßnahme: seine besonders betonte Behauptung, daß diese Handelsschiffe ihre Geschütze ausschließlich zur Verteidigung, nicht zum Angriff erhalten würden. Es wäre eigentlich logischer gewesen, die Handelsschiffe zu panzern, anstatt ihnen Kanonen zu geben, denn der Panzer ist eine Schutzwaffe, die Kanone eine Angriffswaffe. Vertritt aber die Admiralität hier die Auffassung — und das ist de facto der Fall —: die beste Verteidigung sei der Hieb, und deshalb müßten die britischen Handelsschiffe, bzw. ein Teil von ihnen, Geschütze erhalten, so erhält die Sache ein ganz anderes Gesicht. Es ist nicht glaublich, daß die „armierten Handelsschiffe" dann darauf verzichten werden, ihre Verteidigung dadurch noch wirksamer zu machen, daß sie nicht nur den „Hieb" anwenden, sondern versuchen, den „ersten Hieb" zu führen. Das ist nun, vielleicht nicht theoretisch, zweifellos aber praktisch die absolut logische und zwingende Konsequenz des Churchillschen Standpunktes. Man denke sich nur in die Stimmung des Kapitäns und seiner Leute hinein; sie werden sich sagen: „da kommt ein Schiff, das vielleicht ein Feind ist, ja eins, das wir mit Sicherheit für einen Feind halten. Wir müßten ja dumm sein, wenn wir nicht versuchten, ihn zu erledigen, ehe er uns erledigt. Wozu haben wir unsere Kanonen, unsere Granaten, unsere ausgebildeten Leute?" Dann wird die „Verteidigung" begonnen, gegen Gerechte und Ungerechte, gegen Hilfskreuzer und Handelsschiffe, gegen feindliche Schiffe und gegen solche neutraler Parteien. Diese Annahme ist sicher nicht übertrieben, insbesondere — um diesem Einwurfe vorzubeugen — wird das Zeigen der Flagge nicht die geringste Sicherheit schaffen. Der Kapitän des „armierten Handelsschiffes" wird meinen, die neutrale Flagge auf jenem verdächtigen Schiffe sei nur eine Kriegslist, um näher heranzukommen. Hundert Kombinationen lassen sich hier anführen, die alle die Hinfälligkeit des Churchillschen Argumentes von dem ausschließlich dem Selbstschutze dienenden Zwecke der Armierung des Handelsdampfers beweisen. Dazu kommt das schon angedeutete psychologische Moment und die Erwägung der Folgen, daß der verhältnismäßig undisziplinierten Besatzung der Handelsschiffe eine Geschützarmierung in die Hände gelegt worden ist. Sie wird beeinflußt vom Selbsterhaltungswillen, vom dilettantischen Kraftbewußtsein, vielfach sicher auch von Piratentrieben, die mit der Armierung wieder automatisch in Erscheinung treten, wie zuzeiten des schrankenlosen Kaperkrieges. Die „armierten Handelsschiffe", deren Kapitäne

im Kriege keine Autorität über sich haben, dabei ohne alle militärische und politische Bildung sind, werden ebensowenig „das Feuer halten" können, wie sie ihre Mannschaften zurückhalten können. De facto wird sich also im nächsten großen Seekriege erweisen, daß die alte Kaperei eine fröhliche Auferstehung im Zeitalter der internationalen Verständigungen feiert. Wir vermögen uns zum Beispiel nicht vorzustellen, daß ein armiertes englisches Handelsschiff, das einem nicht armierten deutschen Handelsschiffe in einem deutsch-englischen Kriege begegnete, seine Geschütze ungeladen und unabgefeuert ließe. Das bedeutet keine Verdächtigung, keinen Ausfluß „anglophober" Stimmung, sondern nur das Ergebnis nüchterner Erwägungen, die sich auf die Verhältnisse im Kriege und auf die menschliche Natur gründen. Es ist gar nicht abzusehen, wohin die Konzessionierung dieser Franktireurs zur See führen wird. Der Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiff muß verschwinden, zum mindesten werden die Grenzlinien verwischt werden. Es wird sich ganz von selbst ausschließen, im Kriege ein „armiertes Handelsschiff", als ein dem feindlichen Handel dienendes und durch diese Bestimmung charakterisiertes Schiff zu betrachten und gar zu behandeln. Auf der theoretischen und praktischen Möglichkeit, die beiden Kategorien Kriegsschiff und Handelsschiff völlig voneinander zu trennen, beruht aber die Möglichkeit jedes internationalen Seekriegsrechtes. Man steht seit längerer Zeit auf dem Standpunkte, und zwar international, daß das Kriegsschiff die Waffen, das Handelsschiff Fracht und Passagiere zu führen habe, nicht zum wenigsten, um überhaupt anerkannte Lagen schaffen zu können, in denen das Handelsschiff der Schonung unterliegt. Übernehmen nun in Zukunft Handelsschiffe „Selbstverteidigung mit Angriffswaffen", so erscheint diese Trennung nicht mehr ausführbar. — Wir haben vorher gesehen, wie die international anerkannte Einrichtung des Hilfskreuzers nur durch peinliche Beobachtung scharfer Unterscheidung zwischen Kriegs- und Handelsschiff möglich ist. Der Hilfskreuzer ist, vom Augenblicke seiner Umwandlung an, Kriegsschiff, er führt die Kriegsflagge und den Kommandowimpel, handelt als Kriegsschiff und wird als solches behandelt. Er hat völlig aufgehört ein Kauffahrteischiff zu sein. Das „armierte Handelsschiff" Mr. Churchills aber will Fracht führen und schießen, wie in den Zeiten, wo stehende Kriegsflotten nicht vorhanden waren und Seeräuberschiffe die Seehandelswege unsicher machten. Heute beherrschen die stehenden Flotten die Meere, Hochseeräuber gibt es nicht mehr. Daß durch die armierten Handelsschiffe der britischen Admiralität aber eine Unsicherheit, Gesetzlosigkeit und Rechtlosigkeit zur See sondergleichen Platz greifen wird, steht für den Fall eines großen Seekrieges außer Zweifel. Mr. Churchill hat, wie anfangs erwähnt, im Unterhause gesagt, die Admiralität habe sorgfältig alle Komplikationsmöglichkeiten bedacht. Das mag sein, aber die Admiralität vermag deshalb doch nicht zu beurteilen und zu ermessen, in welche Lage andere seefahrende Nationen sich damit gedrängt sehen können. Es handelt sich keineswegs nur um Deutschland.

Auf der Londoner Konferenz sagte die englische Delegation hinsichtlich der Umwandlungsfrage: sie müßte vom Rechtsstandpunkte der Neutralen gelöst werden; sie sprach auch von der „Courtoisie" den Neutralen gegenüber. Es wurde von den Delegierten der großen Festlandmächte unwiderleglich nachgewiesen, daß die Schiffahrt der Neutralen, soweit sie legitim sei — nicht gegen die Konterbandebestimmungen verstoße, auch keine assistance hostile leiste —, durch das Umwandlungsrecht von Handelsschiffen zu Hilfskreuzern nicht im mindesten beeinträchtigt werden könne. Heute will die britische Regierung das „armierte Handelsschiff", welches die Unterschiede zwischen Kriegs- und Handelsschiff verwischt und damit gerade der neutralen Schiffahrt einen denkbar schlimmen Dienst leistet. Sie wird im Kriege auch bei legitimstem Betriebe ihres Erwerbes vom britischen „armierten Handelsschiffe" beunruhigt, bedroht und diskreditiert sein. Es liegt auf der Hand, daß das „armierte Handelsschiff" im Kriege jede Gelegenheit benutzen wird, um sich als anonymer Hilfskreuzer zu betätigen, auch neutrale Schiffe zum Hafen zu bringen, sie zu untersuchen usw. Ihre Anonymität macht die Gelegenheiten hierzu besonders zahlreich und günstig. Ist nun aber Großbritannien nicht kriegführende Partei, sondern neutral im Kriege, so erhebt sich die Frage, wie die Kriegführenden sich diesen ständig schießbereiten neutralen Handelsdampfern gegenüber verhalten sollen; eine sehr knifflige Frage.

Hinsichtlich dieses Punktes wird die britische Admiralität vermutlich der Ansicht sein, daß Großbritannien, als neutrale Macht im Kriege, für die Behandlung seiner „armierten Handelsschiffe" alles durchdrücken kann, was es will, weil die Kriegführenden sonst fürchten müßten, aus dem Neutralen sich einen Feind zu machen. Das wäre also die Machtfrage, welche gerade für England die Rolle des Neutralen in einem Seekriege immer so ungemein gewinnbringend gestaltet. Qui vivra verra! Ganz außerhalb des Machtbereiches der englischen Flotte steht aber die weitere Frage: wie sich die Versicherungsgesellschaften zu dem „armierten Handelsschiffe" stellen werden. Ein mit Kanonen, also mit Offensivwaffen, ausgerüstetes Schiff wird wieder beschossen, die Unsicherheit seiner Existenz nimmt zu, ein Kriegsschiff de facto wird bei den Gesellschaften doch wohl einiges Bedenken erregen, auch wenn es de jure Handelsschiff bleiben möchte. Umgekehrt wird für die gesamte Handelsschiffahrt die Unsicherheit durch das „armierte Handelsschiff" so groß werden, daß man gerade auf die Haltung der Seeversicherungsgesellschaften gespannt sein darf. Eine weitere Frage: ein „armiertes Handelsschiff" führt neutrales Gut. Das Schiff wird von einem feindlichen Kriegsschiffe beschlagnahmt. Was wird aus dem neutralen Gut? Oder: ein „armiertes Handelsschiff" mit neutraler Fracht wird in den Grund geschossen; was für Ansprüche hat der Frachteigentümer? Oder: ein neutrales, „armiertes Handelsschiff" führt feindliches Gut usw. Kurz, es ergibt sich ein Komplex von Fragen und Schwierigkeiten, die — und das ist das Wesentliche — ausnahmslos darauf hinzielen, im Seekriege die bis jetzt bestehenden, spärlichen,

anerkannten Rechtsnormen und Rechtssicherheiten zu beseitigen und an ihre Stelle die schrankenlose Freiheit — und damit Vogelfreiheit — des Franktireurs oder Merchant Adventurers treten lassen. Wir sind weit entfernt davon, zu glauben, daß die britische Admiralität solche Ergebnisse wünscht; sie kann sie im eigensten Interesse der britischen Schiffahrt nicht wünschen! Sie sind aber unausbleiblich, zumal in einem länger dauernden Kriege. Europäische Seekriege werden aber sehr lange dauern, zumal ein deutsch-englischer, der damit übrigens keineswegs an die Wand gemalt werden soll.

Deutschland, welches, wie wir gesehen haben, von der britischen Maßnahme allein „gemeint" wird, kann sie und ihre weitere Entwicklung einstweilen mit Ruhe betrachten. Ganz abgesehen von allen die Praxis betreffenden Erwägungen aber wollen wir nicht verkennen, daß dieses moderne britische Bekenntnis zum „sink, burn, destroy" politisch und rechtlich die deutsche Position zu einer außerordentlich günstigen macht. Möge man sie klug benutzen!

Zur neueren Wortkunst

Sprachliche Studien zu Detlev von Liliencron

Von Dr. Hans Gürtler

Nach Wahrheit in der Literatur lechzen wir," sagt Liliencron. „Was Idealismus, was Realismus? Beides vereinigt, ineinanderlaufend, so solls sein." Er hat damit das Gepräge der neueren Richtung ausgesprochen. „Allerdings, die Künstlerhand darf dann nicht fehlen."

„Wir werden niemals den Begriff Idealismus, den Begriff Realismus ganz haarscharf erklären können," fährt er an jener Stelle in der Novellensammlung „Roggen und Weizen" fort. Auf seine eigene Dichtung paßt keiner der beiden Begriffe restlos, Liliencrons Dichtung ist durch und durch impressionistisch gefärbt, und dieser Begriff deckt sich auch vollkommen mit dem Naturell des Dichters.

Die impressionistische Kunst hält sich nicht an nebensächlichem Beiwerk auf; ihr Blick geht aufs Ganze. Den Gesamteindruck des Ganzen in wenigen, knappen Strichen möglichst naturgetreu wiederzugeben, so daß der Zuschauer sofort ein anschauliches Bild vor sich entstehen sieht, gilt ihr als vornehmste Aufgabe. Das gleiche Ziel wie der Maler, der Bildhauer, der Musiker, muß auch der impressionistisch schildernde Dichter verfolgen. Ihm muß es darauf ankommen,

möglichst viel Anschauungsstoff in kurzen Strichen wiederzugeben. Seine Anschauungskraft muß eine starke, eine lebendige sein, in stetem Flusse, um die Fülle des Geschauten auf eine möglichst knappe und doch inhaltreiche, anschauliche, ausdrucksvolle Form zu bringen, ihren Inhalt in möglichst kleinem Rahmen zu fassen. Diese Anschauungsweise bedingt einerseits scharfes Erkennen des einzelnen Gegenstandes und seiner Stellung im ganzen, seiner Bedeutung für das Gesamtkunstwerk; dann aber auch rasches Vergleichen, Abwägen und Verbinden der Einzelgegenstände im geschlossenen Ganzen. In diesem sich rasch abspielenden Kreislauf des Betrachtens und Erkennens — vom Gesamteindruck durch die Betrachtung des Einzeldinges zum Ganzen zurück — besteht das Wesen des Impressionismus.

Die Aufgabe, die sich der impressionistisch schildernde Dichter stellt, ist keine geringe. Seinem Ringen nach Wiedergabe seiner Anschauungen und Empfindungen, seinem Suchen nach einer passenden, gleichwertigen Form für das Geschaute und Gefühlte muß er in anschaulicher Weise sprachlichen Ausdruck verleihen können. Die Eindrücke aber, die er wiedergeben will, sind oft keine einfachen, einheitlichen, eindeutig bestimmbaren. Vielmehr muß er dem Wesen seiner Anschauungsart nach verschiedene, inhaltlich oft ganz auseinanderliegende Eindrücke und Dinge schildern, Gegensätzliches aneinanderreihen und zu verbinden suchen. Der Forderung, all diesen Verschiedenheiten in möglichster Kürze sprachlichen Ausdruck zu verleihen, könnte er nicht nachkommen, wenn ihm nicht die Sprache selbst mit ihrer schier endlos möglichen Dehnbarkeit und Ausdrucksfähigkeit das beste Mittel dazu an die Hand gäbe in der Wortzusammensetzung. In ihr, in der Möglichkeit, weitabliegende, ja gegensätzliche Begriffe in kürzester Form miteinander zu verbinden, besteht eines der ausdrucksvollsten sprachlichen Hilfsmittel Liliencrons. Nicht alle die so entstandenen Sprachschöpfungen sind als gelungen anzusprechen und als bleibende Neubildungen von wirklichem Werte für unsere Sprache geworden — ein gut Teil von ihnen verdankt seine Entstehung nur dem Augenblick und wird als Eintagsfliege nur dem Sprachforscher einiges Interesse bieten — für die Stellung der Frage überhaupt verschlägt dies jedoch nichts, hat doch selbst Goethe in seiner späteren Weimarer Zeit sich in sprachschöpferischem Drange auf Abwege begeben und gelegentlich Formen und Ausdrücke und Wortzusammensetzungen geprägt, die einer gerechten Kritik verfielen.

Was Dehmel im Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Werke (1906) schrieb: „Daß aber die Dichtungen meiner Erstlingszeit in ganz besonderem Maße die Vervollkommnung nötig hatten, erklärt sich unschwer aus dem überraschenden Aufstieg, den die neuere deutsche Wortkunst*) seit eben jener Zeit gemacht hat und den ich mit herbeiführen half," paßt genau auch auf Liliencron. Von diesem stammt auch das Schlagwort, das dieser ganzen Richtung den Namen

*) Von mir gesperrt.

gegeben hat. In seinem literarischen Roman „Mäcen" schildert er aus eigener Erfahrung das Schicksal des Dichters, wenn er ein trübes Lied im „neuen Tone" singt; in seinen Briefen findet sich das Wort zum ersten Male im Jahre 1891. „Sie sind deßhalb eben noch nicht bekannt, weil sie neue Töne bringen („Neutöner" sind; dies gräßliche Wort leider von mir)", schrieb er im März 1895 (Br. II 41) an Wilhelm Mauke, und in einem Briefe an Constantin Brunner (Br. I 285, Mai 1893) steht unter den Besserungsvorschlägen zu einem ihm übersandten Gedichte: „Höchstens (könnten Sie) das Wort ‚Morgenton' (wenns Ihnen zu neutönerisch klingt) in ‚erste Hahn' verwandeln, oder wenn Sie ein besseres fänden." Indem Liliencron dieses stolze Schlagwort prägte, das ihm übrigens gar nicht so sehr „gräßlich" erschien, suchte er nach einem bezeichnenden sprachlichen Ausdruck dafür, worin sich seine Dichtung über das Herkömmliche erhob. Das war eben seine Sprache.

Dem sprachlichen Ausdruck hat der Dichter in immer steigendem Maße seine Aufmerksamkeit zugewandt. Vergleicht man die verschiedenen Ausgaben seiner Werke miteinander, so wird man bei näherem Zusehen zahlreiche Verbesserungen gewahren; unermüdlich war er um die sprachliche Form seiner Dichtungen bemüht, von seinen ersten schriftstellerischen Anfängen an. Zwar läßt sich auch bei ihm ein gewisser Entwicklungsgang feststellen, doch ist seine Eigenart in Sprache und Stil schon aus seinen ersten Novellen zu erkennen. Doppelt schmerzte es ihn, wenn er gerade seiner Sprache wegen anfänglich getadelt wurde. Wie sehr er empfänglich war für Besserungsvorschläge, „namentlich in Bezug auf die Sprache" (Br. I 180, 21. Oktober 1888 an Reinhold Fuchs), beweist mehr als eine Stelle seiner Briefe. Gustav Falke hat darüber in seinem Aufsatz zu Liliencrons sechzigstem Geburtstage interessante Bemerkungen gemacht.

Liliencrons Bedeutung für die Sprache liegt einmal in seinen sprachlichen Neuschöpfungen, dann in der Steigerung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, die er durch neue Zusammensetzung von Begriffen und Formen erreichte. Es ist klar, die Zahl der wirklichen, der freien sprachlichen Neuschöpfungen kann nur eine sehr begrenzte sein, weil uns die Möglichkeit zur Bildung völlig neuer Wörter fehlt. Aber in der Wortzusammensetzung liegt die Stärke der Sprache. Hierin ist Liliencron neue Wege gegangen, hier hat er neue Töne angeschlagen, und weil er hierin auch seine Hauptstärke in seiner sprachlichen Ausdrucksfähigkeit weiß, nennt er sich „Neutöner". Nicht weil es eine schöne Bildung wäre, aber weil sie das Wesen, die Entstehung dieser Art von Wortzusammensetzung und damit auch der neueren Wortkunst, von der Dehmel so stolz spricht, in anschaulicher Weise vor Augen stellt, führe ich als charakteristisches Beispiel eine Stelle aus Dehmels Roman in Romanzen „Zwei Menschen" an: „Ich will, muß, willmuß fliegen!" Man sieht, wo er in Prosa die beiden begrifflich fernstehenden Wörter durch „und" verbunden und sie so einander näher gestellt hätte, zieht er sie, durch die Rücksicht auf den Vers gezwungen, einfach zusammen, aus „will und muß" wird „willmuß". Ähnlich ist die Wortzusammensetzung aus

Vers- und Reimrücksichten in den meisten Fällen auch bei Liliencron zu erklären, und darin besteht das innerste Wesen dieser neueren Wortkunst.

Vor allen Dingen nun betrifft die Wortzusammensetzung das charakteristischste Ausdrucksmittel der impressionistisch schildernden sprachlichen Kunst, das Eigenschaftswort. Beobachtungen über Gebrauch und Verwendung der Eigenschaftswörter bei den besten Schriftstellern lassen interessante Schlüsse ziehen auf die Bedeutung, die sie dem schmückenden Beiwort zumessen. Wenn sie für jeden nach wirklich charakteristischer Kunst trachtenden schon so groß ist, wie viel mehr dem Impressionisten! Man vergleiche dazu beispielsweise nur einige Ausdrücke für Farbenbenennungen (ein gleichmäßig mausefarbener Himmel, schneeschlohweiße, schlehblütenweiße Haare), vor allem solche, in denen das Ineinandergreifen und Zusammenwirken verschiedener Farbenwirkungen wiedergegeben werden soll, so wenn er den allmählichen Übergang von Nacht in Tag schildert: „Nur der Morgenstern funkelt prächtig in der matten graubraungelben Himmelsfarbe", vereinzelt hebt sich ein Gegenstand ab gegen den „mattgraubraunroten Himmel", oder bei Sonnenuntergang: „duffgrau silbern hängen im Zwielicht die Blätter", die Sonne bricht nur auf Augenblicke „mattweißgolden" durch den dichten Wolkenschleier, und ein andermal „schimmert es rotgraugrün" um die Bäume des Waldes. Aber im ganzen ist die Manier, selbst wo sie deutlicher hervortritt („im Osten lag der breite dunkelgelbe, schmutzigbraungelbe Streifen am Himmelsrand, den eine mächtige graulila Wolke darüber begrenzte"), lange nicht in dem Maße gesteigert wie bei Dehmel. Seiner überschwenglichen Farbenpracht gegenüber bleibt Liliencron stets nüchterner, verstandesmäßiger.

Wenden wir uns aber von dieser besonderen Gruppe von Eigenschaftsbenennungen zu der allgemeineren, so wird sich das Bild rasch zu seinen Gunsten verschieben und man wird bei ihm eine ganze Reihe von Beiwörtern finden, die von einer tiefen seelischen Anschauungskraft und von einem erstaunlichen sprachschöpferischen Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen zeugen, wie es Dehmel nicht eigen ist. Schön schildert er den zur Rüste gehenden Tag: wie er von hoher Warte aus dem Schauspiel des Sonnenunterganges zusieht, da färbt sich der Himmel immer „abendblasser", nur in der Ferne taucht noch, vom Glanze der Sonne bestrahlt, ein Höhenzug auf, ein „abendglanzbeglänzter", dann „schatten" die Farben „ineinander über", und

„Der ganzen abendhellen Farbenpracht
Stellt sich ein finstrer Riese gegenüber
Und drückt sie langsam in den düstern Schacht,
Der dämmersatte Ton stirbt matt hinüber."

In den „Rantzow und Pogwisch" spricht er unter Benutzung desselben Bildes von „des Todes dämmerklarer Heide". In der Schweigsamkeit seiner geliebten Heidelandschaft, „im dunkelklaren Dämmer", erhebt sich ein Fichtenbaum und schaut still hinaus in die „friedumhalste Sommernacht", in die „nachtstillen Gefilde", und „steinstill" breitet die Nacht ihre Flügel drüber aus.

An seiner Heide, an seiner geliebten Heimat, hing Liliencron mit allen Fasern seines Herzens. Wenn ihm die Buchen „heimatheilig" entgegenrauschen, dann leuchtet sein Antlitz „heimatstill" auf, und in der Ferne denkt er oft zurück an „die lieben heimatbewegten Stunden". „Stromschnell naht das heimatstete Schiff", „heimatfordernd", denn „alles ist doch nur Fahrt durch den Teifun, und selten, selten ein heimatblinkendes Inselchen zum Ausruhen". Was anders als die begeisterte Liebe zur Heimat könnte ihm immer und immer wieder Veranlassung gegeben haben, seiner Bewunderung für die landschaftlichen Reize Ausdruck zu verleihen? Sei es daß er „schatteneinsam" durch die „einsamstille", „nebelweiche", „frühlingskühle" Flur dahinwandert, sei es daß er nach sonnenheißem Tage abends, wenn ein erfrischendes Gewitter niedergegangen ist, durch die „regenblanken", „regensatten", „heckenstillen" Gefilde dahinzieht und die „tröstesweiche" Luft einatmet, sei es daß er an einem „sommerweichen", „sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittage" die Büchse umhängt und „stillheiter" seiner „herzentlastenden" Lieblingsbeschäftigung in der Heide und den „buchenstolzen" Wäldern nachgeht, sei es daß ein „klarkalter" oder „wintertrüber" Himmel sich über die geliebte Heide „winterstumm" breitet — immer erscheint sie ihm liebenswert und schön, für jede Stimmung weiß er dann den rechten Ton, das rechte Wort zu finden.

Anders klingen Liliencrons Töne, in denen sein Gefühlsleben zum Ausdruck kommt. Wenn er sagt: „(er) küßt sie auf die kinderholde Stirn", oder „ein himmlisches Leuchten drang aus seinen Augen: so sanft, so liebevoll, so stillselig, so zufrieden", so trifft er damit Töne, die zu seinen tiefsten, seelenvollsten gehören und die in so knapper Ausdrucksform nicht allzuoft bei ihm wiederkehren. Das gleiche gilt von manchen der folgenden: „liebebang" und „trennungstraurig", „liebestill" und „liebewarm", „liebesicher", „lieberschrocken", „liebestachlig", „liebunschuldig", „erinnerungshold" und ähnlichen, man sieht, die Stufenleiter ist zwar ziemlich groß, die sprachliche Ausdrucksfähigkeit aber bewegt sich in ziemlich engen Kreisen und wiederholt sich öfter. Bildungen wie „überraschungsfroh", „abschiedöde Klänge", „neugierige Augen", ein „singfrohes Herz", „schnell- und gutherzig", „dankesecht", „(sie) trägt siegesstolz den Kranz, den dankesechten", sind zwar auch anschaulich, aber daneben steht doch eine ganze Anzahl weniger glücklich gewählter wie „hoffnungsheimlich", „glückentsetzt", „friedhässig" und eine Menge von anderen, die minder charakteristisch sind (weltallein, stillwütig, todesunbedroht, mord- und luftlustige Falken); barock klingt „vorwurfsgroß" und „immer schneller, vorwurfsdränger, flehender (las ich)".

Überall sucht er möglichst viel Anschauungsmaterial in den Sinn des Beiwortes zu legen: klirrend, mächtig, „eisentönig" braust der Ruf der Krieger in der Schlacht; der Schmetterling, der sich auf einer Blütendolde ausruht, ist „flügellahm", „flügelplump" die Krähe, die sich zum Äsen auf dem Felde niedergelassen hat, „flügelbreit bereit" soll sein Phantasus sein, ruft er aus, „daß mich nicht unterkriegt die Wirklichkeit"; „schwingenstill" schwebt der Geier durch

die „sonnendurchglitzerte" weite Fläche und läßt sich wie „gliederlahm" in den Ästen der „wipfelschwanken", „kronenbreiten uralten Buche" nieder; „steinstarr" werden die erkaltenden Züge des Sterbenden, „sturmestot" schlummern die Särge in der Gruft; „stiertüchtig" ist der Krieger in der Schlacht, „ruhmhoch" der Herrscher, dem er dient, und dessen „starkzählige" Sippe. „Manteldicht" umschließt ihn die Finsternis, blauer Blitze grelles Blenden (Alliteration!) durchfiebert des Schlosses „schattensatte" Marmorhallen „märchenmächtig". Immer sind es anschauliche Bilder, die der Verdeutlichung des Ausdrucks dienen; so auch die Bezeichnungen für Entfernungen: „sprechweit, wolkenweit, nebelweit".

Sehr beliebt sind bei ihm verstärkende Zusammensetzungen wie „morgenjung, blütenjung, knabenfrisch, knallfrisch, kernfrisch, rabendunkel, sackstiedegrob, der Junitag ist brutheiß; grabesstill, tiefstill, todstill". Die beiden letzteren sind mit der gerade in jüngster Zeit zur Mode erhobenen verstärkenden Zusammensetzung „hoch" — (daher „hochmodern") öfter wiederkehrende Stilmittel: „ihre todschönen, todtraurigen Augen; todernst; tiefherzliche heiße Freude; ein tiefschöner Gedanke, grundedel und tiefmenschlich und tiefherzensfreundlich gedacht." Ein drittes, beliebtes, verstärkendes Ausdrucksmittel sind die Bildungen mit „blitz": „blitzlang, blitzkurz, ein blitzsauberes Mädel, blitzhell, blitzblendeblank". Ein viertes endlich ist die Doppelsetzung des Eigenschaftswortes, die die höchste Steigerung der Ausdrucksfähigkeit darstellen soll. Sie ist letzten Endes hervorgegangen aus einer Art Lautmalerei. Die besten Beispiele dafür geben einige Briefstellen. An Arno Holz schrieb er (Br. I 268, Juni 1892): „Firma Zirpel ist wunderwundervoll", ein halbes Jahr später (Br. I 280, Dezember 1892) an Otto Julius Bierbaum: „Wunderbareres als den Eingang zum Liebesgarten" (von H. Thoma) „kenne ich nichts. Und dann wunderwunderbar: Stuck!" In Weimar empfing ihn auf einer Vortragsreise der „alte lang-lang-lang-lang-haarige" Julius Große im Kreise der Weimarer „Dichter und Maler und Musiker" (Br. II 169, März 1900). Diese mehr der gemütlichen Umgangssprache erwachsene Bildungsweise findet sich auch in seinen Dichtungen gelegentlich: „wir versinken schon wieder in tieftiefe Fern"; „still wie die Wurzel im tieftiefen Land"; „(er) schleppt die Ketten nach fernfernen Ländern"; „langlange zögert noch das Morgenrot"; „ein heißes Wort, ein heißheißes Sehnen"; „alte, würdige Krähen . . . flogen pianpiano durch die Luft"; nicht ohne Ironie: die „feinfein Pantalons. Damals Mode: mit Galons".

Noch ausdrucksvoller ist das Stilmittel in seiner wiederkehrenden Variation:

„Schau in des Himmels ewige Ewigkeit,
Blau ist er heut, blaublau wie ein Türkis."

Zu Farbenbezeichnungen verwendet er es seltener („hellhellgelbes Haar").

Genauer betrachtet wird man Bildungen der letzten Art nicht zu den glücklichsten rechnen dürfen, weder vom ästhetischen noch vom sprachschöpferischen Standpunkt aus. Unstreitig sind sie aus einem tiefen Anschauungsgefühl heraus

erwachsen, und wenn sie in ihrer Bildungsweise auch schon Vorgänger gehabt haben, so dürfen sie doch als ein für Liliencron charakteristisches Stilmittel gelten. Aber gerade das Vorbild hätte den Dichter eher davon abbringen als dazu ermuntern sollen. Auch von dem für Liliencrons Stil besonders charakteristischen Typus der Zusammensetzung von Beiwörtern aus verschiedenen, scheinbar unverträglichen, begrifflich auseinanderliegenden Eigenschaftsbezeichnungen wird man nicht schlankweg behaupten dürfen, daß die so entstandenen Bildungen wirkliche Bereicherungen der Sprache darstellen. Geschickt verbunden sind sie zwar nicht reizlos. Statt die Engherzigkeit und dumpfe Schwüle des von ihm so bitter gehaßten Philistertums zu kennzeichnen, faßt Liliencron beide Begriffe zusammen und spricht von dem „engwarmen Nest des wohlanständigen Philisteriums"; sieht er das Schiff, das schwer beladen mit Schätzen aus fremden Ländern zurückkehrt, so gibt er dem Wunsche nach Glück und Wohlergehen Ausdruck in den Versen:

„Bring unsern Ufern Freude und Frieden,
Fröhliche Menschen und fremdreiche Frucht;"

ähnlich zusammengesetzte Bildungen sind „rohfrisch", „frechhübsch", „wüstwild".

Ein weiteres Stilmittel des impressionistisch schildernden Dichters ist die mehrfache Zusammensetzung von Beiwörtern zu einem gemeinsamen Begriff, so wenn er von einem „weißlangvollbärtigen Ritter" spricht, statt von einem mit langem weißem Vollbart, von einem „kurzschwarzhaarigen" Diener oder von einem „jagdgierzitternden" Hund. So sind eine Menge Bildungen zu verstehen wie: „heimatshafenfroh, liebessehnsuchtsvoll, verzweiflungsstumm, todessehnsuchtskrank, sturmvoll-einsam, freiheitsfröhlichstolz, dumpfdummbrummig, ekelhaft-rohviehisch, vergangenheitversunken, sommerglanzumwoben, schornsteinrauchfriedlich, volllebendurchtränkt" u. a. Zu Vergleichen eignet sich diese Art der Wortfügung wie von selbst, vgl. „mühlflügelförmig, felsquadernfestgemörtelt", die „mausefallekleine Garnison", in der er sich nicht wohl fühlte. Namentlich die Verbindung von Eigenschaftswörtern mit Hauptwörtern ist bei ihm ein Stilmittel von sicherer Wirkung, das er immer mehr bevorzugte. „Nachtverschluckt" möchte er schlafen in der Heide, wo niemand sein Grab kennt, „sternenüberglitzert", wenn ihn die dunkle, „windgeschüttelte Nacht" bedeckt; „windgeschaukelt" schlagen dem Wanderer die Zweige ins Gesicht, „windgefangen" fliegen seine Locken, „windzerfetzt" flattert die Fahne vom Turme. „Sonnbegrüßt" steigt der Wanderer „wanderglühend" ins Tal hinunter, „brustbelastend" ist dort der Duft der „blumenüberschwemmten, schmetterlingdurchspielten" Wiese, „baumschattenumhüllt, buschwerkumlaubt, waldumdunkelt" zieht er hin unter „erdgewurzelten" Stämmen. „Kraftgährend" erscheint ihm die Ackerflur, „glanzumflogen, goldregenüberbogen", und darüber türmt sich bald ein „wolkendurchstürmter, wetterstrahlbedrohter" Nachthimmel; oder der Dichter steht draußen auf weiter Flur „weltallein, sternenüberglitzert, prachtbefangen, schreckbetroffen, freudabgewandt".

„Sorgenbekränzt" erscheint ihm die Königskrone, „schicksalumlauert, erdgeschleift, sterngestreift" des Lebens atemloser Wettlauf.

So anschaulich solche Bildungen sein mögen, so übertrieben klingen schon „ungetümangefüllt, mönchverlassen". Die bei Liliencron fast zur Manie gesteigerte Verwendung von Partizipialformen mit Hauptwörtern, die Lebewesen bezeichnen, ist eines der von ihm geschaffenen Stilmittel. So knapp und inhaltreich der so gewonnene Ausdruck wurde, so bequem dem Dichter dieses Stilmittel sein mag, es läßt sich ihm doch keine bleibende Anerkennung beimessen, und eigentlich hat die Sprache gar kein Bedürfnis nach derartigen Wortverbindungen. Sie gehören mehr oder minder zum Bestand der „neueren Wortkunst", ohne ihr zur besonderen Zierde zu gereichen. Einige Beispiele mögen als Beweis genügen: „ich fliehe wie der „wolfverfolgte Schlitten", oder „wie hundgehetzte Hasen", wie das Reh, das „pantheraufgescheuchte"; der Schädel hängt „rabenabgefressen" an einer Stange.

Erwähnung verdienen dagegen einige Neuschöpfungen und die Neubildungen durch Ableitungen, so „zauberſam" für zauberhaft, namentlich die mit -lich: „eine preisliche, köstliche Ware, bänglich, bedränglich, anblicklich", doch auch „geldlich, essiglich, in anderssternlicher Beleuchtung". „Scheulos" ist eine Neubildung Liliencrons wie „herstellig zu machen", statt herstellbar, „einländisch" für eingeboren, „gegenherzig" für zugetan, „heldisch" für heldenhaft; „zier" statt zierlich, „zimper" statt zimperlich sind ebenfalls Neuheiten.

Auch in der Verwendung des Umstandswortes sehen wir den Dichter öfter auf neuen Bahnen, auf die ihn sein Streben nach Kürze und Verdeutlichung des Ausdruckes drängte. „Stirnhoch, steilhoch, hellhoch, punktfest" beruhen auf dem beliebten Prinzip der Zusammensetzung; kühner ist „handeinzeln". Am ausdrucksvollsten in ihrer Kürze sind die Ortsbestimmungen: „uferlängs, seitlängs, axenlängs", „flußüberwärts" singt die Nachtigall, „herdwärts von hoher Ruhmesreise" zieht der heimkehrende Krieger, „burgein" lenkt er sein Roß.

Unter der großen Menge der Bildungsweisen des Hauptworts stehen neben den Zusammensetzungen die Neubildungen mit -er aus Tätigkeitsbezeichnungen obenan. Dieses Stilmittel kehrt häufig bei ihm wieder. Das Schiff ist ihm der „Wellenschweifer", der „Wogenstampfer", der frech durch den Ozean furcht, der Schnitter der „Ährentöter", dem das Korn dankbar seinen Tod vergilt, sein Lieblingsmarsch, der Hohenfriedberger, der „prächtige Schlachtentzünder und Siegentflammer". Der Tod ist der unermüdliche „Parkettabweider, der Leichenschichter", der „lüsterne, gierige Pfeil", der dem Krieger zitternd in der Kehle stecken blieb, der „Lebenshasser". Die Stimme verhallte im Lärm der „Vorüberhaster", er sagt nicht: „der Vorüberhastenden", weil sich das Wort auf „Pflaster" reimen muß. Auch sonst war die Rücksicht auf den Reim oft ausschlaggebend für die Bildung der Form, so bei: „Bereuer, Versetober, Seelenglätter, Schleierheber, Stimmungsweber, Seelenstimmer" u. a. Doch es fehlt auch nicht an Mißgestalten wie „Besitzergreifer, Verberger". — In Prosa sind solche Formen

naturgemäß viel seltener. Als sprachliche Unmöglichkeiten, zugleich, um zu zeigen, wieweit er in dieser Manier ging, seien hier nur noch „Zwölfuhrmittagesser" und „Bücherzurückgeber", die letzte aus einem Briefe, angeführt.

Aus der Unmasse der substantivischen Zusammensetzungen mögen hier nur einige aufgeführt werden: „Backsteinwüste" für das Häusermeer der Großstadt ist weniger auffallend als „Schwimmfels" für Schiff, „Lebenssturm, Kummerfalte, Schiffbruchzeichen, Kraftgeruch, Fraßkummer, Fabelwert, Wassergraus". Die Granate ist (mit euphemistischer Umdeutung) der „Eisenengel", die Schwalbe des wilden Blitzes „muntere Wolkenschwester", „der Regen rinnt spärlich aus dem Wolkensieb", aus der „großen Gießkanne des Wolkengärtners". „Atemmacht und Armkraft, Hufenhatz und Schreibtischruh, Mondeskahn und Träumenachen, Donnerstuhl und Blitzeplatz, Plumpschuh und Plumpstück, Zagekuß und Flammenkuß, Märchenrauch und Funkenfeuer, Rosenduftgerank und Säbelschnittgesaus, Wegepreis (für Almosen) und Ächtungsschatten", sie verdanken ihre Entstehung alle dem Verse und sind zumeist dem Reimbedürfnis erwachsen.

Aber das Streben nach Ausdrucksfähigkeit trieb ihn weiter, oft soweit, daß die Flüssigkeit des Ausdrucks darunter litt, z. B.: „Die Nachbarn tauschen Gartenwunsch und —gruß", ähnlich ist „Willenshammer". Wenn er friedlos durch die Enge der vollen Lebensgassen daherschreitet, so ist das Bild anschaulicher, als wenn er dem „schwachen Straßengreis" im Teifun der Tagfahrt den „Lebenskrug" entsinken läßt. In Prosa klingen solche Wortbilder in ihrer Gedrängtheit gezwungener als im Verse, so in Bildungen wie: „Marschhalt, Gedankenauge, Siegeswunschauge, Aufmerksammachungsfinger für Buchzeichen, Angriffsblitzgedanke, Abschiedshandkußgrüße". Schön sind: „Gutenachtauge, Weihnachtssternenaugen". Aber nicht immer hat den Dichter sein gesundes Sprachempfinden vor Sprachwidrigkeiten bewahrt. Dahin gehören Wortverbindungen wie: „Augenmantel, Tugendmanschetten, Heuchelhut, Schicksalswanzen, Fehlschlagsflöhe". Auch „Nachtropfenfall" der Bäume und das „Immerlied" des Assessors, sind gewagte Bildungen. Vor allem aber sind hierher zu rechnen eine Reihe von Abstrakten: „Eindringung, Sachdarlegung, Andernsinnswerdung, Degenausstreckung, Festsitzung für Gefangenschaft, Inordnunghaltung, Nasenhochhaltung, Zigarrendampfverschwimmung, Gesprächserklimmung, Verkindischtheit, beispiellose Vondireingenommenheit, Langaufgeschossenheit, Aufgeschrecktheit", auch „Starkgeistigkeit".

Verstärkende Zusammensetzungen sind: „Nutzweck, Mitfolge, Weiterfolge, Weiterwerk, Hochgedanke, Hellmorgen, Hellhörigkeit", für Liliencrons Stil charakteristische Wortformen: „Selbstruhe, Selbstüberzeugung", wie „Selbstschilderung" statt Autobiographie. Sehr ausdrucksvoll ist die von ihm oft angewandte Zusammenziehung von Beiwörtern mit Hauptwörtern; so entstehen die Bildungen: „Wildwasser, Frühlicht, Zartlicht, Frohblick, Schnellwort, Schnellwalzer, Frohgedränge, Freitod, Sicherhafen, Tiefstille, Tiefeinsamkeit" u. a. m. Auch Tätigkeitswörter dienen in der Zusammensetzung als erste Bestandteile

zu Neubildungen: vgl. außer „Nutzzweck", „Helfehand", und sehr schön „Rieselstrich": Die Flut wogte allmählich näher heran, und „ein feiner Rieselstrich war der erste Vorläufer, der seine Arme um die Hallig legte". Die Imperativbildung das „Augenauf", das sowohl Wachsamkeit als das Erwachen bedeuten kann, kehrt zweimal wieder. Von sonstigen bedeutsameren Neubildungen sind noch zu nennen: „Vorfrage" für Höflichkeitsbesuch, „im Nichtfall" statt: „im Falle, daß nicht", endlich auch ein präpositionaler Ausdruck: „Höchstes Glück im Leben ist ein froh Amherde".

Was sonst über seine Behandlung der Hauptworte namhaft zu machen wäre, ist sprachschöpferisch weniger gelungen, so seine Vorliebe für Abstraktbildungen, die schon eben Erwähnung fand. Sein Herzensfreund ist ein Liebling der Frauen und wird von ihnen „verzogen", deshalb nennt er ihn einen „Vorzug der Frauen"; die beiden Alten senden am Morgen die erste „Schau", am Abend die letzte „Sicht" nach der einsam in der Landschaft stehenden Mühle.

Aus dieser Vorliebe erklärt sich auch der gelegentliche Gebrauch des Abstraktbegriffs in der Mehrzahl, wenn er von den „Feuerprächten" der Rose spricht, eine sprachliche Erscheinung, die sich bei Dehmel („Süchte, Sehnsüchte") wiederholt. „Tiefstille" ist das Gegenstück zu der Adjektivbildung „tiefstill" und als solches wirkungsvoll; aber Formen wie „Windesstarre, Abendspäte, Sattelleere, Klingenkreuz" (= das Kreuzen der Degenklingen), die daneben stehen, klingen zu abstrakt.

Wie man in diesen Formen einen Mißgriff des Sprachschöpfers wird feststellen müssen, so auch in den substantivierten zusammengesetzten Infinitiven: „Das ewige Annehmenmüssen eines Überfalles; jedes weitere Höherwachsenwollen; mit höchstem Mut, mit höchstem Allesdransetzen; das Trinkenkönnen, das sechs Stunden Schlickfestsitzen, das Verzweiflungshintenausschlagen; der Hund hatte vor langer Zeit einmal durch das Darüberwegfahren eines Zuges seinen Schwanz eingebüßt". Von den übrigen erwähne ich noch einige Verbindungen mit -sein: „Seit deinem Hiersein, das Sofortbeiderhandsein, im wütendsten Umdrängtsein, das Verschobensein der Tischtücher und Schüsseln".

Endlich gehören hierher noch einige aristophanische Wortverbindungen: „der Schluder und Pluder- und Hastdunichtgesehen-Stil, dies Ichgehmitdirdurchdickunddünn, die Durchdiezeitungszerrerei, das Philister-unter-die-Füße-Getrampel", endlich: „Das bequemste auf unserer Erde: Die große, behaglich schützende, angstmeiergenähte, Jottedochlaßtmichzufrieden-Nachtmütze des Philisters" (Br. II 221, August 1902, an Heinrich Spiero).

Neben der Verstärkung mit „all" dient ihm namentlich das zusammenfassende „ge" zur Bildung neuer Hauptwörter („Geleucht, Gezweifel, Gewander, Gezärtel, Geäugel" usw.). Ein biegsames Hilfsmittel zum Ausdruck von Bedeutungsschattierungen für Hauptwörter, die Lebewesen bezeichnen, ist ihm die Ableitung -ling. Manche dieser Neubildungen Liliencrons gehören

zu seinen kühnsten Sprachschöpfungen: „Nüchterling, Grämling, Hämmling, Neidling, Söffling, Zähling". Überall hat hier die Nachsilbe verringernde Bedeutung und gibt dem Wort einen verächtlichen Nebensinn.

Ein Blick auf die Behandlung des Tätigkeitswortes bei Liliencron zeigt auch hier, wie in der ganzen Wortgebung, das Streben nach Ausdrucksfähigkeit. Seine Neuschöpfungen auf diesem Gebiet gehören zu seinen besten Leistungen. Er suchte förmlich nach charakteristischen Ausdrücken. Nichts ist bezeichnender für dieses Suchen und für die Freude am anschaulichen sprachlichen Ausdruck als eine Briefstelle an Kurt Piper (Juni 1901, Br. II 197). Zu einer Strophe aus den „zwei Sensen" macht er dort die Anmerkung: „Ist ein „Sternblümchen" nicht zu winzig, wenn Er sich ein solches Blütchen ans (ins?) Beckenbein steckt? (bammelt: göttlich!)" — Ähnliche Neubildungen kehren oft wieder: die Ebbe „grollt ab", der Morgen „ahnt herauf", der Sommermorgen „friedet" keusch, „ein dünner, milchigblauer Himmel bleiert", die Dämmerung „schleiert" auf der Gegend, die kalte Winternacht „finstert" heran. Die Krähen „baumen" bis zur Frühe, d. h. sie verbringen die Nacht auf dem Baume; vom Herbststurm gepeitscht „wimpelt" das letzte Blatt der Birke, wie der Wimpel am Schiffe „fahnt". Das Auge „düstert in die Menge", die Lanzen „trümmern gleich wie Knabengriffel", Verachtung und Menschenhaß „steint" Antlitz und Gebärde (d. h. die Züge werden hart wie Stein). „Storchen" und „würden" sind charakteristische Ausdrucksformen für Bewegungen, ebenso „schmetterlingen"; „unterm Sternenblinken ufert ein Wellenkuß", (d. h. er wird aus den Wellen den am Ufer Stehenden zugeworfen). Der Wogenstampfer „furcht" den Ozean (nicht „durchfurcht"), die Heide „ödet", der „Wind „säumt" (er läßt nach). Die Katze „jägert", die Möve „zögert" durch die Luft. Ferner gehören hierher: „juchten, mühsalen, fingern, straffen, sich strammen, wuchten, weihrauchen, angespenstern, vorseligen" u. a. Häufig sind Bildungen wie: „grämeln, „drängeln, riffeln, tappeln, tatzeln, zuckeln, zipfeln" u. a. Eine Menge von solchen, die durch Lautmalerei entstanden sind, schließen sich diesen an: die Sichel „firrt" (Alliteration!), die Schuhe „schurren", die Gäule „schwappsen und stappsen in der Kleie", der Hund „schlappst" gierig im Wassereimer, er „gähnt und jault" vor Freude; „es pladdert auf die stillen, lieben Gassen", tief gebückt „buddelt" die Frau Kartoffeln aus der Erde, die Frösche „quarren", das Sattelzeug „jankt", in der Ferne „ballert" und „pumpert" der Kanonendonner; endlich: „juchen, schwippen, pruhsten, bibbern, blaffen, wutschen".

In der Kürze des Ausdrucks liegt hier die Anschaulichkeit all dieser Wortbildungen. Um die gleiche Erscheinung handelt es sich, wenn das einfache Zeitwort einigemal im Sinne einer zusammengesetzten Form gebraucht wird: der Rasen „breitet sich" zwischen den Eichen, der Tod „zögert sich" nur kurze Zeit, statt verzögert sich; „sticken" sagt Liliencron für ersticken. Doch meist liegt beim Tätigkeitswort die Kraft der Ausdrucksfähigkeit in der Vorsilbe. Der Wille des Herrschers „verfriedet" die Völker, der Vogel „entschüttelt" am Morgen seinen

Schwingen Nacht und Reif, die Lichter „erflammen"; die Dämmerung „enttaucht" silberhell dem Morgenhimmel, der Nebel „ummantelt" die bereiften Bäume! Ähnlich sind: „eininseln, ausbuddeln" zu beurteilen; ich muß mich hier darauf beschränken, nur die Bildungsweisen aufzuführen. Im Ausdruck verfehlt sind dagegen: „herumrätseln, herumlüften (= ausschnüffeln), herumwurzeln". Das gleiche ließe sich von der Mehrzahl der vielen Zusammensetzungen mit ver- feststellen: „verniften, verwiderlichen, verburren, verbinstert" u. a. Auch die das Tätigkeitswort mit Eigenschaftsbenennungen und Hauptwortsbezeichnungen verbindende Verstärkung über- (übersegnen, überhaupten, überhellen; überschnell, überzart, überfüßlich; Überkraft, Überhast, Überfarbenpracht" u. a.) gehört einer gesteigerten sprachlichen Ausdrucksform an.

Der kurze Überblick über die hauptsächlichsten Eigenheiten des Sprachreichtums Liliencrons läßt seine Bedeutung als Sprachkünstler ermessen. Es hieße aber sein Verdienst um die Sprache verkennen, wollten wir nicht zum Schlusse noch einen Punkt hervorheben, der seine sprachschöpferische Begabung in besonders hellem Lichte zeigt, sein Bemühen um Fremdwortverdeutschungen. Von dieser Seite aus betrachtet ist er zugleich einer der deutschesten unter seinen Zeitgenossen, und dies Streben entsprach so ganz seiner Natur. Allerdings, widerspruchsvoll wie sein Charakter, oft von der Laune des Augenblicks beherrscht, so zeigt sich auch seine Stellung dem Fremdwort gegenüber. Wohl rühren eine ganze Menge wohlgelungener Übersetzungen von ihm her — ich habe, alles in allem, über drei Dutzend gezählt —, anderseits begegnen daneben in Prosawerken und Gedichten ganz überflüssige Fremdwörter, die nicht als Stilmittel gewollt sind und nicht als solche wirken sollen. Einigemal entschuldigt er sich auch ausdrücklich wegen des Gebrauches des Fremdworts, wenn es ihm zu ausdrucksvoll erschien, als daß er es missen und durch ein deutsches ersetzen wollte. Ich führe nur einige Übersetzungen als Proben an: „Beurteilungsbehörde" für Jury, „Befehlsempfang" für Paroleausgabe, „Hungermangel" für Appetitlosigkeit, „Anteilinhaber" für Aktionär, „Leichenhochgestell" für Katafalk, „Minnegöttchen" für Amoretten. —

Die Gesamtbeurteilung einer dichterischen Persönlichkeit wie Liliencron ist keine leichte, weil die Gesamtwirkung seines Schaffens keine einheitliche ist. Aber es kam ihm nicht so sehr auf das Was als auf das Wie an. Er war immer bestrebt, seine Gedanken in künstlerisches Gewand zu kleiden. Hierin unterscheidet er sich sehr zu seinem Vorteil von der Menge der Neueren. Vor Vielschreiberei hätte ihn, selbst wenn ihm der Stoff immer aus der Feder geflossen wäre, seine ängstliche Wachsamkeit um die sprachliche Form des Dargestellten bewahrt. Als Sprachkünstler nimmt Liliencron unter all den Vertretern der neueren Richtung entschieden den hervorragendsten Rang ein. Es ist eine wohltuende Beruhigung, aus der Masse der literarischen Produktion der letzten Jahrzehnte eine Persönlichkeit auftauchen zu sehen, der es ebenso sehr auf die sprachliche Darstellung des Gedankens als auf diesen selbst ankam.

Liliencrons dichterischer Werdegang ist ein unabhängiges Ringen mit Form und Sprache. Die Kraft des Wortes war ihm in hohem Maße eigen. Oft fand sich ungesucht der passende, den Kern des Geschauten völlig wiedergebende Ausdruck, oft mußte er erst der Sprache abgerungen werden. Immer aber ist er anschaulich und kraftvoll, und darin liegt die Hauptstärke der Sprache des Dichters. Wahr wollte er dichten, wahr, dem Leben abgelauscht soll auch die sprachliche Form sein.

Die Gruppe der realistisch schildernden Dichter erweiterte das Stoffgebiet der Poesie, indem sie mehr als dies früher geschehen war die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit zum Vorwurf ihres Schaffens nahm. Die Steigerung dieses Strebens nach unmittelbar der Wirklichkeit entsprechender Ausdrucksform des Geschauten ist das Streben nach Vervollkommnung ihrer Darstellungsmittel.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hat die „neuere Wortkunst" ihre Berechtigung. Allerdings birgt sie in sich eine Gefahr für die Weiterentwicklung unserer Muttersprache. Diese besteht nicht so sehr in der erstrebten Straffheit des sprachlichen Ausdrucks, als in der zuweit getriebenen Verkettung gedanklich unvereinbarer Begriffe und in der übertriebenen Sucht nach sprachlicher Wiedergabe feiner und feinster Bedeutungsschattierungen. Ein solcher der Sprache auferlegter Zwang erscheint leicht unnatürlich, und in der Tat treten die Auswüchse dieser „neueren Wortkunst" auch bei Liliencron mehr als einmal offen zutage.

Die gelbe Gefahr in Kalifornien

Von Dr. Friedrich A. Wyneken

Instructor in German, Leland Stanford Junior University in Palo Alto, California

Die Vorgeschichte der „Anti-Alien Bill", die von der gesetzgebenden Körperschaft von Kalifornien in abgeänderter Form angenommen wurde, dürfte auch für deutsche Leser von Interesse sein. Das Gesetz verbietet Nichtbürgern der Vereinigten Staaten in Kalifornien Land zu kaufen und gesteht solchen Individuen nur ein dreijähriges Pachtungsrecht zu. Es richtet sich gegen die Chinesen und namentlich gegen die Japaner und hat unter den letzteren einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen; denn ihnen wird das amerikanische Bürgerrecht und somit der Erwerb von Land in Kalifornien versagt. — Die folgenden Ausführungen sollen zur Erklärung der Ursachen dienen, die zu der Annahme des Gesetzes führten.

Die Japaner in Hawaii

Simsons Haar wurde abgeschnitten, während er schlief. Die Japaner brauchen Hawaii nicht mehr zu erobern, — sie haben es bereits. Das Juwel des Stillen Ozeans, ein Inselreich von 6000 Quadratmeilen, wurde dem kleinen braunen Manne ausgeliefert, als der hawaiische Pflanzer sein Erstgeburtsrecht für ein Schiff voll Kontraktarbeitern verhandelte, von dessen Mast die Flagge der aufgehenden Sonne wehte.

Am Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erschienen auf Ansuchen der Regierung und der Plantagenbesitzer die ersten japanischen Arbeiter in Hawaii, wurden in den Zuckerrohrfeldern angestellt und verdrängten die dort in gleicher Tätigkeit beschäftigten Eingeborenen und Chinesen. Sie kamen als sogenannte freie Arbeiter, waren aber tatsächlich nichts als Sklaven, für die der Pflanzer 35 Dollar pro Kopf entrichten mußte.

Im Jahre 1886 wurden nicht weniger als achtundzwanzigtausend Mann von Japan eingeführt. Zehn Jahre später hatte die Anzahl der japanischen Bevölkerung in Hawaii eine solche Höhe erreicht, daß sich die Regierung in Tokio ins Mittel legte und für jeden ihrer auswandernden Untertanen eine Schutzgarantie in bar verlangte. Am Anfang dieses Jahrhunderts lebten nahezu einhunderttausend Japaner in Hawaii gegen zwanzigtausend Weiße, wovon nur wenige aus Amerika gekommen waren. Der Japaner ist seitdem ständig in Hawaii eingewandert, und mit gleicher Regelmäßigkeit verließ der weiße Mann das Inselreich; und wenn dasselbe heute ungefähr zweihunderttausend Einwohner zählt, so sind darunter sicherlich mehr als die Hälfte Japaner. Nach dem Register der dort ausgestellten Gewerbescheine sind von zweitausend etwa fünfzehnhundert in japanischen Händen. Fünfzehn einfache Feldarbeiter begannen die Eroberung; mit seinem rätselhaften Lächeln hat der Japaner in Hawaii alle anderen Elemente vor sich her und hinausgetrieben.

Bei meinem kurzen Aufenthalte dort — fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen, und doch sehe ich immer noch die Gemme Honolulu vor dem geistigen Auge — hörte ich eine kleine Geschichte, die bezeichnend genug klang. Auf einer Plantage bot ein Japaner einem weißen Installateur 50 Dollar, wenn er ihm nur eine kleine, aber schwierig herzustellende Einzelheit in seinem Handwerke zeige. Der Weiße weigerte sich. Ein anderer Kaukasier von gleicher Profession prahlte damit, daß sein japanischer Gehilfe für ihn irgendeine Arbeit verrichte, während der Besitzer der Werkstatt sich vor den glühenden Strahlen der subtropischen Sonne im Schatten ausruhte. Bald aber — nach nur sechs Jahren — besaß der Japaner das Geschäft, und der Weiße mußte anderswo seinen Lebensunterhalt erwerben.

So eroberte der Japaner sich wirtschaftlich das Kanakenreich im Stillen Ozean, das heute zwar als Territorium den Vereinigten Staaten angehört, zu 80 Prozent aber in japanischen Händen ist.

Die Japaner in den Vereinigten Staaten

Die Geschichte der japanischen Einwanderung in die Vereinigten Staaten bietet interessante Einzelheiten. Es steht fest, daß bis zum Jahre 1868 von einer solchen nicht die Rede sein konnte, weil die bis zu dem genannten Jahre am Ruder befindliche Tokugawa-Dynastie eine jede Auswanderung bei Todesstrafe verbot. 1868 wurde das erwähnte Herrscherhaus vertrieben, und das gegenwärtig noch regierende bestieg den Thron des ostasiatischen Inselreiches. Die neue, durchaus liberale, für orientalische Verhältnisse sogar revolutionäre Regierung hob das Verbot gegen die Auswanderung auf. Der Export japanischer Arbeiter wurde aber erst im Jahre 1885 legalisiert.

Schon ein Jahr nach dem Regierungswechsel, der in Japan Veränderungen von weittragender Bedeutung herbeiführte, gingen dreiundsechzig Japaner nach den Vereinigten Staaten. Die Einwanderung in das Land Uncle Sams wuchs im Laufe der Jahre beständig an, bis sie endlich 1907 die verhältnismäßig stattliche Höhe von zehn bis zwölftausend erreichte. Sie fiel dann infolge eines Übereinkommens zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, demzufolge keine japanischen Kulis mehr eingeführt werden sollten, so daß im Jahre 1911 nur etwas über viertausend Japaner in Amerika landeten. Augenblicklich befinden sich etwa einhunderttausend Japaner in den Vereinigten Staaten, im Verhältnis zu der europäischen Einwanderung also eine geradezu verschwindend kleine Anzahl.

Die Japaner in Kalifornien

Die amerikanischen Häfen, welche japanische Einwanderer empfangen, sind natürlich San Francisco, Seattle und Portland, Oregon. Bei weitem die größte Anzahl der orientalischen Einwanderer fanden aber ihren Weg ins Land, wo angeblich Milch und Honig fließt, durch das Goldene Tor und blieben, wahrscheinlich auch aus Mangel an den nötigen Mitteln zur Weiterreise, in dem Lande des Sonnenscheines sitzen. So wurde die japanische Bevölkerung Kaliforniens im Jahre 1910 auf fünfundfünfzigtausend, d. h. auf fünfundvierzigtausend Männer, sechstausend Frauen und viertausend Kinder geschätzt. Japaner sind heutzutage in allen Teilen des Staates zu finden, namentlich in und um Los Angeles, d. h. in dem semitropischen Paradies, in welchem die herrlichsten Südfrüchte gezogen werden, in San Francisco, wo sie zumeist als Dienstboten beschäftigt sind, sowie in den überaus fruchtbaren Tälern von Sacramento, San Joaquin, Santa Clara u. a.

Etwa die Hälfte der kalifornischen Japaner sind Landarbeiter. Sie waren als solche bei den Farmern als zuverlässig und arbeitsam beliebt. Brauchte doch der kalifornische Landwirt und Fruchtzüchter einen Ersatz für die Chinesen, deren Anzahl nach dem sie betreffenden Ausschließungsgesetz vom Jahre 1882 stetig abnahm. Weiße, auch nur leidlich taugliche Arbeitskräfte waren und sind

wegen der Unbeständigkeit der Beschäftigung und des dabei zu führenden Wanderlebens überhaupt nur in geringster Anzahl zu haben.

Die Anzahl derartiger Arbeiter japanischer Herkunft betrug schon acht Jahre nach der chinesischen Ausschließungsakte eintausend, und im Laufe der Zeit gelang es dem Japaner den Zopfträger gänzlich zu verdrängen. In stetig wachsender Anzahl und in geschlossenen Reihen vorgehend hatten nun die Japaner das Heft in den Händen. Der ehemalige Liebling der Farmer wurde bald zu seinem Tyrannen, der den Arbeitsmarkt durchweg kontrollierte, seinen Arbeitslohn nach Belieben zu beträchtlicher Höhe hinaufschraubte, den Farmer in kritischen Augenblicken sogar unter Kontraktbruch einfach sitzen ließ, um bessere Bezahlung zu erpressen, und es kam schließlich so weit, daß der weiße Farmer sein Land dem Japaner verkaufte, um durch den Japaner nicht einfach zugrunde gerichtet zu werden.

Jetzt befinden sich etwa 23000 Acres Land in Kalifornien in Händen von Japanern. Eine unscheinbare Zahl, wenn man bedenkt, daß Kalifornien nur um etwa 200000 Quadratkilometer kleiner ist als das Deutsche Reich, d. h. ungefähr 348000 Quadratkilometer umfaßt, und ein Acre 40,50 Ar gleich ist. Aber diese Zahl ist, wie behauptet wird, so sehr im Wachsen begriffen, daß man eine Wiederholung der Dinge fürchtet, die in Hawaii geschehen sind. Die Aussichten, sich noch ein Rassenproblem aufzubürden, hat nach den Erfahrungen mit den amerikanischen Negern für Uncle Sam und in diesem Falle speziell für Kalifornien nichts verlockendes. Wenn aber der Neger sich einigermaßen den Verhältnissen anpassen kann, so glaubt man nicht an die Anpassungsfähigkeit der Japaner.

Die antijapanische Agitation

Schon im Jahre 1887, als sich nur vierhundert Japaner in Kalifornien befanden, begann man ohne Erfolg gegen sie vorzugehen. Zwölf Jahre später waren die Japaner wegen der in der Chinesenstadt zu San Francisco ausgebrochenen Beulenpest in Gemeinschaft mit ihren ostasiatischen Brüdern, den Chinesen, heftigen Angriffen ausgesetzt. Auch begann in demselben Jahre das Vorgehen der Handwerkerinnungen gegen den kleinen braunen Mann, dem man die Neigung zum unlauteren Wettbewerb, Unzuverlässigkeit und sogar Unehrlichkeit vorwarf. Im Jahre 1905 trat dann die „Asiatic Exclusion League" ins Leben, die heute noch besteht, und deren Wirken kürzlich in der Annahme des oben erwähnten Gesetzes gegen den ferneren Landerwerb japanischer Farmer in Kalifornien den Höhepunkt erreichte. Diese Korporation hatte sich schon im Jahre 1906 in der sogenannten „School-Question" bemerkbar gemacht. Es handelte sich damals um den simultanen Schulbesuch weißer und japanischer Kinder. Eine Einigung wurde erzielt, indem man nur denjenigen Japanern den Schulbesuch gestattete, welche eine bestimmte Altersgrenze noch nicht überschritten hatten.

Es ist in erster Linie der weiße Handwerker, Tagelöhner und Feldarbeiter, der den Japanern feind ist; in letzter Zeit haben sich aber auch zahlreiche

Farmlandbesitzer der Agitation aus oben ausgeführten Gründen angeschlossen. Freunde besitzt der Japaner nur in den Reihen sentimentaler Philanthropen oder der Persönlichkeiten, welche mit ihm weder geschäftlich noch anderweitig in Berührung kommen.

Wilson und Johnson

Die japanische Frage gab zweimal Anlaß zu Konflikten zwischen der Bundesregierung in Washington und der Staatsregierung in Sacramento. Schon bei der Schulfrage nahm Roosevelt gegen den Gouverneur von Kalifornien eine antagonistische Haltung ein. Unverbürgten Gerüchten zufolge drohte der impulsive Mann in Washington damals sogar, die Bundesarmee gegen Kalifornien marschieren zu lassen, wenn man sich dort nicht zu einem Kompromiß mit den Japanern herbeilassen wolle.

Auch neuerdings zeigte man in Washington wegen der abermals auftauchenden japanischen Frage hochgradige Nervosität. Es wurde klar, daß der japanische Botschafter es augenscheinlich im Weißen Hause an sehr energischen Vorstellungen nicht hatte fehlen lassen. Diese Nervosität ist recht gut zu verstehen, wenn man bedenkt, daß sowohl die Philippinen als auch Hawaii fast in Schußweite von Japan gelegen sind. Japan kann eventuell, so folgert man, seine ganze Flotte konzentrieren und damit einen Handstreich gegen Luzon unternehmen. In Hawaii würde die Sache für Uncle Sam noch schlimmer stehen; denn es befindet sich ja sowieso bereits in den Händen des Japaners, der natürlich nicht zögern würde, das Inselreich seinen Brüdern von Nipon gänzlich in die Hände zu geben. Man ist nicht geneigt, an die Möglichkeit einer Landung japanischer Truppen in ausreichender Zahl auf dem amerikanischen Kontinent zu glauben. Denn man nimmt, und wohl nicht mit Unrecht, an, daß eine eventuelle Invasionsarmee sich nicht lange im Lande würde halten können, — weiß aber zu gleicher Zeit nicht, wie der Yankee dem Japaner in dessen eigenen Lande beikommen könnte. Man folgert ferner, daß selbst nach der Fertigstellung des Panamakanals nur eine unzureichende Seemacht gegen die japanische Flotte aufgebracht werden könnte. Solche Tatsachen mögen in erster Linie die Nervosität Wilsons gegenüber der japanisch-kalifornischen Frage und die erfolglos gebliebene Absendung des Staatssekretärs Bryan nach Sacramento erklären.

Wenn sich aber Johnson, der gegenwärtige Gouverneur von Kalifornien, den Wünschen der Regierung in Washington nicht geneigt zeigt, so ist dies weniger auf die kleinlichen Motive politischer Differenzen des Anhängers und hervorragenden Parteigenossen Roosevelts zurückzuführen. Der Grund ist aller Wahrscheinlichkeit nach vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß der Gouverneur von Kalifornien infolge des Initiative-, Referendum- und Recallgesetzes auf Grund einer allgemeinen Volksabstimmung gegebenenfalls einfach abgesetzt werden kann. Johnson rechnet aber offenbar nicht nur auf seine Wiederwahl zum Gouverneur, sondern, als einer der Führer der „Progressive Party", auf

eine noch viel glänzendere politische Karriere, welche durch einen „Recall" natürlich in Frage gestellt werden würde.

Die „Color-line"

Im übrigen stellt sich der Amerikaner im allgemeinen und der Kalifornier im besonderen etwa auf den folgenden Standpunkt:

Einwanderung ist ein Vorzugsrecht, das wir garantieren, und kein Recht, das sich Ausländer anmaßen dürfen. Vor etwa einem Jahrhundert herrschte die Vorstellung, daß die Vereinigten Staaten eine Zufluchtsstätte für die Armen und Unterdrückten aller Nationen seien, und lange Zeit nahmen wir Menschenbrüder von dieser Art auf, — starke, freiheitliebende Elemente, die bei der Entwicklung des Landes und namentlich seines Bodens unschätzbare Dienste leisteten. Vor nicht allzulanger Zeit jedoch machte man die Entdeckung, daß viele von den arm Gelandeten hier arm blieben, und daß eine große Anzahl der Unterdrückten nur durch eigene moralische und physische Defekte in Fesseln geschlagen waren. Infolgedessen wurden wir gezwungen, gegen viele dieser Einwanderer, deren Aufnahme soziale und körperliche Degeneration unseres Volkes bedeutet hätte, mit Gesetzen vorzugehen. Chronische Proleten, Kranke und Verbrecher wurden deshalb ausgeschlossen. Keine Rasse sonderte man aus, außer Chinesen und Japaner.

Diese Ostasiaten sind weder Proletarier, noch Verbrecher, noch sind sie körperlich hinfällig; deshalb fordern sie den Einlaß in unser Land als ihr verbrieftes Recht, und namentlich pochen die Japaner auf ein solches in geradezu aufdringlicher Weise. Der Japaner verlangt seine Gleichstellung mit allen anderen Rassen des Erdballs, und weist gerade jetzt beständig darauf hin, daß unser Widerwille gegen ihn weiter nichts als ein Rassenvorurteil bedeutet. Warum wollen wir nicht ehrlich das Zutreffende dieser Behauptung eingestehen? — Es fällt uns nicht ein, durch Vermischung mit farbigen Rassen, d. h. in diesem Falle mit den Japanern, eine Nachkommenschaft zu erzeugen, die wissenschaftlichen Beweisen zufolge notwendigerweise minderwertig ausfallen muß. Wenn wir nicht ganz offen aussprechen, daß es die Farbenlinie ist, die zu überschreiten wir nicht willens sind, so hat das seinen Grund nur in dem Umstande, daß wir einigen Respekt vor der japanischen Flotte haben. Kanada, das teuerste Kind Englands, ist, was diesen Punkt betrifft, bei dem Mutterlande in die Schule gegangen und beschränkt, die Farbenlinie ziehend, die jährliche Einwanderung von Japan auf vierhundert Köpfe. Es hat vollkommen recht und sollte uns hierin zum Vorbilde dienen.

Altera pars

Dicht vor mir im bequemen Schaukelstuhl sitzt der kleine Japaner Kitagawa. Er ist Student auf der Leland Stanford Junior University und hört bei mir Vorlesungen über Deutsch. Der kleine Mann mit dem ovalen gelblichen Ge-

ficht, den dunklen Augen und dem schlichten tiefschwarzen Haar ist außerordentlich gescheit und spricht leidlich englisch, so daß ich seinen Ausführungen sehr wohl folgen kann. Er kam als halbes Kind von Nipon hier herüber und besuchte die Schule von unten auf, bis er sich endlich in den Hörsälen der Universität befand.

Das mysteriös orientalische Lächeln ist von dem Gesicht des Japaners verschwunden, die gelben Wangen zeigen eine Spur von der Röte, wie sie das Gefühl der Entrüstung zu verleihen pflegen.

„Wie Sie wissen, Herr Professor, hielt sich Japan isoliert, bis es endlich auf Veranlassung der Amerikaner aus sich heraustrat und nach kurzer Arbeit seinen Platz unter den zivilisierten Nationen der Welt einnahm. Wie für uns der Fusijama das Symbol der Kraft ist, so blicken wir zu Uncle Sam auf wie zu einem Vater, dem Vorbilde für die Schöpfung des neuen Japan. Deswegen erscheint uns George Washington mindestens ebenso verehrungswürdig wie Konfuzius, Brahma oder gar Buddha, und wir beten zu Abraham Lincoln, dem Befreier der Sklaven, dem Verkünder der Gleichheit der Schwarzen, jener Gleichheit, die uns unglücklichen Asiaten in diesem gesegneten Lande versagt werden soll.

Viele von uns haben ihre Knie gebeugt vor Gott dem Vater und seinem Sohn, und die Missionare, jene Mittler zwischen den beiden und uns, die aus diesem Lande zu uns kamen, um uns zu „bekehren", rühmten das Land der Freiheit und der Brüderlichkeit und sagten uns, daß es das einzige Land der Erde sei, in dem völlige Gleichheit herrsche. Sie haben uns schändlich belogen; denn heute mehr als zuvor haben wir erfahren, was das Wort „Color-line" in Kalifornien bedeutet, wo der gesetzgebende Körper des Goldenen Staates uns verbietet, in seinen Grenzen Land zu kaufen und uns mit dem schlechten Trost einer Erlaubnis für dreijährige Landpachtungen abspeist, uns wie dem Hunde einen Knochen hinwirft. Jawohl, jene Geistlichen haben uns belogen; denn wir werden hier behandelt wie die Hunde!

Ob wir den Kampf aufgeben und in das Land unserer Geburt zurückkehren wollen? — Warum denn? Man kann ja hier so viel mehr Geld verdienen, wie in dem kleinen überfüllten Inselreich unserer Väter. Die angenommene Bill richtet sich gegen den Landerwerb von Ausländern. Wir aber werden hier eben keine Ausländer bleiben, sondern das amerikanische Bürgerrecht erwerben. — Wie denn das? fragen Sie, verehrter Herr Professor aus Deutschland. Das wird sehr einfach zu machen sein. Kein Mongole kann hier Bürger werden. Das ist ja ganz schön und mag für unsere chinesischen Vettern gelten, nicht aber für uns; denn wir sind überhaupt keine Mongolen, sondern eine Mischung von Mongolen, Malayen und einem semitisch-kaukasischen Volksstamm, der sich vor Jahrtausenden unter uns niederließ. Wenn wir aber keine Mongolen sind, dann kann man uns das amerikanische Bürgerpapier nicht verweigern."

Ein Funken der bekannten japanischen Schlauheit blitzte in diesem Augenblick aus den schwarzen Augen, und es erschien wieder jenes mysteriös uner-

gründliche Lächeln auf den unbeweglichen Zügen, während die Stimme des Japaners in ein kaum hörbares Raunen überging.

„Wir werden vor dem Bundesobergericht beweisen, daß wir keine Mongolen sind; dann kann man uns das Bürgerrecht nicht mehr versagen, — und dann können wir in Kalifornien trotzalledem soviel Land kaufen wie wir wollen.

Ich kann Ihnen erklären, wie es zu der Annahme jener odiösen Bill gekommen ist. Erstens sind die kalifornischen Farmer und Landarbeiter neidisch auf uns, weil wir besser und schneller arbeiten können als sie. Zweitens aber sind wir die Figuren in einem politischen Schachspiel, das zwischen der gegenwärtigen Regierung zu Washington und Mr. Johnson, dem Gouverneur von Kalifornien, gespielt wird. Johnson, der Freund und Parteigenosse Roosevelts, wünscht den neuen Präsidenten Woodrow Wilson bei jeder passenden Gelegenheit in Mißkredit, in Situationen zu bringen, aus denen schwer herauszukommen ist. Es ist klar, daß wir armen Japaner die Werkzeuge jener politischen Intrige sind, die sich zwischen Sacramento und Washington abspielt.

Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten! — Japanische Armeen in Zivil in Honolulu und Kalifornien? — Davon weiß ich gar nichts;" — und der vorher so mitteilsame Japaner hüllt sich in unerforschliches Schweigen. Die Sphinx von Nipon sitzt vor dem weißen Manne auf dem Schaukelstuhl in Kalifornien!

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zwölfte Fortsetzung)

Während dessen trabten die Junker unter Herrn von Wenkendorffs Führung durch die Nacht. Die weiche Ackerkrume dämpfte das Geräusch des Hufschlages. Stumm ritt man dahin.

„Muß Mäggi gerade morgen mahlen wollen!" brummte der Freiherr, als er mit seiner Kavalkade am Bache angelangt war.

Das Wasser war gestaut und, während es sonst ein harmloses Rinnsal war, das man bequem durchwaten konnte, floß es jetzt tief und breit durch die Wiesen.

„Es geht den Gäulen bis an den Hals, wollen wir es wagen?"

Waldemar von Rehren, dessen ausdruckslosem semmelblondem Gesicht man so viel Temperament nicht zugetraut hätte, sprengte zuerst hinein. Das Wasser

schlug über ihm zusammen. Schnaubend und zitternd klomm das verängstigte Pferd, nicht gewohnt, solche Hindernisse zu nehmen, aber sofort wieder am selben Ufer hinauf und war weder durch Güte noch durch Gewalt zu einem neuen Anlaufe zu bewegen.

„Also zurück und über den Krug!" kommandierte der alte Freiherr. In gestrecktem Galopp ging es über den Sturzacker der Landstraße zu.

Da fielen plötzlich in ihrem Rücken Schüsse und veranlaßten sie, die Pferde herumzureißen.

„Das sind unsere Drei!" rief einer der Junker. „Zu Hilfe!" Und ohne die Zustimmung des Führers abzuwarten, fegten sie in der Richtung der Schüsse zurück. Die mehrten sich jetzt, und nicht lange — da waren auch Stimmen zu unterscheiden. Ganz deutlich vernahmen die Reiter ein militärisches Kommando. Sie zügelten ihre Pferde und blickten fragend ins Dunkel.

„Das sind die Dragoner!" jubelte Waldemar von Rehren. „Sie haben die Kerls eingekreist. Und Manteuffel ist dabei. Ich erkenne seine Stimme!"

Wieder stiebten die Gäule los, und schon nach wenigen Minuten konnten sich die Junker in die Schützenlinie einreihen, die der Bande den Feldweg nach Borkûll verlegt hatte.

Zwischen Laden und Losdrücken rief Manteuffel dem alten Wenkendorff zu: „Evi ist mit Burkhard bei den Pferden. Dort hinter dem Strohschober!"

Es war, wie er gesagt hatte.

Im Schutze des hochgetürmten Strohhaufens war Burkhard abgesessen und bewachte mit Evi die Pferde.

In abgerissenen Sätzen erzählte sie dem Vater ihre Erlebnisse. Sie hatte über die Mauer das Feld erreicht und war im weiten Bogen den Reitern entgegengerannt, die nach ihrer Berechnung auf dem Heimweg sein mußten.

„Wir hätten sie bald überritten!" fiel Burkhard ein. „Sie hat uns aus der Patsche gezogen. Wir machten sofort kehrt und holten die Dragoner, die wir gottlob noch im Kruge vorfanden. Es sind fünfzig Mann unter einem Leutnant. Kurz vor der Brücke haben wir die Bande gestellt. Wenn es nicht so verdammt dunkel wäre, hätten wir sie längst aufgerieben!"

Ein wilder Schrei auf der Seite des Feindes unterbrach seine Worte.

„Es wäre mir lieber, wenn es ohne dieses Blutbad abgegangen wäre!" sagte Herr von Wenkendorff ernst. „Das schürt den Haß und macht nur Märtyrer! Und du Nichtsnutz —," wandte er sich zu Evi, „mußt endlich feste Kandare angelegt bekommen. Deine Schwestern und der gute Sandberg sind in Todesangst um dich! Morgen früh bringen wir dich nach Reval!" Damit zog er sie an sich und ließ sie lange nicht von seinem Herzen.

Immer weiter nach Sternburg zu drang die Linie der Schützen vor, wie aus den Schüssen zu erkennen war.

„Lieber Burkhard! pürschen Sie sich ran und geben Sie meine Bitte weiter, das Feuer einzustellen. Es hat nicht viel Zweck in dieser stockfinsteren Nacht."

Zur Befriedigung des alten Herrn verebbte das Feuer auch bald und die Mannschaften sammelten sich. Als einer der letzten kam Manteuffel an. Er hatte sein Taschentuch um die blutige Hand gewickelt, was seine Fröhlichkeit aber nicht im geringsten dämpfte.

„Wie die Hasen sind sie in den Wald gerannt. Ich war ihnen dicht auf den Fersen. Der Kerl auf dem Pferd hat noch in letzter Minute dran glauben müssen!"

Der Dragoneroffizier trat herzu: „Das war die erste richtige Schlacht in diesem Feldzug! Sechs Mann fehlen mir. Wir müssen Fackeln schaffen!"

„Das einfachste ist: wir schicken nach Sternburg. Es ist nur eine halbe Stunde bis dahin!"

„Ah — Herr von Wenkendorff selbst?" fragte der Offizier und schlug klirrend die Hacken zusammen. „Eigentlich wollten wir gestern abend schon bei Ihnen sein. Hol der Teufel den Kerl, der uns in die Irre geführt hat! Quer durch den Wald ging es, wir mußten schließlich absitzen, so dicht wurde das Unterholz, und wir waren froh, als wir schließlich beim Krug von Borküll rauskamen!"

„So haben Sie doppelten Nutzen gestiftet: Sternburg und Borküll sind gerettet!"

Des Freiherrn Hand tastete nach der des Offiziers, was bei der Dunkelheit nicht gerade leicht war. Man begrüßte sich herzlichst.

Von Sternburg her kamen jetzt Leute mit Laternen über das Feld.

„Das wird Sandberg sein!" frohlockte Evi und rief seinen Namen in die Nacht.

„Ja, Sandberg behält immer seinen Kopf. Er wird sich den Zusammenhang schon gedacht haben!" meinte der Vater und setzte sich mit den anderen in Bewegung, um den Lichtern entgegenzureiten.

Der Förster war es nicht, sondern Doktor Schlosser mit einem halben Dutzend Bauern aus dem nahen Dorf.

„Ich bin vor einer halben Stunde erst nach Hause gekommen — ahnungslos, daß hier Mord und Totschlag ist. Was — Evi! Du hier? Und Herr von Wenkendorff zu Pferde?"

„Sie kommen wie gerufen! Es gibt Arbeit für Sie. Hier — Herr von Manteuffel blutet und sechs Dragoner liegen irgendwo in der Nacht."

Unter Führung des Offiziers begann man jetzt den Kampfplatz abzusuchen. Man rief und bekam Antwort. Ein Verwundeter nach dem anderen wurde herangebracht.

„Gottlob, bis jetzt nur Fleischwunden!" sagte Doktor Schlosser, der hinter dem Schober bei dem Licht weniger Laternen ein fliegendes Lazarett eingerichtet hatte. Die Junker opferten bereitwilligst ihre Taschentücher und Hemden, und eine Staffette sprengte nach Sternburg, um Tragbahren und richtiges Verbandzeug zu holen. „Bringen Sie Sandberg mit, Herr von Rehren. Und

auch die Mädels. Es sind geübte Samariterinnen!" rief Herr von Wenkendorff dem Reiter nach.

Jetzt schleppten die Soldaten einen gefallenen Feind heran. Sie hatten ihn, schwer ächzend, unter seinem Pferd, einem Schimmel, hervorgezogen und lehnten ihn ins Stroh.

„Der rote Reiter!" riefen die Junker aus einem Mund. Neugierig traten sie herzu und sahen ihm ins totenbleiche Gesicht.

„Wo mag er her sein? Er saß famos zu Pferde!"

Ein anderer meinte: „Der Kerl hat Mut gehabt! Schade um den hübschen Burschen!"

Doktor Schlosser riß ihm die Weste auf und untersuchte ihn: „Eine Quetschung des Brustkorbs!" Vorsichtig machte er einige Atemübungen mit ihm. Da richtete sich der Mann halb in die Höhe und ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde. Seine Augen öffneten sich starr und blickten suchend in die Finsternis. Dabei ließ er sich mit ersterbender Stimme vernehmen:

„Mu Isamaa, mu armas isamaa!"

Dann drehte er sich wie unter einem Krampf zur Seite und verschied.

Erschüttert standen die Junker im Kreise und folgten unwillkürlich dem Beispiel der Soldaten, die nach russischer Sitte ihre Mütze abgenommen hatten.

Der rote Reiter blieb der einzige Feind, den man fand, obwohl sicher mehr als einer gefallen war. Sie mußten ihre Verwundeten und Toten mit auf die Flucht genommen haben.

Der Zug setzte sich in Bewegung und marschierte auf Sternburg zu, nicht ohne unterwegs nach weiteren Verwundeten zu forschen.

„Ich habe derweil bei der alten Tio gesessen!" erzählte Doktor Schlosser. „Die Rosenhofer Gärtnersfrau liegt noch immer im schlimmen Fieber. Aber jetzt ist sie, glaube ich, über den Berg."

„Das ist gut!" Herr von Wenkendorff seufzte erleichtert auf. „Wir hätten den Posten sonst noch oft auf der Rechnung gefunden!"

Nach einer Weile sagte er: „Ich begreife Sandberg nicht, daß er so lange auf sich warten läßt. Er müßte uns längst entgegengekommen sein!"

Der Morgen dämmerte bereits im Osten, als sich die kleine Schar der Krieger Sternburg näherte. Auf dem Hofe herrschte das rege Treiben des beginnenden Alltags. Aber heute tuschelten die Mägde und Knechte eifrig miteinander, und als der Gutsherr bei ihnen vorüberritt, grüßten ihn bestürzte Mienen und verstörte Gesichter.

Das Herrenhaus lag wie verlassen.

„Wo sind die Mädels — wo ist Sandberg?"

Da ließ sich endlich Ebba sehen und trat zum Vater. So leise ihre Worte waren — Evi hatte sie trotzdem verstanden:

„Sandberg?!" schrie sie auf und stürzte in des Vaters Zimmer.

Dort auf dem Divan lag der junge Förster mit geschlossenen Augen, und neben ihm kniete Edith, die ihm das Blut von der Stirn gewaschen hatte.

In wildem Schmerz warf sich Evi über ihn und preßte schluchzend ihr Gesicht an seine Brust.

„Herr von Rehren hat ihn gefunden," berichtete Edith.

„Er hatte sich bis ans Hoftor geschleppt und war dort ohnmächtig zusammengebrochen. Eben war er für eine kleine Weile erwacht und hatte nach Evi gefragt."

„Doktor!" sagte der alte Wenkendorff mit Tränen im Auge: „Retten Sie mir den Jungen!"

Schlosser entfernte die Kompresse behutsam von der Stirn des Verwundeten: „Ein Kopfschuß!" Er pfiff bedenklich vor sich hin.

Dann faßte er Evi bei den Schultern: „Mädel, geh jetzt! Beruhige dich. Dein Weinen schadet deinem Sandberg ja nur!"

Aus tränenüberströmten Augen blickte Evi zu dem Doktor auf: „Lassen Sie mich hier!" Als sie seine abwehrende Geste sah, glitt sie zu seinen Füßen nieder und umfaßte seine Knie: „Bitte, bitte, Herr Doktor! Ich will ganz still sein. Ich werde Ihnen helfen — nur schicken Sie mich nicht fort!"

Da baten auch die Schwestern für sie, und Doktor Schlosser ließ sie gewähren.

Noch zwei lange Stunden dauerte der Kampf, den hier Liebe und Wissenschaft gegen den Tod führten. Was war über Nacht aus dem wilden, impulsiven Kind geworden?

Mit stillwaltender Fürsorge und Zartheit ging sie dem Arzt zur Hand, sah ihm an den Augen ab, was er brauchte und wich ihm nicht von der Seite.

Als um acht Uhr morgens der Tod eintrat, ohne daß Sandberg noch einmal zum Bewußtsein erwacht war, kam die alte Evi wieder zum Vorschein.

Ihr Schrei gellte durch das Haus, und als der Vater bestürzt herbeigeeilt kam, wurde er Zeuge eines leidenschaftlichen Ausbruchs ohnegleichen.

„Ich geb dich nicht her!" rief Evi und bedeckte das Gesicht des Toten mit ihren Küssen. „Ich bin schuld an allem. Ich hab das weiße Eichhörnchen erschossen! Du lebtest heute noch.

Lieber Sandberg, wach auf — du schläfst ja nur — sprich doch zu mir! Sag doch nur einmal noch zu mir: meine kleine Wildkatze! Schilt mich! Ach wäre ich doch nicht aus dem Haus gerannt — dann könnte ich dir jetzt sagen, wie lieb ich dich hab, wie rasend lieb! Mein Mann sollst du werden — hörst du, Sandberg?"

Wimmernd brach sie zusammen und mußte ohnmächtig von den Schwestern aus dem Zimmer getragen werden.

Doktor Schlosser reichte dem Freiherrn die Hand und preßte sie mit langem Druck: „Die Stimme des Bluts!" sagte er.

* * *

In Borkûll ahnte man nichts von den Ereignissen der letzten Nacht.

Wolff Joachim wunderte sich am Morgen, daß die Dragoner sich nicht sehen ließen, die er im Krug rastend getroffen hatte. Als er erfuhr, daß sie in der Richtung nach Sternburg abgezogen seien, hatte er nur ein leichtes Bedauern dafür. Das Zusammensein mit dem Kameraden wäre ihm eine angenehme Zerstreuung gewesen. Nun war er um einen Partner beim Kartenspiel gekommen.

„Ich werde auf Sternburg anrufen, ob da was los war." Selbst die gestörte Verbindung erweckte ihm zunächst keine Bedenken: „Mit solchen Bubenstreichen muß man rechnen!"

Da fiel ihm ein, was ihm der alte Wenkendorff auf die Seele gebunden hatte. Er mußte ja heute Gericht halten.

Im Eßzimmer traf er mit Mara und dem Maler zusammen, die früher als er aufgestanden waren. „Habt Ihr eigentlich niemals auf Carla Verdacht gehabt?" fragte er die Schwester. „Auf Sternburg nennt man ihn als Täter. Ich werde mir den Hallunken langen!"

„An Ihrer Stelle würde ich ihn mir durch Milde verpflichten!" sagte Madelung. „Liebevolle Vorstellungen würden Ihnen die Herzen sicher bald zurückgewinnen."

„Eine großartige Idee!" Wolf Joachim schlug sich auf die Schenkel: „Ich werde den Leuten eine Tüte Bonbons versprechen, wenn sie artig sind!"

Mara lachte herzhaft auf.

Seit dem Spiritusbrand hatte der Maler bei ihr an Einfluß verloren, wie sehr er sich auch um sie bemühte.

„Wir müssen ganz förmlich sein!" war ihre Forderung. „Die Familie ist sowieso schon aus dem Häuschen — wir wollen die Verwirrung nicht noch vermehren. Ich sage Ihnen dann später, wie es mir ums Herz ist, später, wenn man wieder an sich selber denken darf."

Sie hatte tatsächlich keine Zeit zu Sentimentalitäten. Frau Pastor Tannebaum hatte sich von dem Schrecken des Überfalls noch nicht erholt und konnte sich nicht um ihre vielen Kinder kümmern. Mara nahm ihr die Aufgabe ab. Auch die Mutter beanspruchte sie alle Augenblicke. Sie war nervöser und elender denn je.

Der Maler nörgelte über solche Geschäftigkeit und benahm sich, wenn er allein war, vertraulich wie ein richtiger Verlobter. Aber Mara kam täglich mehr zu der Einsicht, daß ihre Phantasie in den Mann Eigenschaften hineingelegt hatte, die er nicht besaß, anderseits hatte sie in ihrem Verlangen nach Verständnis über Schwächen hinweggesehen, die ihr jetzt unangenehm auffielen. Sie lehnte deshalb vor sich selber die Konsequenzen jenes Rauschzustandes in des Malers Zimmer ab. Um so eigensinniger zog sie Madelung in den Kreis seiner Überlegungen: „Wenn wir erst verheiratet sind!" war sein Lieblingswort. „Du gehst mit mir nach Deutschland und wir legen dort den Grundstein zu der künftigen idealen Gemeinschaft der neuen Menschen!"

Bei solchen Worten hatte Mara dieselbe Empfindung, wie an jenem ersten Morgen, als sich der Maler im Park von ihr verabschiedete. Nur daß sie den eisernen Ring, den sie damals bei seinem Händedruck so kalt und zwingend empfand, jetzt zusammenschauernd um ihr ganzes Wesen geschlossen fühlte. Aber in ihrer mitleidigen Güte ließ sie den Maler von ihrer inneren Wandlung nichts merken. Sie blieb freundlich, doch vermied sie jedes längere Alleinsein mit ihm.

In dieser Morgenstunde war Madelung ganz besonders verstimmt, nicht über den Witz von der Bonbontüte, sondern über Maras lautes Lachen. Wenn überhaupt jemand, so war es dieser herrische Junker, gegen den es galt, die Fahne ihrer heimlichen Schwurgenossenschaft hochzuhalten.

„Zuckerbrot und Peitsche sind die Symbole für veraltete Regierungsprinzipien!" sagte Madelung überlegen.

„Na — und Ihre neue Weisheit, was hat die für ein Symbol? Für mich ist sie ein Brechmittel!" erwiderte Wolff Joachim brüsk.

Er legte die Serviette auf den Tisch und stand auf: „Schwamm drüber, es gibt wichtigere Dinge. Schwärmt also weiter! Ich gehe jetzt und hole mir die Reitpeitsche für diesen Carla!"

Das Gerücht von dem nächtlichen Kampf bei Sternburg war durch Bauern längst zu den Hofleuten gedrungen und schürte die heimliche Erregung, die seit dem ersten Streikversuch unter ihnen gärte.

Die Bauern hatten im Dorf auch von dem Tod des Bandenführers, des roten Reiters, gehört. Er hatte in der Revolution eine ziemliche Rolle gespielt und war von der estnischen Bevölkerung als Held gefeiert worden. Ganze Sagen von seiner Kühnheit und seinen Streichen gingen im Lande um.

Als Wolff Joachim die Brennereiarbeiter zusammenrief, fiel ihm der offensichtliche Grimm auf, mit dem sie seinem Ruf widerwillig und langsam folgten. Sein Zorn steigerte sich:

„Ich verlange von euch, daß ihr mir heute den Schuft nennt, der neulich den Spiritus angesteckt hat. Ich kenne ihn genau!" fügte er drohend hinzu, und sah Carla mit durchdringendem Blick an, die Reitpeitsche biegend. „Aber ich will, daß ihr freiwillig von ihm abrückt. Wenn ich den Namen bis heute Mittag nicht erfahren habe, dann seid ihr alle zehn entlassen!"

Ein drohendes Murren entstand unter den Männern. Und als der Majoratserbe den Rücken wandte, streckten sie ihm geballte Fäuste nach und Carla spie in weitem Bogen aus:

„Verdammter deutscher Hund. Du sollst deine Reitpeitsche noch heute selber spüren."

(Fortsetzung folgt)

Die Menschensparkasse

Ein wissenschaftlicher Traum

Ah! ah! — welch wonniges Gefühl! Langsam löst aufsteigende Lebenswärme die eisige Erstarrung. „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig." Das Herz pumpt seinen warmen Strom durch den Körper; nun ist die köstliche Welle auch im Kopfe, im Gehirne angelangt. Ich denke, ich denke — wie der erste Gedanke aufblitzt, ist auch das Ich erwacht, das Leben, das hier aus tiefem Schlaf erwacht, ist zu meinem Leben geworden. „Ich denke, also bin ich" — so sagte schon Descartes.

Ich schlage die Augen auf und sehe in ein kluges, ernstes Gelehrtengesicht. Zwei klare und scharfblickende Augen schauen durch zwei große Brillengläser hindurch mich prüfend an. „Wie fühlen Sie sich? Können Sie sich bewegen?" fragt eine tiefe Stimme. Ich recke mich und strecke die Arme empor. „Ich habe wohl lange geschlafen?" — „Ja lange, sehr, sehr lange, einundsiebzig Jahre: 1913 legten Sie sich hin, heute schreiben wir den 20. Juli 1984." Ich reibe mir die Augen, kneife mich selbst in den Arm, fühle nach meinem Kopfe — nein, ich schlafe nicht! „Wo bin ich?" — „In der Menschensparkasse, mein Herr!" — „In der Meee . . .???" — „Bitte stehen Sie auf und folgen Sie mir in mein Arbeitszimmer, ich will Ihnen alles erklären. Lassen Sie mich ruhig sprechen. Fragen Sie nicht viel, sondern hören Sie mich ruhig an. So werden Sie all das Neue, Überraschende, scheinbar Unglaubliche, das ich Ihnen zu sagen habe, am schnellsten, leichtesten und unter der geringsten Gefahr für Ihr körperliches und geistiges Wohlbefinden in sich aufnehmen." Der Mann spricht in einem Tone, dem man nicht leicht sich zu widersetzen wagt. Ich erhebe mich also von meinem Lager und folge ihm. Er verläßt das Zimmer und wir betreten einen langen Gang. Es muß ein gewaltiges Gebäude sein, diese „Menschensparkasse", die wir da durchschreiten. Die saubere, einfache Einrichtung, die Männer und Frauen in Krankenpflegerkleidung, die fast geräuschlos an uns vorübergleiten, sowie ein leichter Karbolgeruch erinnern an ein Hospital. Dem widersprechen nur die merkwürdigen Aufschriften auf den verschlossenen Saaltüren: Jahresklasse 1984, 1985 usw. Das sieht mehr nach Kaserne aus!

Ich folge meinem Führer in ein einfach aber solide eingerichtetes Arbeitszimmer und nehme ihm gegenüber auf einem Sessel Platz. „Sie waren" — so beginnt mein Gegenüber — „in der nunmehr einundsiebzig Jahre zurückliegenden Periode Ihres bisherigen Lebens selbst ein Mann der Wissenschaft. Ich ersehe das aus Ihren hier vor mir liegenden Papieren, die der gesetzlichen Vorschrift entsprechend am Tage Ihrer Einlieferung in die Menschensparkasse amtlich versiegelt in unser Archiv eingeliefert wurden. Als Gelehrter werden Sie Interesse und Verständnis dafür haben, wenn ich versuchen werde, Ihnen die dem Unkundigen gewiß zunächst unbegreiflich und unfaßbar erscheinende Tatsache wissenschaftlich zu erklären, daß Sie hier bei uns in der Menschensparkasse einundsiebzig Jahre lang in einer Art Schlafzustand zugebracht haben und daß ähnlich wie Sie augenblicklich zahllose andere Menschen hier und in ähnlichen Instituten ihr Leben für eine Zeitlang gleichsam suspendiert haben, daß dieses Ersparen eines Teiles des Lebens seit einigen Jahrzehnten bei der zivilisierten Menschheit fast ebenso üblich geworden ist, wie schon zu Ihrer Zeit das Einbringen von ersparten Geldsummen in Banken und Sparkassen üblich war. Wie man bei solchen Geldsparkassen die ersparten Summen zu beliebigen vorher bestimmten Zeitpunkten abheben kann, so in der Menschensparkasse den durch zeitweilige Suspension des Lebensprozesses ersparten Lebensteil. Wer sich in die Menschensparkasse legt, der kann zu einem beliebigen, von ihm selbst vorher bestimmten Termin, dem sogenannten Erweckungstermin, sein restliches Leben wieder einfordern und gleichsam wieder in Kurs setzen, so wie der Geldsparer sein Geld zum Abhebungstermin; Zinsen freilich — die gibt es in der Menschensparkasse nicht. Man muß zufrieden sein, sein Lebenskapital ohne Verlust beim Erweckungstermin wieder erstattet zu bekommen."

Es war gut, daß der Erzähler nach diesen letzten, von einem feinen Lächeln begleiteten Worten eine kleine Pause machte, um mir Gelegenheit zu geben, mich zu fassen und das Neue, Unerhörte in mich aufzunehmen. Auch zeugte es von nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit und von feinem Takte, wenn mein Berichterstatter an meinen Gelehrtenberuf erinnert hatte. Dadurch hatte er — ohne es direkt auszusprechen — mich auf meine Pflicht hingewiesen, ihn in aller Ruhe anzuhören, ohne meiner Erregung und meinem Bedürfnis nach persönlichen Fragen durch fortwährendes störendes Unterbrechen Luft zu machen. So gelang es mir, alles Folgende in der Weise anzuhören, wie man einen wissenschaftlichen Vortrag anhört. Und ich gestehe es, schon bald fühlte ich mein wissenschaftliches Interesse durch den Vortrag so angeregt, daß mir die Wahrung der nötigen Ruhe und „Objektivität" nicht mehr allzuschwer fiel. „Sie erinnern sich," so fuhr mein Erwecker, wie ich ihn ja jetzt schon nennen darf, nach kurzer Pause fort, „Sie erinnern sich, daß schon einige Jahrzehnte bevor Sie bei uns eingelegt wurden und Ihr Leben in Latenz versetzen ließen, die Wissenschaft sich mit dem Problem der Lebensdauer und des Todes eingehend beschäftigte. Es standen sich hier vor allem folgende beiden Hypothesen

gegenüber: die eine behauptete, daß die sogenannte ‚natürliche' Lebensdauer des Menschen eine viel längere sei, als die tatsächliche Dauer des Menschenlebens sowohl im Durchschnitt als auch selbst in den Maximis war, die man zur damaligen Zeit feststellen konnte. Sie wissen, daß der russische Gelehrte am Pasteur-Institut Elias Metschnikow als Ursache dieser Erscheinung die Tatsache glaubte anführen zu können, daß das menschliche Leben fast nie in einem natürlichen Alter und einem natürlichen Tode seinen Abschluß finde, sondern daß Alter und Tod meist als pathologische Erscheinungen aufträten. Vor allem wurde nach Metschnikows Ansicht der ‚pathologische' Tod in zahlreichen — allzu zahlreichen! — Fällen durch eine chronische Selbstvergiftung herbeigeführt, indem die Darmmikroben, die in den Därmen der Menschen bekanntlich stets zu Billionen vorhanden sind, in einer Weise überwuchern, die schließlich dem Organismus verhängnisvoll werden muß. Metschnikow glaubte, daß es grundsätzlich möglich sei, diesem Prozeß des Überwucherns der Darmmikroben durch Einführung von anderen Mikroben entgegenzuwirken, die jene ersten bekämpfen und teilweise vernichten. Er hielt die Aufnahme des sogenannten bacillus bulgaricus bei den Kuren mit saurer Milch oder Joghurt für ein geeignetes Mittel zu genanntem Zweck. Metschnikow legte seiner Hypothese nicht nur eine biologische, sondern darüber hinaus eine allgemein philosophische Bedeutung bei.

Er gelangte durch sie zu der optimistischen Weltanschauung, welche es grundsätzlich für möglich hält, die große Disharmonie, die in Gestalt des Krankheitstodes unser Leben durchspaltet, zu beseitigen und das Menschenleben bis zu seinem „natürlichen" Tode in sehr, sehr hohem Alter hin auszudehnen. Der natürliche Tod aber ist nichts, was den Menschen schreckt, sondern etwas, was er herbeisehnt, wie den Schlaf nach arbeitsreichem Tage. Sie wissen vielleicht auch des weiteren, daß ein bulgarischer Arzt der damaligen Zeit, M. Tranjen, sich ähnlichen Hoffnungen hinsichtlich der Alterserscheinungen hingab. Tranjen hielt es grundsätzlich für möglich, die pathologische Erscheinung des Alterns zu beseitigen oder doch zu bekämpfen. Tranjen glaubte bei den Organismen auf eine Art „Altersimmunität" hinwirken zu können und zu sollen. Er hoffte, durch Behandlung junger Organismen mit dem Serum oder den Gewebssäften greiser Individuen bei den ersteren einen gewissen Widerstand gegen das Auftreten der Alterserscheinungen züchten zu können.

Dieser ganzen Hypothese über Alter und Tod wurden aber von anderen Gelehrten gewichtige Bedenken entgegengehalten, die dazu führten, daß sich eine zweite, entgegengesetzte Hypothese immer mehr und mehr befestigte, die Annahme nämlich, daß Alter und Tod gar nicht krankhafte, sondern ihrem Wesen nach rein physiologische, d. h. durch den Lebensprozeß selbst bedingte und mit Notwendigkeit herbeigeführte Erscheinungen seien. Als erste Ursache des physiologischen Alterns und Sterbens führte man die Atrophie, d. h. die senile Verkleinerung aller Organe ins Feld. Durch diese Verkleinerung wird es aber weiterhin möglich, daß sich in den Zellen der Organe — namentlich in der Herzmuskulatur und

im Gehirn — Pigmentkörnchen ablagern, die als Rückstände — man kann geradezu sagen als „Schlacken" — des Stoffwechselprozesses anzusehen und daher ein unvermeidliches Übel sind. Alter und Tod sind somit ihrem Wesen nach nicht krankhafte, sondern natürliche, durch den Lebensprozeß selbst bedingte Erscheinungen, die so unvermeidlich sind, wie Asche und Schlacke beim Verbrennungsprozeß. Der Kampf zwischen den beiden genannten Hypothesen brachte nun den Forschern zum Bewußtsein, daß optimistische, auf die Errungenschaften der Biologie sich stützende Hoffnungen auf eine Hinausschiebung oder gar Beseitigung der Alters- und Todeserscheinungen, seien diese nun pathologischer oder biologischer Natur, jedenfalls in das Gebiet der völlig vagen und haltlosen Spekulation zu verweisen seien. Dagegen schien eine andere Reihe von Entdeckungen für begründete Hoffnungen auf diesem Gebiete mehr Spielraum zu lassen. Es waren das Entdeckungen, die den Gedanken nahelegten, daß das Altern und Sterben — wenn auch gewiß nicht beseitigt — so doch wenigstens auf lange, lange Zeit hinausgeschoben werden könne. Bei der Beschreibung dieser Entdeckungen kann ich meinen Ausgangspunkt nehmen bei der Tatsache, daß Temperaturerniedrigungen die Dauer physiologischer Prozesse verlängern. Man prägte den Begriff des Temperaturkoeffizienten der Lebensdauer. Dieser Koeffizient bedeutet die Zahl, welche angibt, um ein wievielfaches ihrer ursprünglichen Größe sich die Dauer des physiologischen Lebensprozesses bei einer Temperaturabnahme um 1 Grad verlängert. So fand z. B. Jacques Loeb, daß für gewisse Organismen der Temperaturkoeffizient der Lebensdauer ein den biologischen Laien durch seine Höhe überraschender ist. So ermittelte Loeb z. B. den Temperaturkoeffizienten der Lebensdauer des Seeigeleis für 10 Grad mit 1000; d. h. bei einer Temperaturerniedrigung um 10 Grad dauert der Lebensprozeß des Seeigeleis tausendmal so lange, als bei der Ausgangstemperatur. Für Warmblüter erschienen nun derartige Versuche, die zur Ermittlung des Temperaturkoeffizienten der Lebensdauer führten, zunächst ohne praktische Bedeutung zu sein. Warmblüter sterben, wenn ihre Körpertemperatur unter bestimmte Wärmegrade hinab abgekühlt wird. Aus dem gleichen Grunde konnten auch bei Warmblütern, insbesondere beim Menschen, die Ergebnisse zunächst nicht fruchtbar gemacht werden, die bei anderen Organismen mit Einfrierungsversuchen erzielt worden waren. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß z. B. bei Fischen eine Temperaturerniedrigung bis auf Kältegrade möglich war, bei denen das Blut und alle Körpersäfte einfroren, ohne daß diese Prozedur tötlich wirkte. Die Fische können vielmehr unter gewissen Bedingungen durch jene Abkühlung in einen Zustand versetzt werden, in dem zwar alle Lebensfunktionen aufgehoben sind, in dem aber der Tod, das endgültige Erlöschen der Lebensfähigkeit, nicht eintritt. Es ist vielmehr möglich, jene Fische, und auch noch andere Versuchstiere, selbst nach langer Zeit noch aus jenem eigentümlichen Zwischenzustand zwischen Tod und Leben — man nannte ihn Anabiose — durch allmähliche vorsichtige Temperaturerhöhung wieder ins volle Leben zurückzurufen. Bei

Warmblütern, insbesondere beim Menschen, war aber eine solche Anabiosierung zunächst nicht erreichbar, weil, wie gesagt, diese Organismen nicht ohne weiteres zum Einfrieren gebracht werden können und dürfen, da schon vorher bei ihnen der Tod eintreten würde. Der russische Gelehrte Bachmetjew veröffentlichte nun aber im Jahre 1913 die Ergebnisse von Versuchen, die bewiesen, daß auch Warmblüter anabiosiert werden können, wenn man sie vorher durch Einatmung gewisser Gasgemenge in einen Schlafzustand versetzt, in welchem ihre Körpertemperatur ohne Lebensgefahr bis zum Erfrieren des Blutes und der Körpersäfte abgekühlt werden kann. Auch die so anabiosierten Warmblüter können dann nach bestimmten, langen Zeiträumen durch vorsichtige Erwärmung wieder ins Leben zurückversetzt werden. Nachdem nun die Biologen in dieser Anabiosierung völlige Sicherheit gewonnen hatten, ließ der Staat seine anfänglichen ethischen und juristischen Bedenken gegen eine Anabiosierung auch des Menschen fallen und erlaubte, daß Menschen, die im Zustand freier Willensbestimmungsfähigkeit den Wunsch nach Anabiosierung ausgesprochen und durch notarielles Aktenstück festgelegt hatten, durch ärztliche Sachverständige in unter Staatsaufsicht stehenden Instituten in jenen Zustand zwischen Leben und Tod versetzt wurden. Anfänglich erlaubte man nur vergleichsweise kurze Fristen der Anabiosierung. Später aber konnte der Staat der gewaltig anwachsenden Volksbewegung nicht mehr Widerstand leisten, die forderte, daß das unbeschränkte Recht auf Anabiosierung unter die Rechte des freien Menschen aufgenommen werde. So entstanden unsere „Menschensparkassen". Es erübrigt wohl, weitere Einzelheiten mitzuteilen. Welche Umwälzung diese Einrichtung auch auf die gesamten sozialen Verhältnisse unserer Staaten ausübte, werden Sie sich selbst denken können. Wie so mancher, dem das Leben unter den augenblicklichen Umständen, mit Schopenhauer zu reden, als ein Geschäft erschien, das die Kosten nicht deckte, wartete und wartet in den Menschensparkassen bessere Zeiten ab. Er kann für diese Zeiten den Rest seines Lebens gleichsam aufsparen, ohne gezwungen zu sein, des Lebens Last sogleich für immer und unwiderruflich von sich zu werfen."

Mein gelehrter Berichterstatter hatte geendet. Es war mir unmöglich, zu reden, unmöglich, sogleich mit Worten die gewaltigen und tiefen Gefühlserlebnisse zum Ausdruck zu bringen, die nunmehr, nachdem mein „objektives" wissenschaftliches Interesse einigermaßen befriedigt war, wieder mit voller Wucht auf mein Inneres einstürmten. So drückte ich ihm mit stummem Dank die Hände und erhob mich langsam, um sein stilles Arbeitszimmer und die Menschensparkasse zu verlassen. Ich wollte wieder in die Welt zurückkehren, in das Leben wieder eintreten, dem ich mich durch eigenen freien Willensentschluß einundsiebzig Jahre lang entzogen hatte. Schon war ich gedankenversunken, wie im Schlafe wandelnd, bis an die große Eingangspforte der Menschensparkasse gelangt. Schon legte ich die Hand auf die Klinke des Tores, das mich noch von Welt und Leben trennte. Da überfiel mich ein Gedanke, so schauerlich, so herzzerreißend, daß er mich niederzuschmettern drohte, so daß ich meiner ganzen Spannkraft

bedurfte, um nicht das soeben erst wiedergewonnene Leben, an das ich mich doch mit klammernden Organen halten wollte, von neuem und zwar endgültig zu verlieren. Was würde ich da draußen in der Welt, im Leben finden? Würde ich den Faden, den ich selbst abgeschnitten, wieder anzuknüpfen imstande oder auch nur willens sein? Was würde ich von alledem wiederfinden, das ich verlassen? Wo würden die Lieben sein, von denen ich fortgegangen? Würden sie nicht vielleicht alle — eine Aufsparung des Lebensgutes verschmähend — ihr Leben zu Ende gelebt haben und also aus jener Welt bereits geschieden sein, in die ich eben wieder eintreten wollte? Würde ich nicht so ein Einsamer, ein Unglücklicher sein, unendlich viel unglücklicher als damals, da ich geschieden war? Nein! Auch nur die Probe zu machen, fühlte ich mich nicht imstande. Das schwarze Los, das ich dabei vielleicht ziehen konnte, war zu schwarz, zu grauenvoll, um es gegen ein ungewisses heiteres Los mit in Risiko zu nehmen. Schneller als ich gegangen, kehrte ich wieder in das Arbeitszimmer meines gelehrten Erweckers zurück. „Ich möchte von neuem in jenen Zustand, den Sie Anabiose nannten, zurückversetzt werden." Das Gesicht meines Freundes zeigte keinerlei Überraschung. „Sie sind nicht der erste und werden nicht der letzte sein," sagte er ruhig, „der diesen Wunsch äußert. Und da Sie im Zustand freier Willensbestimmung sind, kann ich nicht nur, sondern ich muß sogar diesen Ihren Wunsch erfüllen. Ich bin dazu gesetzlich verpflichtet, wenn Sie ihn mir vor Zeugen äußern und ein amtliches Protokoll darüber aufsetzen lassen." So schnell als es nur irgend ging, erledigte ich diese Formalitäten. Ohne noch weitere Fragen an meinen Erwecker zu richten, der mir nunmehr den willkommenen, nur so kurz unterbrochenen Schlaf wiederbringen sollte, ließ ich mich in den Anabiosierungssaal des Institutes, in dem ich schon einmal, vor einundsiebzig Jahren, gelegen hatte, zurückführen. Ich wollte nichts weiter von jener Welt und jenem Leben wissen, das ich im Begriff stand, von neuem zu verlassen. Ich fühlte, ich würde weitere Nachrichten von ihm nicht ertragen können. Was ich auch hören würde — Gutes wie Böses, Glück wie Leid — es würde mir das Herz zersprengen! Ich hatte die längste gesetzlich zulässige, neue Schlafperiode, hundert volle Jahre, gewählt, fest überzeugt, daß auch danach mein Erwachen nur eine kurze Unterbrechung sein würde, aus der ich mich so schnell als möglich in neuen Schlaf würde versetzen lassen. So nahm ich denn auf dem Ruhebette Platz und im Gedanken — nicht an die neue Welt, in der ich ein Fremder gewesen wäre, sondern an jene liebe alte Welt, an jenes alte vertraute Leben, das ich vor einundsiebzig Jahren verlassen, atmete ich jene erlösungbringenden Gase ein, die meinen Leib in den zur Anabiose erforderlichen Zustand versetzen würden. Langsam und immer langsamer kommen und gehen die Gedanken, langsam und immer langsamer fließt die Welle des Lebens durch meinen Leib, langsamer und immer langsamer schlägt das Herz. Da! Ein Ruck! Und es steht stille! Doch nein .... Wie ist mir? Dieser Ruck hat mir nicht Schlaf und Tod, sondern herrliches Erwachen und wonniges Leben

gebracht. Ich habe die Augen aufgeschlagen. Ein goldener Sonnenstrahl fällt auf die Decke meines Lagers. Aber noch heller strahlen die Freudenblicke der Meinigen, die Blicke von Weib und Kind, die, neben meinem Bette stehend, sich meines Erwachens aus langem, Genesung bringenden Schlafe erfreuen. „Gottlob, nun bist du erwacht, und hoffentlich auch wieder ganz gesund. Das böse Fieber ist von dir gewichen. Der Arzt sagt, daß dieser Schlaf dir die Gesundheit wiedergeben würde." „Und die Menschensparkasse?" — frage ich, noch halb schlaftrunken. Da lächelt mein Weib: „Du hast geträumt, mein Lieber, erwache nun und kehre zum Leben, zu den Deinigen zurück!" 9

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Zu den Krupp-Prozessen.*) Wenn man die Kommentare der Presse zum Abschluß des ersten Krupp-Prozesses vor dem Militärgericht zu Berlin liest, könnte man zu der Ansicht gelangen, daß jene Enthüller, die die unangenehme Geschichte an die Öffentlichkeit gezerrt haben, die interessanten, wenn auch verdammungswürdigen Hauptpersonen des peinlichen Prozesses seien. Seit wann ist es bei uns üblich denjenigen, die dem Strafrichter Opfer zutreiben, eine so große Beachtung in der Öffentlichkeit zu schenken, wie es eben geschieht? Worum dreht es sich denn bei den Krupp-Prozessen? Um die Moral des Herrn von Metzen oder die Agitationslust und Ruppigkeit des Herrn Liebknecht? Durchaus nicht! Es handelt sich darum, daß, wie Kriegsgerichtsrat Dr. Welt zutreffend in seinem Plaidoyer ausführte, der untere Angestellte Brand einer Privatfirma mit 3500 Mark Repräsentationsgeldern auf die subalternen Organe einer Staatsbehörde, des Kriegsministeriums, „losgelassen" wurde! Die verächtlichen Motive Metzens und Liebknechts haben mit dem Wesen der Prozesse gar nichts zu tun und sind somit für die Allgemeinheit nur von ganz anderen, das Prozeßmaterial nicht streifenden Gesichtspunkten aus von Interesse. Metzens Handlungsweise Krupp gegenüber wirft ein sehr böses Licht auf gewisse Gepflogenheiten von Agenten und Vertretern, mit denen sich die Verbands- und Fachpresse der Agenten auseinandersetzen mag, — Liebknechts Auftreten gehört ins Gebiet der politischen Taktik. Wer es ernsthaft mit der Beseitigung der nun einmal aufgedeckten Schäden meint, sollte diese Taktik, und wenn sie uns noch so peinlich berührt, nicht verquicken mit dem Ziel der Prozesse! Die Sozialdemokratie läßt sich nachhaltiger und sicherer mit anderen Mitteln bekämpfen. Wenn diese Taktik überhaupt erfolgreich sein, wenn Liebknecht jene Rede im Reichstage halten konnte, die die bekannten Verunglimpfungen der deutschen Armee enthielt, jene Rede, die dem den Einzelheiten verständnislos gegenüberstehenden Auslande einen Schein des Rechts gab, von einer Korruption im deutschen Offizierkorps zu sprechen, so ist dafür niemand anders verantwortlich zu machen, als diejenigen politischen und militärischen Stellen, die Liebknecht nicht zuvorgekommen sind, obwohl sie es konnten. Nach dem gelungenen „Überfall" des Untersuchungsrichters in Essen und nachdem die Beziehungen Brands zu den Angeklagten Tilian und Genossen feststanden, durfte die Regierung kein Interesse mehr daran haben, eine Angelegenheit der bürgerlichen Öffentlichkeit zu verheimlichen, über die, wie der Kriegsminister selbst zugab, die sozialdemokratische Partei bis ins einzelne unterrichtet war. Die Zurückhaltung, für die sachliche Gründe nicht vor-

*) Vgl. den Aufsatz „Krupp" in Heft 19 vom 7. Mai 1913.

handen waren, ist nur zu erklären aus der unsachlichen Furcht, sich loyal und auf legalem Wege mit den Parlamentsparteien ins Einvernehmen zu setzen und so dem schrecklichen Ungeheuer Parlamentarismus öffentlich die Hand reichen zu müssen. Hätte die Regierung das Prävenire gespielt, so hätte auch die bürgerliche Presse der sozialdemokratischen Agitation zuvorkommen können und Liebknechts Panama-Gefasel wäre im In- und Auslande nur homerischem Gelächter begegnet. Jetzt aber, nach dem Prozeß, brauchte Liebknecht nicht zum Mittelpunkt der Angelegenheit erhoben zu werden. Nun, Herr von Heeringen ist nicht mehr Kriegsminister, und sein Nachfolger stammt aus der Schule des Generalfeldmarschalls Grafen Schlieffen, dessen Glaube an die Sieg tragende Macht des Angriffs Leitsatz der deutschen Taktik geblieben ist!

Irgendwelche tiefere Lehren aus dem Verfahren gegen Tilian und Genossen zu ziehen, geht einstweilen nicht an. Selbst über die Verurteilten darf das letzte Wort noch nicht gesprochen werden: es sind arme Schelme, die aus subalterner Veranlagung und Unbildung, und geblendet durch das Ansehen der in vielen Richtungen mächtigen Kanonenfirma in eine Sache hineingeraten sind, deren Grenzen sie mit ihrem kleinen Hirn gar nicht erfassen konnten. Es will mir scheinen, daß ihnen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung am Platze ist, bis zum Abschluß des Prozesses vor dem bürgerlichen Gericht gegen die verantwortlichen Männer der Firma Krupp. Verfährt das bürgerliche Gericht mit derselben von allen politschen Rücksichten freien Gründlichkeit wie das militärische — und es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, — so bin ich überzeugt, daß alle heute noch als Rost angesprochene Flecken am Schilde der Militärverwaltung sich als Anspritzer von außen erweisen werden. G. Cl.

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches. Zu den bewährten Vorkämpfern der Erbrechtsreform zählt Geheimrat Professor Bernhöft in Rostock. Schon im Jahre 1894 trat er in der Schrift „Reform des Erbrechts" dafür ein, daß man im Bürgerlichen Gesetzbuch bei der Regelung des Erbrechts nicht nur die Wünsche des oströmischen Kaisers Justinian vom Jahre 543, sondern auch die Bedürfnisse des Deutschen Reichs im zwanzigsten Jahrhundert berücksichtige. Seine Bemühungen blieben ebenso wie die anderer hervorragender Rechtslehrer und Nationalökonomen erfolglos. Bernhöft hat sich auch der neueren Bewegung tätig angeschlossen und die bekannte Kundgebung für das Erbrecht des Reiches mitunterzeichnet. In der Abhandlung: „Die Verwandtschaft als Grundlage des Erbrechts" geht er auf den Kern der Frage ein. Daß er dem oft behandelten Gegenstand neue Seiten abgewinnt, spricht ebenso für die Sache, wie für den Verfasser. Er führt aus:

Mit dem gesetzlichen Erbrecht hat der Familiensinn überhaupt nichts zu tun. Der Erblasser mag ihn in seinem Testament zeigen; tut er das nicht, so ist es nicht Sache des Staates, einem Familiensinn Rechnung zu tragen, der nicht betätigt worden und vermutlich auch nicht vorhanden ist. Das Erbrecht beruht von alters her nicht bloß auf dem Familienverhältnis, sondern auch auf testamentarischer Bestimmung. Und das Familienverhältnis seinerseits beruht nicht bloß auf der Blutsverwandtschaft, sondern auch auf der Ehe, wie das Erbrecht der Ehegatten zeigt, und auf der Annahme an Kindesstatt, wie das Erbrecht der angenommenen Kinder zeigt. Das gesetzliche Erbrecht kommt also keineswegs der Blutsverwandtschaft allein zu. — Der Gesetzgeber muß sich fragen, welches Verwandtschaftsverhältnis derart ist, daß der Erbe in der überwiegenden Zahl von Fällen dem Erblasser genehm ist. Daß der Sterbende sein Vermögen seinen Kindern, und wenn er keine Kinder hat, seinen Eltern und Geschwistern zu hinterlassen wünscht, das wird in der überwiegenden Zahl von Fällen zutreffen. Darüber hinaus wird die Frage bereits zweifelhaft. Einen moralischen Anspruch auf die Erbschaft pflegen die Neffen zwar gern anzunehmen, die Onkel aber seltener anzuerkennen. Vettern können in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis stehen, allgemeine Regel ist das aber nicht. Ganz ungerechtfertigt ist es, wenn der Staat noch ferneren Verwandten, die überhaupt in keinem persönlichen Verhältnisse zu dem Erblasser standen, ihm vielleicht völlig

unbekannt waren, die Erbschaft zuwendet. In diesen Fällen ist die Gesamtheit näher zur Erbschaft. Von dem Volke, in dem wir leben, hängen wir nicht nur in unserem ganzen Denken und Fühlen ab, sondern wir verdanken dem organisierten Volke, dem Staat, für den Erwerb und die Erhaltung unseres Vermögens mehr als, abgesehen von unseren Eltern, irgendeinem Verwandten. So ist es denn ein gerechtfertigter Mittelweg: die Erbschaft falle an die Personen, die mit dem Erblasser in engem persönlichen Lebensverhältnis gestanden haben, sonst aber an die Gemeinschaft, in der er gelebt hat. B.

Schöne Literatur

Neue Romane und Novellen. Die Ernte, die das letzte Jahr uns in der erzählenden Kunst gebracht hat, ist im ganzen nicht sonderlich erfreulich gewesen. Es liegt wie eine leichte Müdigkeit über dem Schaffen unserer Romandichter und Novellisten, und wenn man sich umschaut, so findet man als weit überragendes Werk nur Walter von Molos Schillerroman „Ums Menschentum" (Berlin, Schuster u. Löffler). Molo ist eins der wenigen Talente, denen eine aufstrebende und sichere Begabung verliehen ist; er ist mit jedem Buche weitergekommen, hat endlich seine Neigung zu gequälten Problemstellungen überwunden und in der Erfassung Schillers mit stärkstem Nachempfinden eine psychologische und geschichtliche Leistung vollbracht, die, so weit wir sehen können, die Gewähr der Dauer in sich trägt. Hier empfindet man einmal die völlige innere Notwendigkeit des Geschaffenen, ein Werk, das ohne Suchen aus der lebendigen Erfassung des Lebendigsten hervorgewachsen ist. Nur zu leicht irren sonst unsere Dichter ab, verlieren sich vom eigenen Wege oder kommen durch eine gewisse innere Unsicherheit nicht zur vollen Aussprache. Wenn für irgendeinen, so gilt das für den reich beanlagten Thomas Mann. Die Ängstlichkeit und leise Abwehr gegenüber dem wirklichen Leben, mit dem er nicht recht fertig zu werden weiß, sprachen im Grunde schon aus dem feinen Buche von den „Buddenbrooks" — sie sind in der neuen Novelle „Der Tod in Venedig" (Berlin, S. Fischer) wieder deutlich spürbar. Wenn man diese Geschichte von dem deutschen Dichter durchgelesen hat, der in Venedig einen schönen polnischen Knaben lieb gewinnt, ohne ihn jemals zu sprechen, so fragt man sich erstaunt, ob diese durchdestillierte Kunst noch mit dem Leben etwas zu tun hat. Man verspürt immer wieder eine feine Künstlerhand, die zu formen weiß, und dennoch liegt eine ungesunde Verfärbung über dem Ganzen, eine geklügelte Hätschelung seltsamer Empfindungen, die doch keineswegs etwa die Stärke wirklicher Romantik besitzen. Das Dichterbild, das Mann zeichnet, ist nicht recht glaubhaft — Aschenbach, sein Held, ist schließlich doch ein Artist und kein Künstler; wir glauben nicht an die Wirkung, die angeblich von ihm ausgeht.

Ganz nah verwandt ist diesem Buch Jakob Wassermanns kleiner Roman „Der Mann von vierzig Jahren" (Berlin, S. Fischer). Man ist förmlich erstaunt, wenn in dieses Buch plötzlich der Krieg von 1870 hineinschlägt — so unwirklich und verschoben ist alles in ihm, so übel wirkt der Erotismus des Ganzen, der in Arthur Schnitzlers „Frau Beate und ihr Sohn" (Berlin, S. Fischer) noch viel beherrschender und unsympathischer durchschlägt. Ist denn das Leben wirklich nur eine Kette sinnlicher Erregungen, ein Hin und Her von halben und ganzen Verführungen, wie es uns Schnitzler schon in seinem Drama vom weiten Land glauben machen wollte? Und wie klingt dies Werk aus, in dem eine noch lebensvolle Witwe dem jungen Kameraden ihres Sohnes und dieser Sohn, hart neben ihr, einer Abenteurerin zum Opfer fällt!

Ein sehr ernstes Ringen ist in einem anderen Österreicher, Hans Hart. Sein erster Hochschulroman war noch recht stark von sensationellen Grundstoffen durchsetzt, sein neuer Roman aus ähnlichem Umkreis, „Das Haus der Titanen" (Leipzig, L. Staackmann), leidet auch noch unter allzugroßer Breite; auch hier übertreibt Hart zuweilen und stellt die Dinge zu sehr auf die Spitze — aber die Knechtung eines anders gerichteten Geistes durch den fast schon körperlichen Druck von lauter brutalen Willensmenschen hat er doch nicht ohne Glück dargestellt. Diese Titanen stampfen sieghaft durchs Leben, mögen sie nun Professoren oder Bäcker sein, und was sich in den Rahmen des Hauses nicht fügt, geht

schließlich zugrunde, unbeweint, weil ein neues Geschlecht von der Kraft der früheren hart-händig emporwächst.

Diese Abwandlung der Geschlechter, freilich in sehr seltsamer Weise, hat auch Eugen Reichel zum Gegenstand seines neuen Romans „Die Ahnenreihe" (Berlin, Felix Lehmann) gewählt. Diese Familie aber gedeiht nicht in gerader Linie weiter, sondern immer in Nebenschößlingen — nicht die in unguten Ehen erzeugten Kinder, sondern die Sprößlinge außerehelicher Liebe führen den Stamm des Geschlechtes kraftvoll fort und sichern ihm schließlich die Zukunft. Auch Reichel erzählt manchmal allzu breit und bemüht sich zu sichtbar, Kulturbilder seiner ostpreußischen Heimat zu entwerfen. Aber er gibt viele reizvolle Einflechtungen, unter denen die Tortiade, die romantische Vorgeschichte des Geschlechtes, am besten gelungen ist. Was an dem Buche fesselt, ist der Ernst der Erzählung, die männliche Lebensauffassung, der freilich die künstlerische Formung nicht überall die Wage hält.

Ein Lebensbild aus vergangener Zeit gibt Hertha Koenig in ihrem Roman „Emilie Reinbeck" (Berlin, S. Fischer); sie versucht, aus Familienpapieren, aufgefundenen Bekenntnissen, literarhistorischen Erinnerungen ein Bild der zarten Frau aufzubauen, die in Nikolaus Lenaus Leben eine so große Rolle gespielt hat. Ein Frauenleben wächst auf, das im Kreise der schwäbischen Dichter mit Poesie und auch mit Empfindsamkeit genährt worden ist, dem ein wirkliches Lebensglück nicht beschieden war, und das dann durch die Verbindung mit dem unglücklichen Dichter einen tieferen Sinn und eine höhere Weihe erhielt. Auch in diesem Buche wäre weniger mehr gewesen, aber man freut sich der feinen Malerei des einzelnen, der lebensvollen Gestaltung des württembergischen Lebens jener Tage, der niemals übertreibenden Darstellung des Dichters Lenau in seinen entscheidenden Lebenskämpfen.

Diese besondere Art des geschichtlichen Romans ist nicht mit der jetzt beliebten sensationellen Ausschlachtung berühmter Persönlichkeiten zu verwechseln. Auch sie ist aber freilich ein Mittelding zwischen Dichtung und geschichtlicher Darstellung. In sehr eigenartiger Weise hat der Engländer Maurice Hewlett versucht, sechs entscheidende Jahre aus dem Leben Maria Stuarts darzustellen: „Die Chronik der Königin" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening). Hewlett schildert, mehr im Stil einer Chronik als in dem eines Romans, die Jahre, die Maria Stuart von ihrer Abreise aus Frankreich bis zu ihrem Sturz erlebt hat, ihre Heirat mit Darnley, ihre Verbindung mit Bothwell. Er gibt nicht den Versuch einer „Rettung", sondern er stellt einen Menschen dar, der früh in falsche Umgebung gekommen ist und nun immer wieder durch den Schmutz wandeln muß. Er idealisiert Maria Stuart nicht, sondern er zeigt ihr Bild, wie es sich in der Geschichte und in den Augen ihrer Umgebung, vor allem eines jugendlichen Pagen, malt. Er spricht oft in seltsamen Worten im Stil der Zeit, er baut in seinem umfänglichen Buch langsam, aber sicher seine Bilder auf, er tritt scheinbar selbst ganz zurück, aber man fühlt doch überall den inneren Anteil und lebt mit der Königin und ihrem Hof; man spürt deutlich, wie sich das Netz des Schicksals über Maria Stuart zu unentrinnbarem Unheil zusammenwebt. Hervorzuheben ist die vortreffliche Übersetzung des schwierigen Werks durch Gustav Danelius.

So etwas wie geschichtliche Geltung kann auch die Prager Geschichte von Karl Hans Strobl „Das Wirtshaus zum König Przemysl" beanspruchen (Leipzig, L. Staackmann). Denn Strobl, der uns schon manches Bild aus Böhmen gezeichnet hat, gibt auch hier eine Erzählung von dem Kampf zwischen Deutschen und Tschechen in Prag. Das Leben eines jungen Studenten wird durch die Liebe zu einer tschechischen Wirtstochter zuerst erhellt und dann verdüstert, da sie von dem eifersüchtigen Deutschenhasser, ihrem Landsmann, erstochen wird. Strobl erzählt wie immer spannend, rasch, ohne sich bei psychologischen Ausmalungen aufzuhalten, und unsere Spannung wird um so stärker, da eben alles vor dem Hintergrunde des Nationalitätenkampfes geschieht.

Gewiß spielt bei solchen Büchern der stoffliche Reiz stark mit. Er überwiegt in zwei Gaben von der deutsch-französischen Sprachgrenze, dem Roman „Freitagskind" von Otto Flake und den „Lothringer Novellen" von

Bernd Isemann (beide Berlin, S. Fischer). Flakes Buch, ein Entwicklungsroman, fällt etwas auseinander. Die Menschen des Werks sind zum guten Teil von fernher ins Reichsland verschlagen und leben deshalb ohne feste Beziehung zum Boden und der Umwelt; die müssen sie sich an jedem neuen Ort neu erobern. Das gibt den an sich zunächst ziemlich landläufigen Schicksalen des Knaben einen gewissen Reiz, der freilich nachher nachläßt, und der Schluß mit dem Weglaufen aus der Schule und der seltsamen Zurückführung wirkt etwas angeflickt. Aber Flake versteht zu erzählen und wird sich voraussichtlich noch erfreulich entwickeln. Das gleiche gilt von Bernd Isemann, nur daß seine Erzählungen stark französisch wirken, manchmal beinahe wie Übersetzungen — man fühlt die Scheide zweier Kulturen, und insbesondere der Vortrag der zweiten Geschichte, eines etwas gewagten Abenteuers, hat etwas durchaus Welsches. Aber auch diese Novellen versprechen etwas für die Zukunft.

Ein solches Versprechen für die Zukunft hatte auch Klara Hofer mit ihrem ersten Roman, dem ergreifenden Werk „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" gegeben. Ihr allzu schnell darauf gefolgtes neues Werk „Der gleitende Purpur" (Berlin, Fleischel u. Co.) steht doch nicht auf der Höhe des ersten. Klara Hofer hat sich hier bemüht, breiter zu malen, den Hof, an dem ihre Geschichte spielt, durch viele kleine Züge gegenständlicher zu machen; aber sie hat den Kern ihrer Erzählung damit etwas verkleidet, anstatt ihn durch die Umgebung zu verdeutlichen. Die Erzählung von der Liebe der leise alternden Frau zu dem jungen Manne, von dessen Gegenliebe und von der Überwindung, von der Rettung in die erbarmenden Arme einer Dritten würde stärker wirken ohne die vielen Einflechtungen, insbesondere auch ohne die zahllosen Anspielungen und Anführungen aus allen möglichen Gegenden der Weltliteratur. Was Klara Hofer kann: vertiefte Schilderung weiblichen Empfindens, das vor tragische Entscheidungen gestellt ist, kommt auf die Weise nicht voll heraus, so viel des Feinen auch in diesem Werke ist.

Auch die neuen Bücher von Adele Gerhard und Agnes Harder stehen nicht auf der Höhe ihrer letzten Schöpfungen. Adele Gerhard hat in „Vom Sinken und Werden" (Berlin, Bruno Cassirer) ein Gegenstück zu ihrem vortrefflichen Berliner Roman von der Familie Vanderhouten schaffen wollen, ein Zeitbild aus Altköln; aber merkwürdigerweise ist der geborenen Rheinländerin die Berliner Darstellung besser gelungen als die Kölnische. Dort war alles ineinander verflochten — hier folgt es mehr nacheinander und liegt nebeneinander, ohne die stimmungsmäßige Vertiefung, die dort alles hatte. Es ist freilich nichts verzeichnet, aber es geht uns hier so wenig bis ans Letzte wie in dem zweiten Roman „Magdalis Heimroths Leidensweg" (gleichfalls bei Cassirer). Das adlige Frauenbild des Werks, Magdalis, ist fein herausgekommen, aber ihre Umwelt behält etwas Unpersönliches, Zufälliges, Stückhaftes. Die Gestalt selbst hat Adele Gerhard so gefesselt, daß das Übrige nicht genügend durchgearbeitet worden ist.

Agnes Harders halb humoristische Geschichte „Der blonde Schopf und seine Freier" (Dresden, Carl Reißner) ist wohl eine Art Ausruhbuch nach der tiefer schürfenden „Heiligen Riza". Das Buch ist gewandt erzählt, auch in allen Einzelheiten glaubhaft, aber ohne die dem letzten Roman der Schriftstellerin eignende Wärme. Man folgt dem geschickten Aufbau mehr mit einer gewissen technischen Neugier als mit dem tieferen Anteil, den Agnes Harder dort zu erzwingen wußte.

Ob wohl eins dieser Bücher noch nach vierunddreißig Jahren so anmutig und unverstaubt wirken wird wie Julius Rodenbergs „Grandidiers", die uns jetzt endlich wieder beschert werden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)? Diese Geschichte aus der französischen Kolonie Berlins ist nicht nur mit vollendeter Liebenswürdigkeit erzählt, sondern auch mit einem feinen Realismus, der uns die Dinge wirklich schauen läßt, und mit einem unüberhörbaren Einklang nationalen Empfindens. Der Kampf zwischen den längst eingedeutschten, angesehenen Berliner Hugenotten und den französisch gebliebenen Grandidiers wird durchgeführt und entschieden im Donnerhall des großen Krieges von 1870. Tief ergreifend ist insbesondere der Besuch

auf dem Kirchhof der französischen Kolonie, den der alte Grandidier macht, als ihm das Glück seines Hauses zusammenzustürzen scheint; und künstlerisch sehr fein führt Rodenberg als Blickpunkt des Ganzen immer wieder das Denkmal des Großen Kurfürsten ein, Schlüters Erzbild des Mannes, dem die Kolonie ihre gastliche Aufnahme in preußischen Landen verdankt. Das Buch aus einem heute fast versunkenen Berlin heraus, natürlich von einem gebürtigen Nichtberliner geschrieben, hat schon die verschönende Patina eines geschichtlichen Romans überkommen und trägt die Gewähr seiner Dauer in sich.

Dr. Heinrich Spiero in Hamburg

Als im Vorjahre Wilhelm Münch, der den Lesern der Grenzboten durch seine geistvollen Aufsätze bekannte Berliner Pädagoge, aus dem Leben schied, habe ich versucht, auf wenigen Seiten eine Skizze seines Wesens zu entwerfen (1912, Nr. 24). Heute wird ein kleiner Nachtrag gestattet sein. Denn in diesen Tagen erhielt die Gemeinde nachdenklicher Leute, die in den Schriften des Heimgegangenen den Spuren seiner reichen Innerlichkeit nachzugehen für wertvoll hält, ein unerwartetes Geschenk in dem kleinen, als Handschrift gedruckten Büchlein **„Verse und Märchen" von Wilhelm Münch**, das einer seiner Freunde, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. J. Imelmann, den Verehrern dieses Mannes widmet. Es sind anspruchslose Gelegenheitsgedichte, zum Jahreswechsel, zum Geburtstage nahestehender Freunde, dann ein paar feine Übersetzungen englischer, französischer, italienischer Dichtungen, aber daneben auch einige ganz persönliche Lieder und drei kleine Märchendichtungen, wohl romantisch verklärte Deutungen eigenen Erlebnisses. Mit ihrer wehmütigen, aber nicht mutlosen Betrachtung des Menschendaseins, ihrem leisen Humor, der auch in der gewählten Form der Gedichte sein Spiel treibt, treten diese kleinen poetischen Gaben an die Seite der Aphorismen und so mancher Wendung in den Erzählungen und den Essays als Selbstzeugnisse eines liebenswürdigen Menschen, der alle Erfahrungen und auch die Enttäuschungen seines langen Lebens im Aufbau seines Wesens ins Positive zu wenden wußte.

Dr. W. M. Becker in Darmstadt

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Die jungen Schweizer. Man begrüßt alte Bekannte anders als Fremde, kürzer zuweilen, da man sich doch besser versteht. Von Alfred Huggenberger ist hier nicht zum erstenmal die Rede und sein liebenswürdiges Buch „Die Bauern von Steig", das dieses Jahr bei Staackmann in Leipzig erschien, gäbe bloß Gelegenheit das Gesagte zu wiederholen. Eine autobiographische Schilderung der eigenen Jugendzeit, die inhaltlich sich einer fast unabänderlichen Tradition zu fügen scheint. Ein schweizer Waisenknabe, der Maler werden wollte und dann Bauer werden mußte, damit er Dichter bleibe, der er von Anfang an war. Dieser aus der bürgerlichen Kleinstadt in das besitzbeherrschende Bauerntum verpflanzte Grüne Heinrich hat so viel poetischen Mut, auf alles eigentlich stoffliche Interesse von vorneherein zu verzichten und diesen nunmehr typischen Werdegang des schweizer Dichters ausschließlich aus seinem sprachlich gestalteten Gemütsinhalt wirken zu lassen. Dabei zeigt sich bei aller Ähnlichkeit des Motivs die schärfste Gegensätzlichkeit der beiden dichterischen Psychen. Wo der Grüne Heinrich das Leben, die Leidenschaft und die Außenwelt und das Wesen der Dinge besiegend zum humorvollen Äußeren von innen heraus vordringt, da verweilt Huggenberger mit harmloserer Ungebrochenheit von vorneherein beim Schein der Dinge und erfaßt ihn in reiner, sinnlicher Genügsamkeit. Die Gefühlsgenügsamkeit, die den pathetischen Akkord stets bricht, erzeugt einen Stil, der nichts weniger als nüchtern, dennoch von bestrickender Anspruchslosigkeit ist.

Jakob Schaffner, dessen reicher, großgefügter Roman: „Der Bote Gottes" an dieser Stelle erst vor einiger Zeit besprochen wurde, vereinigt ein Dutzend Novellen in einem Band. (Die goldene Fratze. Novellen von Jakob Schaffner. S. Fischer, Berlin 1912.) Ein fast uferloser Reichtum des Gefühls und des Ausdrucks erregte unsere Bewunderung in Schaffners Roman; in seinen Novellen zeigt er sich als ebenso fertiger Meister der strengen Auswahl und der auf kleiner Bildfläche einheitlich durchgeführten Beobachtung.

Werkstätten Bernard Stadler

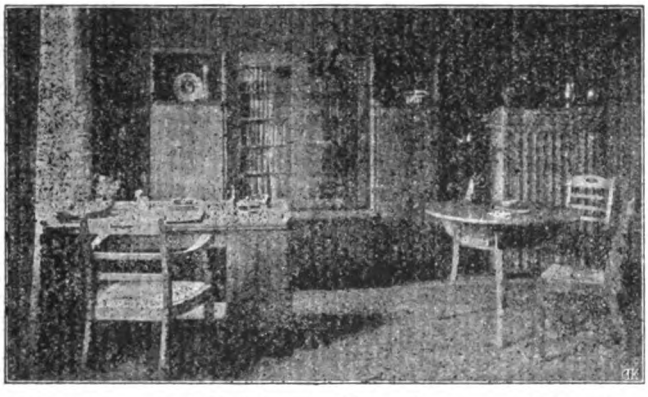
Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 Traunsteinerstr. 6 · **Bremen** Georgstr. 64 · **Düsseldorf** Bleichstr. 6 · **Hamburg** Bergstraße 12/14 · **Leipzig** i. H. Aug. Polich

Jede Novelle erfüllt die hohen Ansprüche, die diese Gattung dem Roman gegenüber an Straffheit der Gliederung stellt.

Daß Schaffners Vielfältigkeit städtisches und ländliches Leben, die eigenartigen Töne der verschiedensten Berufe und Stände aus dem Stimmengewirr der Menschheit heraushört, braucht nach seinen bisherigen Werken nicht zu überraschen. Neu und unerschöpflich Genuß spendend ist jedoch seine Fähigkeit den wesentlich anders gearteten Elementen unserer Welt ihr Geheimnis zu entreißen: Dinge und besonders Tiere kommen in diesen Novellen mit dem Eigenrecht ihres Daseins, nicht aus der Menschenperspektive, zu Worte, oder da das eigentlich unmöglich ist, so bringt der Dichter doch die Illusion so weit, daß einem ein so unmöglicher Gedanke plausibel erscheint. Die weiße englische Dogge der Frau Schlumberger in der Novelle: „Drei Träume" oder der Waldhase Sakerment erleben die Welt aus einer anderen Dimension und werden uns doch wundersam geläufig. Das ist vielleicht der beste Beweis dafür, daß Schaffner zu den wenigen Eigenmächtigen gehört, die eine Welt gestalten können, nicht bloß die Allerweltswelt schlechter oder besser abschreiben.

R. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Amerikaniſche Diplomaten

Von C. A. Bratter in Berlin

Herr Gerard, der neue amerikaniſche Botſchafter in Berlin, hat im Geſpräch mit einem Interviewer auf zwei wunde Punkte hingewieſen, an denen der diplomatiſche Dienſt der Vereinigten Staaten krankt. Der eine iſt die unzulängliche Bezahlung der amerikaniſchen Vertreter im Auslande. Sie ſchränkt die Zahl der Amerikaner, die für die koſtſpielige diplomatiſche Vertretung überhaupt in Betracht kommen, von vornherein erheblich ein und zwingt die Waſhingtoner Regierung ſehr häufig, ſtatt die beſten, die reichſten Männer ins Ausland zu ſchicken. Den zweiten Nachteil erblickt der Botſchafter Gerard in dem Mangel an einem geſchulten diplomatiſchen Korps. Tatſache iſt ja, daß amerikaniſche Geſandte und Botſchafter mitunter die diplomatiſche Routine weit weniger beherrſchen, als ihre europäiſchen Kollegen, und daraus mag ſich gelegentlich auch eine Schädigung amerikaniſcher Intereſſen ergeben haben. Tatſache iſt auch, daß ſchon ſeit einer Reihe von Jahren in amerikaniſchen Zeitſchriften die Frage erörtert wird, ob die Gründung einer Hochſchule zur Vorbereitung für den diplomatiſchen Dienſt empfehlenswert ſei. Mit dem Erſtarken der imperialiſtiſchen Strömung in den Vereinigten Staaten mehrten ſich die Stimmen, die im Hinblick auf den regeren internationalen Verkehr zwiſchen Amerika und den Auslandsmächten auf die Notwendigkeit einer beruflichen Schulung der amerikaniſchen Diplomatie nach europäiſchem Muſter hinwieſen. In der „North American Review“ wurde vor mehreren Jahren die Gründung einer „National School of Diplomats“ nach dem Vorbilde der Pariſer „Ecole libre des Sciences politiques“ angeregt; der Vorſchlag begegnete lebhaftem Widerſpruche. Die Mängel, die dem diplomatiſchen Dienſt der Vereinigten Staaten lange Zeit anhafteten und ſich zum Teil noch heute fühlbar machen, ſind durch Fach-

schulen nicht zu beseitigen. Ihre Wurzeln liegen tief im politischen Organismus, in dem das ganze nationale Leben der Amerikaner durchdringenden Parteiwesen mit seinem schlimmsten Auswuchs, dem Beuteprinzip.

Vor dem spanisch-amerikanischen Kriege haben die Amerikaner der Diplomatie als Beruf fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Vor 1898 haben sie an den großen Problemen der internationalen Politik nur geringen Anteil gehabt. Die Vereinigten Staaten sind geographisch von den großen Militärmächten isoliert, sie haben keine feindlichen Invasionen, keine ernsten Gebietsstreitigkeiten zu befürchten. Für die früheren englischen Kolonien, die sich 1776 freimachten und als Republik konstituierten, war diese Isolierung ein unschätzbarer Segen. Das junge Gemeinwesen war dadurch aller Kriegssorgen und Kriegslasten enthoben und konnte sich ungestört dem inneren Ausbau, der Konsolidierung seines Staatswesens, den Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung widmen. Es konnte alle seine Kräfte auf diese Aufgaben konzentrieren; Militarismus und Imperialismus, die Sorge um ein stehendes Heer und um internationales „Prestige" griffen nicht störend und Opfer heischend in die innere Entwicklung ein. Dieser gesegnete Zustand hatte naturgemäß zur Folge, daß die nordamerikanische Union sich um Vorbildung und Eignung ihrer diplomatischen Vertreter im Auslande wenig kümmerte. Unterstützt wurde diese Gleichgültigkeit durch einen hervorstechenden republikanischen Wesenszug. Der Nordamerikaner wechselt leicht seinen Beruf, ergreift leichten Herzens irgendeine Beschäftigung, wenn diese auch seinem Entwicklungsgange fernliegt. Mutig und tatkräftig versucht er auf einem anderen Wege vorwärtszukommen, wenn der zuvor eingeschlagene nicht rasch genug zum Ziele führt. Diese vielseitige Brauchbarkeit, diese Beweglichkeit des Entschlusses ist ein Kennzeichen des Republikaners. Für das Vorwärtskommen des einzelnen ist diese Eigenschaft in hohem Grade nützlich; weniger ersprießlich ist sie für den Staatsdienst. Es ist die schwache Seite des republikanischen Staatswesens, daß der Grundsatz „everybody is fit for everything" (jeder eignet sich für alles) allzu unbedenklich auch auf die öffentlichen Ämter ausgedehnt wird. In den Republiken verkennt man vielfach die Schwierigkeiten des Regierens und Verwaltens; man meint dort, jeder mit einiger Bildung und Intelligenz ausgestattete Mann sei imstande, die Routine und das Wesen eines öffentlichen Amtes mit Leichtigkeit zu erfassen und zu meistern. Speziell in Amerika werden die schlimmen Folgen dieser Auffassung noch verschärft durch die demokratische Abneigung gegen lange Amtsdauer, durch das Streben der beiden großen politischen Parteien, ihre Gewalt durch Vergebung von Ämtern zu befestigen, die Dienste der Parteifreunde zu belohnen und ihre Gegner aus den Ämtern zu verdrängen. Die unausbleibliche Folge dieser Praxis (im politischen Jargon der Amerikaner „spoils system", Beutesystem, genannt) ist, daß der Amtsberuf drüben an größeren Schäden krankt, als in europäischen Ländern. Die Stellung der Regierungsbeamten ist weniger sicher, ihre Vorbildung ist im allgemeinen geringer,

die amtliche Technik weniger ausgebildet und die Durchschnittsleistung der Beamten kleiner als bei den großen europäischen Regierungs- und Verwaltungskörpern.

Von diesen, dem ganzen System anhaftenden Schäden ist begreiflicherweise auch die Diplomatie nicht freigeblieben. Bei der Auswahl der Männer, die von der Unionsregierung an die europäischen Höfe entsandt wurden, ist in vielen Fällen nicht die besondere Eignung für diplomatische Posten maßgebend gewesen, sondern lediglich die Rolle, die sie im Getriebe des innerpolitischen Lebens spielten. Nun sind die amerikanischen Berufspolitiker, die berüchtigten „party bosses“ und ihre „heelers and henchmen“ bis auf einen kleinen Prozentsatz unkultivierte, mitunter sogar recht rohe Leute; und wenn ein solcher party boss als Belohnung für die seiner Partei geleisteten Dienste als Gesandter in eine europäische Kapitale geschickt wurde, so gab es dort natürlich Spott und Hohn die Fülle. Mitunter ließ die Washingtoner Regierung es auch in anderer Hinsicht an dem erforderlichen Judizium fehlen, so z. B. wenn sie (1861) den Kongreßabgeordneten Anson Burlingname an den Wiener Hof schickte, — einen allerdings tüchtigen Mann, der aber wegen seiner flammenden Kongreßreden gegen Österreich und zugunsten der Unabhängigkeit Ungarns in der Hofburg im höchsten Grade verhaßt war. Die einigermaßen fremdartigen Figuren, die man manchmal als amerikanische Gesandte an europäischen Höfen sah, haben der Welt eine Zeitlang gänzlich unzutreffende Begriffe von amerikanischer Kultur und Tüchtigkeit beigebracht. Es waren aber auch wirklich einzelne komische Gestalten darunter. Der eine glaubte, an den prachtstrotzenden Höfen Europas demonstrativ die republikanische Einfachheit und Schlichtheit hervorkehren zu müssen, und erschien deshalb vor dem Staatsoberhaupt in schlecht sitzendem Gesellschaftsanzuge; der andere wollte im Gegensatze dazu seine Anpassungsfähigkeit an europäische Gebräuche dartun, indem er in einer goldüberladenen, unmöglichen Phantasieuniform herumstolzierte. Die amerikanische Witzpresse bemächtigte sich dieser Typen in der an ihr bekannten grotesken Weise. Die „cartoonists“ des Puck und des Judge überboten einander in unbarmherzigen Zerrbildern des armen kleinen Generals Runyon, der in den neunziger Jahren als amerikanischer Gesandter die Berliner Hofgesellschaft durch seine in allen Farben schillernde Milizgeneralsuniform ergötzte. Als Pendant hierzu erschien in den Witzblättern eine Zeitlang der Typus des „urwüchsigen“ amerikanischen Gesandten, der seine Antrittsvisite bei der jeweiligen Majestät in Hemdsärmeln, offener Weste, mit einem herabhängenden Hosenträger, die geflickten Beinkleider in den Stulpenstiefeln steckend, mit verwildertem Bart und Haar macht. Vor zwanzig Jahren machte die kleine satyrische Erzählung von dem amerikanischen Gesandten, der vor dem deutschen Kaiser mit einem merkwürdigen Orden von sechs Zoll Durchmesser erschienen sei, die Runde durch die amerikanische Presse. Der Kaiser, der einen derartigen Orden noch nie gesehen, habe den Gesandten gefragt, wo er die Dekoration erhalten habe; darauf

habe der Amerikaner stolz geantwortet: „That's of my own invention." (Den habe ich selbst erfunden.)

Das alles ist natürlich faustdicke Übertreibung im Exzentrikgenre. Tatsache ist nur, daß, wie schon gesagt, das System der Auswahl der Gesandten nach dem Beuteprinzip, verbunden mit der früheren amerikanischen Unkenntnis europäischer Gebräuche, nicht selten zur Entsendung unfähiger und wenig gebildeter Parteiboße führt, die in den heimischen Bier- und Whiskykneipen, den „saloons", sich mehr am Platze und behaglicher fühlten, als in den europäischen Salons. Es ist ein wahres Wunder, daß diese „Diplomaten" ihr Land nicht in blutige Kriege gestürzt haben, denn ohne grobe Verstöße gegen internationale Sitte und Anstand ist es bei ihnen sicherlich nicht abgegangen. Vermutlich haben die europäischen Kabinette solche Verstöße, die von dieser Seite kamen, nicht allzu tragisch genommen. Der britische Botschafter in Konstantinopel Sir Nicholas O'Conor sagte mir vor sieben Jahren, es habe eine Zeit gegeben, wo man in den europäischen Hauptstädten die amerikanischen Gesandten von vornherein als Amateure betrachtete und ihnen daher viel Geduld und Nachsicht entgegenbrachte. Man wußte, daß ihre „home interests", ihre politischen und sonstigen Geschäfte in der Heimat, ihnen weit wichtiger waren, als der ganze diplomatische Krempel, in dem sie sich nicht zurechtfinden konnten, und daß viele von ihnen sich um eine Auslandsmission nur darum beworben hatten, weil ihre eitlen Frauen sie dazu drängten. Den „Diplomaten" im Auslande entsprachen die „Staatsmänner" in Washington vom Schlage der Chandler und Frye, Jingo-Typen von rührender Einfalt in internationalen Dingen. So sagte einmal Frye im amerikanischen Bundessenat — es war dies drei Jahre vor dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges — mit gewinnender Gradheit: „Wenn ich Präsident wäre, so würde ich Kuba mit den Waffen in der Hand annektieren, denn wir wollen die Insel schon lange haben." Simply because we want it. Wer wird sich auch mit den Chikanen und dem langweiligen Paragraphenkram des Völkerrechts lange abgeben? We want it, and that settles it. Gibt es eine einfachere Formel?

Dieser amerikanische Diplomatentyp ist vielleicht noch nicht ganz ausgestorben, aber er ist sicherlich im Aussterben begriffen. Eine neue, moderne Gattung, mit großer Bildung und erheblicher Kenntnis europäischen Wesens verdrängt allmählich die „Amateure" von früher. Mit dem steigenden Verkehr zwischen Europa und Amerika, mit der zunehmenden Zahl der Amerikaner, die Europa bereisen und in Europa studieren, sowie anderseits der Europäer, die das große Land jenseits des Atlantic aus eigener Anschauung kennen lernen, ist auch das gegenseitige Verständnis für die Anschauungen, Sitten und Traditionen des anderen gewachsen. So ist es denn von selbst gekommen, daß die Amerikaner — namentlich seit ihrer stärkeren aktiven Beteiligung an der Weltpolitik — anfingen, die Notwendigkeit einer leistungsfähigen diplomatischen Vertretung zu begreifen; und ebenso konnten die Europäer die Wahrnehmung machen, daß in den Amerikanern brauchbares Material für ausgezeichnete Diplomaten steckt.

Der Übergang vom ungehobelten ex improviso-Diplomaten zu dem Typus Andrew D. White, David J. Hill und anscheinend auch J. W. Gerard hat sich natürlich nicht über Nacht vollzogen. Es wäre überhaupt ein schwerer Fehler, anzunehmen, daß alle amerikanischen Gesandten der ersten hundert Jahre minderwertige Spießbürger und schlecht erzogene Bezirkspolitiker gewesen wären. Es läßt sich sogar behaupten, daß dieses Element in der langen Reihe der amerikanischen Gesandten stark in der Minderheit war; freilich waren sie zahlreich genug, um in Europa ein sich allmählich festwurzelndes Vorurteil gegen die Vertreter der amerikanischen Diplomatie hervorzurufen. Dieses Vorurteil erhielt gelegentlich neue Nahrung durch unliebsame Vorfälle, die ein eigentümliches Licht auf das Verhalten des Washingtoner Auswärtigen Amtes gegenüber seinen eigenen Gesandten warfen. Es kam mehr als einmal vor, daß Intrigen, die ihren Ursprung in innerpolitischen Rivalitäten hatten, die Abberufung eines amerikanischen Gesandten herbeiführten oder ihn zu vorzeitiger Demission veranlaßten. Der bekannteste Fall ist der des Historikers John Lothrop Motley, dem dies zweimal widerfuhr. Das erste Mal als er Gesandter in Wien war (1861 bis 1867). Der Präsident Andrew Johnson, ein roher und ungeschliffener Mann, der jeden feingebildeten Menschen instinktiv haßte, ergriff einen geradezu unglaublichen Anlaß, um dem bedeutenden Geschichtsschreiber eine Demütigung zuzufügen. Er erhielt im Oktober 1866 aus Paris einen Brief, der angeblich von einem gewissen Mc. Crackin geschrieben war und in welchem Motley gröblich angegriffen wurde. Ohne sich auch nur von der Identität dieses Mc. Crackin zu überzeugen, übergab Johnson den Brief dem Staatssekretär Seward und ließ deutlich durchblicken, daß ihm eine Maßregelung Motleys erwünscht wäre. Seward ging bedauerlicherweise auf dieses Ansinnen ein und wollte den Gesandten wegen der ihm von Mc. Crackin angedichteten Ungehörigkeiten (Motley sollte öffentlich auf den Präsidenten Johnson geschimpft haben) zur Rechenschaft ziehen. Der Gesandte kam der ihm drohenden Abberufung durch freiwillige Demission zuvor. Im Frühjahr 1869 wurde Motley vom Präsidenten Grant nach London geschickt, aber schon im Dezember 1870 wieder abberufen. Als Grund für diese nochmalige Maßregelung wurde offiziell angegeben, Motley habe die Instruktionen des Staatssekretärs Fish in bezug auf die Alabama-Angelegenheit nicht genau ausgeführt; in Wirklichkeit wollte Grant durch die Abberufung Motleys Rache an dem Staatsmanne Sumner nehmen, dem Gönner und Freunde Motleys, da Sumner (wie auch Carl Schurz) dem Plane des Präsidenten, Santo Domingo zu annektieren, lebhaften Widerstand entgegensetzte. Wie zum Hohne ernannte Grant als Nachfolger Motleys einen gewissen Robert C. Schenck (einen Amerikaner holländischer Abkunft), dessen nationale Verdienste in der Abfassung eines Lehrbuches über — das Pokerspiel bestanden.

Motley war bekanntlich seit seinen Jugendjahren ein Intimus Bismarcks, den er 1832 in Göttingen kennen gelernt hatte. Als der berühmte Historiker George Bancroft, der die Vereinigten Staaten von 1867 bis 1874 in Berlin

vertrat, im September 1869 — gleichfalls infolge einer Intrige — abberufen werden sollte, bat Bismarck seinen Freund Motley in einem aus Varzin datierten Briefe, er möge seinen Einfluß aufbieten, damit Bancroft in Berlin belassen werde. Auch Bancroft gehörte zu Bismarcks Freundeskreise.

Ein anderer peinlicher Zwischenfall trug sich 1869 zu, als John P. Hale Gesandter in Madrid war. Hale wurde von dem Gesandtschaftssekretär Perry beschuldigt, das Gesandtschaftsprivileg der zollfreien Einfuhr von Gebrauchsgegenständen mißbraucht und Waren, die ihm unter diesem Privileg zugeschickt wurden, zu seinem Vorteile verkauft zu haben. In Wirklichkeit war Hale einem skrupellosen Kommissionshändler, dessen Perry sich zu einer Intrige gegen seinen Chef bediente, zum Opfer gefallen. Auch Hale entging der Abberufung nur durch rechtzeitigen Rücktritt. —

Welch eine Liste berühmter Namen, welch stattliche Anzahl wahrhaft bedeutender Männer steht jedoch der oben geschilderten Spezies gegenüber! Das Beutesystem belohnt nicht nur den Boß und den „heeler", sondern auch hervorragende Männer, die sich um ihre Partei verdient gemacht haben; hie und da wurden sogar, wenn die Republik ein wenig mit ihren großen Bürgern kokettieren wollte, die Parteiunterschiede aufgehoben und bedeutende Männer auch aus dem gegnerischen Lager ins Ausland geschickt. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle Berühmtheiten aufzuzählen, die den nordamerikanischen Freistaat in Europa vertreten haben. Ich werde mich mit einer kleinen Auslese begnügen müssen. Der Name Benjamin Franklins, des ersten amerikanischen Gesandten, ist aller Welt geläufig; mit Franklin und den späteren Präsidenten Jefferson und Adams schloß Friedrich der Große 1785 den denkwürdigen Freundschaftsvertrag, durch den er als der erste Monarch des europäischen Festlandes die eben aus der Taufe gehobene amerikanische Republik anerkannte. Henry Wheaton, der größte aller amerikanischen Völkerrechtslehrer, war 1835 bis 1845 Gesandter in Berlin und hat in dieser Eigenschaft u. a. den Vertrag mit dem hannover-oldenburg-braunschweigischen Steuerverein abgeschlossen. Wheaton war übrigens der erste regelmäßige diplomatische Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin; John Quincy Adams, der später der sechste Präsident der Vereinigten Staaten wurde, war 1799 als Spezialbotschafter zu Berlin ernannt worden, allein die Mission trug bloß einen vorübergehenden Charakter und erlosch mit dem Abschluß des zweiten Freundschaftsvertrages von 1799. James Buchanan, der fünfzehnte Präsident, war in den fünfziger Jahren Gesandter in London; einer seiner Nachfolger war Charles Francis Adams, der Sohn des sechsten Präsidenten, einer der begabtesten Diplomaten der neuen Welt, ein Mann von seltener Energie und Klugheit. Motley hat, wie schon erwähnt, die Union in Wien und London vertreten; Bayard Taylor, der berühmte Dichter und Publizist, ist 1878 als Gesandter in Berlin gestorben. George Bancroft, der eminente Historiker, hat durch seine Tätigkeit als Diplomat die Entwicklung des positiven Völkerrechts mächtig gefördert; seine Naturalisationsverträge mit dem Norddeutschen Bunde und anderen deutschen Staaten wurden von der englischen Regierung als Grundlage ihrer

Verträge in Amerika akzeptiert. Simon Cameron, Kriegsminister unter Lincoln, „der Zar von Pennsylvania", hat als Gesandter in St. Petersburg seinem Lande in der überaus kritischen Zeit des Bürgerkrieges die Freundschaft des mächtigen Rußland gesichert. Hannibal Hamlin, zur selben Zeit Vizepräsident der Vereinigten Staaten, ein Freund und Vertrauter Lincolns, der Hamlins außergewöhnliche Klugheit hoch schätzte, war Gesandter in Spanien, ebenso Caleb Cushing, ein hervorragender Jurist, einer der besten Attorney-Generals (Justizminister) der Vereinigten Staaten. James Russel Lowell, Gesandter in Madrid und London, gehört als Dichter und feinsinniger Essayist der Weltliteratur an; John Hay, 1879 bis 1881 Gesandter in London, einer der vornehmsten Publizisten des neuen Weltteils, wurde später Staatssekretär (Minister des Auswärtigen), als welcher er sich ganz hervorragende Verdienste erwarb; er ist vor einigen Jahren als Staatssekretär gestorben, nachdem er in Bad Nauheim vergeblich auf Heilung seines Herzleidens gehofft hatte. Wie Bayard Taylor, George Bancroft, J. M. Motley, Andrew D. White und verschiedene andere war auch John Hay ein aufrichtiger Bewunderer deutschen Geisteslebens. Reverdy Johnson, einer der wenigen amerikanischen Politiker, die ihr Denken und Handeln nicht in Parteifesseln schlagen ließen, hat als Gesandter in London den Alabama-Vertrag abgeschlossen. Johnson, Attorney-General im Kabinett des Präsidenten Taylor, war ein hervorragender, staatsmännisch denkender Politiker. J. A. Kasson, Gesandter in Wien und Berlin, war Autorität auf verschiedenen volkswirtschaftlichen Gebieten, so auf dem des Post-, Eisenbahn- und Tarifwesens. Alphonso Taft, unter Grant erst Kriegs- dann Justizminister, war Gesandter in Wien und St. Petersburg. Levi P. Morton, Anfang der neunziger Jahre Vizepräsident der Vereinigten Staaten, war früher Gesandter in Paris. Einem Vorgänger Mortons, dem großherzigen und tapferen Elihu Benjamin Washburne, ist Deutschland zu großem Danke verpflichtet. Washburne hatte, schon ehe er als Gesandter nach Paris ging, im politischen Leben seines Vaterlandes eine ehrenvolle Rolle gespielt. Im Kongreß, dem er sechzehn Jahre hindurch angehörte, war er, „der Vater des Hauses", überaus angesehen; 1869 war er kurze Zeit Staatssekretär unter Grant. Als Gesandter in Paris übernahm er nach der Abberufung des deutschen Gesandten den Schutz der Deutschen während der Belagerung und des Kommuneaufstandes und führte ihn unter großen Schwierigkeiten und Gefahren durch. Die hohe Achtung, deren er sich auch bei der französischen Regierung erfreute, war ihm bei dieser humanen Mission behilflich, denn die Pariser Behörden kamen ihm, soweit es nur ging, willig entgegen. Den ihm vom Kaiser Wilhelm angebotenen Roten Adlerorden lehnte er ab, dagegen nahm er die lebensgroßen Porträts an, die der Kaiser und Bismarck ihm übersandten. Auch Thiers und Gambetta ehrten seine Verdienste durch Überreichung ihrer Porträts. Thomas F. Bayard, in Clevelands erster Administration Staatssekretär, war der erste amerikanische Botschafter. Whitelaw Reid, einer der bedeutendsten amerikanischen Journalisten und Politiker, 1892 Kandidat für die Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten, war Bot-

schafter in Paris und in London; den ihm vor fünfunddreißig Jahren vom Präsidenten Hayes angebotenen Berliner Posten lehnte er ab. Amerikanische Gesandte, die ihrem Lande später als Kabinettsminister dienten, waren J. W. Foster (1892 Staatssekretär; ein hervorragender Kenner des Völkerrechtes, den 1895 der Kaiser von China bat, den Frieden mit Japan zu vermitteln), E. A. Hitchcock und C. E. Smith, beide Minister unter Mc. Kinley, und Oskar Straus, unter Roosevelt Handelsminister, der zweimal als Gesandter in Konstantinopel erhebliches Geschick und großen Takt an den Tag gelegt hat. Männer wie Karl Schurz (vor vierzig Jahren Gesandter in Madrid) und Andrew D. White brauche ich den Lesern nicht erst vorzustellen.

Dies wären in bunter Reihe die hervorragendsten Männer, die von der nordamerikanischen Union als diplomatische Vertreter ins Ausland geschickt wurden. Bedenkt man, daß die diplomatische Geschichte der Vereinigten Staaten wenig über hundert Jahre alt ist, so wird man zugeben, daß dies für einen so kurzen Zeitraum eine ganz präsentable Liste ist. Vergleicht man damit die Namen der Diplomaten, die von den großen europäischen Staaten nach Washington geschickt wurden, so ergibt sich sogar eine Unterbilanz für die Europäer. Wieviele ausgemachte Nullen hat z. B. das britische Gesandtschaftspalais in Washington in diesen hundert Jahren nicht beherbergt! Auch die Franzosen haben eigentlich nur einen einzigen Mann von internationaler Bedeutung nach Amerika geschickt, den unglücklichen Prévost-Paradol, der seinen glühenden Patriotismus mit dem Leben bezahlte; er jagte sich im Juli 1870 in Washington eine Kugel durch den Kopf, als er von dem Ausbruch des Krieges mit Deutschland Kunde erhielt; denn er sah das Unglück seines Vaterlandes deutlich voraus. Im allgemeinen läßt sich von den europäischen Regierungen sagen, daß sie zu häufig den Fehler begingen, nach Amerika Männer zu entsenden, die für ihr Amt wenig mehr mitbrachten als Geld und eine nach europäischen Begriffen große soziale Stellung. Beides zählt aber in den maßgebenden Kreisen der Vereinigten Staaten sehr wenig. Der Mann, der den Amerikanern durch Aufwand und Luxus imponieren könnte, existiert in Europa nicht; kein Europäer kann in diesem Punkt mit den Amerikanern erfolgreich konkurrieren. Der Respekt vor dem Adel ist drüben, soweit er überhaupt vorhanden war, ganz bedeutend gesunken, seitdem ein Teil der europäischen Aristokratie so unverhüllt, fast geschäftsmäßig, die Jagd auf reiche Amerikanerinnen betreibt. Eine andere Gruppe europäischer Diplomaten verfällt in den Fehler, ihren Verkehr hauptsächlich auf den Präsidenten, den Staatssekretär und einige andere hohe Funktionäre zu konzentrieren. Nun sind in allen wichtigen Fragen der Politik drüben keineswegs der Präsident und sein Kabinett ausschlaggebend. Die entscheidende Rolle bei allen Fragen von größerer Bedeutung, also z. B. beim Abschlusse von Verträgen, bei der Festsetzung von Einfuhrzöllen und bei allen Angelegenheiten, die ins Ausland herübergreifen, spielen vielmehr die Parteiführer in beiden Häusern des Kongresses und in letzter Linie die Ausschüsse (committees) des Senats und des Repräsentantenhauses, in deren Schoße das

Schicksal aller Gesetzvorlagen entschieden wird. Die Mitglieder dieser Ausschüsse sind gewiegte und erfahrene Politiker, berechnende Männer der Praxis mit unheimlich scharfem Blick und bis zur Schroffheit gesteigerter Rücksichtslosigkeit. Diese Männer, die sich wahrlich durch Titel, Orden und Adelsprädikate nicht blenden lassen, bestimmen nicht nur die Richtung der auswärtigen Politik, sondern es liegt auch in ihrer Macht, das ganze Volk für oder gegen eine fremde Regierung und deren Forderungen zu beeinflussen. Durch Feste und Bankette, durch Glanz und Prunk sind diese Männer nicht zu gewinnen, denn sie sind entweder selbst sehr reich oder durchaus anspruchslos. Wer etwas durch sie erreichen will, der muß ihnen durch Geschicklichkeit, Lebenserfahrung, Weltkenntnis und Klugheit Achtung abringen. Durch geschickten Verkehr mit einflußreichen Senatoren und Repräsentanten wird der kluge europäische Diplomat erreichen, daß für die Vorschläge seiner Regierung schon eine sichere Majorität in den Ausschüssen gewonnen ist, wenn er sie dem „Staatsdepartement" (Auswärtiges Amt) oder dem Präsidenten vorlegt. Leider verstehen sich nur wenige europäische Gesandte auf diese Kunst — trotzdem jeder von ihnen eine Diplomatenschule durchgemacht hat.

Zur Geschichte des staatsbürgerlichen Unterrichts

Die in unseren Tagen immer allgemeiner werdende Forderung, daß man schon die Jugend über das Wesen und die Aufgaben des Staates belehren und ihr eine tiefere Kenntnis der mannigfachen Erscheinungen des öffentlichen Lebens beibringen müsse, stammt nicht erst von heute und gestern.

Und wie bei allen modernen Erscheinungen, so ist auch hier unser historisch eingestelltes Empfinden bemüht, Ähnliches in früheren Zeitaltern aufzusuchen, um, wenn möglich, die Fäden zu verfolgen, die das heute Erstrebte mit dem früher Geforderten verbinden. Jede heutige Forderung sucht ja eine Art Beglaubigung in dem Nachweis, daß sie auf eine historische Entwicklung zurückblicken könne. Es ist auffallend, daß sich von diesem Bestreben auch nicht loslösen kann, wer ein modernes Problem als solches rein systematisch zu behandeln unternimmt.

In dieser Weise ist auch das neueste Buch verfahren, worin das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung nach allen Seiten hin beleuchtet wird, das von August Messer*). Ab ovo, d. h. von den Griechen und Römern, bis auf den

*) Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung (Die Pädagogik der Gegenwart, herausgegeben von Möbuß u. Walsemann, Bd. VI), Leipzig 1912. — Mit dem historischen

heutigen Tag verfolgt der Verfasser die Ansätze zur Lösung der Frage und die Meinungen darüber, im Lichte der Geistesentwicklung ihrer Zeit. Ein reiches Material wird entfaltet und namentlich in den Schriften der Zeit von 1750 bis 1850 manches Wertvolle wiederentdeckt. Immerhin wird sich der Verfasser dessen bewußt gewesen sein, daß er auf diesem Gebiete nichts Vollständiges geben konnte, sondern nur auf das Wichtige und Typische hinweisen. So wird es kein aussichtsloses Unternehmen sein, ergänzend einiges beizutragen zur Vervollständigung jener Skizze. Bei der Aktualität des Themas wird diesen Hinweisen das Interesse nicht fehlen.

Schon vor vierhundert Jahren hat der Franziskanermönch Eberlin v. Günzburg († 1526), nachmals einer der hervorragendsten volkstümlichen Prediger der Reformation, unter seinen tiefeingreifenden sozialen, politischen und kirchlichen Reformvorschlägen auch staatsbürgerlichen Unterricht gefordert*). In seiner Schriftenfolge: „Die fünfzehn Bundesgenossen" (1521) heißt es: „In jeglicher Vogtei soll man keinen lassen Bürger sein, er wisse denn ihre gemeinen Rechte und Bräuche.... Jeglicher soll gemeine Rechte wissen, und daß jeglicher wisse sein Billiges und Unbilliges"**). In einem Sendschreiben an die Ulmer macht Eberlin den Vorschlag, das Wänger Kloster (Wang, Stadt im württembergischen Donaugebiete) samt Einkünften zu einer Schule umzugestalten. In dieser sollten folgende Dinge gelehrt werden: 1. Eine Stunde morgens und eine Stunde abends die evangelische Lehre für Knaben und Mädchen. 2. Die Dinge zu gemeinem Gebrauch, wie bisher. 3. Schreiben und Lesen für die Mädchen. 4. Eine Stunde jeden Tag Landrecht, Stadtrecht, kaiserlich Recht, alte Historien usw. Und da sollten auch die Erwachsenen beiwohnen, besonders die zum Regiment der Stadt sich vorbereitenden. Auf diese Weise könnte man ersparen, die Jünglinge auf die hohen Schulen zu schicken, die doch nur Seelengruben seien, wo man Geld, Zeit und Zucht verliere***). Eberlins verständige Mahnungen sind von seinen Zeitgenossen kaum beachtet worden. Die überwältigende Teilnahme an den kirchlichen Vorgängen nahm die Staats- und Stadtverwaltungen und die literarischen Kräfte so in Anspruch, daß für die Anregungen des schwäbischen Theologen weder Zeit noch liebevolles Verständnis übrigblieb.

Auch im siebzehnten Jahrhundert kann von einer allgemeinen Verbreitung derjenigen Kenntnisse nicht die Rede sein, die man heute in weite Kreise tragen möchte. Nur der Beamtenstand und ein Teil des Adels war wohlgeschult in den Feinheiten des damaligen Reichsstaatsrechts, in den auf der Staatsraison

Teile dieses Buches berührt sich in vieler Hinsicht das ebenfalls 1912 erschienene und daher Messer unbekannt gebliebene Buch von Th. Franke (Geschichte der Staatserziehung in Schule und Erziehung, Leipzig 1912), dessen Wert in einer reichen Materialsammlung beruht.

*) Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden durch eine auf dem Vierten Verbandstag der akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands (30. März 1910) in Magdeburg gehaltene Rede des Oberstudienrates Mayer (Cannstatt) über „Moral und staatsbürgerlichen Unterricht".

**) Karl Hagen, „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter". 2. Bd. Erlangen 1843. S. 336.

***) K. Hagen, a. a. O. S. 345.

beruhenden politischen Ansichten und in den wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Kenntnissen. Wie sehr das Nationalgefühl darniederlag, braucht hier nicht dargelegt zu werden.

Eingehender hat sich über einen planmäßigen staatsbürgerlichen Unterricht erst ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts ausgesprochen, der ehrwürdige Justus Möser († 1794). Dieser größte politische Schriftsteller seines Jahrhunderts, ein „Prophet der Zukunft", der mit weitem, vorschauendem Blicke vieles geahnt und gewollt hat, was erst lange nach seinem Tode in Erfüllung gegangen ist *), verlangt von der deutschen Jugend „die vollständige Kenntnis der Landesregierung und Verfassung". Die Kinder in Stadt und Land, so setzt er in einem undatierten Briefe an Basedow**) auseinander, sollten durch die Geschichte — denn diese müsse, im Gegensatz zu Basedows Auffassung, keine Lehrerin der Moral, sondern der Politik sein — „sofort von dem Originalkontrakt, welchen die bürgerliche Gesellschaft, worin sie leben, errichtet hat, belehret werden. Sie sollten frühzeitig lernen, was ein eigener, ein erbrecht eigener Herd sei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer solche an ihrer Stelle in dem engen Nationalausschusse führe; wie weit die Vollmacht dieses Stimmführers gehe, und wie viel sie von ihrem Eigentum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Besten aufgeopfert haben." Ausführlicher spricht er darüber in seinen „Patriotischen Phantasien", in denen schon der junge Goethe „die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert" fand (Dichtung und Wahrheit, 13. Buch). In der 1770 veröffentlichten Phantasie: „Beantwortung der Frage: Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurteile sprechen?" heißt es: Der Mensch sollte „von Jugend auf mit den Gesetzen seines Landes bekannt gemacht und schon in der Schule zu einem künftigen Urteilsfinder auferzogen werden. . . Bei jedem der zehn Gebote sollten einem Kinde die daraus fließenden peinlichen Fälle, und was die Gesetze seines Landes darauf für Strafen verordnet haben, bekannt gemacht werden. So könnte er denken und sich hüten" ***). Seiner Zeit weit vorauseilend und lange bevor das Wort „Bürgerkunde" geprägt und als Unterrichtsfach empfohlen worden war, macht Möser (1770) den „Vorschlag zu einer Practica für das Landvolk" (II Nr. 31). Darunter versteht er eine in kurzen und deutlichen Sätzen vorgetragene amtliche Zusammenstellung aller Landesgesetze, Gewohnheiten und Rechtsregeln, „zugleich mit guten Räten und Mitteln sich zu helfen". Mit Hilfe einer solchen Practica könne in tausend Fällen der Landmann sich

*) Z. B. ein deutsches Volksheer, eine Kriegsflotte, Schwurgerichte, staatliche soziale Gesetzgebung (Altersversorgung, Arbeiterkolonien, Befähigungsnachweis usw.), einheitliche deutsche Handelspolitik, Fachschulen für Gewerbetreibende, Belehrung der Handwerker durch Muster- und Vorbildersammlungen, Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung u. a. m.

**) J. Mösers sämtliche Werke, herausgeg. von B. R. Abeken. 2. Ausg. Berlin 1858. Bd. X S. 117.

***) Mösers Werke, Bd. I S. 420, und mit ähnlichen Worten schon 1768 in der Vorrede zum 2. Teile der „Patr. Phant.", Bd. II S. 5.

selbst bescheiden und hätte nicht nötig, jeden guten und schlimmen Rat teuer zu erkaufen. „Warum soll die Kenntnis der Landesgesetze und Ordnungen, dieser Teil des menschlichen Unterrichts, der doch für die gemeine Wohlfahrt so wichtig ist, allein ein Geheimnis der Geschworenen sein?“ Ein derartiger „kurzer Unterricht“ würde eine Waffe sein gegen die Advokatenränke, die Unvollkommenheiten des Gerichtsverfahrens und die Spitzfindigkeiten der „römisch-gelehrten Richter, die den Geist der deutschen Verfassung und durch ihre Studien die Fühlung mit dem Volke verloren haben“. Von unendlichem Nutzen für das Landvolk müsse auch die Kenntnis der vornehmsten Wahrheiten der Dorf-, Marken- und anderer Polizeiverordnungen sein, ein kurzer Auszug der Taxordnung für Gebühren an Richter, Advokaten und Prokuratoren, eine Vergleichung der „Maßen“, eine Belehrung über Pfändungen, ein kleines Register, wie bei entstehenden Konkursen die Gläubiger geordnet werden u. a. m.

In seinen „Patriotischen Phantasien“ wie in der „Osnabrückischen Geschichte“ weist Möser gegenüber den Mängeln des deutschen Polizeistaates und der Beamtenherrschaft immer wieder auf die freiheitliche Selbstverwaltung der Engländer hin, die er in einem achtmonatigen Aufenthalte in England genauer kennen gelernt hatte. Die Forderung, daß schon die Jugend über die Gesetze und die Verfassung des Landes aufgeklärt werden müsse, findet sich bereits bei dem ihm wohlbekannten John Locke (1632 bis 1704), doch braucht man bei unserem selbständigen Denker keine Entlehnung anzunehmen.

Die Ansichten Mösers über Volkserziehung haben in seinem rationalistischen, weltbürgerlichen Jahrhundert kaum irgendwo Verwirklichung gefunden. Die Stimme des kerndeutschen Mannes aus dem weltabgelegenen kleinen Bistum Osnabrück reichte nicht weit, und seine Mahnung, daß Bürgerliebe nicht untergehen dürfe in Menschenliebe, verhallte in jenem kosmopolitischen Zeitalter, nur von wenigen gehört und beachtet.

An Mösers Phantasie: „Vorschlag zu einer Practica für das Landvolk“ erinnert ein Aufsatz des einst hochgeschätzten, jetzt fast vergessenen Peter Helfrich Sturz aus Darmstadt (1736 bis 1779): „Über die Verbesserung der Landschulen“. Darin wird ganz im Sinne Mösers „ein faßlicher Auszug der Landesgesetze“ verlangt, denn der Bauer solle wissen, was das Gesetz von ihm fordert, damit er es nicht durch unverschuldete Strafen, oder mit seinem Untergang durch Rabulisten erfahre*). Kenntnis der Gesetze war bei der von Möser oft beklagten und auch in einer bekannten Gellertschen Fabel gegeißelten Prozeßwut der Bauern jener Zeit unstreitig von höchstem Wert.

Mögen der kernige Westfale Justus Möser und der zwei Menschenalter später geborene Märker Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater“, in ihrem

*) Schriften von P. H. Sturz, 2. Teil, Wien 1819, S. 169. Sturz gehört neben Möser zu den besten Prosaschriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts. In seinem „Leben Justus Mösers“ (Mösers Werke, X S. 73 ff.) hat Friedrich Nicolai beide Schriftsteller miteinander verglichen.

Wesen und in ihrer literarischen Eigenart noch so sehr verschieden voneinander sein, in ihrer glühenden Vaterlandsliebe wie in ihrer hervorragenden erzieherischen Begabung und Neigung sind sie wesensverwandt. Beide betonen immer wieder die Notwendigkeit, der Unterricht müsse volkstümlicher werden und die Zöglinge eingehender auf die Pflichten und praktischen Bedürfnisse künftiger Staatsbürger vorbereiten. In noch größerem Umfange als Möser fordert Jahn „Kenntnis der allgemeinen Staatsangelegenheiten" und „Staatskunde in jedem Unterricht". In seinem noch heute wertvollen Buch: „Deutsches Volkstum"*) schreibt er: „Staatskunde ist verschieden von Staatslehre, Staatsrecht, Staatsgeschichte, aber sie muß ihnen vorhergehen, weil sich die anderen darauf gründen. Solche Staatskunde muß mehr sein als eine Zahlenstatistik, wo der Mensch den Rechenknecht macht, als eine oberflächliche Erdbeschreibung, die wie ein Steckbrief lautet, als eine Eilbotenreise auf der Schnellpost." Eine „Staatslehre" muß darauf folgen, d. h. Inbegriff von Zweck und Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Notwendigkeit. Wer in einem Staate mit Menschen leben, sich nicht als Waldbruder und Inselsiedler absondern will, muß dies wissen. Ein „Staatsrecht" muß diesen Unterricht beschließen, eine Deutlichmachung der gesamten vaterländischen Gesetzgebung und des Geistes, der sie erhalten und vollkommnen soll. Auf die besten Ausarbeitungen dieser Volksbücher setze man Preise, und der Staat trage so viel von den Druckkosten, daß auch der unbemittelte Staatsbürger nicht in Unwissenheit vergehe. Bei uns ist der Bürger nirgends mehr zu Hause als im Auslande, und nirgends weniger heimisch als im Vaterlande.... Wahre Kenntnis ist nie gefährlich, das Zwielicht der Halbwisserei allemal. Unwissenheit und Dünkel erzeugen widerspenstige Kannegießer und vorschreiende Maulhelden. Der Unterrichtete weiß, daß dem Staatsbürger die kleinen Opfer große Opferungen ersparen, daß die Gesetze den bösen Willen zügeln, die Einrichtungen wohltätige Leitungen ungeordneter Kraft werden, Beschränkung wilder Ausbrüche, Hemmen zerstörender Selbstsucht und Sicherung jeder wahren Freiheit. — — —

Der Staat muß Einrichtungen machen, daß seine Staatsbürger sich und ihn kennen lernen können, und gesetzlich bestimmen, daß sie es sollen. Etwa so: „Kein Kind darf die Schule verlassen, ohne das Notwendigste, das Unentbehrlichste von seinem Vaterlande zu wissen — eine Art Staatskatechismus. Keiner kann für großjährig gelten, Meisterrecht gewinnen, Gewerbe treiben, Haus und Hof annehmen, ein Amt oder Posten bekleiden, ohne Staatsbürger zu werden. Und das Staatsbürgerrecht wird nur erteilt nach vorhergegangener Prüfung (vor den Regierungen) über die Kenntnis der Rechte und Pflichten des Bürgers."

Unerläßlich erscheint Jahn eine genaue Kenntnis der heimischen Geschichte, „eine lebendige Geschichte des Vaterlandes, die ins Leben wieder hineinführt";

*) Neue unveränderte Ausgabe. Leipzig 1817, S. 166 ff. Das Wort „Volkstum" hat Jahn geprägt. „Volkstumskunde" nennt er die Wissenschaft, die wir heute als „Volkskunde" bezeichnen. Jahn wird von Messer nur ganz kurz, von Francke etwas ausführlicher behandelt.

„ohne die Kenntnis der vaterländischen Geschichte ist der Bürger ein Spielball in der Hand eines schlauen Betrügers". Empfehlend weist er hin auf das Altertum, das es „verstanden habe, durch vielerlei Mittel von früher Jugend an den Bürgern einen besonderen Staatsgeist einzuflößen und ihn immer neu zu beleben". Im „Deutschen Volkstum" hat Jahn sein Ideal einer deutschen Volkserziehung aufgestellt. Die Grundlage müsse die Menschenbildung sein, denn „die einträchtige Ausbildung des gesamten Menschen bewahrt vor aller und jeder leiblichen und geistigen Verkrüppelung und Verzerrung". Dann verlangt er liebevolle und eingehende Pflege der Muttersprache, das Lesen mustergültiger volkstümlicher Schriften (nicht Geister-, Ritter- und Räubergeschichten, Schmutzschriften, Giftbücher: „eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht!"), ferner Staatskunde, vaterländische Geschichte, „allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volke in der Jugend, vom Fürstensohn bis zum Tagelöhnerkinde hinunter", „Allgemeinmachung der schönen Künste" („Kunstgefühl, Geschmack, frühe Bildung des Schönheitssinnes, Achtung für Werke der Kunst und des Fleißes müssen schon aus den Schulen hervorgehen"), endlich Leibesübungen in weitestem Umfange. Notwendiger noch als Knabenschulen erscheinen ihm „Mägdchenschulen", „denn das Weib muß aus der Schule vollendeter hervorgehen als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachschule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts". „Die Wirkungen einer solchen deutschen Volkserziehung werden unendlich sein wie alles Gute, über die Grenzen des Staats sich verbreiten und über seine Dauer hinausleben. Mit dem Staate, durch ihn, für ihn und in ihm wird der Bürger fühlen, denken und handeln; er wird mit ihm und dem Volke eins sein im Leben, Leiden und Lieben. Aus dem Wechsel aller Zeiten wird immer schöner das Volkstum und die heilig bewahrte Ursprünglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich abspiegeln. Es werden große Menschen aus der Erziehung hervorgehen, da unsere Schulen bis jetzt nur höchstens fertige Geschäftsleute ziehen konnten. Wenn jene Zöglinge aus der Schule ins Leben treten, werden sie handeln, ohne erst anderen abzusehen, was sie tun sollen.... Mit menschlicher Hochkraft wird ein solcher Volksgezogener als Mensch, als Bürger, als Deutscher sich fühlen.... Das Volk wird zu einer großen, innig verbundenen Familie zusammenwachsen, die auch das kleinste Mitglied nicht sinken lässet.... Vertilgt kann ein solches Volk werden, wie ganze Gegenden durch den Glutstrom eines Feuerbergs, aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht in aller Ewigkeit nicht." Hoffen wir, daß des wackeren Mannes unzerstörbarer Glaube an die Zukunft unseres Volkes nimmer zuschanden werde!

Beherzigenswerte, aber noch heute nur zum geringen Teile Wirklichkeit gewordene Vorschläge, wie die Schule ihre Zöglinge zu Staatsbürgern erziehen solle, und wie „zwischen Schule und Leben eine beständige Wechselwirkung, eine rege geistige Verbindung zu vermitteln wäre", macht der durch Reichtum an Kenntnissen und Darstellungsgabe hervorragende Geschichtschreiber Karl Hagen

in einem 1845 veröffentlichten Aufsatz: „Über nationale Erziehung. Mit besonderer Rücksicht auf das System Friedrich Fröbels*)." Er schlägt die Gründung von freien Vereinen, Erziehungsvereinen vor, wie sie damals im Thüringischen und Sächsischen unter Mitwirkung Fröbels da und dort schon ins Leben getreten seien. Aber zu diesen Vereinen und den schon überall bestehenden „Singvereinen, Gewerbsvereinen, landwirtschaftlichen, literarischen und Lesevereinen" müßten politische treten, die dafür sorgten, daß das in der Schule Gelernte weiter entwickelt und für das praktische Leben nutzbar gemacht würde. „Diese sind um so notwendiger, weil in der Schule — die Universität ausgenommen — von Politik keine Rede ist, und auch nicht zu sein braucht." Aber politische Bildung, „nicht das Räsonieren, nicht die sogenannte Kannegießerei, sondern die wirkliche Kenntnis von den Zuständen des Staates im allgemeinen und des besonderen, in welchem man lebt", sei jedem vonnöten, der in allen Beziehungen wahrer Mensch sein will. Eine genaue Kenntnis der Staatsverfassung sei das erste Erfordernis. Hagen schlägt vor, den Anfang mit der Belehrung darüber in den allenthalben in Deutschland bestehenden Sonntagsschulen zu machen, so daß der junge Mann, wenn er in den politischen Verein tritt, die Kenntnis der Verfassung schon mitbringt. In den letzteren sollten vornehmlich Geschichte, vorzüglich die des Vaterlandes und der neuesten Zeit, dann die verschiedenen Staatsverfassungen, die Gerichtsverfassung, Handel und Gewerbe usw. zur Sprache gebracht werden. Die Einrichtung denkt sich Hagen ungefähr so: Alle acht Tage etwa hält der Verein eine Sitzung; wenn man will, kann man dabei trinken nach altgermanischer Sitte. Hier hält einer oder der andere einen Vortrag über einen beliebigen Gegenstand, an den eine allgemeine Erörterung sich anschließen kann. Diese bietet zugleich eine gute Übung im freien Sprechen. Der politische Verein müßte auch Zeitungen und Bücher für die Mitglieder anschaffen; wichtigere kleine Schriften könnten gleich im Verein vorgelesen werden. Gut wäre es auch, wenn einer etwa ein Vierteljahr oder ein halbes hindurch Vorträge hielte über einen größeren Gegenstand, wie z. B. über Geschichte, über die Handelsverhältnisse, die Staatsverfassung verschiedener Länder usw., um den Mitgliedern eine zusammenhängende Kenntnis zu verschaffen. Derartige politische Vereine seien in England und Nordamerika, auch in der Schweiz, die Vorschule für künftige Volksvertreter. Und uns Deutschen, denen man nicht mit Unrecht Mangel an politischem Takte vorwerfe, und die ihre lückenhaften politischen Kenntnisse in der Hauptsache aus Zeitungen schöpften, seien solche Vereine ganz besonders nötig. Durch sie werde das Gefühl der Gemeinsamkeit, das Bewußtsein, einem größeren Ganzen anzugehören, worauf schon in den (Fröbelschen) Kindergärten und auf den Turnplätzen hingearbeitet worden sei, erst recht befestigt werden. Dieses Gefühl nicht nur im Kinde, im Jünglinge, sondern

*) Er steht im zweiten Bande seines Werkes: „Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet". Stuttgart, Franckh, 1845, S. 277 ff. Hagen war Professor in Heidelberg, * 1810, † 1868.

auch im Manne zu erzeugen und den Menschen zum Mitgliede einer höheren Gemeinschaft, zum Staatsbürger, zum Patrioten heranzuziehen, müsse das letzte und höchste Ziel aller Menschenbildung sein.

Politische Vereine, wie sie Hagen im Sinne hatte, haben wir erst seit wenigen Jahren, in den hie und da gegründeten „Jugendvereinen". In weit größerem Umfang freilich läßt sich die politische Schulung der Jugend die Partei angelegen sein, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu beseitigen. In den sozialdemokratischen Jugendvereinen und Rednerschulen werden die Waffen für diesen unedlen und traurigen Kampf geschmiedet.

Mit den politischen Vereinen hält Karl Hagen die staatsbürgerliche Volkserziehung noch nicht für abgeschlossen. Ihren Schlußstein muß nach seiner Meinung das Volksfest bilden. Schon Friedrich Ludwig Jahn hatte Volksfeste „mit vaterländischen Vorträgen" gefordert, durch die es „uns endlich auch wieder gelingen müsse, Staat und Kirche zum Besten des Volks in gemeinschaftliche Wechselwirkung zu setzen" *).

Die schon bestehenden Volksfeste könnte man, meint Hagen, recht gut benutzen, aber sie müßten einen höheren Charakter erhalten. Sie dürften keineswegs bloß Feste des Behagens sein, auch nicht bloß Feste für einen untergeordneten Teil der nationalen Tätigkeit, wie z. B. für Landwirtschaft u. dgl., sondern für alle Klassen, für alle Richtungen der Kultur, der materiellen wie der geistigen.

Zunächst also würden auf dem Volksfeste die „Gewerbsvereine" die Erzeugnisse ihrer Industrie ausstellen, ebenso die Landwirte die des Landbaues oder der Viehzucht, die Künstler die Hervorbringungen ihrer Phantasie, die Singvereine könnten miteinander wetteifern. Auch die Dichter müßten dabei berücksichtigt werden: lyrische Gedichte oder Epen könnten sie selber vorlesen, Dramen würden aufgeführt. Dies würde unserer nationalen Dichtkunst einen großen Anstoß geben, bessere Empfänglichkeit im Volke für nationale Stoffe schaffen und das lange erhoffte Nationaltheater vorbereiten. Denn das Zusammensein von Volksmassen weckt in diesen das Gefühl der Gemeinsamkeit, die Liebe zum Nationalen, und die Dichter würden durch stärkere Betonung der volksmäßigen Richtung, die ihnen bisher gefehlt hat, um allgemeinen Anklang zu finden, nun wirkliche Volksschauspiele schaffen und große Wirkungen erzeugen.

Die meiste Rücksicht verdiente natürlich das Drama, das Lustspiel wie die ernste Gattung. Beide aber müßten einen politischen Charakter tragen. Das Schauspiel hätte seine Stoffe aus der Vergangenheit, aus der Geschichte des Vaterlandes zu nehmen, das Lustspiel aber müßte sich nur mit der Gegenwart befassen, und zwar mit ihren politischen wie sozialen und literarischen Zuständen, kurz, es müßte ein aristophanisches sein. Ein Ausschuß könnte die vorher eingesandten Stücke prüfen und die zur Ausführung zu bestimmenden auswählen.

*) Jahn, „Deutsches Volkstum". 1817. S. 270.

Dergleichen Volksfeste würden außer den angegebenen noch andere günstige Wirkungen üben. Dadurch, daß hier fast alle Richtungen der menschlichen Tätigkeit nebeneinander sich bewähren könnten, käme in das Volk das Bewußtsein von der Notwendigkeit des Zusammenhandelns aller Nationalkräfte. Die materielle und die ideelle Richtung unserer Zeit, die so häufig miteinander im Streite liegen, würden sich dadurch am ersten versöhnen: die Unentbehrlichkeit der einen wie der anderen für die Erreichung einer nationalen Größe würde am leichtesten in die Augen springen. „Volksfeste, in diesem Sinne eingerichtet, würden eine unermeßliche Wirkung hervorbringen: sie würden wesentlich dazu beitragen, uns das zu verschaffen, was wir bedürfen, nämlich ein wahres Nationalgefühl und eine wahre Nationalkraft."

Die Zeiten, da Volksfeste ernstlich als Mittel politischer Bildung in Betracht kamen, liegen weit hinter uns. Die Entwicklung der parlamentarischen Einrichtungen hat den Kampf um das Ob und Wie politischer Unterweisung, die Frage nach der Selbsttätigkeit der freien Bürger in dem als notwendige Lebensform begriffenen Staate auf ganz andere Kampfplätze verlegt. Hier dürfen vielleicht noch zwei Männer gehört werden, die von entgegengesetzten Standpunkten in das gewandelte Problem hineinleuchten. Wilhelm Heinrich Riehl, einer der ausgezeichnetsten Kenner des Volkes in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, war der Meinung, daß die Verfassung und die damit gegebene neue Stellung des einzelnen Bürgers zum Staate wohl ins Volksbewußtsein übergehen könne, ohne daß deshalb die Einzelheiten verstandesmäßig aufgenommen werden, und er möchte die starke Schicht der reinen Gefühlspolitiker im Volke nicht missen. „Die politische Bildung verbreitet sich über alle Volksschichten, aber sie vertieft sich nur bei einzelnen. Und hierin eben liegt die steigende Gefahr. Denn durch so allgemeine, aber oberflächliche Kenntnis des politischen Lebens wächst der Trieb, in dieses Leben selbständig einzugreifen, ohne daß die Befähigung gleichermaßen zunähme." Und an anderer Stelle: „Das Studium der Verfassung hat nur dann einen Sinn, wenn es im Zusammenhange mit eigener Kritik betrieben wird; wollte man den Kindern einen politischen Katechismus einprägen, so wäre das nur eine Anleitung zum unreifen Räsonieren." Und wenn hier gewiß Klippen liegen, die auch von der heutigen staatsbürgerlichen Erziehung schwer zu umsegeln sein werden, so besteht doch Treitschkes Bekenntnis zum Staatsbewußtsein nicht minder zu Recht und gibt den Beweis der Notwendigkeit einer politischen Erziehung jedes einzelnen: „Für den Staat besteht die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den einzelnen die psychische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate teilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesamtheit fordert." Daß diese Teilnahme nur auf Grund der im einzelnen Bürger erwachsenen Überzeugung stattfinden kann, daß mithin jeder vor die entscheidenden Fragen gestellt

werden muß, erscheint heute im Staate des allgemeinen Wahlrechts erst recht dringend.

Es ist ein gutes Zeichen für den Ernst und das Pflichtbewußtsein, das im deutschen Volke und besonders in seinen natürlichen Führern und seinen Erziehern lebt, wenn alsbald, nachdem diese Notwendigkeit klar erkannt worden war, die öffentliche Debatte mit einem Eifer eingesetzt hat, wie man ihn selten beobachten kann. Der Deutsche will auch hier gründliche Arbeit tun, und wie nicht anders zu erwarten, prallen die Ansichten mit Heftigkeit aufeinander. Doch ist es jetzt schon deutlich, daß nicht mehr das Ob, sondern nur das Wie und das Wieviel zur Besprechung steht*).

Das eine steht jedenfalls heute fest — und damit schreiten wir bewußt über die meisten der früheren Ansichten hinweg —, daß „die enge intellektualistische Erziehungsaufgabe, die sich mit bürgerkundlicher Belehrung gleichsetzte, in der Literatur wenigstens als überwunden angesehen werden kann" (Messer). Neben das politische Wissen muß die Gewöhnung an politisches Denken und die Erziehung zu politischem Wollen treten. „Das politische Verantwortlichkeitsgefühl, auch jedes einzelnen, ist die schönste und reichste Frucht der politischen Bildung" (Rühlmann).

Das Ziel ist heute klarer erfaßt als in früheren Zeiten; über die Wege zu diesem Ziel ist noch mehr Klarheit zu gewinnen. Daß nicht nur Elternhaus und Schule, sondern auch Universität und Heer, Jugendverein und Turnerei zusammenwirken müssen, scheint unerläßlich. Das Wichtigste aber wird hier wie in allen Dingen der Erziehung nicht mit äußerlichen Gebärden kommen müssen: im Herzen des jungen Deutschen muß der Ernst der nationalen Aufgabe keimen. Deutsch sein verpflichtet.

*) Die Besprechung über die Fragen der staatsbürgerlichen Erziehungstätigkeit hat sich seit 1911 ein eigenes Organ geschaffen, die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart", Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen, herausgegeben von Fr. Friederich und Paul Rühlmann. (Leipzig und Berlin, Teubner, jetzt im dritten Jahrgang erscheinend.) In ihr werden durch theoretische Darlegungen und praktische Erfahrungen aus den Schulen in oft ausgezeichneter Weise die hier einschlägigen Fragen behandelt. Einen guten Einblick in die gegenwärtigen Erörterungen gibt auch das Schriftchen „Staatsbürgerliche Erziehung durch Schulen und Hochschulen", ein Bericht, herausgegeben von dem Verein „Recht und Wirtschaft" und der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung". (Hannover 1913, Helwing.) Die gerade auf dem vorliegenden Gebiete deutlichen Ähnlichkeiten unserer Zeit mit dem Aufklärungszeitalter betont mit Recht W. Pätzold („Deutsche Nationalerziehung in der Volksschule", Leipzig und Berlin, 1913, Jul. Klinkhardt), doch ist er der Gefahr nicht entgangen, bei seinen Reformvorschlägen einseitig das Wirtschaftliche zu betonen.

Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der Ostmark

Von einem alten Ostmärker

Wieder einmal lenkt ein Wechsel im Präsidium der Ansiedlungskommission zu Posen die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese im Vordertreffen des nationalen Kampfes um Posen und Westpreußen stehende Behörde. Der jetzt nach fünfjähriger Tätigkeit von Posen geschiedene Dr. Gramsch ist ein Mann von ganz ungewöhnlicher Gewandtheit und hervorragenden Kenntnissen, der sein Bestes daran gesetzt hat, das große Besiedlungswerk im Osten zu fördern. Und doch empfand er nach einer verhältnismäßig so kurzen Tätigkeit auf dem heißen Boden Posens gleich seinem Vorgänger Blomeyer, der auch nur fünf Jahre auf dem Posten verblieb, das Bedürfnis, sich auf einen Regierungspräsidentenposten in einer kleinen Stadt des Ostens zurückzuziehen (obwohl er diese Stellung bereits vor seiner Ernennung zum Präsidenten der Ansiedlungskommission bekleidet hatte). Die Kenner der ostmärkischen Verhältnisse wissen auch, daß Rudolf von Wittenburg, der erste langjährige Ansiedlungspräsident — vorher hatte der Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler dies Amt mitverwaltet —, an dem seine Mitarbeiter und Ansiedler mit der größten Anhänglichkeit und Verehrung hingen, nicht gerne und nicht in Frieden aus der von ihm so sehr geliebten Stellung geschieden ist. Fragt man nun nach den Gründen, die die Stellung des Ansiedlungspräsidenten — und welche Stellung im preußischen Staate könnte an sich dankbarer sein als die, alljährlich etwa zehntausend deutschen Volksgenossen Land und Brot zu geben — so schwierig machen, so sind sie in erster Linie darin zu suchen, daß der Inhaber dieser Stellung bei der tief in alle wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse einschneidenden Bedeutung, die Ankauf und Aufteilung jedes größeren Gutes für Gemeinde und Kreis, Kirche und Schule, Nachbarschaft und Verkehr, Handel und Wandel naturgemäß haben müssen, trotz des größten Entgegenkommens gegen alle berechtigten Anliegen der Beteiligten viele Wünsche nicht befriedigen kann und manchen vor den Kopf stoßen muß. Bezahlt der Staat ein Gut noch so hoch, so wird der Verkäufer immer finden, daß er nicht genug erhalten, daß das Inventar nicht genügend hoch abgeschätzt ist, daß ihm bei der

Abrechnung unberechtigte Abzüge gemacht sind usw. Und er wird seinen Groll nicht etwa ruhig hinabwürgen, wie er dies beim Verkaufe an einen Privatkäufer vermutlich getan hätte, sondern er wird urbi et orbi verkünden, wie schmählich er vom Staate behandelt worden ist. Ein großer Teil dieser Mißvergnügten bleibt in den Ansiedlungsprovinzen oder doch in Verbindung mit ihnen und macht Stimmung gegen den Präsidenten der Ansiedlungskommission und die gesamte Behörde.

Die deutschen Besitzer aber, die auf ihrer Scholle bleiben, ärgern sich über die hohen Preise, die die ihre Güter an den Staat veräußernden Berufsgenossen einstreichen, bedauern den Verlust des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Ausgekauften, jammern über die Schädigung ihrer Jagd durch die hundehaltenden und gelegentlich wildernden Ansiedler und gefallen sich darin, die — zum weitaus größten Teile durchaus ordentlichen und wirtschaftlichen — Ansiedler als eine Horde hergelaufenen Gesindels zu bezeichnen. Ihr Zorn richtet sich ebenfalls gegen die Ansiedlungskommission, der sie nicht genügende Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse der Ansiedlungsprovinzen vorwerfen. Die höheren Regierungsbeamten der Ostmark bis in die obersten Stellungen hinauf werden von diesen Mißvergnügten politisch orientiert, kommen mit ihnen fortgesetzt gesellschaftlich in engste Berührung; dazu tritt das durch die Tätigkeit der Ansiedlungskommission notwendig bedingte starke Eingreifen in das sonst den sogenannten Regiminalbehörden (Landräten, Regierungen usw.) vorbehaltene Gebiet der allgemeinen Landesverwaltung und der der Domänenverwaltung unerwünschte neuerdings häufigere Übergang von Domänen auf die Ansiedlungskommission, kurz auch bei den ordentlichen Verwaltungsbehörden erfreut sich das große Ansiedlungswerk einer recht mißliebigen Beurteilung und der Ansiedlungspräsident ist oft recht scharfer Kritik ausgesetzt. Durch das enge — neuerdings etwas gelockerte — Verhältnis, in dem die Ansiedlungskommission hinsichtlich des Geldverkehrs mit der Posenschen Landesgenossenschaftskasse (Raiffeisen) und hinsichtlich des gesamten Getreideverkaufs, Sämereien- und Düngungsmittelankaufs mit dem ebenfalls der Raiffeisenorganisation angehörigen Deutschen Lagerhause (Posen) steht, ist ein Teil des Händlertums der Ansiedlungsprovinzen, der früher seine Geschäfte mit den Besitzvorgängern der Ansiedlungskommission machte, aus diesem Geschäft verdrängt worden und durch die zahlreichen Kredit-, Betriebs-, Viehverwertungs- usw. Genossenschaften, die die Ansiedlungskommission in den neuen Ansiedlergemeinden ins Leben ruft, wird nicht nur der Geld-, Vieh- und Warenwucher im Interesse der Ansiedler nach Möglichkeit ausgeschaltet, sondern überhaupt der Zwischenhandel sehr erheblich eingeschränkt. Natürlich berührt aber diese Neuerung den Lebensnerv zahlreicher Existenzen sehr empfindlich, und so sind denn auch die kaufmännischen Kreise von Posen und Westpreußen mit sehr wenigen Ausnahmen trotz der vielen Millionen, die die Ansiedlungspolitik dem Geldmarkt der beiden Provinzen zuführt, mehr oder weniger offene Gegner des großen Siedlungswerkes. Erbitterte

Feinde der Ansiedlungskommission sind ferner natürlich die landwirtschaftlichen Beamten, die alljährlich so und soviele Administratoren- und Assistentenstellen auf den zur Aufteilung gelangenden großen Gütern eingehen sehen und für die sich hiermit die Lebensaussichten verschlechtern. Endlich sind manche Beamte in der Ostmark schon um deswillen keine Freunde der Ansiedlungskommission, weil ihnen durch deren Tätigkeit erhebliche Mehrarbeit erwächst. Wenn man daher einer kürzlich erschienenen ziemlich wertlosen Broschüre eines Barons Karl Puttkamer, der vor sehr langen Jahren und sehr kurze Zeit Landrat des Kreises Mogilno war und sich jetzt, nachdem sich alle Verhältnisse in der Ostmark, wie er sie einst kannte, von Grund aus verändert haben, berufen fühlt, sich über „die Mißerfolge in der Polenpolitik" zu verbreiten, wenigstens einen Punkt als richtig dargestellt zugeben kann, so ist es der, daß die Ansiedlungspolitik in der Ostmark wenig Freunde hat. Jedem Kenner der posenschen und westpreußischen Verhältnisse ist es bekannt, daß hinter dieser Politik in den Ansiedlungsprovinzen im wesentlichen nur eine Anzahl von Beamten und Lehrern mit ihrem Anhang, sowie ganz wenige Großgrundbesitzer und Angehörige der freien Berufe stehen. Diese Kreise hat der Ostmarkenverein zu einer ziemlich einflußreichen Organisation zusammengefaßt. Die Mehrzahl aber der eingesessenen deutschen Landwirte, Gewerbetreibenden, Ärzte und Anwälte steht dieser Politik leider mit Mißtrauen gegenüber und ersehnt die Wiederkehr der alten Zeiten, in denen — angeblich — zwischen Polen und Deutschen eitel Friede und Freundschaft herrschte. Es hilft nichts, dieser Tatsache gegenüber die Augen zu schließen, es kann sich nur darum handeln, wie man hier Abhilfe schafft. Viel könnte ja freilich geholfen werden, wenn man sich in Zukunft nicht mehr auf die — allerdings für die planmäßige Eindeutschung der ostmärkischen Städte ungemein wichtige — Einkreisung dieser Städte mit einem Kranze deutscher Ansiedlungsdörfer allein beschränkte, sondern nunmehr endlich, nachdem die Annahme des Antrags Viereck im Abgeordnetenhause deutlich erwiesen hat, daß auch parlamentarische Schwierigkeiten nicht zu befürchten sind, eine zielbewußte Städtepolitik in Angriff nähme und durchführte. Der Ansiedlungskommission kann man keinen großen Vorwurf daraus machen, daß sie auf diesem Gebiete bisher wenig geleistet hat, denn ihr ist gesetzlich die Grenze gezogen, die sich aus ihrer Aufgabe der Bildung ländlicher Gemeinden und der Ansetzung von Bauern und Arbeitern ergibt, aber die ordentlichen Verwaltungsbehörden, die ja jetzt endlich, wie ich mit Freuden höre, der Sache nähertreten wollen, haben das Stadium der „Erwägungen" allzulange hingezögert. In einer vor etwa vier Jahren anonym erschienenen Broschüre über „Ostmärkische Städtepolitik" sind hierfür außerordentlich wertvolle Anregungen gegeben worden, die leider bisher noch der Verwirklichung harren. Gelingt es beispielsweise ebenso wie man jetzt auf dem Lande vermittelst der „Deutschen Bauernbank" (Danzig) und der „Deutschen Mittelstandskasse" (Posen) den alten deutschen Besitz unter Regelung der Hypotheken und Erleichterung der Zinslast für alle Zeit der

deutschen Hand sichert, auch in den Städten die lebensfähigen deutschen Existenzen an die Scholle zu fesseln und daneben — nicht etwa durch korrumpierende direkte Unterstützungen, sondern lediglich durch Gewährung billiger Tilgungsdarlehne — neue selbständige gewerbliche Nahrungen in größerer Anzahl zu schaffen, so werden auch die deutschen Städter mehr und mehr für eine tatkräftige Ostmarkenpolitik gewonnen werden. Weit schwieriger ist das Verhältnis der Ansiedlungskommission zu den deutschen Großgrundbesitzern. Statt daß diese dankbar anerkennen, daß ihre persönliche Bedeutung in Kreis und Provinz und der Wert ihrer Güter sich durch Ankauf und Besiedlung so zahlreicher Nachbargüter in ganz ungeahnter Weise erhöht haben, sehen sie meist ihre Hauptaufgabe darin, die Erfolge der Ansiedlungspolitik herunterzureißen und tatkräftige Schritte der Staatsregierung zu bekämpfen. Es sei hier beispielsweise nur an den Protest vieler deutscher Besitzer gegen das Enteignungsgesetz von 1908 erinnert. Dadurch, daß man die sogenannte Besitzfestigung — also kurz gesagt die Ersetzung der teuren und kündbaren Privathypotheken durch billige und unkündbare Staats- usw. Rente unter Einräumung eines staatlichen Wiederkaufsrechtes für den Verkaufsfall — auch auf die größeren Güter ausdehnte, ist man dem deutschen Großbesitz bereits — mit Recht — sehr entgegengekommen, noch mehr geschieht das durch Begünstigung der Fideikommißbildung vermittelst des Stempelerlasses und der Nobilitierungen. Auch hat man die Führer der deutschen Landwirte z. B. Herrn von Oldenburg-Januschau, den jüngst verstorbenen Herrn von Born-Fallois u. a. in die Ansiedlungskommission berufen und auch sonst die Wünsche der ostmärkischen Großgrundbesitzer nach Möglichkeit berücksichtigt, insbesondere ihnen die immer wieder verlangte Bildung sogenannter Restgüter trotz der großen dagegen im nationalen Interesse bestehenden Bedenken zugestanden. Trotz alledem ist es nicht gelungen, die überwiegende Mehrheit des deutschen Großbesitzes für das Ansiedlungswerk zu gewinnen. Sehr viel könnte man freilich dadurch erreichen, daß die Regiminalbehörden (Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräte) die Gewährung aller staatlichen Gnadenbeweise mit ihren gesellschaftlichen Verkehr im Hause davon abhängig machten, daß der betreffende Besitzer öffentlich für oder doch nicht gegen eine tatkräftige Ostmarkenpolitik und insbesondere die Fortführung des großen Siedlungswerkes eintritt. Der Besitz großer Güter sollte den deutschen Besitzer ebenso zur Mitarbeit im völkischen Gemeinwesen verpflichten wie dies das Polentum von seinen Volksgenossen bereits seit längerer Zeit verlangt. Immerhin wird die Stellung der staatlichen Kolonisationsbehörde zum deutschen Großbesitz noch auf lange Zeit hinaus keine einfache sein und es wird ein sehr gewandter Mann an der Spitze der Ansiedlungskommission gestellt werden müssen, um Reibungen zu vermeiden.

Jedesmal, wenn die nicht immer erfreulichen inneren Verhältnisse der Ansiedlungskommission und ihre Stellung zu den „Regiminalbehörden" erörtert werden, fragt man sich ob wohl die Organisation dieser Sonderbehörde so gestaltet werden könnte, daß Reibungen vermieden werden und ihr Präsident

die erforderliche Bewegungsfreiheit erhält. Rechtlich ist ja die Stellung der Ansiedlungspräsidenten seit einer Reihe von Jahren im wichtigsten Punkte ganz außerordentlich gehoben worden, denn während früher das Plenum der Ansiedlungskommission (bestehend aus den Oberpräsidenten von Posen und Westpreußen, dem Ansiedlungspräsidenten und einer Anzahl vom Könige aus den Landwirten der beiden Provinzen ernannten sonstigen Mitgliedern — die früher gleichfalls stimmberechtigten Kommissare der verschiedenen beteiligten Minister haben jetzt nur noch beratende Stimme —) über den Ankauf von Gütern aus deutscher Hand entschied und der Präsident nur polnische Güter auf eigene Hand erwerben konnte, ist er jetzt auch zum Erwerb deutscher Güter ohne Anhörung der Vollversammlung berechtigt. Tatsächlich aber setzt er sich vor jedem Ankauf mit dem Landrat, dem Oberpräsidenten und dem Ministerialreferenten in Verbindung, um nicht bei einer dieser Instanzen anzustoßen. Im Endergebnis führt dies natürlich dazu, daß nur sehr wenige angebotene Güter das allgemeine Plazet der verschiedenen Amtsstellen erhalten und daß dadurch selbst das an sich in den letzten Jahren schon sehr beschränkte Angebot von für Besiedlungszwecke geeigneten einigermaßen preiswerten Gütern nur zum geringen Teile berücksichtigt werden kann. Nachdem nun am 9. April 1908 nach harten Kämpfen der Grundsatz der Enteignung für Ansiedlungszwecke Gesetzesform angenommen hat, hat die Stellung des Ansiedlungspräsidenten nicht, wie man annehmen sollte, an Macht gewonnen, sondern die Entscheidungen über vorzunehmende Enteignungen werden ausschließlich in Berlin getroffen, und von Rücksichten der allgemeinen Staatspolitik bestimmt. Es ist ja gewiß nicht zu verkennen, daß diese Entscheidungen grundsätzlicher Natur sind und von weittragender Bedeutung für die auswärtige Politik (Verhältnis zu Österreich) und die innere parlamentarische Situation (Zentrum) sein können. Trotzdem wäre es wohl richtiger, die Entscheidung über die Durchführung der Enteignung im einzelnen der Vollversammlung der Ansiedlungskommission zu überlassen, zumal ja gesetzlich das Höchstmaß der zu enteignenden Fläche auf 70000 Hektar beschränkt ist. Wird der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten oder der Ministerpräsident später wegen der durchgeführten Enteignungen zur Rede gestellt, so könnte er sich immer auf den Beschluß der zur Durchführung des Ansiedlungsgesetzes von 1886 und des zu seiner Ergänzung ergangenen speziellen Enteignungsgesetzes von 1908 berufenen Kommission stützen, während er, so wie die Sache jetzt gehandhabt wird, die volle Verantwortung für alle Mißgriffe in der Ausführung des Enteignungsgesetzes unmittelbar selbst trägt. Die bisher vorgenommene Enteignung von etwa 1700 Hektar trägt ja nur den Charakter eines Versuches, der insofern von Wert ist als man die Grundsätze genauer kennen lernen wird, die das Reichsgericht der Festsetzung des Enteignungspreises zugrunde legen wird. Voraussichtlich wird man hierbei zu so hohen Preisen gelangen, daß sich zunächst eine schon 1908 von einigen Anhängern einer tatkräftigen Bodenpolitik befürwortete Ergänzung des Enteignungsgesetzes dahin für nötig erweisen wird,

daß der Festsetzung der Entschädigung nicht der — wegen des nationalen Kampfes um den Boden vielfach in gar keinem Verhältnis zum herauszuwirtschaftenden Reinertrage stehende — Verkaufswert, sondern analog den neuen Steuergesetzen des Reiches etwa der fünfundzwanzigfache Ertragswert zugrunde zu legen ist.

Um Reibungen zwischen den Oberpräsidenten von Posen und Westpreußen einerseits und dem Präsidenten der Ansiedlungskommission anderseits, wie sie nun einmal in der Natur des den beiden Instanzen zugewiesenen Geschäftsbereichs liegen, zu vermeiden, wurde früher einmal der Vorschlag gemacht, die Ansiedlungskommission als unmittelbar dem Staatsministerium unterstehende Sonderbehörde aufzulösen und ihre Geschäfte zum Teil dem Oberpräsidenten in Posen und zum Teil dem Oberpräsidenten in Danzig zu übertragen. Dieser Gedanke, der ja auf den ersten Blick vieles für sich hat, kann nicht als glücklich bezeichnet werden, es besteht dagegen neben zahlreichen Zweckmäßigkeitsgründen vor allem das Bedenken, daß hierbei leicht die so segensreiche Bauernansiedlung zu sehr in den Hintergrund treten könnte. Auch muß der Oberpräsident selbst in den heutigen Zeiten des nationalen Kampfes doch eine gewisse Objektivität wahren, die man vom Präsidenten einer nationalen Kampfbehörde, wie es die Ansiedlungskommission ist, nicht erwartet. Endlich kann sich ein Oberpräsident bei seinen zahlreichen anderen Geschäften und bei seinen umfangreichen Repräsentationspflichten unmöglich noch die genügende Sachkunde in der Technik des Siedlungswesens, die zur Leitung einer etwa dreihundert Beamte (jetzt insgesamt sechshundert) beschäftigenden staatlichen Kolonisationsbehörde erforderlich ist, aneignen. Da man also auf diesem Wege nicht vorwärts kommt und an dem Ansiedlungspräsidenten als Chef einer grundsätzlich nur dem Staatsministerium unterstehenden Behörde wird festhalten müssen, so fragt es sich, ob man etwa dadurch, daß man den Präsidenten der Ansiedlungskommission unabhängiger macht und ihm den Rang der Oberpräsidenten mit dem Amtstitel Exzellenz verleiht, dem genannten Beamten, der bisher auf die Wünsche der beiden beteiligten Oberpräsidenten die weitestgehende Rücksicht zu nehmen hatte — steht doch insbesondere dem Posener Oberpräsidenten seit 1904 neben dem bereits früher von ihm bekleideten Amte eines stellvertretenden Vorsitzenden eine Reihe von Aufsichtsbefugnissen gegenüber der Ansiedlungskommission und den ihrem Präsidenten beigegebenen Oberbeamten zu — größere Machtvollkommenheiten in die Hände geben und ihm damit eigene Initiative, die er bisher nur in beschränktem Maße besaß, ermöglichen soll. Aber auch bei einer solchen Regelung würden sich Kollisionen kaum vermeiden lassen. Vor allem würde auch hierdurch der gefährliche Dualismus, wie er sich gegenwärtig in der Ostmarkenpolitik zeigt, nicht beseitigt werden. Das eigentliche Siedlungswerk auf dem Lande hängt naturgemäß mit den sonstigen Zweigen der staatlichen Politik, insbesondere mit der nunmehr in Angriff zu nehmenden ostmärkischen Städtepolitik, mit der Arbeitersiedlung in den Städten, mit der Unterstützung deutscher Rechtsanwälte, Ärzte usw. aufs innigste zusammen und dabei hat die Ansiedlungskommission mit allen diesen Dingen

nichts oder wie bei der Kleinsiedlung wenig zu tun, hierüber befinden vielmehr die Regiminalbehörden. Es mangelt daher den gesamten Maßnahmen des Staates auf diesem Gebiete an Einheitlichkeit und vor allem werden die Erfahrungen und die geschulten Kräfte der Ansiedlungskommission nicht genügend für die nationale Arbeit auf den ihrer Tätigkeit verwandten Feldern, z. B. dem der Eindeutschung der kleinen Städte und der Arbeitersiedlung ausgenutzt. Anderseits wieder haben die Oberpräsidenten bei der gegenwärtigen Verteilung der Zuständigkeiten nicht immer ausreichende Machtmittel, um die Ansiedlungskommission von einer zu einseitigen Betonung ihrer unmittelbaren Aufgaben unter Außerachtlassung höherer allgemein-politischer Grundsätze abzuhalten. So z. B. hat die gedachte Behörde lange Jahre hindurch die Arbeiteransiedlung innerhalb der Ansiedlungsgemeinden stark vernachlässigt, auch da, wo sich den Arbeitern mehrfache gute Arbeitsgelegenheit bot und die bäuerlichen Ansiedler wegen der Größe ihrer Stellen dringend dieser Arbeitskräfte bedurften, um nicht auf Polen angewiesen zu sein und auch heute noch wehrt man sich bei ihr hier und da ohne triftigen Grund gegen die Schaffung von Arbeiterstellen.

Um die notwendige Einheitlichkeit des Eindeutschungswerkes der Ostmark zu sichern, wäre es wohl der richtigste Weg, daß man in Anlehnung an die Immediatkommission, die seinerzeit Friedrich der Große zur Germanisierung, Besiedlung und Kultivierung der neugewonnenen vormals polnischen Landesteile einsetzte, einen Ostmarkenrat schüfe, der aus den Oberpräsidenten von Posen und Westpreußen und dem — in Rang und Gehalt ihnen gleichzustellenden — Ansiedlungspräsidenten zu bestehen, und im Rahmen der bestehenden Gesetze und der Gesamtpolitik des Staatsregierung die Leitgedanken der in den Ostmarken zu treffenden Maßnahmen festzulegen, ihre Ausführung zu überwachen und nötigenfalls Abänderungen und Ergänzungen der bestehenden Gesetzgebung anzuregen hätte. Eine Überstimmung eines Mitgliedes des „Ostmarkenrates" müßte ausgeschlossen werden; nicht auszugleichende Meinungsverschiedenheiten wären dem Staatsministerium zur Entscheidung zu unterbreiten. Die neue Immediatkommission müßte die Macht haben, wo es wünschenswert erscheint, die Vorsitzenden der Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkskammern sowie die Landeshauptleute, Generallandschaftsdirektoren, die Oberbürgermeister großer Städte usw. mit beratender Stimme zuzuziehen. Das Staatsministerium würde auf diese Weise von einer Anzahl von Geschäften entlastet werden, von denen selbst im günstigsten Falle nur einige wenige Minister nähere Sachkenntnis besitzen. Ein Gegeneinanderarbeiten verschiedener Staatsbehörden, wie es bisher hier und da vorkam, sowie auch ein verständnisloses Nebeneinanderarbeiten derartiger Behörden wäre in Zukunft ausgeschlossen. Über die zweckmäßige Verwendung der für die Städtepolitik zur Verfügung zu stellenden Staatsmittel würde der „Ostmarkenrat" Grundsätze aufzustellen haben, die ja, falls es für erforderlich erachtet wird, dem Staatsministerium zur Zustimmung unterbreitet werden könnten, er könnte ferner gewisse Gebiete festlegen, in denen in den

nächsten Jahren die Eindeutschung von Stadt und Land mit besonderem Nachdruck betrieben werden soll, bei Reibungen innerhalb des gesamten Behördenorganismus vermittelnd eingreifen und unerwünschte Seitensprünge einzelner Sonderbehörden (Eisenbahn, Post usw.) durch Anrufung einer übergeordneten Instanz hintanhalten.

Das Staatsministerium würde an dem Ostmarkenrat einen zuverlässigen Berater in den nationalpolitischen Fragen des Ostens haben und nicht mehr auf die voneinander abweichenden Berichte verschiedener Behördenchefs, die leicht auch zu einer verschiedenen Stellungnahme der beteiligten Minister führen können, angewiesen sein. Auch dem Parlament gegenüber würde die — nötigenfalls bekanntzugebende — Meinungsäußerung des Ostmarkenrates nicht ohne Eindruck bleiben und die Regierung würde nicht, wie bisher gelegentlich, dem Vorwurfe ausgesetzt sein, daß sie sich in der Ostmarkenpolitik von unverantwortlichen Ratgebern (bei energischen Maßnahmen z. B. vom Ostmarkenverein) bestimmen ließe. Man könnte ja gegen den Gedanken des Ostmarkenrates einwenden, daß hierdurch die Ansätze der Selbstverwaltung, wie sie sich bei der Ansiedlungskommission in Gestalt der Laienmitglieder finden, verkümmert würden, doch geht dieser Einwand fehl, denn, nachdem dem Präsidenten der genannten Behörde das selbständige Ankaufsrecht von Gütern auch aus deutscher Hand eingeräumt ist, ist die Bedeutung des Plenums stark herabgedrückt und zudem ruht der Schwerpunkt doch natürlich bei den beamteten Mitgliedern. Auch ist, wie oben bereits gesagt, eine gelegentliche Hinzuziehung der Vertreter der großen Selbstverwaltungskörperschaften und Standesorganisationen zu den Beratungen des Ostmarkenrates vorzusehen. Vielleicht könnte man ja den gleichen Erfolg wie mit der Errichtung des Ostmarkenrates mit der Schaffung eines Ostmarkenministeriums erreichen, dem alle national-politischen Angelegenheiten des Ostens zuzuweisen wären. Das würde aber einen tiefen Eingriff in die bisherige Zuständigkeit sämtlicher Minister, insbesondere aber die des Ministers des Innern und des Landwirtschaftsministers bedeuten und voraussichtlich bald zu ernsten Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Staatsministeriums über die Abgrenzung der Zuständigkeit der einzelnen Minister führen. Welcher Minister soll über die schwierigen Personalfragen entscheiden, insbesondere über die Besetzung der Posten der Oberpräsidenten und des Ansiedlungspräsidenten?! Soll der Minister des Innern gar keinen Einfluß auf die Städtepolitik, der Landwirtschaftsminister keine Machtmittel hinsichtlich der Bodenpolitik, der Finanzminister keine Zuständigkeit für das Tempo der Verausgebung der bewilligten Staatsgelder behalten?! Außerdem wäre ein Staatsminister, dessen Tätigkeit sich auf einen bestimmten Teil des Staatsgebiets beschränkt, eine völlig neue Erscheinung im preußischen Staate. Da wäre es doch entschieden vorzuziehen, wenn das Staatsministerium in Ostmarkenfragen von einiger Wichtigkeit ständig nur auf Grund eines Gutachtens des „Ostmarkenrates" verhandelte, worauf jeder Minister in der Lage wäre, die besonderen Gesichts-

punkte seiner Verwaltung hinsichtlich der gemachten Vorschläge geltend zu machen.

Das, was die Ansiedlungskommission in siebenundzwanzigjähriger Tätigkeit erreicht hat, ist durchaus nicht zu unterschätzen. Die einhundertundfünfzigtausend Deutsche, die in den Ansiedlungsgemeinden (und auf den noch nicht fertig besiedelten Ansiedlungsgütern) leben und zum größten Teile wirtschaftlich gedeihen, stellen bereits heute im nationalen Kampfe einen starken Machtfaktor auf der deutschen Seite dar. Auch auf den Gebieten der Kirchen- und Schulpolitik, der Kommunalpolitik, des Kleinsiedlungswesens, des Domänenankaufs und vor allem der Besitzfestigung sind Anläufe genommen, die zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Trotz alledem aber hat das kinderreiche und volksbewußte Polentum auch in den letzten Jahrzehnten noch auf vielen Gebieten Fortschritte gemacht und Boden gewonnen. Zwar hat sich die Verhältniszahl der Deutschen zu den Polen in den Ansiedlungsprovinzen im letzten Jahrzehnt zum ersten Male seit sehr langer Zeit zugunsten des Deutschtums verschoben und die Reichs- und Landtagswahlen ergeben im allgemeinen ein günstiges Bild, aber immer noch geht mehr deutscher Grundbesitz in polnische Hand über als umgekehrt, und manche ostmärkische Stadt ist heute stärker slawisch durchsetzt wie 1886.

Sieger in dem großen Nationalitätenkampfe um die Ostmark werden wir gegen das polnische Viermillionenvolk nur sein, wenn wir mindestens noch fünfzig Jahre mit gleicher — möglichst noch gesteigerter — Tatkraft den Kampf weiterführen wie bisher, wenn wir jedes Gebiet, auf dem eine staatliche Einwirkung überhaupt möglich ist, im nationalen Interesse bearbeiten und wenn wir ein Mittel finden, der polnischen Presse den Mund zu stopfen. Sollten wir die Zustimmung des Zentrums zu einer — das Verbot im Inlande in nichtdeutscher Sprache erscheinender Zeitungen zulassenden — Änderung des Reichspreßgesetzes nur mit der Preisgabe der Reste des Jesuitengesetzes erkaufen können, so müßte meines Erachtens dies Opfer gebracht werden, denn es stehen in der Ostmark doch noch wichtigere vaterländische Interessen in Frage.

Erfreulicherweise scheint ja jetzt, nach Jahren der Einschränkung des Ansiedlungswerkes, der Verminderung der Ankäufe und des Rückganges der jährlich zur Ansetzung gelangenden Ansiedlerzahl wieder ein etwas frischerer Wind die Segel der Ansiedlungskommission zu schwellen. Die — leider nur — 75 Millionen Mark, die der preußische Landtag zur Fortführung der Tätigkeit dieser Behörde kürzlich bewilligt hat, haben den Anstoß zu bedeutenden Ankäufen gegeben und durch den Übergang der Herrschaft Reihen-Görschen und einiger anderer Großgüter in ihre Hand hat sich der Landvorrat der Ansiedlungskommission wesentlich vermehrt. Doch rächt sich jetzt die Einschränkung der Ankäufe in den letzten drei bis vier Jahren bitter, denn im laufenden Jahre und wohl auch noch 1914 muß wegen der unzureichenden Menge ansiedlungsreifen Landes — zwischen dem Ankauf eines Gutes und seiner Auslegung zur Besiedlung vergehen regelmäßig mindestens ein bis zwei Jahre — mit einem erheblichen Rückgange der

Ansiedlerzahl, wie er bereits in den letzten Jahren trotz Hinzurechnung einer großen Anzahl von Arbeiterstellen zu beobachten war, gerechnet werden. Sehr bald wird sich auch jetzt wieder herausstellen, daß, sollen nicht reine Phantasiepreise gezahlt werden, die Beschaffung der 25000 bis 30000 Hektar, die erforderlich sind, um das Ansiedlungswerk auch nur im Tempo der Jahre 1904 bis 1907 fortzuführen, im Wege freihändigen Ankaufs nicht möglich ist. Falls also das vorhandene Bedürfnis nicht durch Übergang von Domänen (was für einige Jahre durchaus möglich wäre) und von Herrschaften deutscher Fürstlichkeiten auf die Ansiedlungskomission gedeckt werden kann, wird man, da im freien Verkehr polnisches Land nur ganz ausnahmsweise zu haben ist, auf die Enteignung zurückgreifen müssen und dabei, abweichend von dem im letzten Jahre beobachteten Verfahren, sein Augenmerk auf die im polnischen Besitze befindlichen größeren Herrschaften, die eben ihrer Größe, ihres Wertes und ihrer Unverkäuflichkeit halber einen Marktpreis nicht besitzen, richten müssen. Auch hierbei noch werden sich voraussichtlich bei der Feststellung des Enteignungspreises im Rechtswege reichlich hohe Preise ergeben, doch ist zu berücksichtigen, daß der Aufteilungswert eines Gutes erfahrungsgemäß erheblich höher ist als der Großbetriebswert der Besitzung und daß sich infolgedessen vermutlich der Unterschied zwischen dem Ankaufspreise und dem der Stellenvergebung zugrunde zu legenden (und mit 3 Prozent zu verrentenden) Neueinschätzungswerte der Ansiedlungskommission nicht zu hoch steigern wird. Erscheinen dennoch etwa die hiernach erforderlichen Abschreibungen zu hoch, so muß man das Gesetz von 1908 dahin ergänzen, daß der Feststellung des Enteignungspreises in den Fällen dieses Gesetzes nicht der Verkaufswert (sogenannte „volle Wert" des preußischen Enteignungsgesetzes von 1874), sondern der etwa mit 25 zu kapitalisierende Ertragswert des Gutes zugrunde zu legen ist. Will man überhaupt ernsthaft mit der Enteignung vorgehen, so kommt man ohnehin an dieser Klippe nicht vorbei.

So wichtig auch naturgemäß die Wahl des geeignetsten Mannes für das verantwortungsreiche Amt des Ansiedlungspräsidenten ist, so wenig wird man sich der Erkenntnis verschließen dürfen, daß selbst ein außerordentlicher Mann bei Beibehaltung der gegenwärtigen Organisation der Behörde und angesichts der besonderen Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig der Durchführung seiner Aufgabe entgegentürmen, leicht Schiffbruch erleiden und die Bürde dieses Amtes bald wieder von sich werfen wird.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Dreizehnte Fortsetzung)

Es war nach dem zweiten Frühstück, als Gräfin Schildberg atemlos ins Zimmer ihrer Schwester stürzte. Sie hielt einen Zettel in der Hand, den sie in ihrer Bibel gefunden hatte:

„Das kommt, weil wir gestern keine Andacht gehalten haben," zeterte sie und rannte in höchster Aufregung im Zimmer herum. „Du mußt dich anziehen — sofort! Wo ist Mara und Wolff Joachim? Du großer Gott! Du großer Gott!"

Sie sank halb ohnmächtig in einen Sessel, sprang wieder auf und schrie die Baronin von neuem an:

„So lies doch nur, Clementine!"

Die Schwester schien den Verstand verloren zu haben. Sprachlos saß sie da und sah die Gräfin aus starren Augen an, bis sie ihr den Zettel wieder aus der Hand riß und die estnisch geschriebenen Worte selber vorlas:

„Mittwoch um vier Uhr wird Borkûll niedergebrannt. Rette sich, wer kann!"

„Hörst du? Heute ist das — heute, heute! In vier Stunden! Die Warnung lag schon gestern in meiner Bibel. Einer von unserer Gemeinschaft hat sie geschrieben."

Die Baronin wurde von einem Schüttelkrampf erfaßt, ihre Hände suchten nach der Klingel, ihre Lippen bewegten sich tonlos.

In diesem Augenblick riß Wolff Joachim die Tür auf:

„Ha, die Bande hat ihr Teil weg! Der Sternburger Selbstschutz und die Dragoner haben ihnen heute Nacht eine Schlacht geliefert. Der Anführer ist gefallen — er spielte sich in Wollys Jagdfrack auf. Soundsoviel Tote liegen im Wald. Schade, schade, daß ich nicht dabei gewesen bin!"

Sein Frohlocken war nicht angetan, die Frauen zu beruhigen.

„So nahe ist es also schon!" stammelte die Baronin. Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihr jedes weitere Wort im Munde.

Die Gräfin Schildberg kreischte: „Du mußt anspannen lassen — sofort!" und hielt ihm den Zettel hin. Jetzt erst erkannte Wolff Joachim den Zustand der beiden Damen.

„Wenn ich doch gestern Abend Andacht gehalten hätte!" wimmerte die Gräfin.

„Dann hättest du dich heute selber ausgelacht, Tante! Oder glaubst du, daß die Kerls aufzumucken wagen, wenn sie gestern Kloppe bekommen haben?"

Er lachte belustigt. Dabei kam ihm ein guter Gedanke: „Meinethalben fahrt! Ja — ich lasse sofort anspannen. Aber nehmt den Kerl, den Maler mit!"

„Und die Pastorsleute und Mara!" hauchte die Mutter.

„Unsinn — Mara bleibt hier!" Damit ging der Sohn zum Zimmer hinaus. Das fehlte noch: Mara mit dem Menschen allein lassen! „Ich will

froh sein, wenn ich die Fuhre los bin!" dachte er schmunzelnd. Dann zählte er nach, wieviel Personen fortzuschaffen waren und gab Maddis die Order, drei Kutschen anspannen zu lassen.

„Das muß ich schon selber machen, Jungherr!" jammerte der Alte, „Kein Knecht läßt sich sehen. Und nu is auch noch der Fritz fortgerannt. Haben Versammlung, Leute. Was weiß ich wo! Hab' auch hinkommen sollen. Ganzen langen Wisch hab' ich in Tasche."

„Zeig her!" Wolff Joachim las das Flugblatt durch, knüllte es zusammen und warf es zu Boden: „Ihr Estland!" höhnte er. „Ihr Blut!"

Maddis sagte: „Stimmt sich doch was — Esten waren erst hier. Deutsche kamen später!"

„Na — und wer hat für das Land geblutet?"

Maddis wiegte den Kopf hin und her: „Estenblut floß so gut wie Deutsche Blut!"

„Maddis!" rief jetzt der Baron und stellte sich breitspurig vor den Alten hin, mit dem Arm zum Hof hinausweisend: „Geh auch hin zu den Mordbrennern! Los — geh!"

Maddis zog sich verlegen an den Fingern, daß die Gelenke knackten: „Ach — Jungherr! Alte Maddis ist zu alt. Hat die Welt so lange gestanden — will sie gar nicht anders haben. Bin treuer Knecht von Borkül! Werd schon anspannen!"

Jetzt trieb Wolff Joachim selbst zur Eile. Auch gegen Maras Abreise hatte er auf einmal nichts mehr einzuwenden: „Ihr müßt euch, so gut es geht, mit zwei Wagen behelfen, und Pastor Tannebaum muß den einen kutschieren. Ich lasse ihn dann später von Charlottenhof abholen!"

„Weshalb?" fragte Mara erstaunt.

„Frage nicht lange! Jedenfalls kann ich keinen Mann entbehren!"

Mit einem halben Dutzend Schachteln kam die Gräfin Schildberg bereits die Treppe herunter.

„Für soviel Bagage ist kein Platz im Wagen. Neun Pastorsleute und ihr vier? Wie wollen wir die unterbringen?"

„Das sind ja dreizehn Menschen — dann fahre ich unter keinen Umständen!" Die dicke Dame ließ ihre Schachteln und Pakete zur Erde nieder und hob beschwörend die Arme: „Gerade dreizehn!"

„Aber Maddis ist doch auch ein Mensch!"

„Domestiken zählen doch nicht!"

„Der Maler zählt doch erst recht nicht!" spottete Wolff Joachim.

Da ließ sich des Pastors hohe Stimme vernehmen, der in die Tür getreten war: „Ich verlasse meine Gemeinde auf keinen Fall! Wenn ich aber einen Wagen kriegen könnte, der mich nach Dorf Sternburg zu Doktor Schlosser bringt, dann will ich schon selbst kutschieren. Der Vetter meiner Frau fährt ebensogut wie ich . . . oder so schlecht," setzte er lächelnd hinzu.

„Ich werde kutschieren!" rief Mara aus dem Fenster.

In dem einen Wagen wurde Frau Pastor Tannebaum mit ihren Kindern verladen. Die kleineren darunter schrien und heulten, als sie die Angst ihrer Mutter sahen, und nur Maras Versprechen, daß sie mit demselben Wagen fahren würde, beruhigte sie.

„Ihr braucht euch bloß umzudrehen und durch die Scheibe zu gucken, dann könnt ihr mich auf dem Bock sehen."

Leblos, fast wie eine Tote, lehnte die Baronin Klementine im anderen Wagen und ließ sich apathisch von der Jungfer die Kissen unter den Rücken schieben. Gräfin Schildberg aber zählte besorgt und umständlich die Anzahl der Pakete auf dem Polster des Rücksitzes.

„Wo bleibt jetzt der Maler?" rief Wolff Joachim ungeduldig.

Barrys wütendes Gebell kündigte ihn an. Im Rahmen der Haustür erschien eine seltsame Gestalt. War Madelung auf einmal dick geworden? Der Lodenmantel spannte sich ihm um die plötzlich breit gewordene Brust. Auf seinem Rücken beutelte sich die Pelerine über einem strotzenden Rucksack. Im linken Arm trug er ein altes Uhrgehäuse, und der rechte schleppte die um eine große Pappschachtel vermehrten Malgeräte.

Nur sein Gesicht war unverändert. Groß und ruhig blickten seine wasserblauen Augen und mit sanftem Lächeln sah er zu Mara hinauf.

„Um Gepäck zu sparen, habe ich mir gleich zwei Anzüge angezogen," sagte er.

„Das nennen Sie Gepäck sparen? Der Kram bleibt gefälligst hier. Sie sind ja aufgedonnert für drei! So können Sie unmöglich mitkommen!"

Wolff Joachim nahm dem Maler ein Stück nach dem anderen aus der Hand. Aber die Pappschachtel gab Madelung nicht her. Wie ein Löwe kämpfte er darum.

„Ich will Ihnen das Zeug gern schicken — zum Donnerwetter!" fluchte der Baron.

„Dann gehe ich eben zu Fuß!"

Aber Mara begütigte: „Hier ist ja noch Platz für die Schachtel!" und zwängte sich auf ihrem Sitz zusammen. Wirklich gelang es, Madelung mit diesem Rest seines Handgepäcks neben Mara auf dem Bock unterzubringen.

„Drei Kreuze mache ich hinter ihm her!" dachte Wolff Joachim. Dann trat er noch einmal zur Mutter an den Wagenschlag: „Adieu, Mamachen. Bald bist du in Reval. Da hast du Ruhe!"

Sie öffnete die Augen und nickte ihrem Sohne erschöpft zu. „Gott schütze dich, lieber Junge," hauchte sie und ihre abgezehrten Hände strichen zitternd über seine Wange.

Schon zogen die Pferde an, da trat der Koch aus der Tür und meldete: „Der Herr Baron Paul ist am Telephon!"

„Einen Augenblick noch!" Wolff Joachim rannte erfreut ins Haus.

„Das trifft sich ausgezeichnet!“ sagte er am Apparat. „Ihr könnt Mama noch begrüßen und fahrt dann mit demselben Wagen zurück! — Unsinn — so schlimm ist es gar nicht. Vielleicht gibt es mal wieder einen Streik. Nervöse Damen sind eben in der Stadt am besten aufgehoben. Also — Ihr wartet!“

„Papa kommt auch!“ berichtete er am Wagenschlag. „Und nun flott — daß sie in Charlottenhof nicht Langeweile kriegen!“

* * *

„O dieses mörderische Klima!“

Baron Alexander von der Borke hüllte sich fröstelnd in seinen Pelz: „Um diese Zeit könnte ich in meinem Beausoleil in der Sonne sitzen! Weshalb ist unser braver Ahne nicht gen Süden geritten? Statt mit den Esten hätte er sich lieber mit den Sarazenen raufen sollen! Dann residierten wir jetzt in Palermo oder Genua — ein paar vergnügte Marchese — und scherten uns den Teufel um dieses flache graue Land und seine Bauernrevolten!“

Paul von der Borke ging mit dem Vater vor dem Stationsgebäude von Charlottenhof auf und ab. Bisweilen blieb er stehen und atmete tief.

„So kräftig ist die Luft da unten doch nicht. Tannenduft und Erdgeruch! Da begreift man die Sage vom Riesen Anthäus! Man wird ein ganz anderer hier —“

Baron Alexander lachte: „Hör' einer den Schwärmer! Vor ein paar Wochen galt dir Borküll weniger als der simpelste Taschenkrebs. Dabei stand es damals fest und sicher und ließ uns bei keinem Quartalswechsel im Stich. Jetzt, wo uns der Boden hier unter den Füßen schwankt, gibt es dir auf einmal Riesenkräfte!“

Er griff nach Pauls Arm: „Sieh doch das hübsche Kind dort in der Tür! Wie kommt das Gesicht hierher?“

Ein Bauernmädchen stand auf der Treppe des Hauses und blickte aus dunklen Augen ängstlich und unschuldig unter seinem graukarierten Umschlagetuch hervor.

„Jede Wette — das ist keine Estin!“ Der Baron machte wie von ungefähr Halt bei dem Mädchen und fragte auf estnisch: „Wohin des Weges, Kleine?“

Sie schüttelte den Kopf und gab ihm die russische Antwort: „Ich verstehe nicht!“

„Eine Russin also! Warten Sie auf jemand?“

„Ich will nach Borküll und weiß den Weg nicht!“

„Wir wollen auch hin, das trifft sich gut! Wenn Sie noch eine Weile warten, dann können Sie mit uns fahren. Zu wem wollen Sie denn auf Borküll?“

Der Baron versteckte sein Interesse an den Reizen der Russin unter einem teilnahmsvollen väterlichen Ton.

„Ach — ich habe da einen Bruder auf dem Hofe. Den will ich besuchen!"

„Wohl auf der Brennerei?"

Sie nickte.

„Na, dann sehen wir uns ja wieder. Ich bin der Gutsherr!"

Dabei hob er das Kinn des Mädchens und blickte ihm verliebt ins Auge: „Also abgemacht! Du setzst dich auf den Bock und fährst mit uns. Solch ein süßes Kind darf nicht allein durch den finstern Wald gehen!"

Er wandte sich wieder zu seinem Sohne, der einige Schritte weiter unwillig stehen geblieben war: „Das Mädel verdiente auf Gummirädern gefahren zu werden! Hast du denn immer noch kein Auge für solche Schönheit?"

„Wir haben doch jetzt wirklich an Ernsteres zu denken, Papa!"

„Nur Kopfhänger bewegen sich immer in dem gleichen Gedankenkreise. Änderst du was damit? Besserst du was damit? Solches entzückende kleine Intermezzo bedeutet für mich eine Erholung. Dadurch werde ich zum Anthäus!"

Er nahm die Wanderung neben seinem Sohne wieder auf. Als sie kehrt machten, war die Russin verschwunden.

„Dort läuft sie! Sie bedankt sich für deine väterliche Fürsorge!"

Paul wies auf die Landstraße. Das Mädchen hatte sich eiligst auf den Weg gemacht und verschwand gerade eben hinter den Tannen.

„Soll man es glauben!" Alexander von der Borke strich sich unmutig den Bart. „Das nennt man einen Korb! Na — mag sie laufen!"

Der feine Regen, der jetzt einsetzte, trieb die beiden Herren in den Warteraum, und dort hörten sie vom Stationsvorsteher die Details der letzten Ereignisse.

„Tja — was kann man gegen elementare Gewalten! Die Wetter müssen sich entladen!" Der Baron zog den Rauch seiner Zigarette tief in die Lunge.

„Das ist eine bequeme Anschauung! Es sind nicht blinde Elemente, um die es sich handelt. Alles verläuft nach Gesetzen. Überall Ursache und Wirkung. Das Wort gilt auch hier."

„Du magst Recht haben — denn warum mußte ich in Reval auch meine Zigaretten vergessen! Dieses Kraut hier ist nicht zu rauchen. Na — Wolff Joachim hat hoffentlich für Vorrat gesorgt!"

Paul wandte sich ab. Schon auf der Reise hatte er sich vergeblich bemüht, den Vater zu einer ernsteren Auffassung der Lage umzustimmen. Sein Leichtsinn erschien ihm unnatürlich und gefährlich. Er fühlte sich von dieser Tonart abgestoßen.

Eine weitere Stunde mochte vergangen sein, da hörte man endlich die Wagen heranrollen.

Der alte Baron eilte leichtfüßig hinaus und öffnete selbst den Schlag: „Bist du da, liebe Clementine? Wie freue ich mich, dich zu sehen! Du siehst ausgezeichnet aus. Ich bewundere das — bei diesem Klima!"

Er führte galant die erstarrte Hand seiner Gattin an die Lippen und hob die eingemummte Gestalt mit dem leidenden Ausdruck fürsorglich aus dem Wagen. „Es geht dir nicht gut? O — wie ich das bedauere! In Reval wirst du dich erholen . . .“

Die Baronin nickte nur mit schmerzlich verzogenem Gesicht und stützte sich hinfällig auf den Arm ihres Mannes.

„An allem ist die Brennerei schuld!“ schrie die Gräfin Emerenzia ihrem Schwager entgegen. „Wenn ich dir doch mein Geld nicht gegeben hätte!“

„Oh — ma chère — dein Temperament hat immer noch das jugendliche Feuer? — Und Mara auf dem Bock? Was für eine seltsame Uniform tragen jetzt die Borkküller Leute! Ah! — pardon — ein Gast! Sehr angenehm! — Und hier ist ja das ganze Pastorat! Tag ihr Kinderchen. Frau Pastor darf ich die Gelegenheit wahrnehmen und meine Gratulation zu Füßen legen . . .?“

In seiner leichten weltmännischen Art erledigte Baron Alexander die vielfache Begrüßung. Mit keinem Zug seines Gesichts verriet er, wie unbehaglich er sich bei dieser Szene fühlte. Er äußerte lebhaft sein Bedauern, daß die Situation dem Zusammensein ein so rasches Ende machte:

„Maddis meint, es sei angebracht, sofort aufzubrechen . . .“

„Fahre nur, Alexander! Ich weiß schon — ich weiß schon!“

Die Baronin schob seine Hand gekränkt zurück.

„Aber Teuerste — unter dem Zwang der Stunde reiße ich mich . . . .“

„Laß nur, Alexander — ich kenne dich! Grüße Wolff Joachim, lieber Paul, und hoffentlich sehen wir uns bald . . . .“

„Am liebsten führe ich mit euch zurück!“ sagte Mara unschlüssig zu ihrem Brnder. „Ich habe dir so viel zu erzählen!“

Die Gräfin Schildberg war über die Idee empört:

„Um Gottes Willen, Mädchen! was fällt dir ein? Ich wenigstens habe in Reval keine Zeit, bei Mama zu sitzen.“ Auch der Maler nahm Stellung dagegen: „Und unsere Pläne?“ fragte er, nach Maras Hand greifend.

„Ich bleibe ja,“ sagte das junge Mädchen, unmutig errötend, „aber bis zum Wagen kann ich doch wohl mitgehen!“

Draußen hängte sie sich in des Bruders Arm: „Du hast dich gewundert, eben? Es ist auch eine merkwürdige Geschichte. Aber keine Angst! Sie nimmt ein harmloses Ende. Ich schreibe dir alles!“

Paul sah ihr voller Wärme ins Auge: „Du bist anders geworden. Wenn das nichts mit dem kuriosen Heiligen da drinnen zu tun hat, dann freue ich mich. Für den wärst du zu schade.“

Mara lachte freimütig: „Es war ein Intermezzo — Gottlob nur ein komisches! Es lebe unser Baltenland!“

Sie winkte dem Wagen nach, bis er im Dämmer des Waldes untertauchte.

„Unsere Pläne!“ dachte sie verächtlich. „Meine sind es nicht mehr! Er ist Berta ‚Angsthases‘ würdiger Vetter. Selbst das Bauernmädchen vorhin auf

der Landstraße hielt er für einen Räuber, und hinter jeder Heusade vermutete er Wegelagerer. Dabei diese lächerliche Sorge um seine Pappschachtel, als ob seine Bildchen die kostbarsten Meisterwerke wären!"

In solchen Gedanken überwachte sie selbst die Unterbringung des Gespanns, das auf dem Bahnhof zurückbleiben sollte, und sorgte mit Umsicht und Interesse dafür, daß die Pferde abgerieben und gefüttert wurden.

Wahrhaftig — in dieser Stunde fühlte sie es ganz besonders: sie war eine andere geworden. Ihr Herz hatte in der Heimat Wurzel geschlagen. Und sehnsüchtig blickte sie in der Richtung auf Borkúll.

* * *

„Selbst die Pferde wollen nicht mehr," dachte der alte Maddis, als er die beiden Barone von der Borke nach Hause kutschierte. In seiner Unruhe ging ihm die Fahrt zu langsam und er brauchte die Peitsche mehr, als die Pferde von ihm gewöhnt waren.

Baron Alexander wischte die beschlagene Seite des Coupéfensters mit dem Rücken des Handschuhs ab und warf einen Blick in die regenfeuchte Dämmerung draußen.

„Zweck hat es kaum, daß wir uns in diesen Nebel begeben haben. Aber es wäre selbstverständlich eine Geschmacklosigkeit, wenn wir da unten in der Sonne geblieben wären, während man die anderen hier abschlachtet. Die Geschichte vorhin gibt mir zu denken. Früher ließ sich so ein Bauernmädel ohne weiteres spazieren fahren und noch dazu bei diesem Regen. Es geht da was vor. . . ."

Baron Alexander schnoberte indigniert in die Luft, die schwer und drückend den Wagen erfüllte. „Tante Emerenzias Riechfläschchen und Mamas Parfüm — keine gute Mischung! Hätte ich doch bloß meine Zigaretten mitgenommen!"

Die Kutsche hielt. Laute Rufe — die Tür flog auf:

„Da haben wir die anderen zwei!" brüllte jemand. Geschwärzte Gesichter drängten sich um den Schlag und einer der Kerle sagte mit höhnischer Verbeugung:

„Kommen Sie heraus, meine Herren. Bei dieser Dunkelheit können wir Sie ja gar nicht sehen!"

Der alte Baron wandte sich noch einmal zu seinem Sohn: „Force majeure! Rien ne va plus — en avant mon fils!" Sie stiegen aus.

„Hat einer von Ihnen eine Zigarette bei sich?" Baron Alexander blickte gelassen im Kreise herum. „Eine Zigarette meine ich. Ich habe meine vergessen!"

„Gebt ihm eine Papyrus!" sagte eine Stimme aus dem Hintergrund. Die Kerls waren von der Ruhe ihrer Gefangenen sichtlich betroffen. Selbst der Spottvogel, der die Barone zum Aussteigen genötigt hatte, verlor die freche Tonart. Er griff in die Tasche und hielt sein Kästchen hin.

„Danke!" Ein Streichholz flammte auf und beschien für einige Momente die abenteuerliche Szene. Paul von der Borke stand, die Hände in den Manteltaschen und den Kragen hochgeklappt, schweigend da. Maddis war vom Bock geklettert und zitterte an allen Gliedern vor Angst. Er sah die Gewehre und Revolver in den schwarzen Fäusten der Gesellen und bebte um das Leben seiner Herren.

„Was wollt ihr denn?" fragte er weinerlich. „Die Barone hier kommen eben vom Ausland. Haben euch nichts getan. Geht, macht keine Späße — laßt uns fahren!"

„Halts Maul, altes Waschweib. Du weißt viel, was ein Baron für eine Bestie ist. Dir ist nicht wohl, wenn du nicht dienen kannst. Marsch, ab — geh deiner Wege. Wirst du woll!"

Einer der Kerle hatte die Peitsche genommen und schlug sie dem Kutscher um die Beine. Da trat Baron Alexander dazwischen:

„Lassen Sie den alten Mann! Maddis — geh ruhig nach Hause!"

Der Alte rang die Hände und schluchzte laut auf. Nur zögernd und gedrängt und gestoßen ging er von dannen.

„Dürfen wir nun Ihre Absichten erfahren?" fragte Herr von der Borke. „Ich nehme an, daß wir durch irgend etwas Ihr Mißfallen erregt haben. Sprechen Sie sich aus!"

„Gebt ihm eins aufs Maul, dem Schwätzer. Dann weiß er, was wir wollen!"

„Angst soll er kriegen, daß ihm die Zähne klappern!"

„Hängt ihn auf — den deutschen Blutsauger, und den anderen dazu."

„Dann können sie Zigaretten rauchen so viel sie wollen."

So brüllten die Stimmen durcheinander.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Kosaken unterwegs sind. Wenn Sie sich nicht bald über unser Schicksal schlüssig sind, wird man unsere Unterhaltung stören!"

Die Worte des Barons machten Eindruck. Es waren tatsächlich Kosaken gemeldet. Deshalb schien es der Bande geraten, zunächst mit ihren Gefangenen davonzufahren. Zwei der Kerls schwangen sich auf den Bock und zwei andere schoben die Barone wieder in den Wagen und setzten sich zu ihnen.

„Rouge ou noir, mon cher? Que dites vous?" Baron Alexander drückte die Hand seines Sohnes. „Um dich tät es mir leid!"

Herzlich erwiderte Paul die spontane Zärtlichkeit des Vaters.

„Ich habe dich nie gekannt, bis heute, Papa!"

Und eine ganze Weile ruhten die Hände der Männer ineinander. Dann führte der alte Baron wieder seine Zigarette zum Munde. In gelassenen Zügen zog er den Rauch ein und blies ihn von sich.

So saßen sie schweigend und fragten nicht nach Ziel und Richtung der nächtlichen Fahrt . . .

(Fortsetzung folgt)

Theodor Körner

Zu seinem hundertsten Todestage (26. August)

Von Dr. Wolfgang Stammler in Hannover

Als am 26. August des Jahres 1813 bei Gadebusch eine französische Kugel den Leutnant und Adjutanten im Lützowschen Freikorps Theodor Körner niederstreckte*), war die Trauer unter den Mitstreitern allgemein und tiefempfunden. Denn ein allezeit heiterer und liebenswürdiger, geistreicher und begabter Kamerad war von ihnen geschieden, der aus der beneidenswerten Stellung eines Wiener Hofburgtheaterdichters, aus den vergebens zurückhaltenden Armen einer liebenden Braut dem Rufe des Vaterlandes gefolgt war. Wenngleich von Geburt Sachsen, hatten er wie sein Vater, der Oberappellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner in Dresden, der kluge und kritikreiche Freund Schillers, zu jener kleinen Partei im Königreiche gehört, die das Bündnis mit Napoleon als schmachvoll empfand und dem Anschlusse an Preußen zur Abschüttelung des korsischen Joches auf das eifrigste zustrebte.

Allein nicht nur den Freund betrauerten die Kameraden, sondern auch den Dichter ihrer Lieder, der wie einst Tyrtäus die studentische Jugend, der er selbst als einer der tollsten angehört hatte, zu den Waffen rief. Sogar ein Knebel, der auf die Nachricht von Körners Tode an Charlotte von Schiller die philiströsen und kleinlichen Worte schreiben konnte: „Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjetzt nicht in den Krieg gehen lassen; sonst bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, so lange ich zu essen habe“ (Jena, 19. Oktober 1813: L. Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, S. 345); — sogar Knebel gestand drei Tage später: „Die Verse des jungen Körner haben uns sämtliche, denen ich sie las, tief ergriffen. Ich sehe nicht so sehr auf die Größe seines Genius, als auf den Wert seines

*) Die Legende von der angeblichen Ermordung des Dichters durch einen Gefangenen, die Friedrich Kerst zu verbreiten suchte (vgl. Rheinisch-Westfälische Zeitung 1912, Nr. 1037), hat mit guten Gründen und überlegener Kritik Karl Berger (Frankfurter Zeitung 1912, Nr. 241) beseitigt; man vergleiche auch den zeitgenössischen Tagebuchbericht, den Fr. Krage in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift, Jahrgang V (1913), S. 170 f. mitgeteilt hat.

Charakters; und ein Mensch, der in diesen Umständen diese Zeilen schreiben kann, ist mir in der Tat ein vortrefflicher und außerordentlicher Mann" (Jena, 22. Oktober 1813: ebenda III, S. 345 f.).

Wir können uns heute*) kaum noch jenen gewaltigen Enthusiasmus, jene tiefe Begeisterung vorstellen, die im Frühjahr 1813 ganz Preußen durchlohten; in den Gemütern des geknechteten Volkes hatte sich eine Wut, ein Furor Teutonicus gegen alles Französische aufgespeichert, der auch vor Hinterlist und Meuchelmord nicht zurückschreckte, wenn dadurch nur einer aus der verhaßten Brut vertilgt werden konnte. Diese Seite der Freiheitsdichtung verkörpert Heinrich von Kleist, der leider den Anbruch des neuen Freiheitstages nicht mehr erleben sollte, wenn er singt:

„Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!"

Theodor Körner empfand dafür das Große, das in dieser Erhebung lag; die Opfer, die von dem armen und ausgesaugten Preußen willig dargebracht wurden, schienen ihm etwas Hehres, Heiliges; für ihn bedeutete der Kampf einen Kreuzzug, den Gott selbst wollte. Und ihm war die hohe Aufgabe übertragen, zu diesem Kampfe auch die Säumigsten herbeizurufen, in packenden Gesängen und flammenden Liedern die Begeisterung immer von neuem zu erwecken oder in höhnischen, stachlichen Versen die Feigen und Untätigen zu verspotten. Noch heute, glaube ich, fühlt jeder aus Körners Vaterlandsdichtungen diesen zu Herzen gehenden Ton heraus, und schwerlich wird es wohl jemand wagen, den Dichter als „Hurrapatrioten" hinzustellen.

Mit seinen Kampfgesängen steht Körner hoch über der Schar der zeitgenössischen Dichter, eines Ernst Moritz Arndt, eines Friedrich Rückert; dieselbe Begeisterung war ihnen auch eigen, doch mangelte ihnen die dichterische Begabung, sie gingen zu verstandesgemäß vor, um das auszusprechen, was in ihnen glühte; ein Max von Schenkendorf wiederum war zu weich veranlagt, um die fortreißende Wucht und den Rhythmus zu erreichen, wie Körner in „Lützows wilder verwegener Jagd", im „Aufruf" („Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!") oder in „Männer und Buben" („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!"). Aber auch dem Lützower standen weiche Klänge zu Gebote; im Getümmel der Schlacht schaut er voll Gottvertrauen zu dem Vater alles

*) Daß bereits zwanzig Jahre später die Erinnerung an die große Zeit verblaßt war, zeigt die ungerechte und verständnislose Kritik, die Friedrich Hebbel im Hamburger „Wissenschaftlichen Verein von 1817" des Johanneums an Körners vaterländischen Dichtungen übte (Hebbels Werke, herausgegeben von Bornstein, II, S. 103 ff.); noch Pfingsten 1836 schrieb er aus Heidelberg an seinen Freund Franz: „Heinrich von Kleist war, nach Goethe, der größte Dramatiker, den wir jemals gehabt haben, und schon ist er seit 1811 begraben, und noch kennen ihn nur wenige seines Volks, während Theodor Körner, dieser elende Strohwisch, über den ein Wort sagen zu viel sagen heißt, noch immer für ein Püppchen gilt, aus welchem ein Herkules hätte werden können" (ebenda II, S. 293).

Geschickes nach oben („Gebet während der Schlacht"), und für die Einsegnung seines Freikorps schuf er das erhebende Lied:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen!"

Gegenüber diesen tiefempfundenen und formvollendeten Dichtungen mußten seine früheren poetischen Versuche, „Knospen" benannt, verblassen, zahlreiche Gelegenheitsgedichte und Jugendgesänge, die in leichter, flüssiger, aber konventioneller Sprache, Reim und Vers meist ohne Tadel, nur ebenso leichte und oberflächliche Gedanken zum Ausdruck brachten und von dem verständigen Vater mit mildem Urteil hingenommen wurden. Auch Körners Balladen, von denen besonders „Graf Harras der kühne Springer" in Schullesebüchern noch ein unverdient langes Leben fristet, sind in Form und Inhalt nicht neu, sondern atmen durchaus Schillers Geist und tragen vollkommen Schillersches Gepräge.

* * *

Als Theodor Körner nach Wien kam, ging dort mit ihm eine bemerkenswerte innere Entwicklung vor sich. Als Student hatte er, getreu seinem Wahlspruch: „Toll, aber klug!" ein fideles Leben geführt, sich wenig um Kolleg und Bücher gekümmert, viel lieber dagegen für seine oder seiner Landsmannschaft Ehre die Klinge auf Mensur geschwungen. Von Leipzig wegen eines Duells relegiert, war er nach der neugegründeten Universität Berlin gewandert, hatte dort aber bald das Studium aufgegeben, um so mehr, da er noch eine Karzerstrafe wegen seiner Leipziger Affären absitzen sollte; auf den Wunsch des nachsichtigen Vaters siedelte er nunmehr nach der Kaiserstadt an der Donau über, um sich geistig weiterzubilden, und wurde im Hause Wilhelm von Humboldts und Friedrich von Schlegels freundlich aufgenommen. Karoline von Humboldt berichtete über ihn an die Freundin in Weimar: „Körners Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber hübscher junger Mensch mit viel poetischen Anlagen" (Charlotte von Schiller und ihre Freunde. II, S. 209). Der Umgang in den feingebildeten Zirkeln Wiens machte aus dem rauhen Bruder Studio, der einst in Leipzig als „Renommist" gefürchtet gewesen war, bald einen zierlichen österreichischen Stutzer; auch geistig häutete er sich; sein Burschenleben, in welchem Kommerse und Propatriafechten die Höhepunkte gebildet hatten, kam ihm jetzt schal und inhaltsleer vor, er schämte sich seines einstigen nichtigen Tuns und Treibens und begann eine ernste Arbeit an seiner Persönlichkeit.

Zum dramatischen Dichter fühlte er sich berufen. Seine Lustspiele fanden auf der Hofbühne Beifall, seine Tragödien „Die Sühne" und „Toni" ernteten von Goethes Seite, dem sie der Vater zugesandt hatte, Lobsprüche, der „Zriny" ging unter dem tobenden Jubel der patriotischen Wiener über die Bretter*)

*) Interessante Aufführungsdaten und -zahlen Körnerscher Dramen sind im Archiv für Theatergeschichte Bd. II, S. 140 bis 150 mitgeteilt.

und mit einem Male, ohne daß der Jüngling es sich hätte träumen lassen, war er als Theaterdichter an der Hofburg angestellt.

Auf das glücklichste hatte auf seine körperliche und geistige Umwandlung sicherlich Gott Amor mit eingewirkt; Toni Adamberger, die anmutige Liebhaberin des Burgtheaters, fesselte sein Herz diesmal dauernd; er liebte und ward wieder geliebt, und die öffentliche Verlobung folgte bald. „Wen die Götter lieben, den lassen sie früh sterben." Theodor Körner war ein Götterliebling. Sein schöner Tod entriß ihn manchen Enttäuschungen, die ihm vielleicht nicht erspart geblieben wären, und befreite ihn von dem herben Lose, ganz vergessen zu werden.

* * *

„Schiller-Epigone" — mit diesem verächtlich ausgesprochenen Worte glaubte man den Dramatiker Theodor Körner abtun zu können. Auch die Wissenschaft gewöhnte sich daran, in bequemer Weise über ihn abzuurteilen, bis man daran ging, genauer Schillers Einfluß auf Körner zu untersuchen*). Es ist gewiß ein reizvolles Problem, das sich da bietet, und die herbe Tragik von Körners Tod beruht eben darin, daß er ein noch unfertiger aber begabter Dichter war, der eben die ersten Stufen der Ruhmesleiter erklommen hatte und nun jäh aus seiner emporstrebenden Bahn gerissen wurde**).

Die Frage liegt offenbar so: Ist Körner nichts als ein unfreier Nachahmer oder etwa eine Schiller wesensverwandte Natur, die nur noch nicht zu eigener Freiheit und Reife gedieh?

Es ist unbestreitbar und wäre auch nicht möglich, daß Körner in seinen Schöpfungen von den Dramatikern seiner Zeit unbeeinflußt geblieben wäre. Ein Lustspieldichter konnte sich damals kaum der Einwirkung eines Kotzebue entziehen, ja er mußte, wenn vielleicht auch widerwillig, gewisse technische Eigenheiten, Personentypen, von dem Meister der flachen Komödie übernehmen, wollte er sich einen Erfolg seiner Werke beim Publikum versprechen. So ist es kein Wunder, daß sich auch Körner in seinen Lustspielen von Kotzebue beeinflußt zeigt***); besonders in der Zeichnung der Charaktere und in der Art und Weise, Personen einzuführen, erinnert seine Technik an die Kotzebues. Doch stehen Körners Stücke auf einem ungleich höheren Niveau; in ihnen blitzt eine geistreiche Ader, die den „breiten Bettelsuppen" des andern durchaus fehlt, und

*) Ich nenne hier die gründliche Arbeit von G. Reinhard, „Schillers Einfluß auf Th. Körner. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte" (Straßburg 1899) und das Programm von E. Zeiner, „Th. Körner als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung Schillerischen Einflusses" (Stockerau 1900).

**) Körners „Helden"-Tod immer hervorzuheben, halte ich für eine Ungerechtigkeit gegenüber den vielen anderen deutschen Jünglingen, die mit der gleichen Begeisterung und dem gleichen Opfermut in den heiligen Krieg zogen und für die Freiheit des Vaterlandes verbluteten.

***) Näheres darüber in dem Aufsatz von J. Nimpfer, „Th. Körners Lustspiele und ihr Verhältnis zu Kotzebue" in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1907, Heft 11.

dieses gewissermaßen „Ästhetische“ war es auch, was den Vater an den harmlosen Lustspielen des Sohnes anzog.

In seinen ernsten Dramen schreitet Körner dahin auf dem hohen Kothurn der tragischen Muse und verleugnet nirgends die tiefgehende Einwirkung, die er, wie fast die gesamte deutsche Jugend damals, von Schiller erfahren hatte. In einzelnen Worten und Phrasen wie in der Wahl des Ausdrucks überhaupt, im Aufbau der Akte wie der ganzen Dramen zeigt er sich als gelehrigen Schüler des väterlichen Freundes. Doch rührt dies nur zum kleinsten Teile von bewußter Nachahmung her, wie bei den anderen Epigonen. Vielmehr war Körner in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie wie in der ganzen Richtung seines Gefühlslebens Schiller verwandt; die ihm ererbte und vom Vater gewissenhaft und eifrig gepflegte Grundstimmung der sittlichen Verpflichtung, der Zug zum Idealen war ihm, wenn auch in schwächerer Prägung, mit Schiller gemeinsam. Elternhaus und Erziehung hatten hier viel getan, um seine Gedankenwelt ganz in Schiller heimisch werden zu lassen. Doch blieb dem glücklichen und begabten Erben, der mit Freudigkeit sein Pfund wuchern lassen wollte, der ernste Lebenskampf versagt, der erst vertiefte Innerlichkeit hervorzubringen imstande ist. Daher rührt es, daß seine Charaktere schablonenhaft erscheinen und über einen Leisten geschlagen sind; besonders die Frauengestalten gelingen ihm nicht (wie einst dem jungen Schiller). Hier fehlt ihm die Erfahrung, die allein den psychologischen Blick zu schärfen vermag.

Dabei ragt er aber immer noch turmhoch empor über die Schar der zahlreichen Schiller-Epigonen, die das neunzehnte Jahrhundert hindurch die deutsche Bühne mit ihren Figuren bevölkerten oder die Lesewelt mit ihren Jambendramen langweilten. Körner war verliehen, was den meisten fehlte: Phantasie, dichterische Empfindung und begeisterter Glaube an sich selbst, der sich die höchsten Aufgaben stellte. In seinen Stücken steckt ein solcher Reichtum an dramatischen Situationen, daß ein anderer Dramatiker sein Leben lang davon gezehrt hätte; die Frische und der Schwung seiner Sprache hilft hinweg über die mitunter mangelhafte Motivierung; die geschickte Führung der Handlung läßt die fehlende scharfe Charakterisierungskunst übersehen. Nicht mit Unrecht hat man ihn eine „Nebensonne Grillparzers“ genannt.

* * *

Wäre Theodor Körner ein Dichter geworden? Die Frage ist müßig, das war er schon! Aber wie hätte er sich weitergebildet, wenn er sein Leben in ruhigen Bahnen geendet hätte? Ein begabterer Kotzebue — oder ein schwächerer Grillparzer? Ich glaube, daß man dabei ein Moment nicht vergessen darf, das nie recht in Anschlag gebracht worden ist: Körners Vater. Dieser durch und durch ästhetisch gebildete Mann, der einem Schiller warnende und beratende Fingerzeige geben durfte, dessen Urteil an den großen Weimaranern geschult war, hätte wohl seinem Sohn wie bisher treulich als kritisches Gewissen zur

Seite gestanden und ihn davor bewahrt, ein „Macher" zu werden und in seichte Dramenschreiberei auszuarten.

Für uns liegt, wie ein feinsinniger Kenner, Fritz Jonas, einmal bemerkt hat, Körners eigenartige Bedeutung in der Verbindung seiner dichterischen Begabung mit einer todesmutigen vaterländischen Begeisterung.

Vielleicht hat Wilhelm von Humboldt das Richtige getroffen, wenn er nach dem Fall des Jünglings an seine Gattin Karoline schreibt: „Je öfter ich an ihn denke, desto mehr finde ich ihn glücklich, so geendet zu haben. Überhaupt heiligt nichts so ein Leben als der Tod, und es ist wunderbar, wie ihm viele Menschen so gram sind. Körner ist nun wirklich zu einer vollendeten Gestalt geworden: Jugend, Dichtung, Vaterlandsliebe, Tapferkeit haben sich zu diesem einen frühen Leben verschlungen. Wäre er leben geblieben, hätte sich das Magische, das jetzt die beiden letzten Eigenschaften haben, in etwas ganz Gewöhnliches verloren, was er mit vielen andern geteilt hätte; die Entwicklung der Dichtung blieb zweifelhaft, und die Frische der Jugend verging" (Sydow, Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Band IV, Seite 379).

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

August Bebel †. Auch mit diesem Toten ist ein Mann aus großer Zeit ins Grab gesunken. Er war unser, des Bürgertums erbittertster Feind, — aber er war es aus tiefinnerer Überzeugung. Einseitig beeinflußt machte er allein die bürgerliche Gesellschaft dafür verantwortlich, daß es hunderttausenden seiner Volksgenossen schlechter ging, als sie es verdienten. Eingeengt durch die Verhältnisse seiner Drechslerwerkstatt, die ihm keine Übersicht über die Möglichkeiten der neudeutschen Entwicklung auch für das Proletariat gab, wähnte er seine Ideale mit Hilfe des Internationalismus verwirklichen zu können, der wie ein blinkender Himmelsstreifen fern über den kleinen Verhältnissen des Heimatortes lachte.

So hat er sich schon frühzeitig im Gegensatz zur Mehrheit seiner Nation gebracht, deren Söhne gerade damals sich anschickten, den Reichsbau zu schaffen, in dessen Grenzen sich alles zu verwirklichen vermag, was die arbeitenden Klassen an wirtschaftlicher und kultureller Hebung an persönlichen und politischen Freiheiten überhaupt nur erwarten können. Bebels Verhängnis war es, daß er, besonders nach Durchführung der großen sozialpolitischen Gesetze in den 1890er Jahren nicht den Weg zur praktischen Mitarbeit im Reiche fand. Wie er sich einst das Verdienst erwarb, durch seine begeisternde Agitation die Massen der Hoffnungslosigkeit ihres Daseins entrissen zu haben, indem er ihnen zwar ferne aber doch lockende Ziele wies, so konnte er durch rechtzeitiges Paktieren mit dem bürgerlichen Staat sich den Lorbeer eines Staatsmannes erringen. Aber da hat er versagt. Nicht aus kleinlichen oder gar unlauteren Motiven — Bebel ist dazu ein viel zu deutscher Mann geblieben —, aber weil sein Wünschen die Phantasie so stark beherrschte, daß er als politische Realität ansah, was doch nur als ein Traum seiner Jugend angesprochen werden konnte. Bebel hat wohl erst in den allerletzten Jahren seines Lebens einzusehen begonnen, daß seine Kladderadatschtheorie in Deutschland immer weniger Aussicht auf Erfüllung haben könnte. Die politischen Konsequenzen hat er jedenfalls aus solcher Erkenntnis nicht gezogen. Darum scheidet er auch belastet mit dem Vorwurf, ein

Feind seiner eigenen Heimat gewesen zu sein, von uns.

Was Bebel für seine Partei bedeutet hat, lehrt die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Was sein Tod für die Partei bedeutet, muß eine nahe Zukunft lehren. Ich verspreche mir gutes, da Bebel es vor allen Dingen gewesen ist, der eine eiserne Disziplin in der Partei aufrecht erhielt, die jegliche Entwicklung über die Dogmen hinaus verhinderte. G. Cl.

Biographie und Briefwechsel

Kiderlen, Bismarck und der Kaiser. Meine letzten Veröffentlichungen aus den Briefen des verstorbenen Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter haben so vielfache Beachtung in der Presse gefunden, daß ich hier in den Grenzboten darauf zurückkommen muß. Zumeist hat die Presse Sinn und Zweck der Veröffentlichung richtig verstanden: Bekanntgabe von Materialien für die spätere eingehende Lebensbeschreibung. Nur einige wenige haben sich blind gestellt und speziell gegen meine Veröffentlichungen in der Vossischen Zeitung protestiert. Natürlich sind es die alten Freunde Kiderlens, die schon zu Lebzeiten kein gutes Haar an ihm ließen.

Am lehrreichsten und am bezeichnendsten für die Art und Weise, wie die Gegner des Verstorbenen auch jetzt noch gegen ihn arbeiten, sind die Argumente der Post gegen die Veröffentlichungen. Sie verrät ihre Motive mit dem ihr eigenen Zynismus, indem sie am 15. Juli schreibt: „Ein Mann, der sich mit Eifer dem unseligen Handwerk gewidmet hat, den Gegensatz zwischen Wilhelm dem Zweiten und Bismarck mit den unlautersten Mitteln zu verschärfen, muß darauf verzichten, als ein Held des deutschen Volkes mit Verehrung und Dankbarkeit genannt zu werden!"

Also, weil die Gefahr besteht, daß ein toter politischer Gegner sich Sympathien erwerben könnte, deswegen müssen Veröffentlichungen über ihn unterbleiben!?

Nun sollte man glauben, daß, wenn das offizielle Organ einer konservativen Partei gegen einen Staatsmann Beschuldigungen, wie die mitgeteilten, erhebt, die Beweise dafür klar auf der Hand liegen. Statt dessen werden drei jämmerliche Briefe eines Anonymus zitiert, die zuerst in einem kaum beachteten Blättchen erschienen sind. Hier sind die „Dokumente" des freikonservativen Parteiorgans:

„19. Dezember 1892.

... Der Freiherr von *** hat mir da vor ein paar Tagen bei Borchardt eine sonderbare Geschichte erzählt. Caprivi hat ihm gewissermaßen sein Leid geklagt. Es sei ja alles ganz schön, aber zuweilen käme er sich in seiner Position als Reichskanzler doch sehr bemitleidenswert vor. Oft fühle er sich wie der Schuljunge des Geheimrats Kiderlen, an dem der Kaiser einen förmlichen Narren gefressen zu haben scheine. Kiderlen sei das willenlose Werkzeug Holsteins und suggeriere dem Kaiser die Ausführung aller Holsteinschen Wünsche. Wenn er, Caprivi, dem Kaiser eine Sache vortrage, so antworte der ihm in der Regel wörtlich dieselben Sachen, die Caprivi vorher schon gelegentlich von Kiderlen gehört habe. Wenn Kiderlen sich in einer Unterhaltung mit dem Reichskanzler bei Gelegenheit und auf Befragen allersubmissest abfällig über eine Sache geäußert habe, habe er, Caprivi, schon vorher gewußt, daß der Kaiser auch ablehnend gesonnen sei. Und dann habe er oft die Sache dem Kaiser gar nicht erst vorgetragen. Stets sei der Kaiser, wenn der Reichskanzler eine Sache vorbringe, entweder brieflich aus München durch Eulenburg oder mündlich durch Kiderlen präpariert ...

5. Juli 1893.

... Kein Tag vergeht, ohne daß Kiderlen irgendeinen Zeitungsausschnitt zum Kaiser bringt, den angeblich die Bismarckclique gegen den Kaiser lanciert hat. Rößler (1893 vor Kiderlen Preßdezernent im Auswärtigen Amt. Die Red.) hat sich ein paarmal verplappert. Meistens haben Holstein und Kiderlen die Angriffe selbst lanciert. ...

27. November 1893.

... Es wird allerhand laut von einem Krach oben mit Kiderlen-Waechter. Allem Anschein nach ist er „unten durch". Er soll sich im August auf der Englandreise mit S. M. sehr ungeschickt benommen haben. Ganz bestimmt ist, daß er einmal dem Kaiser nach dem Genuß von zwanzig Importen und einigen Bouteillen auf dem Schiff laute Vorhaltungen darüber gemacht hat, daß der

Kaiser sich mit dem Prinzen von Wales über die Möglichkeit eines englisch-französischen Krieges unterhalten habe. Es sind aber noch andere Sachen vorgekommen. Einmal hat Kiderlen sich in Gegenwart der Kaiserin die Erzählung eines Scherzes erlaubt, der Herrn von Mirbach zur Raserei gebracht hat. Das ist ja ziemlich harmlos. Jedenfalls hat mir Holstein selbst angedeutet, daß wegen dieser Sache eine Verstimmung gegen Kiderlen herrsche. Er fügte hinzu: „Dann hat Kiderlen noch verschiedene Dummheiten gemacht. Er raucht nämlich zuviel, und das umnebelt ihn manchmal förmlich. . . .“

Ich würde über diese Briefe kein Wort verlieren, wenn es nicht das offizielle Organ einer sich staatserhaltend nennenden Partei wäre, das die Briefe ihren Lesern als historisch einwandfreie Dokumente vorzusetzen sich erlaubt.

Nur die von der Post gefolgerte Wirkung der Kiderlenschen Zeitungsausschnitte möchte ich beleuchten.

Die dem Kaiser vorgelegten Zeitungsausschnitte umfaßten und umfassen noch alle wichtigen Fragen der äußeren und inneren Politik. Im Sommer 1893 beschäftigten sie sich ganz besonders eingehend mit der Militärvorlage und mit dem Kampf um die zweijährige Dienstzeit. Daß Herbert Bismarck die zweijährige Dienstzeit bekämpfte und dagegen öffentlich agitierte, ist bekannt (siehe seine Rede im Reichstag vom 14. Juli 1893), und wenn Caprivi sich auch dieses seines Gegners zu erwehren suchte, so war das nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht. Das Thema Bismarck als solches ist — soweit ich das zu übersehen vermag — aus der privaten Korrespondenz der amtlichen Personen, wie Kiderlen, Holstein, Fürst Hohenlohe und anderer, untereinander während des ganzen Sommers 1893, um den es sich hier doch handelt, verbannt, während sonst von allen möglichen Personen und Dingen sehr freimütig gesprochen wurde. Wenn Kiderlen wirklich ein so trauriges Handwerk getrieben hätte, wie die Post es ihm vorwirft, so würden sich Anzeichen auch in der mir zugänglich gewordenen Korrespondenz finden; in ihr wird nichts beschönigt oder umgangen. Die Anrempeleien der sogenannten Bismarckpresse, hinter der sich damals alle Gegner des Grafen Caprivi versteckten, werden auch nicht mit einem Wort als bismarckische Inspirationen erwähnt, sondern ganz zutreffend als solche der Fronde von rechts: der Blut- und Eisenmänner, der Staatsstreichfreunde und Gegner jeder Sozialpolitik, die sich im Schatten des großen Bismarck verkrochen, während Caprivi und seine Gefolgschaft in aller Öffentlichkeit kämpften. Erst im September finden sich auch Anzeichen, daß die hier in Frage kommenden Kreise sich lebhafter mit dem Altreichskanzler persönlich beschäftigen. Es geschieht dies aus Anlaß seiner Erkrankung. In welchem Sinne aber eine „Einwirkung“ auf den Kaiser stattfindet, das ergibt sich aus nachstehendem Telegramm, das der Kaiser am 19. September 1893 an den Fürsten Bismarck in Kissingen richtete:

> An Fürst Bismarck, Kissingen. Ich habe zu Meinem Bedauern jetzt erst erfahren, daß Eure Durchlaucht eine nicht unerhebliche Erkrankung durchgemacht haben. Da Mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche Ich Meine wärmste Freude hierüber aus. In dem Wunsch, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte Ich Eure Durchlaucht bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeiten in einem Meiner in Mitteldeutschland gelegenen Schlösser Ihr Quartier aufzuschlagen. Ich werde nach Rücksprache mit Meinem Hofmarschall das geeignetste Schloß Eurer Durchlaucht namhaft machen.
>
> Wilhelm.

Man halte fest: diese Einladung erfolgte kurz nach den Kämpfen um die zweijährige Dienstzeit, in denen Herbert Bismarck an der Spitze ihrer Gegner gestanden hatte! Sache und Person wurden also von seiten des Kaisers und Caprivis streng auseinandergehalten. Hieraus darf wohl auch gefolgert werden, daß Kiderlen im Sommer 1893 den Kaiser nicht mit Zeitungsausschnitten aus der Bismarckpresse behelligt haben wird, die die Kluft zu erweitern bestimmt waren.

Ist es aber zu anderer Zeit geschehen, so mögen diejenigen, die derartiges behaupten, den Mut haben, ihre Behauptungen mit ihrem

Namen und mit einwandfreien historischen Dokumenten zu decken. Aber man komme mir nicht mit solchen Herren, die sich außerhalb Deutschlands ihre Sporen verdient haben als — Rennplatzbesucher. G. Cl.

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches. Immer mehr steigt das Interesse an der Reform des Erbrechts zugunsten des Reichs. Wiederum ist eine Schrift erschienen, die den Gegenstand behandelt. Dr. Philipp Loh erörtert die Frage in der anregenden Abhandlung: „Zur Reform des Reichserbrechts." Berlin 1913, Herm. Bahr. Der Verfasser steht auf dem Boden des Staatssozialismus. Er hält es für gerecht und klug zugleich, die Sozialdemokratie mit Hilfe der Gerechtigkeitsidee zu bekämpfen. Nach dieser Richtung erscheint ihm ein unbeschränktes Verwandtenerbrecht bis ins Endlose so widersinnig, daß er sich zu der Annahme genötigt sieht, Justinian habe solche Bestimmung gar nicht getroffen, man habe die Vorschrift in der Nov. 118 nur immer falsch ausgelegt. Der weise Gesetzgeber habe ein so verkehrtes Gesetz unmöglich erlassen können, zumal ohne irgendeine Begründung, die sich doch sonst bei wichtigen Änderungen stets finde. Das heutige Erbrecht der entferntesten Blutsverwandten entstamme also nicht dem römischen Recht, sondern einer phantastischen Auslegung des römischen Rechts. Auf alle Fälle befürwortet Loh für die Gegenwart eine Änderung der geltenden Vorschriften nach zwei Richtungen. Einmal soll das testamentslose Erbrecht der entfernten Seitenverwandten wegfallen, an die Stelle dieser lachenden Erben trete das Reich, — nicht etwa einer der fünfundzwanzig Bundesstaaten, wie die Regierungsvorlage vom 28. März 1913 vorschlägt. Außerdem soll aber das Reich, selbst wenn nahe Verwandte Erben sind, einen Pflichtteil erhalten nach dem Muster des überlebenden Ehegatten. Der überlebende Ehegatte hat als Pflichtteil ein Achtel des Nachlasses neben Kindern, ein Viertel des Nachlasses neben Geschwistern zu beanspruchen. Ein Anteil von ähnlicher Höhe soll nach Lohs Vorschlag sowohl bei testamentarischer, wie bei testamentsloser Erbfolge der Gesamtheit, d. h. dem Reich, zufallen. Der Gedanke eines staatlichen Pflichtteils ist nicht neu. Er findet sich sowohl in der älteren, wie namentlich auch in der jüngeren Literatur der Lehre von der Erbrechtsform. Es liegt nahe, in dem Pflichtteil nur eine andere Form der Besteuerung der Erbschaften zu erblicken. Sieht man indessen näher hin, so zeigen sich doch wesentliche Unterschiede in den beiden Formen der Beteiligung des Staates an den Erbschaften. Was die Begründung eines eigentlichen staatlichen Miterbrechts angeht, so liegt sie nicht etwa nur in dem Schutz, den die Berechtigten bei der Erlangung der Erbschaft finden, sondern in der Erwägung, daß die Gesamtheit, der Staat regelmäßig unterstützend, ja schöpferisch mitgewirkt hat an der Entstehung der Vermögen, die mit dem Tode des Besitzers herrenlos werden. Die nähere Erörterung der wichtigen Frage, die auch Loh nur streift, mag einer weiteren Betrachtung vorbehalten bleiben. B.

Volkswirtschaft

Zur bevorstehenden Zolltarifrevision in China. In dem Anleihevertrag über 25 Millionen Pfund Sterling, der am 26. April dieses Jahres zwischen dem chinesischen Finanzminister als Vertreter der chinesischen Regierung und den Vertretern deutscher, englischer, französischer, japanischer und russischer Bankgruppen geschlossen worden ist, heißt es unter anderem: „... Die Anleihe wird hinsichtlich des Kapitals und der Zinsen sichergestellt: ... 2. durch die, sei es auf Grund einer Tarifrevision oder sonst sich ergebenden, unbelasteten Überschüsse der Chinesischen Seezollverwaltung ..." Die bei der Ausgabe der Anleihe erlassene Bekanntmachung gibt dann noch folgende Erläuterung: „... Es ist vereinbart, daß, wenn späterhin die jährlichen Eingänge der Seezolleinnahmen den Betrag übersteigen sollten, der zur Bestreitung aller bestehenden Belastungen oder solcher, die infolge der Abschaffung der Likinzölle im Zusammenhang mit einer Tarifrevision sich ergeben werden, erforderlich ist, dieser Überschuß in erster Linie für die Sicherstellung und den Dienst der gegenwärtigen Anleihe zu verwenden ist ..." Damit ist die Revision des chinesischen Zolltarifs und die langersehnte

Abschaffung des „Likin“*) erneut zur Erörterung gestellt. Es sei zunächst betont, daß es sich hierbei aller Wahrscheinlichkeit nicht um den Schutz der noch in den ersten Anfängen befindlichen chinesischen Industrie, sondern um reine Finanzzölle, sowie um die Abstellung von Mißständen handeln wird, die in dem mangelhaften Arbeiten des chinesischen Verwaltungsapparates begründet sind. Die in Aussicht stehenden Verhandlungen werden daher in gleicher Weise die Aufbesserung der chinesischen Finanzen wie die Förderung des fremden Handels in China zu berücksichtigen haben.

Der Handel Chinas mit dem Auslande gründet sich auch heute noch auf die Verträge, die die Großmächte in den Jahren 1842 bis 1861 mit China geschlossen haben. Ganz China ist dem Warenverkehr mit dem Auslande gegen Zahlung bestimmter Zölle an die chinesische Regierung, bestehend in Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangszoll geöffnet. Von bestimmten — dem sogenannten „fremden Handel geöffneten“ — Hafenplätzen und einzelnen größeren Orten im Inlande aus dürfen fremde Kaufleute Geschäfte mit irgendeinem Teile des chinesischen Reiches anknüpfen und abschließen und Waren versenden. Bei der Einfuhr soll nach Zahlung des Einfuhr- und Durchgangszolls (Transit) keine andere Abgabe irgendwelcher Art (!), nach welchem Teile des Reiches die Waren auch gebracht werden mögen, von ihnen erhoben werden. Einfuhr- und Ausfuhrzoll betragen je 5 v. H. des Wertes; soll die Ware in Durchfuhr nach einem anderen Ort im Innern des Reiches versandt oder aus diesem angebracht werden, so beträgt die Transitgebühr (Durchgangszoll) die Hälfte des Ein- bzw. Ausfuhrzolls, also $2^1/_2$ v. H.; außerdem wird ein Zuschlagszoll von der Hälfte des Ausfuhrzolles, also ebenfalls $2^1/_2$ v. H. bei der Einfuhr der Waren in irgendeinem chinesischen Hafen der Küste erhoben. Eine Quelle von Schwierigkeiten ist von Anfang an die Bestimmung gewesen, daß bei der Einfuhr nach Zahlung der Transitgebühr keine Abgabe irgendeiner Art, nach welchem Teile des Reiches die Waren auch gebracht werden mögen, von ihnen erhoben werden soll. Dieser Durchgangszoll — im Chinesischen „Inlandzoll“ (nicht Likin) — wurde von Lord Elgin, dem Unterzeichner des britisch-chinesischen Vertrages von 1858, ursprünglich als Ersatz für alle bis dahin bestehenden Zölle und Abgaben im Innern Chinas aufgefaßt und wäre daher besser auch im englischen Text jenes Vertrages als Inland- oder Inlandersatzzoll bezeichnet worden. Wie aber der Name auch sein mag — Transit- oder Inlandzoll —, es ist sicher, daß er als eine unwandelbare Ablösung aller willkürlichen Auflagen (Likin) der Provinzialregierungen, d. h. aller und jeder Abgaben im Inlande gedacht war. Es war und ist vertragsgemäß dem Kaufmann überlassen, die sämtlichen Abgaben der Steuern im Inlande zu bezahlen, oder sie durch einmalige Zahlung der $2^1/_2$ prozentigen Transitgebühr abzulösen. China dagegen vertritt die Auffassung, daß der Transitzoll die Ware nur vom Hafen auf dem Wege bis zum Bestimmungsort schütze und daß, nachdem die Ware dort angekommen und der sie „unterwegs“ schützende Paß abgegeben sei, sie jeder andern chinesischen Lokalsteuer, genau wie einheimische chinesische Ware, unterliege. Diese Meinungsverschiedenheiten bestehen trotz den weitläufigen Verhandlungen, die in den letzten fünfzig Jahren zwischen China und den Mächten geführt worden sind, auch heute noch, obgleich China in Artikel 8 des mit England am 5. September 1902 geschlossenen, allerdings nicht in Kraft gesetzten Mackay-Vertrages, das Likin ausdrücklich als verkehrsstörend und damit schädlich für den Handel anerkennt.

Die nach Beendigung der Boxerunruhen im Schlußprotokoll vom 7. September 1901 ausbedungenen neuen Handelsverträge boten und bieten Gelegenheit, das Likinwesen zu beseitigen; um so mehr als China von Jahr zu Jahr in stärkerem Maße sich genötigt sieht, auf höhere Einnahmen aus den vertraglichen Zöllen zu dringen und dieser Möglichkeit gegenüber sich zur Abstellung gewisser Belästigungen des Handels zu verstehen. England, die Vereinigten Staaten und Japan haben dementsprechend mit China verhandelt. Es sind auch Verträge unterzeichnet worden,

*) Ein Tausendstel von jedem Tael (li) des Wertes der Ware in bar (kin = Metall). Ein Tael zurzeit rund 3 Mark.

wie der vorstehend erwähnte Mackay-Vertrag; aber in der Frage der Ablösung des Likin hat man bisher keine Form gefunden, die den billigsten Ansprüchen an eine bessere Entwicklung der Handelsbeziehungen genügen kann. Deutschland hat daher auch vorläufig mit Rücksicht auf die Meistbegünstigungsklausel auf alle Handelsvertragsverhandlungen mit China verzichtet.

Als Li-Hung-tschang im Jahre 1896 bei seiner Reise durch Europa bei den Mächten eine Zollerhöhung von 5 v. H. auf 10 v. H. des Warenwertes zu erwirken suchte, gab die Internationale Handelskammer von Schanghai, die auch heute noch eine führende Rolle in China spielt, unverzüglich folgende Erklärung ab: „Der Vorstand der Kammer ist der Ansicht, daß unter gewissen Bedingungen eine Zollerhöhung dem fremden Handel nicht nachteilig sein würde. Die Handelskammer zu Hongkong und wir sind uns über diese Bedingungen einig, nämlich daß, wenn die Zollerhöhung der chinesischen Regierung zugestanden werden soll, dies unter der ausdrücklichen Zusicherung zu geschehen hat, daß, falls einmal der Einfuhrzoll gezahlt ist, die Waren von allen weiteren Auflagen des Likin und anderer Zölle irgendwelcher Art, ganz einerlei nach welchem Teile des Reiches sie auch gesandt werden mögen, befreit sind; hierbei ist es naturgemäß durchaus nötig, daß die chinesische Regierung hinreichende und unleugbare Garantien (!!) stellt, daß ihre Zusage uneingeschränkt (!) ausgeführt werden soll. Der Umstand, daß die Waren fremden Ursprungs sind, soll genügen für ihren freien und ungehinderten Umsatz, soweit die Grenzen des chinesischen Reiches sich erstrecken. Selbst der Möglichkeit ist vorzubeugen, daß, nachdem die Ware nicht mehr besteuert werden kann, der Transporteur oder Händler mit Ausnahmesteuern belegt wird."

Das ist eine sehr bezeichnende Kundgebung, die bis zum heutigen Tage von der am Handel mit China beteiligten internationalen Kaufmannschaft als zu Recht bestehend anerkannt wird!

England hat im Jahre 1902 im Mackay-Vertrag noch eine weitere Erhöhung um $2^1/_2$ v. H., also insgesamt auf $12^1/_2$ v. H. auf Einfuhrwaren und $7^1/_2$ v. H. für Waren der Ausfuhr zugebilligt. Garantien

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

für die Abschaffung des Likin im Sinne der obenstehenden Ausführungen der Handelskammer von Schanghai hat England jedoch von China nicht erwirken können; der Vertrag stellt daher keine Verbesserung, sondern nach Ansicht der internationalen Kaufmannschaft eine Verschlechterung der bestehenden Zustände in Aussicht. Vor allem folgende Klausel wird als bedenklich bezeichnet: „Die Zollerhöhung auf fremde Einfuhr und Ausfuhr, sowie auf küstenweise Ausfuhr soll den Verlust an Einnahmen (die bisher aus dem Likin aufkommen) ausgleichen. Indes bleibt noch der Verlust von Likineinkünften auf den einheimischen Handel gut zu machen, und hierfür wird vereinbart, daß es der chinesischen Regierung freistehen soll, eine Verbrauchssteuer auf Artikel chinesischen Ursprungs, die nicht zur Ausfuhr bestimmt sind, zu erheben. China steht es frei, den Betrag dieser Verbrauchssteuer festzusetzen, der verschieden sein kann je nach der Art der in Betracht kommenden Ware, d. h. je nachdem die Ware Lebensbedürfnis oder Luxusartikel darstellt. Doch soll diese Steuer in gleicher Höhe erhoben werden für Waren derselben Gattung, einerlei ob sie auf Dschunken (Küstenschiffahrt), Segelschiffen oder Dampfern verschifft werden." Aus dem Mitgeteilten erhellt, daß der viel besprochene britisch-chinesische Mackay-Vertrag nicht als Grundlage für neue Verhandlungen über eine Revision des chinesischen Zolltarifs benutzt werden sollte Insbesondere ist zu betonen, daß das bisher dem fremden Kaufmann vertragsmäßig zugesicherte Recht, im Innern des Landes zu Handelszwecken zu „reisen", erheblich erweitert werden muß. Bestimmungen über zeitweise Lagerung, Reinigung, Umpackung und Fortschaffung von Waren sind dringend vonnöten.

Sachkundige haben auf Grund der Einnahmen der chinesischen Seezollverwaltung des Jahres 1912 aus den Zollerhöhungsvorschlägen der Vertragsmächte eine Mehreinnahme von über 30 Millionen Tael (rund 100 Millionen Mark) herausgerechnet, denen eine Einbuße an Einnahmen von etwa 20 Millionen Tael an Likin gegenübersteht.

Die Grundlage für eine Revision des Zolltarifs in China bildet — ebenso wie für die in Aussicht genommene Währungsreform — eine geordnete Verwaltung, die gleichzeitig eine Reform des gesamten Steuerwesens einzuleiten hätte. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, den Provinzen die ihnen bisher vorbehaltenen Likineinnahmen zugunsten des Pekinger Reichsschatzamtes zu entziehen. China wird daher wohl über kurz oder lang gezwungen sein, das „Dogma von der unerhöhbaren Grundsteuer", die den Kern der chinesischen Finanzen bildet, zu zerbrechen. H. v. Kropff in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3680, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum IV. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

Die englische Orientpolitik

Von Freiherrn Albrecht von Woellwarth in London

Die Balkanrede Sir Edward Greys im englischen Unterhaus vom 12. August 1913 formuliert die Stellung Großbritanniens in der Adrianopelfrage folgendermaßen:

„Die britische Politik gegenüber der Türkei besteht darin, die türkische Herrschaft und ihre Unverletzlichkeit in ihrem asiatischen Gebiet und dem Gebiet jenseits der Linie Enos-Media zu befestigen und zu sichern. Diese Politik hängt aber von dem guten Willen der übrigen europäischen Mächte ab. England allein kann diese Politik nicht erfolgreich durchführen, denn viele andere Mächte haben auch ein Interesse an der asiatischen Türkei. Was geschehen kann, muß auf Grund allgemeiner Zustimmung geschehen. Der gute Wille der Mächte kann aber nichts erreichen, wenn die Türkei ihren Rat bezüglich Adrianopels und Thraziens nicht befolgt. Früher oder später, sei es durch finanzielle Not oder durch die bewaffnete Intervention einer oder mehrerer Mächte, deren Rat verschmäht wurde, würde Unheil über die Türkei hereinbrechen, vor dem wir sie nicht schützen könnten."

Im Einklang mit den von dem Minister des Auswärtigen gemachten Ausführungen hatte schon Ende Juli der englische Botschafter der Hohen Pforte die Preisgabe Adrianopels dringend ans Herz gelegt. Andernfalls müsse, so erklärte der Botschafter, England es sich überlegen, ob es seine Garantie für die Integrität der asiatischen Türkei noch aufrecht erhalten könne. Es ist bemerkenswert, daß die englische Diplomatie aus ihren Archiven ein Aktenstück hervorsucht, von dessen Existenz man in weiten Kreisen nichts mehr wußte und

das von manchen Lagern der europäischen Diplomatie gerne vergessen werden wollte. Es ist dies der Vertrag, den Großbritannien am 4. Juni 1878 mit der ottomanischen Regierung schloß und durch den die Türkei Cypern abtrat und Verwaltungsreformen verhieß. England übernahm als Gegenleistung die Verpflichtung, den Besitzstand der Türkei in Asien vor etwaigen Angriffen zu schützen. Wenn wir uns der diplomatischen Lage zu jener Zeit erinnern, so wird uns klar, daß sich die englische Politik damals im allerschärfsten Gegensatz zu Rußland befand. Heute sind die Beziehungen zu Rußland durchaus freundschaftlich und doch hat jene seit fünfunddreißig Jahren bestehende Abmachung auch heute noch ihre Spitze gegen Rußland und bei den bekannten Absichten der übrigen Mächte gegen Rußland allein.

Nun hat die die kriegerischen Ereignisse begleitende diplomatische Entwicklung England in eine Lage gebracht, die der Türkei gegenüber erhebliche Schwierigkeiten in sich birgt. Während des ersten Balkankrieges befand sich der englische Liberalismus und auch weite Kreise der Opposition mit ihren Sympathien auf Seiten der Balkanvölker. Handelte es sich doch nach der Ansicht vieler um einen heroischen religiösen und nationalen Befreiungskampf. Wieder andere sahen auch in dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Europa den natürlichen Gang einer Entwicklung, die früher oder später kommen mußte, und bei deren Unvermeidlichkeit man besser gleich auf den Sieger setzte. Diese Auffassungen wurden im Kabinett geteilt und fanden in Ministerreden, namentlich in Äußerungen des Premierministers Asquith lebhaften Ausdruck. Während des ganzen diplomatischen Wechselspieles der letzten Jahre war Sir Edward Grey als Leiter der englischen auswärtigen Politik unablässig und in vieler Beziehung mit Erfolg darauf bedacht, den Frieden zu erhalten und da wo es zu spät war, den Frieden zu stiften. Es bedeutete einen Triumph dieser Politik, daß die Bevollmächtigten der Balkanstaaten im St. James Palast zu London jenen Frieden unterzeichneten, der allen Balkanvölkern „Freiheit“ und das Ende der türkischen Herrlichkeit in Europa brachte. Da kam der Bruderkrieg der von allzu großem nationalen und „christlichen“ Idealismus beseelten Befreiten. Mit Grauen sieht der Engländer in seinen Wochenschriften Photographien von verbrannten Bauern, gemordeten Kindern, gebrandschatzten Dörfern und Städten in dem mit abendländischer Zivilisation beglückten Mazedonien. Der Türke aber zog als Befreier begrüßt in die zu zwei Dritteln muselmannische Stadt Selims des Zweiten, das so heiß umstrittene Adrianopel, ein. Dies alles ein paar Wochen, nachdem der Friede von London, zu dem Sir Edward Grey Gevatter stand, die Balkanfrage „gelöst“ und dafür von England wie vom Ausland verschwenderisch Lorbeeren geerntet hatte. Man ist in England gründlich ernüchtert von der Begeisterung für die Freiheitskämpfer und man wird mehr und mehr auf eine Bewegung aufmerksam, die noch weit vitaler die Interessen des Reiches betrifft als irgendeine Expansion einer europäischen Großmacht. Das ist die Gärung im indischen Islam.

Seit einem Jahre hat sich in Indien der riesige Umschwung vollzogen, daß die Mohammedaner in eine Arbeitsgemeinschaft mit den bisher offen gehaßten und verachteten Hindus getreten sind. Die Homerulebewegung der Hindus, von der die Mohammedaner bislang nichts wissen wollten, findet heute gerade unter den Moslems ihre eifrigsten Anwälte. Die Bemühungen gerade der loyalen Mohammedaner in London gehen nun darauf aus, den verantwortlichen Stellen beizubringen, wie unaufhaltsam solche Ideen weiter Fuß fassen müssen, wenn nicht eine gründliche Abkehr Englands von einer antitürkischen Politik erfolgt. Zu diesem Zweck fand vor wenigen Tagen in London eine von Mohammedanern, Hindus und Engländern zahlreich besuchte Versammlung statt. Es ergab sich von selbst, daß die Adrianopelfrage im Vordergrund der Debatte stand. Die in London weilenden mohammedanischen Untertanen Georgs des Fünften scheinen hier gerade den Prüfstein an die pro- oder antimohammedanische Politik Englands anlegen zu wollen. Dies ist begreiflich, wenn man die religiöse Bedeutung dieses Ortes für den Islam kennt.

Anderseits ist es für Sir Edward Grey höchst unangenehm, wenn gerade hier eine energische Politik zu Gunsten der Türkei von ihm gefordert wird. Die Beachtung des Vertrages von London seitens der Türkei, ist für ihn, eine Frage persönlichen und amtlichen Prestiges. Fernerhin fragt es sich, ob rein politisch betrachtet der Besitz von Adrianopel von solchem Wert für die Türkei ist. Die Zukunft des ottomanischen Reiches — wenn es überhaupt noch eine solche hat — liegt in Asien. Dadurch, daß es Adrianopel behält, wird aber eine unvermeidliche Revanchestimmung in Bulgarien erhalten, die wiederum ständige strategische Sorgen und Pflichten an der Westgrenze des türkischen Reiches bedingen und die Konsolidierung und Konzentration in Asien erschwert. Zum Dritten aber, und das ist das Wichtigste, besteht die Gefahr, daß Rußland die Unnachgiebigkeit der Hohen Pforte in der Frage Adrianopels zum Vorwand für einen Einmarsch in Armenien benützen kann. Und damit ist eine Frage aufgeworfen, die die Stellung Englands nicht nur im nahen, sondern auch im mittleren Orient — in seinem asiatischen und ägyptischen Besitz überhaupt — berührt.

Schon der Analogie mit der Lage in Vorderasien wegen empfiehlt es sich kurz auf die persische Frage zurückzukommen, die wir in Heft 14 der Grenzboten eingehender erörterten. Namentlich ist hier an das Gutachten Lord Kitcheners zu erinnern, das der Abgrenzung der diplomatischen Einflußsphären zugrunde liegt. In seiner Eigenschaft als Oberkommandierender der indischen Armee hat Lord Kitchener ausdrücklich betont, daß er nur die Verteidigung des Südostens von Persien, der Provinz Seistan, garantieren könne. Demzufolge blieb sogar der Sitz alter englischer Handelsinteressen, die Provinz Farsistan, außerhalb der englischen Einflußsphäre, und die englischen Reservate begnügten sich mit der Schaffung eines rein strategischen Glacis an der indischen Grenze. Trotz der fortwährenden Unruhen in diesen wie in anderen Teilen Persiens steht heute kein englischer Soldat mehr in Persien, so gering ist die

Abgabefähigkeit des kleinen Heeres, mit dem das indische Reich geschützt werden muß. Die Folge ist, daß der Einfluß der russischen Bajonette, die die russische Einflußsphäre besetzt halten, über diese Grenzen hinauswächst, und steigende Bedeutung auch innerhalb der sogenannten neutralen Sphäre gewinnt. Die strategischen Erwägungen wegen Persiens haben in erhöhtem Maße Gültigkeit für Türkisch-Asien. Das englische Geschwader auf dem Persischen Golf bildet dort das einzige militärische Machtmittel, dessen Einfluß naturgemäß nicht über Koweit und den Schat-el-Arab hinausreicht. Irgendwelche Expansionsgelüste liegen dem England von heute völlig fern. Es „verdaut" seinen riesigen Kolonialbesitz. Mit dem inneren Ausbau und dem äußeren Zusammenschluß ist das Reich auf Generationen hinaus beschäftigt. Die wirtschaftliche und zivilisatorische Erschließung birgt viel langwierigere und mühevollere Aufgaben als die Okkupationsära des vergangenen Jahrhunderts. Zu diesem Prozeß verlangt man vor allem Ruhe nach außen hin und das Gefühl strategischer Sicherheit. In diesem Bewußtsein wird man aber durch den russischen Drang nach dem Süden bedenklich gestört. Jeder Schienenstrang und jeder Kosakenposten, den das russische Reich in der Richtung gegen Indien oder Ägypten vorschiebt, ist eine Quelle neuer Sorge für die englischen Staatsmänner und der Gegenstand steigender Beunruhigung der öffentlichen Meinung. Die Aussicht, zum Schutze des indischen Kaiserreiches Rüstungspolitik nach dem Muster europäischer Kontinentalmächte betreiben zu müssen, wirkt nichts weniger als verlockend. Und so will man wenigstens in Vorderasien das erhalten wissen, wozu man in Persien nicht mehr in der Lage ist, nämlich einen starken Pufferstaat zwischen dem britischen und dem russischen Reich. Dieser Hoffnung würde aber ein bedenklicher Stoß erteilt, wenn Rußland in Armenien einmarschieren sollte, um die Türkei zur Anerkennung des Vertrages von London zu veranlassen. Diese Möglichkeit erfüllt die englischen Staatsmänner mit banger Sorge. Natürlich liegt die Möglichkeit gänzlich ferne, daß es Armeniens wegen etwa zu einem kriegerischen Konflikt zwischen den beiden immer noch befreundeten Mächten kommen könnte. Man würde vielmehr von der Downing-Street aus seine guten Dienste als Vermittler anbieten und dem Russen zu entwinden suchen, was noch zu entwinden ist.

Im übrigen wird England mit Eifer alle Bestrebungen unterstützen, die geeignet sind, eine Wiedergeburt der Türkei in Asien zu erleichtern. Wir finden uns hier wiederum vor einer Gemeinsamkeit deutscher und englischer Interessen, denn auch für uns bedeutet ein tüchtiges türkisches Heer die zweckmäßigste Bewachung der Bagdadbahn. Ferner wird England eine territoriale Schmälerung des ottomanischen Reiches in Asien im Sinne des obenerwähnten englisch-türkischen Vertrages vom 4. Juni 1878 verhindern wollen, da einerseits nicht wie in Europa die Möglichkeit besteht, daß lebensfähige Mittelstaaten das türkische Erbe antreten und sich weiterhin die Rücksichtnahme auf die Stimmung unter den mohammedanischen Untertanen Großbritanniens immer gebieterischer

empfiehlt. Das Hauptziel der englischen Orientpolitik aber ist, Gegengewichte gegen diesen russischen Drang nach dem Süden zu schaffen, und als solche Gegenwichte kann nur die Stärkung der Türkei und die Begünstigung auch der wirtschaftlichen Ausbreitung dritter Mächte, in diesem Fall vor allem Deutschlands und Frankreichs in Frage kommen.

Englische Marinepolitik

Von Konter-Admiral z. D. Witschel in Dresden

Die kanadische Marinevorlage, welche die Schenkung von drei Großkampfschiffen an das Mutterland vorsieht und die im Unterhause mit 99 gegen 66 Stimmen angenommen war, ist im Senat mit 51 Stimmen der Anhänger Sir Wilfrid Lauriers, des früheren Ministerpräsidenten, gegen 27 Stimmen der Regierungspartei abgelehnt worden. Wie der jetzige Premierminister Mr. Borden sich auch aus dieser Affäre ziehen — und schließlich doch das Flottengeschenk gegen die liberale Partei aufrecht erhalten mag, Tatsache ist, daß jetzt die drei Großkampfschiffe aus kanadischen Mitteln nicht gebaut werden — eine sehr unangenehme Störung des großbritischen Weltreich-Gedankens und der „Reichsgeschwader"-Idee Churchills. — Als Borden damals nach seiner Ernennung zum Premierminister nach England eilte und mit der Admiralität über die von ihm gedachte „Flottengabe" unterhandelte, wurde ihm die unumgängliche Notwendigkeit klargelegt, daß es angesichts des wachsenden Wettrüstens der seegeltenden Staaten und der Schwierigkeit für Großbritannien, den erforderlichen „Sicherheitsüberschuß" von Schiffen aufrecht zu erhalten, für Kanada gegeben sei, eine Zahl von „Überschiffen" für England vorzusehen. Daraufhin entstand die kanadische Marinevorlage über den Bau von drei Großkampfschiffen, welche „Sr. Majestät dem englischen König zur allgemeinen Reichsverteidigung zur Verfügung gestellt werden sollten". Zunächst wurde die Absicht, diese Schiffe in Kanada selbst bauen zu lassen, durch ein längeres Memorandum Churchills widerlegt, in dem die Unmöglichkeit auseinandergesetzt wird, die für den Bau solcher Schiffe nötigen Anlagen, Werkzeugmaschinen und Spezialarbeiter so schnell dort zu beschaffen. Folgerichtig sollten sie also in England auf Kosten Kanadas gebaut werden. — Churchill rechnete aus, daß nach Aufrechterhaltung von 50 Prozent Überlegenheit an Schiffen in heimischen Gewässern gegen Deutschland für den Schutz der Weltinteressen Großbritanniens verfügbar sein werden: im Anfang des Jahres 1915 7, Frühjahr 4, Sommer 5, Herbst 7 Schiffe; im Anfang 1916 10,

Frühjahr 5, Sommer 5 und Herbst 7 Schiffe; Anfang 1917 9 Schiffe. Er hält die Zahlenstärken nach dem Frühjahr 1916 in Anbetracht der Flottenvermehrung der Mittelmeermächte Österreich und Italien und des nötigen Schutzes der britischen Interessen im Osten für unzureichend. In den Zahlen sind offenbar die Kolonialgroßkampfschiffe „New Zealand", „Australia" und „Malaga" mitgerechnet; unberücksichtigt sind aber die immerhin noch gefechtsstarken Vordreadnoughts der „Formidable"-Klasse (8), die 8 „King Edwards", 5 „Duncans" und 2 „Swiftsures", sowie der größte Teil der Panzerkreuzer, die alle noch unter zwanzig Jahre alt sind. Die Flottenentwicklung der Mittelmeerdreibundmächte macht der englischen Admiralität Sorge. Bei rechtzeitiger Fertigstellung der in Bau gegebenen Schiffe rechnet man für 1817 mit 8 italienischen und 7 österreichischen Großkampfschiffen sowie mit 10 italienischen und 3 österreichischen Panzerkreuzern. Als sicher kann man aber nur 4 Großlinienschiffe und 2 Panzerkreuzer der Donaumonarchie und 9 italienische Panzerkreuzer für diesen Zeitpunkt annehmen. — Nach der Neuverteilung der englischen Seestreitkräfte 1912 und der krampfhaften Massierung der Flotte in den heimischen Gewässern in der jetzigen Stärke von 36 in den Dienst gestellten Linienschiffen und 18 Panzerkreuzern, darunter 21 Großkampfschiffe mit „Lord Nelson" und „Agomeumon" (gegen Deutschlands 20 Linienschiffe und 4 Panzerkreuzer, dabei 15 Großkampfschiffe) sind für das Mittelmeer nur 4 Panzerkreuzer abgefallen, denen die Panzerkreuzer „Indomitable", „Invincible" und „Warrior" noch hinzutreten sollen, die ihrerseits in der heimischen Schlachtflotte durch neue Großkampfschiffe ersetzt werden. Bei der Konzentrierung der englischen Flotte in der Nordsee war von Churchill angedeutet worden, daß zeitweise einzelne Geschwader Auslandsfahrten unternehmen sollten; dies Versprechen ist aber ein frommer Wunsch geblieben, man hat nicht riskiert, den Heimatflotten auch nur vorübergehend nennenswerte Teile zu entziehen (bis neuerdings auf 6 Schiffe des dritten Geschwaders — „King Edwards" —, die infolge des Balkankrieges notgedrungen nach dem Mittelmeer geschickt wurden). Hingegen wird die Forderung nach Bau und Formierung eines neuen Schlachtgeschwaders im Mittelmeer laut, neben Churchills Lieblingsplan der Bildung eines britischen „Reichsgeschwaders" aus Kolonial-Überdreadnoughts, das in Gibraltar stationiert sein soll, wie früher das vierte Geschwader der Heimatflotte — welches, nach Äußerung der Admiralität, im Bedarfsfalle stets rechtzeitig in englischen Gewässern erscheinen sollte!

Sir Wilfrid Laurier und die liberale Partei in Kanada haben weder die von Churchill betonte dringende Notwendigkeit des Baues der drei Überdreadnoughts anerkannt, noch sind sie für dessen Idee eines Kolonialreichsgeschwaders zu haben. Laurier hat gelegentlich der Marinedebatten in Ottowa erklärt, die Vorlage Bordens sei nicht durch besondere Ereignisse bedingt, wie die englische Admiralität behaupte; eine Gefährdung der Überlegenheit der englischen Seemacht sei lediglich Einbildung; England wolle durch diese Behauptung nur die

Kolonien zu einer dauernden Beisteuer für die Flotte veranlassen. Das sei aber ein ganz neues, nicht gutzuheißendes Moment in der Politik Kanadas, welches das Land zur Beteiligung an dem Wettrüsten Europas zwänge. Laurier will den Bau solcher Schiffe in Kanada, wenn es selbst imstande sein wird, dies mit eigenen Anlagen und Personal zu leisten; die Schiffe sollen zur Verteidigung des britischen Reiches nur zur Verfügung gestellt werden, wenn der Krieg von der kanadischen Regierung, dem Unterhause und dem Senate gebilligt wird. — Churchill hat in seiner Rede am 31. März d. J. ausdrücklich erklärt, daß die drei fraglichen kanadischen Großkampfschiffe von 1916 ab für die Weltinteressen des britischen Reiches unbedingt gebraucht würden, ganz abgesehen von den Bedürfnissen Englands in heimischen Gewässern; daß sie einen integrierenden Teil der britischen Weltreichsverteidigung bilden. Er will nun das Loch, welches durch die Ablehnung der kanadischen Dreadnoughts in das Reichsverteidigungs- und „Weltgeschwader"-Programm gerissen ist, schleunigst stopfen, indem zur Sicherstellung des Baues dreier Ersatzschiffe schon jetzt drei Großkampfschiffe des englischen Bauplanes 1913/14, die unter anderen Umständen erst am Jahresschluß begonnen wären, auf Stapel gelegt werden sollen; das bedeutet eine Beschleunigung des Flottenbautempos um rund dreiviertel Jahr. Da nach Churchills Äußerung vom 31. März d. J. die kanadischen Schiffe erst von 1916 an nötig gebraucht werden, so ist bei der gewohnten Bauzeit englischer Großkampfschiffe von zwei Jahren eine solche Beschleunigung des Bautempos, welche die drei Schiffe der englischen Flotte schon 1915 zuführt, doch sonderbar, um so mehr, als Herr Borden im Unterhause — nach einer Meldung aus Kanada — erklärt hat, daß die Flottenpläne Kanadas nur aufgeschoben seien und die drei Überdreadnoughts von Kanada noch gebaut würden.

Es gewinnt somit den Anschein, als ob die kanadischen Schiffe zum englischen Flottenprogramm gehören, während sie doch nichts damit zu tun haben sollten. — Churchill hat noch immer den Standpunkt vertreten, die Kolonialschiffe bei Stärkevergleichen nicht mitzuzählen, da sie nur für außerheimische Gewässer, für die Kolonien, bestimmt seien. Gibraltar liegt aber doch als Station des erhofften „Weltgeschwaders" (aus etwa 26 Seemeilen pro Stunde laufenden Großkampfschiffen bestehend) der Nordsee bedenklich nahe! — Wie dem auch sein mag, wir werden jedenfalls mit der Beschleunigung des englischen Flottenprogramms rechnen müssen, — wie schön wäre das Churchillsche „Feierjahr" gewesen, für welches die Schiffe des Kolonialgeschwaders ja nicht mitgerechnet hätten und ohne weiteres weitergebaut worden wären! — Es hat nicht sollen sein. — Das Zahlenstärkeverhältnis der englischen zur deutschen Flotte verschiebt sich infolge der Maßnahmen der englischen Marineleitung nicht unbeträchtlich. Wenn England Ende 1913 mit 27 zu 17 deutschen Großkampfschiffen stehen wird, so würde 1915 dann das Verhältnis 41 : 23 sein. Frankreich wird voraussichtlich Ende 1915: 13 Großkampfschiffe (die „Danton"-Klasse mitgerechnet), Rußland 9 besitzen, das ergibt also für die Flottenmacht der

Ententemächte: 63 gegen nur 35 des Dreibundes — eine Massierung von 50 Großkampfschiffen in nordischen Gewässern gegen Deutschlands 23, wenn man Frankreichs Schiffe nur für das Mittelmeer berücksichtigt. Die kolossale Konzentrierung der englischen Flotte in der Nordsee wird auch von englischen Fachkreisen für zu weitgehend und als den englischen Interessen nicht entsprechend angesehen. Das krampfhafte Klammern aller Seestreitkräfte in heimischen Gewässern macht keinen günstigen Eindruck in den Kolonien, die von der „weltschützenden" Seemacht Großbritanniens nichts mehr zu sehen bekommen. Auch innerpolitische Gründe sind dagegen, die Radikalen würden weniger gegen Flottenvermehrung sprechen, wenn die Flotte sich mehr in Auslandstätigkeit verteilte.

Schließlich leidet das Personal darunter, die jungen Offiziere und Mannschaften kommen zu selten nach dem Auslande, um Erfahrungen und Gesichtskreis für den Beruf zu erweitern. — Einer Beschleunigung des englischen Flottenbaues durch sofortigen Ersatz der vorläufig ausgefallenen kanadischen Großkampfschiffe würde unserseits der baldmöglichste Ausbau des durch die Flottengesetznovelle vorgesehenen dritten aktiven Geschwaders der Schlachtflotte entsprechen, das bislang als fünfte Division der Hochseeflotte aus den zwei Großlinienschiffen „Kaiser" und „Kaiserin", demnächst noch „Prinz Luitpold" und „König Albert" besteht und am 1. Oktober d. J. in Wilhelmshaven formiert wird; ferner die baldige Abhilfe unserer Kreuzernot, die durch die Abwesenheit des neuen Schlachtkreuzers „Goeben" und der kleinen Kreuzer „Straßburg", „Breslau" und „Dresden", welche seit Ende vorigen Jahres im Mittelmeer zum Schutze deutscher Interessen weilen und den kärglichen Aufklärungsstreitkräften der Hochseeflotte sehr fühlbar entzogen sind, drastisch beleuchtet wird! Abgesehen von einem „Fliegenden Kreuzergeschwader" mit einigen Schlachtkreuzern als Kern, zur Verwendung für vorkommende Fälle im Auslande und energischen Vertretung unserer Interessen, wo es auch sei, müßte die Zahl der flottengesetzmäßig für die aktive Schlachtflotte vorgesehenen acht großen Kreuzer, die das Rückgrat der heimischen Aufklärungsschiffe bilden, baldmöglichst erreicht werden (jetzt sind es vier, die abwesende „Goeben" mitgerechnet). Schließlich wäre auch die Zahl der kleinen Kreuzer der Schlachtflotte (jetzt acht, davon drei im Mittelmeer) baldigst weiter zu erhöhen, in Anbetracht der vielseitigen strategischen wie taktischen Aufgaben, welche diese Schiffsklasse im Kriegsfalle zu erfüllen hat. Die deutsch-englischen Beziehungen haben sich zweifellos in letzter Zeit, sehr erfreulicherweise, gebessert, es ist eine gewisse Klärung der politischen Lage zwischen beiden Staaten eingetreten — gerade eine Folge unserer unverhüllten, zielbewußten Marinepolitik und des Festhaltens am planmäßigen Weiterausbau der Flotte nach unserem eigenen Bedürfnis. Das gegenseitige Verhältnis ist auch nicht gestört worden durch die stillschweigende Ablehnung des von Churchill vorgeschlagenen „Marine-Feierjahres" unsererseits — die Einseitigkeit der Vorteile dieses „freundlichen" Anerbietens für Großbritannien und die Un-

möglichkeit einer Annahme für uns lagen doch zu klar zutage! Die Entente cordiale besteht indessen nach wie vor, und Mr. Churchill gibt ein unzweideutiges Bild von der weiteren Kraftentwicklung der englischen Flotte, indem er erklärt, daß er nächstens die bedeutendste Schiffsablieferung, die jemals in England zu verzeichnen gewesen sei, erwarte; nämlich durchschnittlich jede Woche einen Zerstörer während der nächsten 9 Monate, außerdem zahlreiche Unterseeboote; ferner während der nächsten 12 Monate alle 30 Tage einen kleinen Kreuzer und während der nächsten 18 Monate durchschnittlich alle 45 Tage ein Großkampfschiff. Das spricht genug. Ende des Rechnungsjahres 1913/14 wird England 45 Linienschiffe voll aktiv besetzt (gegen 30 Anfang 1912) und 96 mit voller Besatzung in Dienst gestellte Zerstörer (gegen 45) zur Verfügung haben. Wenn Churchill weiter die Notwendigkeit einer „mächtigen englischen Flotte für den Auslandsdienst im Mittelmeere", außer dem aufrecht zu erhaltenden Übergewicht von 50 Prozent an Großkampfschiffen gegenüber der deutschen Flotte in heimischen Gewässern, betont, so läßt diese beliebig dehnbare Stärkefestsetzung der Vermehrung der englischen Seestreitkräfte freie Hand und macht das gegen Deutschland ausgesprochene Stärkeverhältnis von 50 Prozent Überschuß ziemlich illusorisch, zumal das britische „Reichsgeschwader" in Gibralter stationiert werden soll, also in greifbarer Nähe der Nordsee, bei der hohen Geschwindigkeit (von etwa 25 Seemeilen pro Stunde) eines solchen Verbandes. Noch klingen der Vorgang des Besuches Mr. Churchills in Frankreich Anfang März d. J. und die Ausführungen des englischen Premierministers Asquith über die auswärtige Lage nach.

Die Libre Parole äußert, daß Mr. Churchill gelegentlich seines Besuches in Frankreich sich in folgendem Sinne über das Freundschaftsverhältnis und die eventuelle Zusammenarbeit beider Länder ausgesprochen habe: wenn Frankreich ohne Grund angegriffen wird, soll es von England nach Kräften unterstützt werden. Die englische Flotte wird ihr Äußerstes tun, die deutsche zu überwältigen; das wird viel Zeit kosten, und solange die Seeherrschaft nicht gesichert ist, kann keine Rede davon sein, britische Truppen nach dem Kontinent zu werfen. Die englische Fachpresse bringt daraufhin die vielerörterte Frage zur Diskussion, ob der Truppentransport über den Kanal vor Erringung der Seeherrschaft riskiert werden könne, und kommt zum Schlusse, daß die Admiralität die sichere Überführung einer 160000 Mann starken Armee ohne volle Beherrschung der See nicht garantieren würde. Ein Fachblatt (The Naval and Military Record) bezweifelt allerdings stark, daß eine so wichtige und vertrauliche Aussprache des englischen Ministers veröffentlicht werde, und hebt die Bemerkung des Premierministers Asquith über die englisch-französische Entente in seiner Rede vom 10. März hervor, in der „nichts von einer Truppenlandung auf dem Kontinent gesagt sei". Hingegen gibt Spectator (vom 15. März) ohne Umschweife zu, daß England unter Umständen Frankreich mit seinem letzten Mann und Schilling helfen müsse — aus eigenem Interesse, ob mit oder ohne englische Verpflichtung.

„Summa, Summarum, die Lage ist durch Mr. Asquits Feststellung nicht im mindesten geändert. Sie bleibt genau so wie sie vorher war. Die gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Frankreich und uns sind Verpflichtungen gemeinsamen Interesses; Verpflichtungen, die die stärkste, dauerhafteste, loyalste Gemeinschaft der Welt bilden." (!) So die englischen Pressestimmen. Der Temps (vom 13. März) bemerkt, daß in den Jahren 1905, 1908 und 1911 die Mithilfe der vielgenannten 150000 Mann von England Frankreich spontan angeboten worden sei. Was nun Asquiths Rede über die auswärtige Lage betrifft, die von vielen Seiten als besonders deutschfreundlich bezeichnet und als entgegenkommend gerühmt worden ist, so erwähnt sie wohl einige freundliche Facta, die sich aus den beiderseitigen Interessen Deutschlands und Englands ergeben, aber eine ausgesprochene Deutschfreundlichkeit und dankenswertes, besonderes Entgegenkommen vermögen wir nicht ohne weiteres herauszulesen. Asquith führt unter anderem aus: „Die Rolle der britischen Regierung in allen diesen Angelegenheiten ist von Anfang an bis jetzt gewesen, zum Frieden und zur Verständigung beizutragen, und wird es auch ferner bleiben. Die politische Gruppierung der Mächte ist unverändert geblieben. Weder zu Frankreich noch zu Rußland sind unsere Beziehungen weniger herzlich oder weniger innig, als sie es vorher waren. Wir halten an diesen Freundschaften fest und werden daran festhalten." Als nach Asquith Hugh Cecil bemerkte, es komme ihm so vor, als ob, wenn die umlaufenden Gerüchte wahr seien, die auswärtige Politik Englands, wenn nicht agressiv, so doch abenteuerlich sei; es sei ein allgemein geglaubtes Gerücht, daß England unter bestimmten Umständen unter einer Verpflichtung, wenn auch nicht vertraglicher Art, stehe, eine bedeutende bewaffnete Macht zur Vornahme von Operationen nach Europa zu entsenden, unterbrach Asquith den Redner mit den Worten: „Ich möchte sogleich jetzt bemerken, daß dies nicht wahr ist." Die starke Betonung der innigen Beziehungen zu Frankreich und Rußland, an denen auch fernerhin festgehalten werden soll, gerade zur Zeit der französischen Hetzereien gegen Deutschland, kann man doch unmöglich als deutschfreundlich ansprechen. Die Verneinung der Ausführungen Hugh Cecils seitens Asquiths hat praktisch keinen Wert, da sie wohl eine Verpflichtung, mit bewaffneter Macht auf dem Kontinent zu operieren, als unwahr bezeichnet, nicht aber die Absicht solcher Handlung in Abrede stellt. Asquith konnte ausweichend ja gar nicht antworten auf Cecils Bemerkungen; das konnte als Bejahung gedeutet werden — und dies entsprach zurzeit der englischen Politik nicht, es hätte der Opposition willkommenen Stoff zur Agitation für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gegeben, entgegen der Absicht der Regierung. Asquiths Antwort war aber wohl geeignet, in Frankreich Propaganda für die neue Wehrvorlage zu machen — also ein Moment gegen Deutschland. Asquith sagt in seiner Rede weiter: „Die Mächte — und ich rechne auch unser Land hinzu — deren Interessen durch die Veränderungen im nahen Osten weniger unmittelbar berührt werden, haben ernstlich zusammengearbeitet, um einen Weg zur Verständigung

für alle zu finden. Das ist ein hervorstehender und sehr angenehmer Zug der jüngsten Geschichte der Politik gewesen. In dieser Sache haben wir in einmütigem Wunsche mit Deutschland zusammengearbeitet. Dieses Zusammenarbeiten hat nicht nur den Weg der Diplomatie angenehmer gestaltet, sondern es hat — das ist unsere feste Überzeugung — auch gegenseitiges Vertrauen hervorgerufen, das zwischen den beiden großen Nationen andauern wird. Nach Ansicht der britischen Regierung ist dies alles durch die Botschafterkonferenz in London sehr erleichtert worden, und es wird mir vielleicht gestattet sein, der außerordentlichen, ich möchte sagen beispiellosen Geduld, Entschlossenheit, Bestimmtheit und Umsicht des Staatssekretärs Grey die Anerkennung zu zollen, die gewiß auch Bonar Law ihm nicht verweigern wird." Das sind zweifellos sehr erfreuliche, beachtenswerte Tatsachen.

Daß „England in einmütigem Wunsche mit Deutschland zusammenarbeitet" und „dies den Weg der Diplomatie angenehmer gestaltet hat", berührt aber Englands eigenste Interessen ebenso wie die deutschen, zeigt also kein besonderes, deutschfreundliches Entgegenkommen; ebenso beruht das hervorgerufene „gegenseitige Vertrauen" auf gleichen Interessen, gibt also keine Veranlassung, englisches Entgegenkommen zu rühmen. Den Erfolg spricht Asquith auch besonders dem Wirken des Staatssekretärs Grey zu, an deutsches Mitwirken wird nicht gedacht. — So hängt nach wie vor alles davon ab, wie es den englischen Interessen am besten entspricht, Asquiths Rede ändert daran nichts. Sie bietet uns keine Gewähr gegen die Mithilfe einer englischen Armee auf dem Kontinent. Weshalb sonst die lebhafte Beteiligung Englands an der Frage der Verstärkung der niederländischen Befestigungen an der Scheldemündung! Die einzige Sicherheit für uns — auch mit Rücksicht auf Churchills freundliches Angebot des „Flotten-Feierjahres" und angesichts der Vorschläge der englischen Marineleitung im Flottenbauprogramm zum Ersatz der abgelehnten kanadischen Überdreadnoughts — ist und bleibt eine entsprechende, kampfkräftige, vollwertige deutsche Flotte. Je stärker wir sind, desto besser unsere Stellung zu jeder Macht, desto sicherer die Wahrung des Friedens.

Zum Problem der Arbeitslosenversicherung

Von Dr. Otto Fengler in Halberstadt

Die dunkelen Schatten, die seit einigen Monaten in Gestalt der zunehmenden Arbeitslosenziffern der Gewerkschaften und Arbeitsnachweise einen Umschwung in der gegenwärtigen Konjunkturperiode voraussagen, legen es nahe, sich mit der Frage nach den Ursachen und dem Wesen der Arbeitslosigkeit zu beschäftigen, um von hier aus kritisch zu dem Problem der Arbeitslosenversicherung Stellung nehmen zu können. Ausgeschaltet bleibt natürlich bei dieser Betrachtung die auf Krankheit beruhende Arbeitslosigkeit, zumal diese bereits von anderen Versicherungseinrichtungen getroffen ist.

Sieht man sich die von Jahr zu Jahr und innerhalb der einzelnen Jahre auf und ab schwankenden Arbeitslosenziffern an, so muß es zunächst freilich auffallen, daß sie in nur ganz seltenen Fällen, auch in den Zeiten der Hochkonjunktur mit steigender Lohntendenz, auf den Nullpunkt fallen. Gerade hier liegt eine besonders wichtige Ursache für die Arbeitslosigkeit selbst. Wie auf dem Wohnungsmarkt, um die Umzüge ohne Reibungen und Schwierigkeiten von einer Wohnung in die andere zu ermöglichen, das Angebot an leeren Wohnungen im allgemeinen die Nachfrage um 25 Prozent übertreffen muß, so muß auch als notwendige Folge der Freizügigkeit der Arbeiter zur Ermöglichung einer steten raschen Befriedigung des Arbeitsbedarfes der Betriebe immer ein freilich nicht so großer Überschuß des Angebotes der Arbeitskräfte über die Nachfrage vorhanden sein, und zwar ist dieser Überschuß naturgemäß um so größer, je stärker die Reibungen zwischen den einzelnen Betrieben sind und je schwieriger sich der Übergang der Arbeiter von einem zum anderen Betriebe gestaltet. Um diesen Überschuß auf das möglichst geringste Maß herabzudrücken und damit die Arbeitskräfte des Volkes zu höchstmöglicher Verwertung zu bringen, ist es vor allem nötig, den Arbeitsmarkt durch eine schnelle und zentralistische Arbeitsvermittlung zu entlasten. Was für den Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage bei Waren und Effekten die Börsen leisten, das hat die Arbeitsvermittlung für den Ausgleich von Angebot und Nachfrage bei der Ware Arbeit zu verrichten. Um dieses Ziel zu erreichen, wird mit allem Nachdruck darauf hingearbeitet werden müssen, daß die verschiedenen heute bestehenden Arbeitsnachweiseinrichtungen, seien sie kommunaler oder paritätischer Herkunft, seien sie Arbeitgeber- oder Arbeitnehmerinstitutionen, unter Beibehaltung ihrer bisherigen Form einer gewissen staatlichen Aufsicht unterworfen und in einer übergeordneten Organisation zu-

sammengeschlossen werden, so daß bis zu einem gewissen Grade auch ein interlokaler Austausch der Arbeitskräfte ermöglicht wird. Die gegenwärtig bei uns tätigen Arbeitsnachweise stellen demgegenüber nur ein loses Nebeneinander von Institutionen dar, die teils in Verfolg ganz außerhalb der Arbeitsvermittlung liegender Zwecke in keiner Weise fähig sind, zu einer wirklichen Beherrschung und zu einem klaren Überblick über die Lage des Arbeitsmarktes zu gelangen. Auch eine sozialistische Gestaltung des Wirtschaftslebens könnte, wenn sie nicht die Freizügigkeit aufheben wollte, nur durch dieses Mittel die aus diesen Ursachen erwachsende Arbeitslosigkeit bekämpfen. Besonders groß ist notwendigerweise dieser Überschuß von Arbeitskräften bei denjenigen Arbeiterschichten, die wie die Gelegenheitsarbeiter auf einen ständigen Wechsel in ihrer Arbeitsstelle angewiesen sind. Der Arbeitsnachweis hat hier die Aufgabe, um ein unnützes Anwachsen dieser Reservearmee von Gelegenheitsarbeitern zu verhindern, unter Beschränkung auf eine möglichst geringe Zahl ein schnelles Einschieben und Einschalten der einzelnen Elemente dort vorzunehmen, wo sich Bedarf erhebt. Zur leichteren Durchführung dieses Zieles ist von einem der besten Kenner dieser Frage, Beveridge*), sogar das Verlangen ausgesprochen worden, den Arbeitgebern einen Zwang aufzuerlegen, bei Annahme von Gelegenheitsarbeitern sich an die hierzu eingerichteten Arbeitsnachweise zu wenden.

Eine kaum weniger bedeutsame Ursache der Arbeitslosigkeit liegt ferner in den Saisonschwankungen des Konsums und den Veränderungen der jahreszeitlichen Witterungsverhältnisse begründet, wie es besonders im Bauhandwerk, im Buchdruckergewerbe, im Bekleidungsgewerbe, bei den Holz- und Transportarbeitern ständig zu beobachten ist. So zeigen Erhebungen, die von einigen Gewerkschaften, dem Maurerverband und dem Deutschen Bauarbeiterverband im Jahre 1909 und 1911/12 an zwölf resp. dreizehn Stichtagen angestellt worden sind, daß die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe an den einzelnen Tagen zwischen 2,3 und 58,51 Prozent bzw. 4,2 und 44,6 Prozent schwankte. Ein ähnliches Bild zeigen auch die für jeden Monat im Reichsarbeitsblatt mitgeteilten Zahlen der am Ende jedes Monats vorhandenen weiblichen Arbeitslosen bei der Hutmachergewerkschaft. Die Zahlen schwanken hier 1912 zwischen 0,3 und 42,9 Prozent, 1911 zwischen 0,6 und 20,8 Prozent, 1910 zwischen 1,3 und 28,5 Prozent und endlich 1909 zwischen 1,0 und 27,9 Prozent. Zur weiteren Veranschaulichung dieser Verhältnisse mögen noch die Zahlen dienen, welche die Anzahl der arbeitslosen Tage auf hundert Arbeitstage der in verschiedenen Verbänden organisierten Arbeiter einiger solchen Saisonschwankungen ausgesetzten Berufe in den einzelnen Quartalen angeben. Es sind dies überhaupt diejenigen Zahlen, welche das beste Bild von den Schwankungen der Arbeitslosigkeit in den einzelnen Berufen geben, wenn auch zu berücksichtigen ist, daß das reichsstatistische Amt bei der Errechnung der Prozentziffern häufig eine unverantwortliche Flüchtigkeit begangen hat, die die Verwendbarkeit des Materials sehr erschwert.

*) Unemployment, a problem of industry, London 1909.

Es kamen Arbeitslose auf hundert Arbeitstage bei den

	Hut-machern Prozent	Holz-arbeitern Prozent	Transport-arbeitern Prozent	Tape-zierern Prozent
1911 . . I. Quartal	1,9	2,2	3,1	6,9
„ . . II. „	8,5	1,1	0,9	2,0
„ . . III. „	8,4	0,8	1,1	2,5
„ . . IV. „	2,3	1,3	1,0	3,3
1912 . . I. „	1,9	2,3	4,1	6,3
„ . . II. „	11,4	1,6	0,8	2,3
„ . . III. „	16,0	1,1	0,8	2,5
„ . . IV. „	5,8	3,1	0,9	4,1

Die in den beiden hier angeführten Jahren hervortretende Regelmäßigkeit in den Schwankungen der Arbeitslosigkeit ist in gleicher Weise auch in den vorangehenden Jahren zu beobachten.

Relativ wenig werden die im Vorhergehenden erwähnten Berufszweige, die vorwiegend jahreszeitlichen Schwankungen unterliegen, von der letzten in der Tagesdiskussion meistens viel zu sehr in den Vordergrund gestellten Ursache der Arbeitslosigkeit, den Konjunkturschwankungen, berührt. Diese treffen weniger diejenigen Berufszweige, die dem unmittelbaren Konsum dienen, sondern vielmehr diejenigen, welche in dem tief gegliederten, mit vielen Umwegen arbeitenden Produktionsprozeß der Gegenwart die Anfangsstadien darstellen. Es sind die Zweige der sogenannten Kapitalgüterproduktion, wo der maschinelle Apparat hergestellt wird, mit dem die moderne Volkswirtschaft arbeitet, also in erster Linie die Montanindustrie und die Maschinenindustrie; den Saisonschwankungen sind diese dagegen nur in relativ engen Grenzen unterworfen. Überhaupt darf gesagt werden, daß die Schwankungen hier nicht entfernt mit solcher Heftigkeit und solcher Schärfe aufzutreten pflegen, wie wir es bei den vorher erwähnten Erscheinungen sahen. Die Schwankungen in der Arbeitslosigkeit bei den Metall- und Bergarbeitern veranschaulicht am besten die folgende Tabelle, die für die letzte Konjunkturperiode die Zahl der auf hundert Arbeitstage fallenden Arbeitslosentage der in den Metall- und Bergarbeiterverbänden organisierten Arbeiter für die einzelnen Quartale angibt:

Metallarbeiter:

	1909 Prozent	1910 Prozent	1911 Prozent	1912 Prozent
I. Quartal	4,1	1,7	1,9	1,3
II. „	2,9	1,5	0,9	1,3
III. „	2,0	1,0	0,9	0,9
IV. „	1,6	1,1	1,0	1,2

Bergarbeiter:

	1909 Prozent	1910 Prozent	1911 Prozent	1912 Prozent
I. Quartal	0,3	0,1	—	0,1
II. „	0,1	0,1	0,1	0,1
III. „	0,0	0,0	0,1	0,1
IV. „	0,1	—	0,0	0,0

Ein ganz ähnliches Bild des Auf- und Absteigens der Arbeitslosigkeit zeigen die Zahlen der auf hundert offene Stellen kommenden Arbeitsangebote, die allmonatlich die Arbeitsnachweise veröffentlichen, wenn auch im einzelnen diese Zahlen wegen vieler Doppelzählungen weniger zuverlässig sind. Besonders gering scheint nach den obigen Zahlen die Arbeitslosigkeit bei den Bergarbeitern zu sein; es ist indessen zu berücksichtigen, daß hier der geringere Arbeitsbedarf sich im allgemeinen weniger in absoluter Zunahme der Arbeitslosen, als vielmehr in der größeren Zahl der Feierschichten offenbart.

Zeigten die bisherigen Ausführungen die Verschiedenartigkeit der Arbeitslosigkeit in den einzelnen Berufen nur von der Außenseite als scheinbar notwendige Folge fremder Kräfte, so soll im folgenden gewissermaßen durch Anlegung eines vertikalen Schnittes durch die Gesamtheit der Arbeitslosen versucht werden, in die inneren, persönlichen Triebkräfte der Arbeitslosigkeit bei den einzelnen Arbeitern, soweit es statistisch möglich ist, einzudringen, um damit etwas von der Psychologie der Arbeitslosigkeit zu erfassen. Während für die bisherigen Fragen ein reichhaltiges, wenn auch nicht immer hochwertiges Quellenmaterial vorhanden war, fließen freilich für diese Probleme die Quellen nur überaus spärlich. Das gilt zunächst besonders für die Frage, in welchem Umfange sich die Arbeitslosigkeit bei ein und denselben Individuen wiederholt. Für Deutschland fehlt es für diese Dinge vollständig an einigermaßen brauchbarem Material. Dagegen hat der zitierte Beveridge für England einige interessante Zahlen zusammenstellen können. Danach erhoben z. B. bei der London Society of Compositors die gleichen 8,6 Prozent aller Mitglieder vier Jahre hintereinander immer wieder Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung, und zwar stellten diese alljährlich wiederkehrenden Arbeitslosen allein fast die Hälfte aller Arbeitslosen in den vier Jahren dar und bezogen 56 Prozent aller in dieser Zeit gezahlten Arbeitslosenunterstützungen*). Aus alledem muß der Schluß gezogen werden, daß die Arbeitslosigkeit in der Tat in erheblichem Umfange immer wieder dieselben Individuen trifft. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um die sogenannten „Drückeberger" — sie sind nach allen darauf gerichteten Erhebungen relativ selten, und würden auch die Regelmäßigkeit der oben gezeigten Schwankungen in der Arbeitslosigkeit unverständlich erscheinen lassen —, sondern einmal um die mit geringerer Leistungsfähigkeit ausgestatteten Individuen, die die Industrie bei abnehmendem Bedarf auf den Strand wirft, und ferner um diejenigen, welche eine größere Neigung zum Stellenwechsel haben.

Gerade diese letztgenannte Gruppe muß nach fast allen bisherigen Erhebungen als recht erheblich betrachtet werden. Es sind nämlich nicht die älteren Jahresklassen, die unter den Arbeitslosen vorwiegen, sondern bei genauer Betrachtung des Altersaufbaues der Arbeitslosen, wie es durch neue Arbeitslosenzählungen in einer Anzahl Städte möglich ist, findet man, daß im Vergleich zum Altersaufbau der gesamten Arbeiterschaft stets bei den Arbeitslosen die jüngeren Alters-

*) Vgl. das erwähnte Buch von Beveridge, wo sich noch weitere Beispiele finden.

klassen zum Teil nicht unerheblich vorwiegen, eine Erscheinung, die auch von den Unterstützungskassen der Gewerkschaften und Angestelltenverbände häufig sehr empfindlich gefühlt wird. Es sind die jungen unverheirateten Elemente, welche aus dem an sich sehr verständlichen Triebe, ihre Lage zu verbessern, und im Gefühl ihrer Unabhängigkeit leichter geneigt sind, ihre Stellung zu wechseln, welche über den ihrer Altersklasse entsprechenden Anteil hinaus an der Arbeitslosigkeit beteiligt sind. So sind nach den städtischen Arbeitslosenzählungen aus dem Winter 1908/09 von allen Arbeitslosen in der Altersgruppe von 21 bis 30 Jahren, für die der Normalanteil an der gesamten Arbeiterschaft nach der Berufsstatistik von 1907 30,4 Prozent beträgt, in Berlin 32 Prozent, Kiel 34,5 Prozent, Gießen 33,9 Prozent, Nürnberg 43,8 Prozent, Halle 30,5 Prozent, Mannheim 31,2 Prozent, Magdeburg 35,1 Prozent, Offenbach 34,5 Prozent, Plauen 31,3 Prozent. Allein Elberfeld hat eine geringere Ziffer, was aber wohl auf eine andere Abgrenzung der Altersklassen zurückzuführen ist, da der Anteil der jüngeren Altersklasse sehr stark den normalen Satz übersteigt. Ähnliche Verhältnisse zeigen die Zählungen im Königreich Sachsen im Herbst 1910 und 1911 und die Nürnberger Zählungen vom Winter 1911/12. In Nürnberg waren z. B. unter dreißig Jahren 64,14 Prozent aller Arbeitslosen und in Sachsen 58 Prozent bzw. 61,3 Prozent, während nach der Berufszählung von 1907 nur 47,1 Prozent diesen Altersklassen angehörten.

Wenn wir uns nunmehr, nachdem wir versucht haben, das Wesen der Arbeitslosigkeit in großen Zügen zu erfassen, zu dem Problem der staatlichen Arbeitslosenversicherung wenden, so werden wir von vornherein von dieser Versicherung diejenige Arbeitslosigkeit auszuschließen haben, die entweder auf dem freien Übergang der Arbeiter von einem zum anderen Betriebe oder auf Saisonschwankungen beruht. Jene zu mildern, ist, wie wir sahen, Aufgabe des Arbeitsnachweises, und bei der Arbeitslosigkeit, die auf Saisonschwankungen zurückgeht, wird man von den einzelnen Arbeitern, wie es mit Recht die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften befolgen, verlangen müssen, daß sie selbst für ein Berufsrisiko Sorge tragen, das alljährlich mit voraussehbarer Sicherheit in gleichem oder wenigstens ähnlichem Umfange eintritt. Es hieße geradezu das soziale Grundprinzip jeder Versicherung aufgeben, wenn man die Versicherung gegen ein mit mutmaßlicher Sicherheit eintretendes Ereignis anwenden wollte. Es bliebe demnach nur die Arbeitslosigkeit aus Konjunkturschwankungen, für die eine Versicherung eventuell in Frage kommen könnte. Aber auch hier erheben sich nach unseren früheren Darlegungen über das innere Wesen der Arbeitslosigkeit ernste Bedenken, die sich gegen die staatliche Arbeitslosenversicherung überhaupt richten. Das Grundprinzip unserer ganzen sozialen Versicherungseinrichtungen beruht darauf, daß durch den gleichen Beitrag von alt und jung die jungen Schichten zur Unterstützung der älteren, die mehr von Krankheit und Unfall getroffen werden, zwangsweise herangezogen werden. Bei der Arbeitslosenversicherung würde es aber, wie die früher angeführten Zahlen zeigen, gerade umgekehrt

sein. Die jungen unverheirateten Elemente würden zur Erleichterung ihres Fortkommens einen Teil der Beiträge der alten in Anspruch nehmen. Mag dieser Zustand für die Arbeitslosenunterstützungen der Gewerkschaften zu Recht bestehen, denn sie sollen den Jungen eine Stütze für ihr weiteres Fortkommen geben, gegenüber einer staatlichen, mit öffentlichen Mitteln arbeitenden Arbeitslosenversicherung darf er nicht außer acht gelassen werden.

Wollte man zur teilweisen Aufhebung dieser prinzipiellen Bedenken die Arbeitslosenversicherung, was auch zur Verhinderung eines Überhandnehmens der Drückebergerei nötig wäre, mit einem vorher zu schaffenden, gut organisierten Arbeitsnachweis verbinden, der von der Annahme einer nachgewiesenen Arbeitsstelle die Gewährung der Versicherung abhängig machen könnte, so würde man auf unendliche Schwierigkeiten stoßen. Denn wenn auch mit dem Annahmezwang nicht gesagt sein soll, daß der Arbeiter sich jede Art Arbeit gefallen lassen müßte; Arbeit ist in dem Sinne keine fungible Ware, daß sie von einer Stelle zur anderen versetzt werden könnte, und es kann keinem Arbeiter eines Industriezweiges zugemutet werden, daß er sich plötzlich unter der Gefahr, seine durch jahrelange Praxis erworbene Geschicklichkeit in dem alten Beruf zu verlieren, einer neuen Tätigkeit zuwendet; immerhin müßte aber der Arbeiter bei ungünstigen Konjunkturverhältnissen sich unter Umständen auch mit einem niedrigeren Lohn zufrieden geben, wenn er nicht auf die Unterstützung verzichten wollte. Ist es schon für die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter schwer, einen solchen Druck, den auch sie notwendig bei ihren Unterstützungen anwenden müssen, ohne großen Widerstand auszuüben, welche Unsumme von Unzufriedenheiten und neuen Reibungsmöglichkeiten würde sich ergeben, wenn staatliche, oder kommunale Organe damit betraut würden.

In Anerkenntnis dieser Schwierigkeiten haben sich gegenwärtig viele Stadtverwaltungen bei uns einfach auf den Boden des sogenannten Genter Systems gestellt, indem sie den Gewerkschaften Beiträge für die von ihnen gezahlten Unterstützungen gewähren. Damit ergreifen sie aber, was weder Staat noch Stadtverwaltungen dürfen, in dem Kampf um bessere Lohnbedingungen direkt Partei für die Arbeitnehmer; denn, das ging aus den früheren Darlegungen klar hervor, ein großer Teil der Arbeitslosigkeit ist nicht auf unmittelbaren Arbeitsmangel, sondern auf den freilich an sich absolut nicht zu verurteilenden Drang zur Besserung der Lebenslage zurückzuführen. Zieht man alle diese Umstände in Erwägung, so wird man kaum umhin können, zu dem Schluß zu kommen, daß die Sorge für die Arbeitslosen eine außerhalb der staatlichen und kommunalen Machtsphäre liegende Frage bleiben muß. Sie ist und bleibt die edelste Aufgabe, die den Gewerkschaften gestellt ist.

Mit den Elfern am 16. Auguſt 1870

Unveröffentlichter Brief des ſpäteren Staatsſekretärs Oswald Freiherrn von Richthofen

C. D. Malancourt, 16 Kilom. weſtlich von Metz, in der Linie Metz-Briey, etwas weſtlich von der Eiſenbahn Metz-Thionville, Donnerſtag 25./8. 70.

Furchtbare Tage des Schreckens und unendlichen Jammers liegen hinter mir. Wenn man, wie ich, in der letzten Woche, von einem Leichenwall zum andern marſchirt iſt, wenn man ſtunden-, tage- und nächtelang nichts Anderes gehört hat, als das Geächze, Geſtöhne und Gewinſele der Verwundeten und Sterbenden, wenn man die beſten Freunde, die treueſten Cameraden neben ſich hat getroffen niederfallen ſehen; ohne ihnen helfen zu können, und ſie ſelbſt hat in Maſſen mit zu Grabe tragen helfen, ſo bedarf es erſt einer gewiſſen Zeit, um in das alte geiſtige Gleichgewicht zurückzukommen und die vergangenen Tage überwinden zu können. Die erſten Tage nach der Schlacht bei Gorze waren wir Alle nach und nach in einen Zuſtand vollkommenſter Apathie gekommen. Ich glaube, am Tage des Gefechts von Vernéville-Armanvillers hätte man mit uns anfangen können, was man wollte; wir wären Alle zuſammengeſtürzt, ohne uns nur darüber zu wundern. So herbe, ſo furchtbar hatten die Verluſte von Gorze*) getroffen. Erſt jetzt kommt Alles ins alte Geleiſe und Jeder ſucht ſich und ſeine Thätigkeit wieder ſo gut als möglich einzurichten und ſeinen Platz wieder, ſo viel er kann, auszufüllen.

Sie haben gewiß ſchon lange von mir einen Bericht über unſere Schickſale erwartet; die nachfolgenden Notizen werden Ihnen zeigen, daß es mir unmöglich war, früher zu ſchreiben, konnte ich doch ſogar erſt Montag dazu kommen, meinen Eltern Nachricht von mir zu geben. Ich hoffe ſehr, daß meine beiden gleich nach der Schlacht bei Gorze abgeſandten Correſpondenzkarten ſie erreicht haben, ebenſo wie Sie auch wohl meine beiden Briefe aus Luppy vom 14ten empfangen haben werden.

*) Südlich von Rezonville. D. Red.

Inzwischen sind mir auch Ihre Zeilen vom 9ten und gestern Abend auch die vom 11ten August zugekommen, haben Sie vielen Dank dafür, ich habe bisher so wenige Briefe erhalten, daß mir diese um so mehr Freude gemacht haben. Die Ankunft meines Briefes vom 4ten hatte ich schon durch Herrn Minister Sterky's Randnotiz erfahren. Die „Hamb. Nachr." habe ich jetzt bis zum 17ten, bis auf 1 oder 2 Nummern, die die Feldpost wohl noch bringen wird, vollständig. Die Feldpost wird jetzt besser und räumt nach und nach alle alten Bestände auf; 8 Tage waren wir ganz ohne Post.

Während meines letzten Briefes aus Luppy tönte zu uns der Kanonendonner von Metz herüber, den Kampf bezeichnend, der die franz. Armee in die Festung hineintrieb. 2 Bataillone von uns marschirten noch auf's Schlachtfeld*), kamen jedoch zu spät und marschirten Nachts die 2 Meilen ins Bivouak vor Buchy wieder zurück. Wir (das II. Bat.) wurden um 10 Uhr wieder allarmirt, mußten leider unser Kloster verlassen und auch ins Bivouak bei Buchy rücken. Ohne Stroh bei scheußlichem Regen und grimmiger Kälte, die überhaupt hier, namentlich Nachts, sehr stark ist, war es außer der Nacht nach Gorze unser unangenehmstes Bivouak. Montag früh begannen unsere Gewaltmärsche. Zuerst ging es bis Veltre, 6 Kilom. von Metz, fast unter den Kanonen der Stadt, deren Thürme man deutlichst sehen konnte. Den Tag über — unser einziger sehr heißer Tag — blieben wir vor Metz liegen. Allen Aussagen der Gefangenen nach erwartete man am Napoléonstage einen Ausfall der Garnison von Metz und der franz. Armee. Steinmetz hatte in Folge dessen sich das 9te Corps zur Hülfe erbeten und lag dasselbe auf 2 großen Feldern beisammen. Anstatt des Angriffs erfolgte der Abmarsch der Franzosen nach Verdun zu. Wir brachen in Folge dessen Abends $^1/_2$7 Uhr auf und marschirten wir südwärts bis 10 Uhr, zu welcher Zeit wir in Pommérieux bei Orne in der Nähe der Seille ins Bivouak kamen.

Mit schöner Sonne brach der 16te für uns heran, der Tag, dessen Ende nur Wenige von uns noch gesund wiederfinden sollte. Man hatte uns einen kurzen Marsch bis Arry an der Mosel in Aussicht gestellt und dann sollten wir Nachmittags Ruhe haben. Eine schöne Ruhe! Wir überschritten die Seille auf einer hess. Ponton-Brücke. Dicht vor Arry kamen wir über einen Berg, von dem aus man jenseits der Mosel in einiger Entfernung heftigen Pulverdampf bemerkte; bald hörte man auch den Donner der Kanonen. Der Oberst meldete — es mochte $^1/_2$2 Uhr sein — dem zufällig anwesenden Divisions-General von Barneckow (16te Div.), daß sein Regt. da sei und stellte sich ihm zur Disposition. Gnallt. v. Barneckow erklärte, er gehe voran und marschirte mit dem 72sten Rgt. vorauf. Noch ehe die Brigade Rex der 16ten Divis. angetreten war, erhielt der Oberst von unserer (36) Brigade den Befehl, die Kettenbrücke bei Corny zu besetzen. Gleichzeitig brachte Hptm. Hassel des Gen.-Stabs den

*) Gefecht bei Colombey-Nouilly am 14. August. D. Red.

Befehl, der Brigade Rex zu folgen. Letzteres geschah denn auch. Vor Corny wurden sämmtliche Tornister abgelegt. Wir überschritten die wunderbarer Weise von den Franzosen stehen gelassene Kettenbrücke. Novéant wurde passirt. Die ersten Gefangenen, französ. 76er, begegneten uns, dann Wagen mit Verwundeten. Endlose Wagenreihen, Train-, Proviant-Colonnen, Munitions-Colonnen, von denen alle Munition schon ausgegeben war. Ordonnanzen folgten auf Ordonnanzen. Immer näher kamen wir dem Kanonendonner, in den sich schon die Salven der Infanterie mischten; trotzdem versicherte Alles, wir kämen zu spät. Mit rasender Eile wurde marschirt. Wir erreichten Gorze; wieder unzählige Transporte Verwundeter. In der ersten Straße gleich der gräßlichst denkbare Anblick, der für alles Weitere abstumpfte; ein Mann, der auf Verwundete geschossen haben sollte, halb zerfleischt, nur mit halbem Gesicht und Hals wurde mit einer Kette um den Rest des letzteren und einem Strick unter dem Leib von wüthenden Soldaten unter schauderhaften Mißhandlungen davon geschleppt. Am anderen Tage hing sein verstümmelter Leichnam an einer Laterne. Vorwärts ging es ohne Aufenthalt, fast im Laufschritt, einen Bergweg, der um die ganze Stadt auf ein hohes Plateau führt, hinauf. Oben angekommen, standen wir in unmittelbarster Nähe des Schlachtplatzes; nur ein Wäldchen trennte uns davon.

Das Regt. wurde zum Gefecht rangiert; 1/4 Stunde wurde gerastet. Während dieser Zeit kam von der 18ten Divis. die Weisung, sofort ins Bivouak bei Arry zurückzukehren, da der comm. General die Maßregel der Divis., uns dem 8ten Corps (Gnal. v. Göben) zur Unterstützung zu geben, nicht gebillitg hätte. Zugleich kamen aber auch Oberst v. Witzendorff und Glt. v. Barneckow und erklärten, das Gefecht stehe ungünstig, wir müßten eingreifen, Pz. Friedrich Carl habe den Nachmarsch des ganzen 9ten Corps befohlen. Der Oberst befahl in Folge dessen natürlich den Vormarsch, zumal da 3 Bataillone der Brigade Rex, die erst ganz vor kurzem vorgerückt war, sich diesseits des Waldes um ihre Fahnen zu sammeln begannen. Wir rückten rechts in den Wald, um eine von Genlt. v. Barneckow gewünschte Umgehung rechts zu machen. Diese zeigte sich bald wegen Terrainschwierigkeiten unausführbar und ging darauf das 1te Batl. auf dem Wege von Gorze nach Rezonville, links von dem Weg bis zur Schlucht das 2te Bat., links davon in der Schlucht das Füs.-Bat. vor.

Wir passirten, ehe wir aus dem Walde herauskamen, einen ziemlich langen Waldweg; kaum hatten wir denselben betreten, als uns schon Verwundete in zahllosen Mengen begegneten, darunter auch gleich sehr Viele von unserem dicht vor uns marschirenden 1ten Batl. Wir kamen aus dem Wald heraus und erhielt Lt. v. Manstein, der das Halbbataillon (6te und 7te Comp.) führte, von einem an der Waldlisiere haltenden Stabs-Offizier den Befehl*), rechts von der Straße

*) Davon steht nichts in der Regimentsgeschichte! — Gemeint ist wohl das IIIte Bataillon. D. Red.

vorzugehn. Die 7te Comp. ging in Folge eines anderen Befehls jedoch bald wieder links ab. Wir (die 6te Comp.) gingen erst durch eine kleine Waldecke und dann in aufgelösten Schützenlinien über ein 500—800 Schritt breites freies Feld, immer von 30 zu 30 Schritt hinknieend und feuernd*). Auf diesem freien Felde empfing uns ein Feuer von einem von uns fast völlig ungesehenen Gegner. Tausende und Abertausende von Kugeln strichen über das Feld. Einen Vergleich hierfür gibt es nicht; ein Platzregen ist viel zu wenig gesagt. Ueberall hörte man die Kugeln pfeifen und sah sie rechts und links in die Erde schlagen. Furchtbar war die Wirkung. Ein Kamerad nach dem anderen stürzte; immer kleiner wurde die Schaar. Der Fahnenträger fällt; ein anderer Unteroffizier ergreift die Fahne und weiter geht es. Endlich erreichen wir gegenüber wieder ein kleines uns deckendes Wäldchen, ein Jeder der Uebriggebliebenen Gott für die von Allen auf dem Felde fast unmöglich geglaubte Rettung dankend. Höchstens 30 Mann waren wir noch, darunter von uns 6 Offizieren noch 4 und der neue Fahnenträger. An der Waldecke trafen wir noch ca. 20 Mann anderer Compagnieen, dabei Hptm. v. Aigner, Lts. Becker, Reincke, Nöthig. Lt. Becker treffen 2 Kugeln und verwunden ihn schwer; ruhig und mit einem letzten Witz humpelt er mitten durch den Kugelregen wieder zurück. Wir 50 Mann wollen links an der Waldkante wieder weiter vorgehen; einige Schritte vorwärts und wiederum begrüßt uns eine neue Salve nur wenige Schritte entfernter Franzosen. Wir schmelzen auf 20 Mann zusammen und gab es daher jetzt nur eine Parole, die die Fahne zu retten. Sofort stürzten wir uns, Manstein voran, dann Lt. v. Sydow, der Fahnenträger, ich, Aigner, rechts in die Waldschlucht und stürmten durch den Wald. Undurchdringliches Gestrüpp hatten wir zu passiren; immer wieder fiel Einer der Wenigen tot oder verwundet nieder. Furchtbar schwer war es, sich einen Weg zu bahnen. Gesicht und Hände von Dornen zerrissen, verlor ich nach und nach Helm, Regenmantel, Säbelscheide, Revolver. Mit dem blanken Degen wurde für die lange schwerfällige Fahne die Bahn geebnet. Aigner verließen die Kräfte; ich zog ihn bergauf, bergab vorwärts; ein Hornist unterstützte ihn. Unaufhaltsam wurde weiter marschiert; so oft wir ein Weniges in der Waldschlucht sichtbar wurden, empfingen uns unzählige neue Kugeln. Endlich wurde es heller; wir hatten, Gott sei Dank, die Richtung nicht verfehlt und den zuerst von uns betretenen Waldweg wiedergefunden. Zuerst waren außer Manstein und mir nur 5—8 Mann um die Fahne; Lts. Kühne und v. Sydow I mußten sich verwundet zurückziehen. Auf der Straße fanden wir auch die Fahne des I. Batts., die auch nur mit Mühe und durch den Mut ihres Trägers, des braven Fähndrich Gf. Moltke I, der trotz zerschossener Hand doch nicht aus dem Gefecht gehen wollte und die Fahne dem auch gefallenen eigentlichen Fahnenträger abgenommen hatte, gerettet war. Wir sammelten um die Fahne Reste aller Regimenter,

*) Die 6te Comp. schwärmte in das Ite Batl. ein. D. Red.

11er, 72er, 8er und 40er und gingen von Neuem vor, mit uns Aigner, Bentivegni. Im Ausgange des Waldes gab ein höherer Offizier dem Major von Hauteville*) den Befehl, nicht wieder aufs Feld zu gehen, sondern die Waldlisière zu halten. Mittlerweile war es wohl $^1/_2$10 Uhr geworden und wurde es immer finsterer. Einzelne Kugeln flogen noch hin und her — so flog eine Bentivegni an die Helmspitze und blieb in derselben stecken — aber nach und nach hörte das Feuer auf und nur an einzelnen entfernteren Punkten krachte es fort, endlich ganz verstummend. Wir traten vor der Waldlisière an, die Ueberbleibsel des 8ten, 40sten, 72sten und 11ten Rgts. Von unserem Rgt. sammelten sich etwa 3—400 Mann. Kein Mensch wußte, wer gesiegt, in wessen Händen das Schlachtfeld sei. Das 8te Rgt. blieb an der Waldlisière stehen. Wir Uebrigen rückten den Waldweg zurück und auf den Platz, auf dem wir zuerst zum Gefecht angetreten waren. Nothdürftig wurde ein Feuer hergerichtet; zu essen hatte Niemand Etwas, noch weniger zu trinken. Verwundete auf Verwundete wurden vorbeigetragen. 40 Schritt von uns war das Feldlazareth etablirt. In einem Zelte, alle Übrigen im Freien lagen die Armen da bei bitterkalter Nacht. Unser treuer Feldwebel lag auch dort, mit zerschossenem Oberschenkel; er bat mich, ihn nicht dort liegen zu lassen. Ich schaffte mit Mühe eine Bahre herbei, nahm mir die Leute, die Wasser aus der Stadt holen sollten, mit und wir trugen ihn, Alle wohl todtmüde, abwechselnd hinunter in die $^1/_2$ Stunde entfernte Stadt. Vor allen Hausthüren, in allen Häusern, auf allen Straßen lag es voll jammernder Verwundeter; hier wurde Einem klar, daß die Verluste ganz Fabelhafte gewesen sein mußten. Ich versuchte bei 10, bei 20 Häusern den Feldwebel unterzubringen; endlich am Ende der Stadt gelang es mir und zugleich auch, ihn noch ordentlich verbinden zu lassen. Fdrich. Ebertz, der mich begleitet hatte, und ich erkauften glücklich eine Gießkanne voll Rothwein, die wir den Verwundeten oben bringen wollten, und wir Beide und der Freiw. Schaar (Sohn des Altonaer Pastors) trugen dieselbe hinauf. Vorher besuchte ich noch den Obersten, Maj. v. Ising und Hptm. Wieller, die alle 3 mit anderen Soldaten schwer verwundet in einer kleinen Stube lagen. Auf dem Wege zu unserem Bivouak brachte man den jungen Donner, auf einer Bahre von 4 Krankenträgern getragen; er hatte einen Schuß ins Bein. Gern hätte ich auch ihn noch unterzubringen versucht, aber ich war nicht mehr im Stande, wieder nach Gorze hinunterzugehen. Von Schaar hörte ich, daß Vidal verwundet sei. Ich suchte ihn im Feldlazareth, fand ihn auch im Zelt, ruhig schlafend, als sei Nichts vorgefallen. Ich ließ ihn weiter schlafen. Im Bivouak gegen 2 Uhr angelangt, legte ich mich auf die Erde und schlief ein; um 3 wachte ich auf, es war bitterkalt, meine Gießkanne natürlich ausgetrunken. Ich ging durch unsere gelichteten Reihen und wieder ins Lazarethzelt. Vidal war aufgewacht und sagte, er hätte keine Schmerzen. Ich hatte keine Bahre, ich konnte Nichts

*) Kommandeur des IIten Batl. D. Red.

mit ihm anfangen. Der arme Junge that mir furchtbar leid. Langsam wurde es Tag. Vom Rgt. sammelte sich Mann auf Mann. Man hörte daher auch von den anderen Batls. Der Feind war zuerst von uns durchweg geworfen worden und hatte an den meisten Stellen in wilder Flucht den Kampfplatz verlassen. Ohne Unterstützung Seitens anderer Truppen — wir hatten keinen Mann Reserve hinter uns und die wenigen ankommenden Hessen griffen spät Abends noch weiter rechts ein — mußte sich das Regt. jedoch, da der Feind Bataillon über Bataillon, wie es schien, eine volle Brigade, Alles kaiserl. Garde, zur Unterstützung heranzog, aus der sehr exponirten Stellung auf die Waldlisière zu zurückziehen, welche Position auch fortdauernd gehalten worden war. Das hess. 2. Bat. schob sogar den linken Flügel noch vor, wobei es zum Handgemenge kam. Der wahrscheinlich gefallene Portépéefähndrich Ripke erstach bei dieser Gelegenheit einen franz. Offizier mit seinem Degen. Das Regiment hat nach dem, was wir später gehört, große Dienste geleistet, da ohne sein rechtzeitiges Eingreifen und die — man kann wirklich sagen — außerordentliche Aufopferung der Leute der Feind zweifelsohne in den Besitz des Waldes und somit wohl auch des Sieges auf seiner linken Flanke gekommen wäre. Die Franzosen schlugen sich wie die Löwen; ihre Gewehre sind brillant und Alles, was man darüber vorher gesagt, sicherlich unwahr. Ob Mitrailleusen in Gang waren, weiß ich nicht; desto deutlicher haben wir sie am 18ten bei Vernville, wo wir ans, aber nicht ins Gefecht gelangten, vernommen.

Unsere Verluste sind horrende: 43 todte und verwundete Offiziere und ca. 12—1300 Mann fehlen uns*). Sobald ich kann, schicke ich Ihnen eine ganz genaue Todtenliste der Offiziere. Ich habe den Correspondenten der Köln. Zeit., Dr. Didtmann vom 6. Jägerbat., die meisten Notizen am 17ten gegeben; er wollte sie auch an Dr. Hartmeyer senden. Es mag aber Manches nicht ganz genau darin sein; wollen Sie es corrigiren, so thun Sie es vielleicht nach diesem Briefe, nur möchte ich Nichts von den widersprechenden Befehlen vor der Schlacht und von den engeren Personalien erwähnt haben. Ausgezeichnet waren alle unsere 4 Stabsoffiziere, die bis auf Maj. Hauteville, der immer weit vorn an war, sämmtlich, ebenso wie alle 4 Adjutanten verwundet sind. Von Letzteren ist Lt. v. Colomb inzwischen verstorben, über Lt. v. König, ebenso wie über Lt. Reuber oder Fdrich. Ripke**) wissen wir gar Nichts. Oberst v. Schöning ging mit unvergleichlicher Bravour vor. Ob. Lt. v. Klein wurde gleich Anfangs am Kopfe verwundet, trotz sehr starker Blutung führte er sein Bataillon bis zum Ende der Schlacht; er führt jetzt wieder das Regt. und sieht es seltsam aus, an der Spitze des Regts. den braven Herrn mit einem großen braunen Damennetz über den Kopf reiten zu sehen. Maj. v. Ising führte das Batl. noch fort, nachdem er einen Schuß in die linke Seite der Brust erhalten, und

*) Tatsächlich sind 1119 Mann geblieben. D. Red.

**) Beide im Garnisonlazarett zu Metz an ihren Wunden gestorben. D. Red.

erſt ein zweiter Schuß durch den Oberſchenkel zwang ihn, ſich aus dem Gefecht zurückzuziehen.

So weit für heute. Wir müſſen jetzt gleich wieder ins Bivouak bei Montois rücken, da die 25er hier ins Cantonnement kommen. Mir geht es vortrefflich. Ich hoffe möglichſt bald meinen Bericht vom 17ten ab fortſetzen zu können. Momentan cerniren wir Metz mit $8^1/_2$ Armee-Corps . . .

$7^1/_2$ Uhr Nachſchr. Ich erhielt nur eine Kugel durch eine Falte des Beinkleids. Vielleicht kommt es heute wieder zum Gefecht. Die Garniſon Metz ſoll einen Ausfall gemacht haben.

Das Blättchen Wegebreit

Von Margarete Windthorſt

Er ſtand noch, brach zuſammen und blickte verſtört.
Fort ſauſen die Kugeln von Weißenburg und Wörth.
Geronnenes Blut auf der Stirn und ein Loch durch die Jacke,
So brachten ſie ihn abends in die Baracke.

Um ihn der Arzt und die Schweſter ihm Hilfe bot.
Er ſcherzt noch der Todeskugel: „Ein Körnchen Schrot.“
Die Schweſter fängt ſein rinnendes Blut in der Schale
Und blickt in ſein Geſicht: „Ein tapfrer Weſtfale!“

Er wendet ſich und lauſcht, und das Wort wird ihm kund.
Er nickt, und die Freude zuckt um ſeinen Mund.
Er will der Heimat Grenze noch enger nennen,
Fragt leuchtenden Blicks: Ob ſie die Weſer kennen?

Rotfleckig und feucht die Binde um Stirn und Bruſt.
Die Wunde brennt. Und ein heißer Tag im Auguſt.
Ein lauer Trunk für den Durſt, und im Fiebertraume
Ein Bild: Das Vaterhaus unterm Buchenbaume.

Jan Leuthold, er selber, noch seiner Mutter Kind.
Er spielt mit dem Boot, mit dem Segel spielt der Wind.
Hei! wie er heute das kleine Leinen raffte!
Und: „Mutter, Mutter, sieh," wo die Alte um ihn schaffte.

Die Wunde bohrt. — Und am Ufer der Weser das Schilf.
Er greift es mit den Händen, und: „Mutter, Mutter, hilf!"
Ein Schnitt in den Finger, und Blut, das springend warme,
Da trägt ihn die Mutter heim auf starkem Arme.

Die schlichte sachte Frau im Arbeitskleid.
Sie pflückt im Vorbeigehn ein Blättchen Wegebreit.
Es wächst alle Jahre im Rasen an den Rainen.
Sie tröstet den Knaben: „Nicht weinen, nicht weinen!

Ein Blättchen Wegebreit macht alles gut.
Den Saft auf deine Wunde, das stillt das Blut."
Sie kneift's mit dem Daumen und preßt ihn auf das Blättchen,
Und flicht aus Marien ein Kränzchen ihm, ein Kettchen.

Jan Leuthold, der große, sich auf dem Bette streckt.
Die Wunde bricht. Und das Blut von neuem fleckt.
Die andern, die mit ihm in die Baracke getragen,
Sie hören „Mutter, Mutter hilf" ihn klagen.

Und draußen gehn die Tage und Schlachtengetön,
Die sausenden Kugeln bei Spichern auf den Höhn.
„Jan Leuthold!" Wer rief? Er zuckt in seinen Qualen.
„Nehmt an und lest, eine Post aus Westfalen."

Der Umschlag knistert, er bricht ihn leicht wie Torf.
Die Schrift vom alten Pfarrer aus dem Dorf.
Er liest: „Der Mutter Sorge sucht ihresgleichen,
Und Gott befohlen wird dich ihr Gruß erreichen.

Noch keines Sängers Lippe sang es nach,
Was eine Mutter mit dem Herzen sprach.
Ich ging es den Müttern künden: Wund und gefallen.
Sie waren stark, doch deine die stärkste von allen.

Sie trat am Stock hinaus, hat sich mühsam gebückt,
Vom Rain am Rasen ein Blättchen dir gepflückt.
Sie nahm es und preßt es von der Spitze bis zum Schafte,
Und prüfte auf dem Daumen ein Tröpfchen vom Safte.

‚Ein Blättchen Wegebreit macht alles gut.
Den Saft auf seine Wunden, das stillt das Blut.
Nur weg mit Band und Binden und allem Plunder,
Das Heilkraut macht genesen, und Gottes Wunder.‘“

Jan Leuthold aufrecht in seinem Bette saß,
Zwei Blättchen in den Händen, gebunden mit Gras.
Er sah im Fieber wilde Gestalten ziehen,
Vor seinen Blicken tanzt ein Kranz von Marien.

Er schaut um sich. Sie schlafen. Er löst den Verband.
Das Blut aus Stirn und Brust rinnt über die Hand.
Er legt sich zurück und legt das Kraut auf die Wunden.
Das Blut gestillt, so haben sie ihn gefunden.

Rot, rot und weiß, todweiß und blutgefleckt,
Wie von Marien ein Kranz um die Stirn gesteckt.
Die Schwester steht und lockert das Band an der Haube,
Und atmet heiß und liest. — „Einer Mutter Glaube!“

Sie wendet den Brief und schreibt für die Mutter ein Wort.
Man trägt den Toten mit hundert anderen fort.
„Der Eure ist von den Tapfersten einer gewesen,
Ihr habt ihm das Blut gestillt, er ist genesen.“

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Vierzehnte Fortsetzung)

In Schloß Borkûll war es still geworden. Beängstigend still, hätte jeder andere empfunden. Aber Wolff Joachim fühlte sich wohl. Zum erstenmal in diesen zwei Tagen kam er wirklich zur Ruhe.

Nach der Abfahrt der Wagen war der Koch, Peter Hornbruch, ein Danziger, an ihn herangetreten und hatte mit mühsam verhaltener Angst berichtet, daß die gesamte Dienerschaft, selbst die Mägde, das Haus verlassen hätten.

„Sie werden wiederkommen! Für mich allein brauchen Sie kein großes Menu zu kochen. Das Meeting dauert nicht ewig. Und von den Phrasen dort wird keiner satt. Der Hunger wird sie nach Hause treiben."

„Wenn sie nur nichts im Schilde führen . . ."

„So töricht werden unsere Leute nicht sein, sie haben es doch nicht schlecht auf Borkûll! Und gestern erst hat man den Aufwieglern das Fell gegerbt!"

„Es gibt aber doch Unzufriedene. Da ist das Küchenmädchen, die Lena. Heut Morgen hat sie gesagt: das ist die letzte Schokolade, die ich koche. Morgen muß sie mir Fräulein Mara servieren. Was ist das für ein Blödsinn? habe ich gefragt. Da haben sie mir den Rücken gedreht und alle zusammen getuschelt. Ich habe es nur nicht verstanden . . ."

Wolff Joachim lachte leicht hin: „Kindereien! Merken Sie sich die Frechen, damit wir sie fortschicken können, sobald es geht. Und jetzt beruhigen Sie sich, Hornbruch. Wir wollen die Türen schließen. Und wenn einer der Buschwächter kommt, schicken Sie ihn mir. Den Kaffee bringen Sie ins Herrenzimmer!"

Peter Hornbruchs Grauen war durch diese Worte nicht vermindert. Er hätte gern von seinen Befürchtungen noch mehr gesagt, aber der Baron hatte ihn stehen lassen und war ins Zimmer gegangen.

Der Koch seufzte auf und stieg wieder in sein Reich hinab. Man sah es den Räumen an, daß auf Borküll Schmalhans nicht Küchenmeister war. Und Peter Hornbruch hatte ein würdiges Regiment geführt. Er war ein gemütlicher Westpreuße, groß und breit, mit einem offenen fröhlichen Gesicht, das er glatt rasiert trug. Mit der estnischen Dienerschaft hatte er sich bisher nicht schlecht gestanden, und unter den Mägden manche Eroberung gemacht. Um so unheimlicher war ihm jetzt zumute ...

Wolff Joachim lag rauchend in des Vaters Zimmer auf dem Sofa. Hier hatte er als Knabe manchmal in den kostbaren Sammelwerken blättern dürfen, die Baron Alexander dort in dem reichgeschnitzten flämischen Schrank aufbewahrte. Er hatte seinen Spaß an den naiven Fragen des Jungen, wenn ihm die Bilder unverständlich waren.

Wolff Joachim wußte, daß der Schrank noch andere Blätter barg. Ihr Genre verbot es, jungen Augen vorgesetzt zu werden. Heimlich hatte er sich eines Tages über sie gemacht und war von Tante Emerenzia dabei überrascht worden. Es gab einen bösen Lärm, und natürlich petzte sie es dem Vater. Aber der lachte nur:

„Nun hast du seine Neugierde erst geweckt! Ohne dein Lamento hätte er keine Ahnung von der Bedeutung dieser wundervollen Kupfer gehabt. Jetzt mußt du darauf gefaßt sein, daß der Junge den Schrank eines Tages heimlich aufbricht. Du bist eine schlechte Pädagogin, Emerenzia!"

Das hatte Wolff Joachim alles durch die Tür gehört, und seitdem war die Gräfin Schildberg als Respektsperson für ihn abgetan.

Heute fiel ihm auf, daß sich das Aussehen des Zimmers verändert hatte. Die Sixtinische Madonna war gewiß ein sehr schönes Bild, aber der Vater hätte sie sich niemals über seinen Schreibtisch gehängt. Erst recht nicht nach seinem Geschmack war der süßliche „Jesus im Tempel" von Hoffmann in einer minderwertigen Reproduktion.

„Zum Donnerwetter! Hat Tante Emerenzia auch hier ihre Hand im Spiel?"

Wolff Joachim sprang unmutig auf. Dort in der Ecke über dem Spieltisch, das wußte er genau, hatte die „Büßende Magdalena" gehangen, jenes berückende Weib, an das er noch vor kurzem hatte denken müssen, als sich ihm Loljas Schönheit offenbarte.

„Sollte es mal auf Borküll brennen," hörte er den Vater sagen, — „das Bild hier rettet zuerst!"

Während er es jetzt vermißte, übermannte ihn in der Einsamkeit der Stunde die Erinnerung an seine Liebe:

„Ich muß sie sprechen!"

Er ging auf den Flur ans Telephon und ließ sich mit Reval verbinden.

„Frau Iwanow ist nicht da? Ist sie abgereist? Merkwürdig! Sie hat ihre Koffer nicht mitgenommen? Teilen Sie mir sofort mit, wenn die Dame

zurückkehrt, oder wenn sonst Nachricht von ihr kommt. Was sagen Sie? Das Zimmermädchen weiß näheres? Also rasch: Holen Sie das Mädchen!"

Wolff Joachim stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. Eine unklare Angst packte ihn: „Sind Sie noch dort? Was? Sie haben ihr Kleider borgen müssen? Ja, warum denn?"

„Herr Baron! Herr Baron!" rief der Koch, die Treppe heraufstürzend: „Retten Sie sich! Die Bande kommt!"

Weiter sprach er nicht. Mit einem Aufschrei brach er zusammen. Carla hatte ihm den Gewehrkolben über den Kopf geschlagen: „Ein Deutscher weniger!" schrie er und wie ein Tiger sprang er den Baron an.

Aber mit blitzschnellem kundigen Griff hatte ihm Wolff Joachim die Flinte entwunden und ließ sie zähneknirschend auf seinen Schädel sausen. Nach allen Seiten spritzte das Gehirn und besudelte auch die ersten aus dem heranstürmenden Haufen.

„So geht es jedem von euch, ihr feigen Hunde!"

Erschreckt, ebenso von dem grausigen Bild des zerschmetterten Genossen wie von der dröhnenden Stimme und den wildblitzenden Augen des hoch aufgerichteten Edelmanns ebbte die Masse für einen Moment zurück.

„Ich bin verloren!" dachte Wolff Joachim. Da schrillte dem Überrumpelten das Telephon ins Ohr. Mit der Rechten richtete er das erbeutete Gewehr gegen die Bande, die Linke griff zum Hörer:

„Wer einen Schritt vorwärts macht, ist eine Leiche!" sagte er mit eisiger Ruhe, dann tat er so, als lausche er. In Wahrheit hörte er nicht auf das, was ihm das Zimmermädchen im Hotel Petersburg noch zu sagen hatte. In der raschen Überlegung, daß die Mordbrüder den Sinn der Worte verstehen und um so mehr an ihre Wahrheit glauben würden, sprach er russisch und stellte sich, als gebe er einem Offizier Antwort: „Das ist gut, Herr Leutnant — im Krug sind Sie bereits? Die Bande steht zehn Schritt vor mir, hier im Treppenhaus von Borkûll. Es ist allerhöchste Zeit. Sollte mir was passieren — hier die Namen der Leute, soweit ich sie kenne . . ."

Er erkannte in dem Haufen einige der Brennereiarbeiter und zählte sie auf. „Wenn sie mir nichts tun sollten, dann lassen Sie sie bitte in Ruhe. Es ist verhetztes Volk. Carla, der Anführer, ist tot. Ihr Wort, Herr Kamerad? Danke!"

Mit einer fast übermenschlichen Energie hatte er dieses Gespräch fingiert, und es schien, als habe es die erhoffte Wirkung: ein Teil der Leute, darunter die mit Namen angeführten, zog sich betroffen zurück. Aber vom Hof herauf schallte vielstimmiger Lärm und fand ein Echo bei denen, die noch im Treppenhause standen.

Da drängte sich ein baumlanger breitschultriger Kerl durch den Knäuel: „Ich fürchte mich vor dem Teufel nicht — mag er schießen!"

Damit stürmte er auf den Offizier los, und, ohne des Schusses und der Kolbenschläge zu achten, mit denen er sich wehrte, umschloß er ihn mit seinen Bärenarmen und riß ihn, die Uniform mit seinem Blute färbend, zu Boden. „Fesselt ihn!" schrie er mit verröchelnder Stimme.

Wie ein Bündel fühlte sich der Freiherr mit den bereitgehaltenen Stricken umschnürt. In ohnmächtiger Wut sah er dem Werke zu. Er sah den Hünen, der ihn zur Strecke gebracht hatte, noch einmal schadenfroh grinsen und dann hart auf die Steinfliesen schlagen und verenden.

Der Raum wurde zu eng für die Massen, die jetzt ins Schloß stürmten. Jeder wollte das Edelwild sehen.

Sie verhöhnten den Wehrlosen — bleckten ihm die Zunge heraus, spien ihn an — traten ihn mit Füßen — hielten ihm die Fäuste vors Gesicht — kitzelten ihn mit den Klingen ihrer Messer.

Wolff Joachim aber preßte die Lippen zusammen. Er schloß die Augen und dachte: „Lieber tot als diese Schmach!"

Da fühlte er sich hochgehoben und unter viehischem Johlen davongetragen.

„Steckt ihm Hölzer zwischen die Lider, damit er gut sehen kann. Wir wollen ihm rasch noch ein Stück vorspielen, ehe die Kosaken kommen. Setzt ihn dort in die Loge!"

Wolff Joachim öffnete von selbst die Augen. Von dem Polstersessel im Saale aus, in den man ihn gesetzt hatte, sah er dem Werke der Zerstörung zu, das jetzt mit fürchterlichem Lärm begann. Die hohen Spiegel fielen unter den Hieben klirrend in tausend Stücke. Die herrlichen Gemälde wurden heruntergerissen und unter höhnenden Schimpfreden zerschnitten.

„Schade, daß ihr tot seid, ihr Räuber!" schrie einer der Kerls. „Daß wir euch die Peitschenhiebe nicht zurückgeben können, mit denen ihr unsere Väter gepeinigt habt!"

Es war das Brustbild des alten Ritter Stephanus in der Ordensrüstung, auf dem die schmutzigen Stiefel jetzt herumtrampelten. So kühlten die Wüteriche ihren Haß, und nicht genug damit, griffen sie zu ihren Gewehren und schossen den Bildern, die ihrem Arm zu hoch hingen, die Augen aus.

Der Sturm tobte die ganze Flucht der Zimmer entlang, die Möbel wurden zertrümmert, die Polster zerfetzt, edle Porzellane wurden am Kamin zerschellt.

Im Eßzimmer ballte sich der Lärm zusammen. Laute Hochrufe schallten.

„Es lebe das Volk! Es lebe das Land! Hoch unser estnisches Blut! Nieder mit den Deutschen! Nieder mit dem Zaren! Hoch die Republik!" Die Gläser klirrten zur Erde.

„Fragt den Esel im bunten Rock, wo er den Schlüssel zum Weinkeller hat — wir wollen Champagner trinken!"

„Den Kosaken werde ichs sagen!" gab Wolff Joachim höhnisch zur Antwort, als einer der Bande ihn wirklich danach fragte.

Da flutete der Strom zurück. „Kommt Kameraden, komm Järri, höre auf mit dem Suff. Wir haben keine Zeit. Der letzte Akt beginnt. Die Kosaken kommen uns sonst auf den Hals. Los — nehmt den deutschen Affen — er soll noch mehr Freude haben!“

„Tragt ihn in die Brennerei! Da hat er die beste Aussicht!“ brüllten andere.

Im Nu war er hochgehoben, und im Trab ging es über den Hof . . .

„So mein Söhnchen — sieh genau hin! Nicht wahr? Das hübsche Schloß dort drüben, das ist dein? Gleich wird es dir noch besser gefallen!“

Es war im Kontor der Brennerei, wo sie ihren Gefangenen so verspotteten. Ein wild aussehender zerlumpter Bursche drängelte sich vor.

„Du kannst nicht gut sehen, schöner Knabe, wir werden dir einen Fensterplatz geben. Aber laß es dir nicht einfallen, fortzulaufen.“

Damit zerrte er ihn ans Fensterbrett, langte einen großen Nagel aus der Tasche und nagelte dem Wehrlosen mit erbarmungslosen Kolbenschlägen das rechte Ohr an den hölzernen Rahmen. „Falls du Langeweile kriegen solltest,“ setzte er grinsend hinzu und zerschnitt die Stricke.

In seine Qualen hinein schmetterte das satanische Lachen der Davoneilenden.

Alles das geschah in wenigen Minuten. Mit derselben Schnelligkeit wurde das Zerstörungswerk vollendet.

Wie auf ein Kommando schlugen die Flammen aus den zertrümmerten Schloßfenstern und übergossen die grausige Szene mit rotem Lichte.

Ein Freudengeheul brach los. Die Gewehre wurden in die Luft geschossen, und in unheimlicher Phantastik tanzte die wilde Schar um das brennende Gebäude.

„Kann Ew. Majestät auch sehen?“ höhnte man zum Fenster hinauf, wo Wolff Joachim in wahnsinnigem Schmerz an seiner Fessel zerrte.

Er sah es und sah es doch wieder nicht. Wie Blut wogte es ihm vor den Augen, und nur der eine Gedanke war noch lebendig in ihm: Sterben!

„Wo bleiben seine Kosaken? Ha — die kümmern sich nicht um deutsches Blut! Laßt euch nicht stören, Brüder — sauft, sauft! Hier gibts Monopol wie Wasser!“

Mit dumpfen Hieben keilten sie die Fässer auf, und das beizende Naß wurde aus hohlen Händen, aus Mützen, aus jedem erreichbaren Scherben in die Kehle geschüttet.

Der Feuerschein und der weithin sich verbreitende Branntweingeruch lockte die Posten herbei, die von der Bande ausgestellt waren.

Von Soldaten und Kosaken war nichts zu sehen. Da wollten sie auch mittun. Und gröhlend stürzten sie an die Fässer.

Plötzlich klang eine neue Tonart aus dem Brüllen der Berauschten. Ein Streit hub an und wurde bald zu einem wütenden Handgemenge:

„Ich hab sie vorgeholt!“ schrie einer. „Mein ist sie! — Unser ist sie! — Hund ich schlag dir die Zähne ein!“

Jetzt schwangen sie gegeneinander ihre Messer, und krachende Hiebe fielen. In ihr tierisches Brüllen hinein klang ein gellender Hilfeschrei.

Wolff Joachim erwachte aus seiner Ohnmacht. Von wem kam der Ruf? Alles Blut strömte ihm zum Herzen. Und wieder übertönte die Frauenstimme das Toben der Männer im Hof:

„Mein Gott, mein Gott — das kann nur Lolja sein!“ durchzuckte es den Ärmsten in einem Blitz des Erkennens.

Er beißt die Zähne aufeinander — er hält die Wurzel des Ohrs mit eisernem Griff beider Hände fest — ein jäher Ruck des Kopfes und die Fessel ist zerrissen.

Taumelnd rast er zur Tür hinaus.

„Ich komme, Lolja! Ich komme!!!“ brüllt er mit der Stimme eines Stieres, reißt den ersten besten die Gewehre aus der Hand und läßt sie, zwei auf einmal, in furchtbarem Schwunge in der Runde niedersausen.

„Die Kosaken!“ Ein einziger Schrei des Entsetzens reißt die Köpfe herum. Sie nehmen sich keine Zeit, zu sehen, sie heulen auf und stürmen davon.

Viele der Kerls fallen hin — ihre Gewehre entladen sich. Die Schüsse vermehren den panischen Schrecken.

„Gnade!“ heulen die Besoffenen und winden sich am Boden: „Gnade!“ Sie strecken ihre Arme einem Richter entgegen, der nicht da ist, greifen in die Luft und brechen wimmernd wieder zusammen.

Wer seine Füße beherrscht, setzt über Zäune und Mauern — quer durch den Park und hinein in den Wald.

Der Ruf: „Die Kosaken!“ jagt sie wie eine Hetzpeitsche vor sich her, bringt überall hin, wandelt jeden Baum, jeden Strauch, jeden Schatten, selbst die Genossen im Rücken zu lauernden oder rasenden Rächern.

Er dringt auch bis zu dem Wagen auf dem einsamem Waldwege und gellt in das Ohr seiner Lenker.

Sich überstürzend springen sie vom Bock und rennen davon, der Wagenschlag fliegt auf und speit zwei weitere Räuber aus. Sie rennen, rennen ...

So geschah es, daß die beiden Barone von der Borke ihren Wagen selber dem Ziele ihrer Fahrt zuführen mußten. Den Weg fanden sie leicht. Ein mächtiger Feuerschein tauchte den Wald in Tageshelle. Sie waren eine Stunde lang von ihren Räubern kreuz und quer durch die Nacht kutschiert worden. Bis der Wind diesen den Jubel ihrer Genossen zutrug und ihnen denselben teuflichen Gedanken eingab, den man an Wolff Joachim hatte zur Tat werden lassen: „Die deutschen Hunde sollen ihr Raubnest brennen sehen!“

Vorsichtig die verängstigten Pferde am Zaume führend, erreichten Vater und Sohn die Straße. Hier stiegen sie auf das Gefährt und fuhren im Galopp dem brennenden Schlosse zu.

Nur das Element wütete noch auf dem Hofe. Jedes andere Leben schien erstorben.

Schweigend standen die beiden Männer vor dem zusammenstürzenden Gebälk.

„Was sagte der Kerl? Nicht ein Stein soll an eure Tyrannei erinnern? Das ist rasch wahr geworden!"

Paul seufzte tief auf: „Und Wolff Joachim?"

Da war es ihm, als hätte in das Krachen und Knistern hinein ein ferner Hilferuf geklungen. Sie gingen dem Klange nach, bis sie zur Brennerei gelangten.

„Ist das seltsam. Es liegen Tote da, aber wo stecken die Kosaken?" Baron Alexander zog erschauernd seinen Fuß zurück. Er war an einen der wie tot daliegenden Berauschten gestoßen.

Jetzt kam der Ruf aus nächster Nähe. Dort in der Brennerei mußte jemand hilflos liegen — eine Frauenstimme war es.

In dem flackernden Licht des Feuerscheins sahen sie ein erschütterndes Bild.

Mit zerrauftem Haar und zerfetzten Kleidern, durch die an vielen Stellen Blut sickerte, kauerte ein Mädchen auf der Treppe und blickte sie mit wirren Augen an.

Vor ihr, in tiefer Bewußtlosigkeit lag Wolff Joachim. Sein blutiger Kopf war weich in ihren Schoß gebettet . . .

(Fortsetzung folgt)

Wider die Sprachverderbnis

Mehr vielleicht als je ist in den gut gesinnten Kreisen unseres Volkes der Gedanke lebendig geworden, daß es eine Ehrensache für uns ist, die Muttersprache zu hegen und zu schützen und sie von dem, was ihr fremd ist, zu reinigen. Ein sichtbares Zeichen dafür ist die Entstehung und Entwicklung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, der auf die stattliche Zahl von dreißigtausend Mitgliedern blickt und eine vielgelesene Zeitschrift herausgibt. Gewiß eine stattliche Einrichtung, die imstande ist, auf die Öffentlichkeit einen weitgreifenden Einfluß auszuüben. Wie steht es nun mit dem Erfolge dieser Tätigkeit? Ist es dem Vereine möglich gewesen, eine tiefgreifende Besserung an unserer Muttersprache heraufzuführen? Man ist in jenen Kreisen im allgemeinen geneigt, hierauf mit einem fast unbedingten Ja zu antworten. In den folgenden Zeilen soll uns die Frage beschäftigen, ob diese zuversichtliche Auffassung nicht einer sehr starken Einschränkung bedarf.

Mein Buch: „Wider die Sprachverderbnis“*) hat auf Seiten des Sprachvereins eine entschiedene und allerdings nicht unerwartete Ablehnung erfahren. Es wird mir dort zum Vorwurfe gemacht, daß ich überhaupt von einer Sprachverderbnis, einem Niedergange der Sprache geredet habe, und darauf hingewiesen, daß gerade in neuerer Zeit und besonders dank der Tätigkeit des Sprachvereins ganz gewaltige Fortschritte in der Bekämpfung der Fremdwörter erzielt worden seien. Wir wollen einen gewissen Erfolg auf diesem Gebiete gerne zugeben — wie es auch in meinem Buche geschehen ist —, müssen aber der Auffassung, als ob wir in siegreichem Vordringen begriffen wären, ernstlich widersprechen. Richtig ist, daß in neuerer Zeit eine ganze Menge Verdeutschungen geschaffen worden sind; bedeutet dies aber schon eine Verdrängung der betreffenden Fremdwörter? Da ist noch ein weites Stück Weges zurückzulegen; erst wenn die Verdeutschung von einem papierenen Worte zu einem lebendigen geworden ist, kann man von einem

*) Im Verlage von Hasert u. Co. zu Borsdorf bei Leipzig 1911.

Erfolge reden. Oft sind die Erzeugnisse selbst zweifelhafter Art, sei es, daß sie als rohe Übersetzungen im Banne des fremden Wortes bleiben (z. B. Anbietungen für Offerten), sei es, daß es rein erklärende Wortgebilde sind (z. B. Satzgegenstand für Subjekt), sei es auch, daß sie unseren Sprachgesetzen zuwider sind (z. B. Werteschrein für Dokumentenschrein); in allen solchen Fällen ist ihr Sprachwert nichtig oder nur gering. Aber hiervon abgesehen, was bedeutet auch das beste Ersatzwort, wenn es vom Volke nicht aufgegriffen wird. Ganz einwandsfrei ist z. B. die Verdeutschung Kraftwagen, aber was hilft uns das schließlich, wenn in Millionen Kindesseelen, sobald wie das Licht der Sprache in ihnen aufgeht, das Wort Automobil lebendig wird? wenn ein harmloser Gassenhauer dies Wort unserem Volke bis in den entlegensten Winkel aufzwingt? — Doch schließlich ist auch ein Fremdwort wie dieses noch nicht der größte Schädling seiner Art. Was sollen wir aber dazu sagen, daß heute in Scharen die überflüssigsten neuen Fremdwörter, meist aus dem Englischen, auf unsere Sprache einströmen, sodaß für ein mühsam beseitigtes Fremdwort dutzend andere auf dem Plane erscheinen! Widerlich ist die Art und Weise, wie heute ganze Kreise der Bevölkerung (nicht allein der Kaufmannsstand) förmlich danach suchen, englische Wörter aufzunehmen und an den Mann zu bringen, sie zeigt uns leider aufs deutlichste, wie tief wieder einmal unser Selbstbewußtsein auf dem Gebiete der Sprache gesunken ist. Und dem gegenüber sollten wir den Mut haben, von Erfolgen zu sprechen und selbstgefällig auf unsere Leistungen hinzublicken?

Bei der ganzen Frage handelt es sich aber um weit mehr als bloß die Fremdwörterei. Woher kommt denn eigentlich die Sucht der Deutschen, fortwährend die überflüssigsten Bestandteile aus fremden Sprachen aufzunehmen, die jedem Ausländer, der sich mit unserer Sprache beschäftigt, unbegreiflich ist und die in der Gegenwart wieder so ganz besonders hervortritt. Sie wurzelt in der Schwäche unseres eigenen Sprachgefühls und hat diese zur Voraussetzung. Und daß diese Schwäche heutzutage ganz besonders hervortritt und daß sie zur Zeit eine wahre Verwilderung in der Muttersprache heraufgeführt hat, davon können wir uns leider zu jeder Stunde überzeugen. Blicken wir einmal auf die öffentlichen Äußerungen unseres sprachlichen Lebens, besonders auf die Zeitungen, so können wir dort Entgleisungen gewahren, gegen die solche früherer Zeit, der man oft eine mangelhafte Rechtschreibung vorwirft, garnicht in Betracht kommen können. Wenn wir heute z. B. in Anzeigen, Aufschriften usw. lesen: Disponent-Gesuch, Reisender-Gesuch, Kochlernende, Westfäler Schinken, Schottenheringe, Lager in Büromöbel, mit Stricke befestigen, des Küstriner (älterer) Turnverein — und tausend ähnliche —, so zeugen solche Verstöße von einer völligen Verrohung des Sprachgefühls. Man mache nicht etwa den Einwand, daß sie auf mangelhafter Schulbildung beruhen. Die Schulbildung hat heute einen Umfang angenommen, wie nie zuvor, und die Sprache verkommt. Die Sache liegt eben nicht so, daß die, die jene Verstöße machen, nichts davon

wüßten, sondern sie halten den Gegenstand für belanglos, sie legen keinen Wert darauf, dem Triebe zum richtigen zu folgen, es scheint ihnen gleichgültig, ob das geschriebene richtig oder falsch ist — andere machen's ja auch so —; die Muttersprache, die Seele des Volkstums, gilt ihnen nicht mehr so viel, um den Geist auch nur zur geringsten Anspannung zu erheben — ja wenn sich's um Mark und Pfennig, um Meter und Kilogramm, um Volt und Watt handelte!

Wiegt diese Mißhandlung der Sprache nicht noch schlimmer als die Fremdwörterei? Fremdwörter sind oft nur vorübergehende Erscheinungen, viele, die früher in Geltung waren, sind heute wieder ausgestorben, es sagt heute niemand mehr Mademoiselle, charmant, merci. Zerstörte Sprachformen aber lassen sich auch mit heißestem Bemühen im Volke nicht wieder lebendig machen, was dahin ist, ist dahin. Und dies führt uns nun auf ein Gebiet, wo wir viele tausende wohlmeinender, deutsch gesinnter Männer an der Zerstörung lebendiger Sprachformen mitwirken sehen. Es handelt sich dabei nicht um Leichtsinn oder Unachtsamkeit, sondern vielmehr um eine bewußte Betätigung, die freilich auch nur infolge Schwäche des Sprachgefühls und Trübung des Sprachgewissens möglich ist. Wenn Formen der Sprache im Laufe der Zeit welk werden und abzusterben beginnen, so ist das ein Vorgang, den man zwar bedauern kann, dem man auch entgegenzutreten vielleicht versuchen wird, den man aber eben doch als ein natürliches Ereignis hinnehmen muß. (Dahin rechnen wir z. B. das Absterben der schwachen Fällung von Eigennamen: Otto, Otten, Frese, Fresen.) Wenn wir aber umgekehrt sehen, wie Formen, die allüberall lebendig sind, gewaltsam auf dem Papiere erstickt werden, und daß dabei gerade Leute, denen die Muttersprache etwas gilt, mit vornean stehen, so ist das ein tief beklagenswerter Vorgang, der dem heutigen Geschlechte, das solches zuläßt, auf immer zur Unehre gereichen wird, so lange deutsche Laute noch erklingen, deutsches Schrifttum noch in Ansehen steht.

Es wird uns doch wohl niemand bestreiten wollen, daß Formen wie Friedrichsplatz, Bahnhofswirt, Aussichtsturm, Wahrheitsliebe, Gastwirtsinnung natürliche Formen unserer Sprache sind, und daß er selbst von Jugend an so gesprochen hat. Was in aller Welt soll es denn nun heißen, daß uns mit einem Male aufgedrungen werden soll: Friedrichplatz, Bahnhofwirt, Wahrheitliebe, Gastwirteinnung? Ist denn das nicht geradezu eine Fälschung der Muttersprache zu nennen? Eine unselige Unsicherheit ist aus dieser Gewaltmaßregel hervorgegangen. Während einer spricht Wahrheitsliebe, schreibt er im selben Augenblicke Wahrheitliebe und beim Lesen geschieht es umgekehrt. Mancher bringt es auch beim Sprechen schon fertig, das s zu unterdrücken, im Drucke wechseln sich die beiden Formen oft ab, je nachdem der Schreibende „daran gedacht" hat, das s wegzuschneiden, oder gerade nicht daran gedacht hat. Ist das eines edeln Volkes würdig, daß man seine Sprache so quälen darf; daß die Leute mit der Zunge straucheln, weil sie nicht mehr wissen: darf ich denn das s sagen oder nicht? Wenn die Tilgung des s in einzelnen Fällen ur-

sprünglich wirklich der besten Absicht von Freunden der Muttersprache entsprungen ist (da wir Fälle des Überganges haben: Amtmann—Amtsrichter, Rathaus—Ratsherr usw.), müßte es sie denn nicht allmählich bedenklich machen, zu sehen, welche Meute sich ihnen nunmehr angeschlossen hat. Die ganze Schar solcher, denen die Zerstörung aller Sprachformen eine Lust ist, hat die Zerstörung des Bindungs-s freudig aufgenommen, jeder dumme Junge glaubt heute Wunder was großes zu tun, wenn er beim Schreiben oder Abschreiben ein s wegläßt.

Im Allgemeinen Deutschen Sprachverein, wo man die Tilgung des natürlichen s im großen Umfange betreibt (so Schiffbau, Tabakhandel, Auslandbeutsche, Geschichtschreibung, wahrheitliebend usw.), läßt man allerdings eine gewisse Grenze gelten, man geht nicht bis zu Formen, wie Betriebleitung, Geschichtforschung, Regierungrat, Landschaftbild, die M. Harden schreibt, aber hat man sich dort je gegen eine solche Entstellung entschieden verwahrt? Man duldet sie stillschweigend und scheint über die übereifrigen Vorkämpfer keineswegs ungehalten zu sein. Welche andere gebildete oder ungebildete Sprache ist wohl solchen gewaltsamen Eingriffen ausgesetzt? Ich glaube, kaum irgend eine andere als nur die deutsche. Man will uns belehren, jenes s sei häßlich. Häßlich oder nicht häßlich, es gehört zu unserer Sprache! Wir möchten unter Millionen Polen den einen sehen, der sich dazu überreden ließe, sein schtsch sei häßlich, er möchte doch das eine sch oder beide künftig weglassen, wir möchten den Engländer sehen, der zugäbe, sein dunkles a stoße an und würde besser durch ein helles reines a ersetzt. Hier zeigt sich eben so recht der völkische Unwert des Deutschen. Keine Spur von der natürlichsten Antwort: Redet, was Ihr wollt, ich lasse mir das Wort nicht rauben, das mir von Jugend auf vertraut ist. Aus einer Sache, in der das Kind, bevor es in die Schule geschickt wird, der schlichte Mann aus dem Volke, der nicht von der Vielleserei angekränkelt ist, keine Unsicherheit kennt, machen wir einen Gegenstand besonderer schriftmäßiger Bildung, um jene natürlichen Formen zu verleugnen.

War der Anfang erst einmal gemacht, war es möglich geworden, zu schreiben, was man nicht spricht, nun dann ist mit diesem Grundsatze natürlich das Feld für jedes tolle Treiben geöffnet. So dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn uns heute die unmöglichsten Gebilde begegnen, die nichts sind als die auf die Spitze getriebenen Früchte jener Vorbilder, wie Kaiser Wilhelm II-Land, Syndikat für Erdölgewinnung-Anteile, Große Europäische Luxuszüge-Gesellschaft usw. Statt gegen diese grausame Entstellung der deutschen Sprache die ihnen gebührende Geißel zu gebrauchen, sonnt man sich in der Verspottung süddeutscher Bezeichnungen, wie k. Bauamtsschreibers-Gattin und ähnlicher. — Leider, leider hat sich auch unsere Amtssprache dieser Vergewaltigung der Sprache, die sich hauptsächlich in der Beseitigung des s äußert, aber noch viele andere Erscheinungen hervorbringt, ganz und gar in die Arme geworfen, ja sie schreitet hierbei vielfach an der Spitze. Welcher Unbefangene mag heute wohl nur ahnen, daß eine von ihm natürlicher Weise gebrauchte Form Abfahrtszeit

in der Amtssprache (wenigstens der Eisenbahn) bereits abgetan ist, und er sich in zwanzig, ja zehn Jahren vielleicht von seinen Kindern belehren lassen muß, es heiße Abfahrzeit. In der Amtssprache der Eisenbahn gilt heute nur noch Fahrrichtung, Abfahrbefehl, Einfahrsignal, Einfahrgleis. Ob man sich die Zunge dabei zerbricht, was tuts? Nun fragen wir jeden, in dem noch eine Spur natürlichen Sprachempfindens lebt, sind solche Erscheinungen Zeichen eines gesunden Zustandes der Sprache, eines erfreulichen Fortschritts? Wer möchte darauf mit gutem Gewissen mit ja antworten?

Wenn nun heute das natürliche Sprachgefühl, das in jedem Angehörigen unseres Volkes lebt oder wenigstens leben sollte, so gar wenig gilt, daß man sich nicht scheut, ihm auf dem Papiere vielfache Abänderungen aufzuzwingen, da ist es wohl am Platze und kann kaum anmaßend erscheinen, wenn einmal jemand unternimmt, den uns natürlichen Sprachformen verstandesmäßig nachzugehen, nnd sich bemüht, sie gesetzmäßig zu begründen. Und das habe ich in meinem Buche versucht.

Eine Hauptregel für das Bindungs-s der Zusammensetzung ist, daß es vorzugsweise am zusammengesetzten Bestimmungsworte auftritt (z. B. Hofmauer — Friedhofsmauer) und daß es da erscheinen muß, wo dieses ein mit ausgeprägter Vor- oder Nachsilbe gebildetes Wort ist, daß es also heißen muß: Gerichtshof, Eintrittskarte, Frühlingslied, Eigentumsrecht. Diese Regel gilt in der überlieferten Sprache, man kann sagen, allgemein, selbst Fremdwörter fügen sich ihr: Museumsinsel, Regimentskapelle usw. Es ist also die Verleugnung eines ganz offenbaren Sprachgesetzes, wenn man uns heute zumutet, entgegen den vorhandenen Formen zu schreiben: Entwurfplan, Mittagblatt, Inlandeis, Auslanddeutsche, Mitgliedkarte, Dreibundpolitik, Museum-Platz usw. Erst die in der Gegenwart oder in jüngster Vergangenheit gebildeten Wörter lauten mit bewußter Vermeidung des s: Berichterstattung, Gepäckabfertigung, Vorortverkehr, Unfallversicherung usw. Ist es notwendig, noch besonders darzulegen, wie roh wir gelegentlich mit der Muttersprache verfahren, so sei auf zwei besondere Punkte hingewiesen. Ganz klar scheiden sich in der bisherigen Bildungsweise zwei Zusammensetzungen, wie Handwerkszeug — Steinwerkzeug als Handwerks-Zeug — Stein-Werkzeug; mit der Tilgung des s geht diese vortreffliche Unterscheidung verloren. Die hessisch-niederdeutsche Stammesgrenze kennzeichnet sich durch Einschaltung oder Fortlassung des Binde-s bei Ortsnamen auf —hausen: Ihringshausen ist hessisch, Assinghausen westfälisch (vgl. Pfister-Schwaighusen, Alldeutsche Stammeskunde). Heute finden wir im Kursbuch ohne weiteres Ihringhausen gedruckt; denn nicht einmal die Regel von der Unveränderlichkeit der Ortsnamen hält Stand, wenn es gilt, das s zu tilgen. — Es bleibt noch zu erwähnen, daß auch große Gruppen weiblicher Wörter das s aufweisen, das man, unbeschadet der Frage seines Ursprunges, in seiner Anwendung nicht mehr als genitivisches auffassen darf; dahin gehören z. B. Geburtstag, Abfahrtszeit, Antworttelegramm, Zeitungshandel, Freiheitskrieg, Religionslehre, Universitätsstadt.

Bei den weiblichen Wörtern auf e werde auf folgende Erscheinung hingewiesen. Es ist doch auffallend, daß zwei äußerlich völlig gleichgeartete Wörter, wie Sprache und Zunge, sich in der Zusammensetzung ganz verschieden verhalten: von jenem bilden wir Sprachlehre, von diesem Zungenspitze. Dieser Unterschied haftet nicht etwa zufällig den genannten Wörtern an, sondern er begründet zwei ziemlich streng geschiedene Wortgruppen; wir führen z. B. an: Bußtag, Erdreich, Schullehrer, Treubruch, aber Laubengang, Lindenbaum, Pfeifenrohr, Sonnenschein. Es sind die Wörter der alten starken und schwachen Fällung, die sich so scheiden; die einen werfen ihr e ab, die anderen nehmen n hinzu. Haben wir das erkannt, so sind wir mit einem Schlage sicher, daß Pappdach, Hitzschlag, Preßgesetz, Elbhafen — Kohlenstift, Rassenfrage, Marienhütte die gesetzmäßigen Sprachformen sind, und daß wir daher einer aus Unkenntnis und der Gleichmacherei zu Liebe hervorgebrachten Abänderung in Pappedach, Hitzeferien, Elbeschiffahrt, Kohlestift, Rassefrage, Luisegrube, ferner aber auch in Bankenkrach, Münzensammlung, Sprachengrenze nicht nachzugeben brauchen.

Ein weiteres wichtiges Gesetz ist, daß die Zusammensetzungen im Deutschen (und das gilt für alle germanischen Sprachen) ursprünglich nicht mit der Mehrzahl des Bestimmungswortes gebildet werden, und es ist zu beachten, daß viele scheinbare Ausnahmen hiervon, z. B. Tagedieb, Wegewärter, Gänseblume, Frauenkirche, Hühnerei in Wirklichkeit keine sind. Die Unsicherheit darüber führt aber heute zu so vielen falschen Bildungen wie Fahrzeugefabrik, Apparatebauanstalt, Photographieenalbum, Bettfederngeschäft, Leiternfabrik usw. (In einer Anzeige lesen wir: Dem Gastwirtestande empfiehlt sich zur Gründung von Wirte-Brauereien ....) —

Endlich ist für die Bildung der Zusammensetzungen noch hervorzuheben, daß es ein Grundsatz unserer Sprache ist, dem Hauptworte den Vorzug vor dem Zeitworte zu geben, daß also Standuhr, Zugtier, Triebrad die echten Bildungen sind gegenüber den heutigen, wie Stehlampe, Ziehhund, Treibrad. Wenn dagegen die heutige Bequemlichkeitssprache eine wahre Flut von Zeitwortsbildungen zum Vorschein bringt (Roheßschokolade) und man sich sogar noch bemüht, vorhandene natürliche Bildungen wie Landungsplatz, Heizungsschlauch, Eichungsamt, Erziehungslehre, Entleerungsschacht zu tilgen und in Landeplatz, Heizschlauch, Eichamt, Erziehlehre, Entleerschacht abzuändern, so bewegt man sich damit auf einer Bahn, die der Grundrichtung unserer Sprache genau entgegengesetzt ist.

Nun fragen wir jeden Unbefangenen, ob die hier vertretenen Sprachformen natürliche sind oder nicht, und ob wir, wenn wir sie durch Sprachgesetze zu stützen versuchen, damit wirklich unserer Sprache Gewalt antun, wie es von jener Seite behauptet worden ist. Wir überlassen das Urteil hierüber ruhig jedem, in dem natürliches Sprachgefühl lebt und der vor allem auch das Gefühl der Ehrfurcht vor der Muttersprache hegt. Es gibt aber freilich heute genug

Leute, denen solche Fragen höchst gleichgültig sind, da sie in den Gebilden der Sprache nicht viel mehr sehen als vereinbarte Zeichen (wie etwa mathematische Formeln), die man nach Belieben auch abändern könne, wenn es gerade zweckmäßig erscheine. Ist doch kürzlich alles Ernstes der Vorschlag gemacht worden*), die deutsche Sprache der noch vorhandenen Beugungsformen möglichst zu entkleiden, um sie dem Ausländer leichter erlernbar zu machen und damit ihre Weltgeltung zu erhöhen! Mit solchen Leuten erhoffen wir keine Verständigung. Es ist uns nicht recht begreiflich, weshalb diese Herren eigentlich auf halbem Wege stehenbleiben und sich nicht lieber auf die künstliche Weltsprache (Esperanto oder dergleichen) verlegen; ist Bequemlichkeit der oberste Grundsatz der Sprache, dann erfindet man eben am besten eine neue, die hiernach eingerichtet ist. Leute dieser Geistesrichtung müssen doch keine Ahnung davon haben, was in einer Sprache lebt und webt, daß Wörter gleichsam beseelt sind und daß man an einem lebendigen Gebilde, wie es die Sprache ist, nicht beliebig herumschneiden kann, ohne es aufs tiefste zu verwunden, wenn nicht zu töten. Wären Wörter nur tote Buchstabenverbindungen, wie wären sie denn imstande, die größten menschlichen Empfindungen, höchstes Glück und tiefsten Haß, zu erwecken, wie könnten sie beseeligen, begeistern, verwunden, töten! Ein kleines Beispiel hierzu. In den Volksvertretungen ist der Ausdruck bewußte Unwahrheit erlaubt, das Wort Lüge unzulässig. In der Tat, es ist ein Unterschied vorhanden. Verstandesmäßig nicht, da sagen beide dasselbe, aber während dieses Wort ein starkes Gefühl erweckt, ist jener Ausdruck frei von jeglichem Gefühlswerte. Das ist der Unterschied zwischen lebendiger und gemachter Sprache.

Endlich noch ein Wort zu dem mehrfach geäußerten Einwande, bei meinen Ausführungen verkennte ich den natürlichen Fortschritt der Sprache. Mir erscheint es allerdings sehr wenig natürlich, daß man den lebendigen Sprachformen auf dem Papiere den Garaus macht, und ich möchte wissen, welcher Fortschritt darin besteht, daß uns gegenüber einer Jahrtausende alten und lebendigen Bildung Rolandseck heute ein Rolandbrunnen aufgezwungen wird. Ich fürchte vielmehr, daß diese betrachteten Umbildungen zumeist einer ungezügelten Neuerungssucht entspringen, und diesem Einflusse sollten sich allerdings alle entgegenstellen, die der Muttersprache in Liebe und Ehrfurcht zugetan sind.

O. Briegleb

*) Die deutsche Schulsprache ein Todfeind des Deutschtums. Von einem Deutschen.

Die Festspiele des deutschen Schillerbundes in Weimar

Von Traugott Friedemann in Einbeck

Vor etwa fünf Jahren hatte Adolf Bartels den kühnen Gedanken, eine Nationalbühne für die deutsche Jugend zu schaffen. Sein Plan wurde anfangs mit Hohnlächeln aufgenommen, denn „jedes edle Werk ist zuerst unmöglich". Aber Adolf Bartels ließ nicht nach; in zäher Arbeit unermüdlichen Werbens brachte er trotz Achselzuckens und erbitterter Gegnerschaft in der ihm feindlichen Presse in kurzer Zeit einen Bund zustande, der sich über ganz Deutschland verbreitete und bald die Unterstützung der Besten unseres Volkes fand. Ernst von Wildenbruch war einer der ersten. Mit der ganzen Kraft seiner begeisternden Persönlichkeit legte er sich für Bartels Plan ins Zeug. Die Jugend, namentlich der kleineren Städte, zum Genuß der besten dramatischen Werke unserer Dichter zu erziehen, ihnen einen bleibenden Eindruck aus einem tiefen nationalen Erlebnis zu geben, war der Zweck des Bundes. Kein Name schien hierfür geeigneter als der Schillers, dessen Werke in ihrer packenden dramatischen Wucht auf die Jugend noch stets den fortreißenden Eindruck ausüben, der sie schon bei ihrem ersten Erscheinen empfing. Kein Ort passender als Weimar, im Herzen Deutschlands gelegen, die geweihte Stätte klassischer deutscher Kunst.

Es war eine Tat der Begeisterung, und nur von Begeisterten konnte sie zuerst verstanden werden. Jetzt sind Jahre vergangen, und längst ist Ereignis, reale Wirklichkeit geworden, was Utopie, Idealistenwahn schien. Zwar hat ein Teil der deutschen Presse, auf den Bartels Name begreiflicherweise wie das rote Tuch wirkt, das beste Werk seines Gegners totgeschwiegen, in der breiten Öffentlichkeit ist der Schillerbund kaum genannt worden; aber es hat nichts genützt. Die stille Arbeit der wenigen, die mit ganzer Überzeugung für den Schillerbund eintraten, hat glänzend gesiegt: die Weimarer Festspiele sind zur stehenden Einrichtung geworden, sie sind in den Jahren 1909, 1911 und 1913 erprobt.

In den letzten beiden Spieljahren habe ich Schüler unseres Realgymnasiums nach Weimar begleitet und möchte meine Erfahrungen einem größeren Leserkreis mitteilen.

Ganz besonders angenehm fiel von vornherein auf, daß jede künstliche Aufpeitschung des Gefühls zu ungegorener Begeisterung vermieden war. Die Zahl

der Reden hielt sich in bescheidenen Grenzen; die gesunde Empfindlichkeit gegen gespreizten Überschwung wurde nirgends verletzt. Es gibt auch nichts Roheres, als über den keimenden Boden der jungen Herzen die kalten Ströme einer unwahren Begeisterung auszuschütten. Aber nichts Schöneres, als diesen harrenden Boden mit heiterem Sonnenschein und reinem Tau zu befruchten. Das gelang diesmal dem Festredner der zweiten Spielwoche, dem Direktor der deutschen Schule in Antwerpen Dr. B. Gaster, in einer Vaterlandsrede, wie man sie so gerne hören möchte und doch so selten zu hören bekommt. Eine tief innerliche Bewegung ging durch die jugendlichen Herzen, und das erste Hoch wollte noch nicht recht aus den Kehlen heraus, aber wie die Rufe dann so natürlich zu einem unerhörten Brausen anschwollen, das war wie begeisterter Treueschwur aus vollstem Herzen. So etwas erlebt man nur in Stunden hoher idealer Spannung, und weil Weimar durch sich selbst und durch das Zusammensein so vieler Gleichgestimmter derartige Hochspannungen in der Jugend erzeugt, sind seine Festspiele eine nationale Angelegenheit.

Darum ist es auch gleichgültig, ob von allen Mädchen und Buben dort alles voll verstanden und verdaut wird; der Eindruck wird bleiben, daß in Weimar einst eine Kultur geblüht hat, die Deutschland eine Führerstellung im Reich der Geister errang. Es werden auch viele den Eindruck gewinnen, daß hier einmal ganz ohne Nebenzwecke Männer für die Jugend Zeit und Kraft opfern, die keine offiziellen, bezahlten Erzieher sind. Die Jugend nimmt zwar mit einer göttlichen Unverfrorenheit alles Mögliche hin, was andere für sie tun; zum Glück machen wir uns in den unbefangenen Jahren nicht allzuviel Gedanken darüber, wer für uns arbeitet und warum uns das beste gerade gut genug sein soll; wir würden ja auch furchtbar eingebildet werden müssen, wenn uns Karl Spittelers schönes Wort zu deutlich ertönte: „Was hat eine Nation besseres als Sekundaner und Primaner!“ Wir waren alle so gefühlsmäßig von unserer jungen Gewichtigkeit und Unentbehrlichkeit überzeugt und werden nicht grollen, daß es heute noch eben so ist. In Weimar spricht man darum auch mit gutem Grunde nicht zu viel von der Pflicht der Dankbarkeit; man läßt dort vieles unausgesprochen; man verfährt künstlerisch auch in der Gestaltung der Form für die Gefühlsäußerung. Wer seinen Dank allzu wohlgeordnet ausspricht, glaubt sich der Pflicht entledigt, ein nicht bis an den Rand der Wahrheit ausgesagtes Dankesgefühl bindet fester und bleibender. Diese vornehme Art, wie sie jetzt in Weimar gepflegt wird, muß den Festspielen erhalten bleiben; niemals mögen dort die pflichtmäßigen Verdankungsreden einreißen, die der Jugend durch Preisstellung des Gefühls das Tiefste rauben.

Wir Älteren sind uns dessen ja wohl bewußt, daß von den Leitern der Festspiele eine beispiellos uneigennützige Arbeit geleistet wird. Wo ist es sonst erhört, daß Männer der verschiedensten Berufskreise einen ganzen Sommermonat opfern in anspannendster organisatorischer Tätigkeit ohne einen Pfennig Entgelt, selbst ohne die Aussicht auf äußere Ehren und Bekanntschaft in weiteren

Kreisen! Es ist wirklich nur die Freude, einem idealen Zweck zu dienen und nach echt Weimarer Art die Lust, dem Ganzen eine volle harmonische Rundung zu geben. Der Leiter der Geschäftsstelle, dessen scharfes Auge überall wachte und der mit seinem Stabe jede Betriebsstörung verhinderte, hatte für meine Bewunderung seiner Arbeit nur die Erwiderung: „Es macht aber auch Spaß, wenn dann alles klappt."

Und das Beispiel dieser Männer, die aus reiner Freude am guten Gelingen ihrer Arbeit mit nie versiegender Heiterkeit auf dem Posten sind, ist es allein wert unsere Jungen und Mädchen nach Weimar zu führen. Das Beispiel, daß die rechte Arbeit, wie Goethe sagt, „mit Heiterkeit und Geistesfreiheit" getan werden muß.

In und um Weimar gibt es soviel zu sehen, daß die Festspiele, die den Ausgangspunkt bildeten und gewiß noch immer die glänzendste Erinnerung bleiben werden, für viele Teilnehmer nicht das Haupterlebnis waren. Die Festordnung ist so ausgezeichnet geregelt, daß für die Besichtigung der geweihten Stätten in der Stadt selbst und in Ettersburg, Belvedere und Tiefurt Zeit genug übrig bleibt. In diesem Jahre begann jede Spielwoche mit einem Begrüßungsabend in dem schönen Garten der Armbrust am Dienstag; kurze Ansprachen, gemeinsame Lieder, Vorträge des Männergesangvereins „Arion", von denen der „Abmarsch" von H. Heinrichs mit jugendlichem Jubel aufgenommen wurde, Wiedersehensfreude und neue Bekanntschaften, zwanglos geschlossen in echter Weimarstimmung. Mittwochs und Donnerstags, Sonnabends und Sonntags finden die Theatervorstellungen statt, die um 7 Uhr beginnen, damit vor dem Schlafengehen noch ein gemütliches Plauderstündchen gehalten werden kann. An den Vormittagen sieht man Schüler und Schülerinnen gruppenweise in die Museen pilgern. Alles ist hier aufs genaueste geordnet, die Zeit ist reichlich berechnet; wer die Vorschrift auf die Minute einhält, kann in Ruhe besehen, was auf dem „Speisezettel" steht, wie der Besichtigungsplan genannt wird. Überall empfindet man, daß auch die Bürgerschaft Weimars die jungen Gäste gern in ihren Mauern sieht, und daß auch die Führer gern mehr erzählen als sie nötig hätten, wenn sie das lebendige Interesse merken. Im Marstall steht der alte ehrwürdige Rappe, Karl Alexanders einstiges Reitpferd „Onyx", der jetzt mit seinen achtundzwanzig Jahren auf die Bühne gegangen ist und als Glanzrolle Geßlers Gaul spielt. Ein alter Diener im Goethehaus, der „die Frau Ottilie" und „die Barone" (Goethes Enkel Wolfgang und Walther) noch persönlich gekannt hatte, brachte das einsame Leben und die melancholischen Gestalten der Epigonen aus seinen eigenen Erinnerungen lebhaft vor Augen. Die begeisterndste Führung gab Herr Reinhold Schreiber, Bibliotheksdiener an der Großherzoglichen Bibliothek. Wenn er im vollen Eifer vor der Trippelbüste stand und mit wirklichem Verständnis, fern von der Leierei angelernter Führer, die Schönheit Goethes auseinandersetzte oder bei Danneckers Schillerbüste auf die Fingerabdrücke der langgezupften Nase aufmerksam machte, wenn er die zahllosen noch kaum bekannten

Schnurren erzählte, fühlte man sich durch diese sichere Überlieferung eng verbunden mit der heimlichen Welt, die in den alten Räumen waltet. Der Geist der heiteren Lebensfreude hat sich in Weimar festgesetzt; da war kein Führer, der nicht irgendeine Anekdote wußte, die die ganze sonnige Lebenslust des klassischen Weimar widerspiegelte. Man ist vernünftig genug nicht vom Herrn Geheimrat zu sprechen, es ist „der Goethe", und sein Herzog ist „der Gallauguscht", nur im Schillerhaus scheint Lotte „die Frau Hofrätin" zu heißen.

Fast alle diese Besichtigungen sind für die Mitglieder des Schillerbundes umsonst. Selbst der Zutritt zur Wartburg ist frei; denn an dem spielfreien Wochentage, dem Freitag, werden größere Ausflüge in den Thüringerwald, nach Naumburg, Kösen-Rudelsburg, Jena und mit besonderer Vorliebe zur Wartburg unternommen. Kommt man dann abends nach Weimar zurück, so tun sich wieder die Räume der Stahlarmbrust-Schützengesellschaft auf; in dem Mittelpunkt des Abends steht die Vaterlandsrede, ein Tanz im Freien schließt schon um 11 Uhr den „Geselligen Abend" ab: der Speisezettel ist noch nicht erledigt; am nächsten Morgen geht es früh heraus, die Gelegenheit ist zu günstig, das Ausgrabungsfeld in Ehringsdorf auf dem Wege nach Belvedere mitzunehmen, eine der ältesten menschlichen Wohnstätten Deutschlands aus der letzten Zwischeneiszeit. In Weimar gibt es eben alles.

Die Stücke, die diesmal gegeben wurden, waren alle so gewählt, daß sie in äußerer oder innerer Beziehung zu der Jahrhundertfeier stehen sollten. Eine sehr schwierige Aufgabe! Wenn man einmal versucht, vier Stücke der Art zusammenzustellen, wird man sagen müssen, daß der Schillerbund mit seiner Auswahl das Richtige getroffen hat: „Götz", Kleists „Hermannsschlacht", Wildenbruchs „Väter und Söhne", „Tell". Sicher sind die meisten Knaben und Mädchen für Kleistsche Kunst noch nicht reif, ebensowenig wie für den „Othello" im vorigen Jahr; aber wenn auch nur von ferne geahnt wird, daß hier noch anderes verborgen liegt, als fürs erste herausspringt, so ist gerade für die ahnungsvolle Jugend mehr gewonnen, als bei einem völlig verständlichen, für den Augenblick fortreißenden Drama wie Wildenbruchs „Väter und Söhne". Man hat das Stück sicher nicht ohne Zaudern auf den Spielplan gesetzt; aber es schien das einzige, das eine direkte Beziehung auf die Zeit vor hundert Jahren gab. Die ersten beiden Akte zogen mächtig, dann flaute es sehr schnell ab und der Schluß zog sich quälend in die Länge.

Man wird sich künftig doch wieder an Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel halten müssen, wie es in den vorigen Jahren geschehen ist mit einziger wohlgelungener Ausnahme von Grillparzers „Weh dem, der lügt".

Den Schluß der ganzen Festzeit bildet ein Fackelzug am Sonntag Abend nach der letzten Theatervorstellung. In früheren Zeiten ging man an Adolf Bartels Haus vorbei und huldigte dem Gründer des Bundes; jetzt hat sich Bartels selbst diese Auszeichnung verbeten, anderen überläßt er es, seine Saat

weiter zu pflanzen, um dem Schillerbunde nicht den Weg in die große Presse zu versperren. Eine sehr nachdenkliche Geschichte!

Nichts kann die innere Erhebung bei großen Feierlichkeiten mehr verhindern als die äußere Unordnung. Von solchen Hemmnissen war in Weimar wieder gar nicht die Rede. Man begreift nicht, wie es geschah, aber plötzlich war man schon geordnet und noch dazu auf die anmutigste Art: zwischen den fackeltragenden Jünglingen gingen die Mädchen mit weißen Lampions, die Musik spielte schon, man war mitten im wohlgeordneten Zuge, als man noch glaubte aufgestellt werden zu sollen. Der Zug schart sich um das Goethe-Schillerdenkmal, siebenhundert Mädchen und Jungen im Fackelglanz vereint um das schönste Sinnbild deutschen Geistes. Das ist der Schluß.

Alle, die eine Weimarfahrt mitgemacht haben, wünschen, daß uns die Festspiele erhalten bleiben. Aber der Schillerbund muß seine Ausgaben außer einigen namhaften Schenkungen aus den Mitgliederbeiträgen bestreiten. Er sucht namentlich die Eltern der Schüler von höheren Lehranstalten zu gewinnen und wünscht, daß Ortsgruppen gegründet werden, die mindestens den Elternkreis interessieren. Diese Mitglieder müssen überall den Stamm bilden, damit die Tradition nicht abreißt. Gelingt es nicht, Ortsgruppen zu gründen, so muß man seine Reichsmark geradenwegs nach Weimar an die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes senden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographie und Briefwechsel

Kiderlen, Bismarck und der Kaiser. Zu meiner Veröffentlichung im vorigen Heft, die sich gegen die den verstorbenen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter herabsetzende Äußerungen der Post richtete, schreibt die Deutsche Tageszeitung in Nummer 425 vom 23. August durchaus in meinem Sinne:

„Auch wir glauben nicht, daß Herr von Kiderlen sich in solcher Weise betätigt habe. Fürst Otto Bismarck scheint das zwar eine Zeitlang angenommen zu haben und war deshalb auf Herrn von Kiderlen in jener Zeit nicht gut zu sprechen. Sein Sohn Fürst Herbert Bismarck hat aber, auch uns gegenüber, sich mehrfach dahin ausgesprochen, daß sowohl sein Vater als auch er selbst nachher von diesem Verdachte abgekommen seien. Wenn dies der Fall ist, so sollte man doch nachgerade darauf verzichten, den verstorbenen Herrn von Kiderlen mit diesem Odium zu belasten."

Die Kreuzzeitung druckt diese Ausführungen ohne Kommentar ab. G. Cl.

Schweizer Dichter

Jeremias Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland. Jenes von Stockschweizern dargebotene Geschenk einer schweizerischen Nationalliteratur hat der Schreiber dieser Zeilen (Grenzboten, Jahrgang 1910, Bd. III S. 404) abgelehnt, indem er Gottfried Keller und C. F. Meyer das Wort ließ. Da schon wieder ein unverzagter Schriftsteller, **G. de Reynold** um die welsche und deutsch-schweizerische Literatur ein minniglich Band schlingt, — es hält neunhundert Seiten lang fest in seiner „Histoire littéraire de la Suisse au XVIII siècle" Lausanne 1912 — darf man

an Jeremias Gotthelf erinnern, der für sein Lebenswerk untrüglich beweist, wie der Lebensprozeß der deutschen Literatur in der Schweiz organisch von dem der allgemeinen deutschen bedingt wird.

Es hätte den Lützelflüher Pfarrherrn nie geärgert, wenn man ihm erzählte, „welch gern gesehene Zierde der norddeutschen Teetasse" seine Werke waren. Seine starke Lunge heischte ein auditorium maximum im deutschen Lesepublikum. Der Erzschweizer findet leider den wertvollen Verleger, der ihm solchen Resonanzboden vorbereitet, nicht zwischen Aare und Limmat, wohl aber an der Spree. Ein trefflicher Gotthelf-Kenner, G. Muret, legt uns in dokumentarischer Weise des Dichters Beziehungen zu Deutschland dar (Verlegt bei G. Müller und E. Rentsch 1918). Solche Schriften, in denen die gewissermaßen unterirdischen Helfer, oder die bösen Dämonen der Dichter, die Verleger nämlich, aus der Versenkung steigen, tragen zu einer empirischen Biologie der Dichter wesentlich bei. Gotthelf, der Autor bleibender Erziehungsromane, hat in dem Berliner Springer einen Verleger gefunden, der ihn in manchem Betracht erzog. Kein bloßer Makler zwischen Autor und Publikum, vielmehr begeistert für Gotthelfs volkstümliches Talent, und zwar nicht allein aus finanziellen Erwägungen, erwirbt Springer des Dichters Vertrauen und nach und nach alle seine in Winkelverlagen liegenden Werke, beschleunigt zwar nach Verlegerunart das Produktionstempo des Erzählers, aber steht jederzeit energisch zum Dichter Gotthelf, wenn der Politiker Gotthelf ein Brett vor dem Kopf hat: „Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller hat als solcher von den Zuständen der Parteiungen seines Vaterlandes abzusehen." Springer stellte Albert Bitzius Deutschland vor, bis dann am Ende der fünfziger Jahre hauptsächlich die Kritik der Wolfgang Menzel und Julian Schmidt dieses schöne Privileg mit Geist übernahm. Für die Beurteilung Gotthelfs durch Zeitgenossen kommen eigentlich nur sie, G. Keller und Gutzkow in Frage. Menzel betont vor allem die Wirklichkeitsfreude des Berners, „der Uli sei der Wirklichkeit wie aus dem Spiegel gestohlen". Julian Schmidt spielt in den Grenzboten, welche von 1850 bis 1852 (wie Muret ausführlich belegt) sechsmal zu Gotthelf Stellung nehmen, den Berner gegen Gutzkow aus. Entscheidend für die richtige Einschätzung Gotthelfs sind seine Worte geworden: „Es ist lächerlich, wenn man behauptet, Gotthelf gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines echten Dichters notwendig." Neben dem bekannten radikalen Urteile G. Kellers über die Gotthelfsche Weltanschauung hört man ganz gern das freundlichere Wort Julian Schmidts: „Er brummt höchst bedenklich über den Atheismus dieser Zeit, die nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagte, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen . . . Der Pastor Gotthelf tauft seinen Gott anders als wir, aber mit diesem Gott können wir schon auskommen." — Leider war mit Gotthelf nach seinem Werke „Zeitgeist und Berner Zeit", nicht mehr auszukommen. Julian Schmidt lehnte diesen Gotthelf höflich, Robert Prutz gut deutsch ab. Aber die Werke seiner besten Tage dringen von da an in alle Schichten. Er wird sogar durch die Gunst der Prinzessin von Preußen hoffähig; Künstler wie Richter, Gelehrte wie Mommsen und Grimm, schließen ihn ins Herz, und der feine R. Haym entdeckt, was jeder literarische Stern zweiten Ranges an sich gerne entdecken ließe: „Er ist nicht der vollkommenste Dichter, aber in ihm ist der Stoff zu zehn Dichtern." Dr. Eduard Korrodi in Zürich

Der alemannische Bauernroman, der mit Gotthelf seinen glorreichen Einzug in die deutsche Literatur gehalten, erfreut sich bei den schweizerischen Autoren anerkennenswerter Pflege. Vieles in unseren Zeitströmungen begünstigt die Gattung; vieles wird daher, was zur Stunde berechtigtes Interesse erregt, in kürzester Zeit veralten. „**Die Himmelspacher**" von **Hermann Stegemann** (Egon Fleischel u. Co., Berlin 1912) dünkt mich, sind nicht in so ausschließlicher Weise gattungsmäßig bedingt, daß der Roman, bei den ihm innewohnenden Werten eine andere Zeit-

strömung zu fürchten brauchte. Bäuerisch sind eigentlich an dem Werk nur die einfachen, monumentalen Verhältnisse, in die des Dichters ehrliches Streben und achtunggebietendes Können Menschen einstellt. Die Himmelspacher, die seit dreihundert Jahren auf allen Winden, dem höchstgelegenen Bauerndorf im Elsaß hausen, sind in all ihrem menschlichen Erleben an den Rhythmus Säens und Erntens gebunden. Aber das Ergreifende, das dichterisch Wirksame an ihnen ist weniger dieser Rythmus, als die steinerne Schwere und Größe der Gestalten. Ein Riesenmaß der Leiber steht der Kleinheit, Kompliziertheit des bloß Naturgetreuen jedes Standes wuchtig entgegen. Das Wahrhaftige — vereinfacht erschaut — das ist Stegemanns dichterisches Verfahren. Der Bauernkittel dürfte daher gelegentlich einer anderen Kleidung weichen, die Wucht der Gestalten bliebe bestehen. Karge Worte mit vollem Gewicht niedergehen lassen, ist eine besondere Stileigentümlichkeit des Verfassers, die fast zur Manier zu werden droht. Doch gelingt ihm auch das leichte Parlieren des Luftibus, des Colmarers, der nach Frankreich zur Legion zieht, nicht ohne sein folgenschweres Mäherheldentum auf allen Winden auszuleben. Atmosphärische Sinnlichkeit lichter heudufterfüllter Sommernächte umhüllt zaubervoll wildes und doch so selbstverständliches Geschehen.

Liegt die unverkennbare Größe von Stegemanns Darstellung in ihrer Freiheit vom stofflichen Bauerntum, in der absoluten Proportion einer hochtürmenden Gestaltungskunst, so liegt ihr Reiz, ihr fest zupackender Zauber gerade in der örtlich-zeitlichen Gebundenheit. Die dramatisch geschlossen angelegten Konflikte sind zeitlos; die Worte, mit denen sie ausgetragen werden, sind aus dem Elsaß von heute. Wie lieblich diese Bauern in ihr kerniges, reiches Deutsch französische Brocken mischen, ist dem Verfasser nicht nachzuerzählen. Keine städtische Sprachvermischung, keine Sprachverderbnis. Das Fremde steht gleich einem streng gefaßten Stein mitten im angestammten Gut: es leuchtet und ziert, kann aber nimmer lebendig einwachsen.

S. 227: „Da antwortete die Leuni, und ihr Atem war Feuer, als sie ihm wild ins Gesicht hauchte:

„Wer bist denn du? Nichts, als ein lahmer Knecht! Was weißt denn du? Nichts, als was du mit den Händen greifst wie ein Blinder. Ja, ich bin ihm zulieb gegangen, ich hab ihm die Augen geworfen und ihm das Ohr gekitzelt, und ich bin auf dem Weg gewesen zum Letzten mit ihm, ich hab unter dem Heu gelegen und ihm den Weg gewiesen in die Scheuer, ihm im Ersticken gesagt, daß er auf mich warte, alles, alles — und du, du hast mir den Weg gesperrt und mir den Schoß leer gelassen! — Ja, tu nur stolz und treu und mach den Hund, der den Hof und den Himmelspacher vor einem Räuber salviert hat — du bist trotz allem ein Siecher, der nicht sieht, was er greift. Meinst du, es ist wegen der Hitze im Blut, daß ich zu ihm geschlichen bin? Oder ich hätt ihn lieb gehabt? Meinst du Gauch, es ist dem Franz zu Leid geschehen? Nichts hab ich wollen als ein Kind, denn der Himmelspacher gibt mir keins!"

Das letzte Wort war ein Schrei, die verkrampften Finger streckten sich und griffen irr in die Luft.

„Ein Kind!"

Er griff sie am Arm und riß sie ans Fenster.

Sie tauchten die Köpfe in das gelbflimmernde Licht und bohrten einander die Augen in die verzerrten, zuckenden Gesichter.

„Ja, du Ehrensteifer, ein Kind?" trotzte sie noch einmal.

„Und der wär der Vater gewesen zu deinem Kind, zum Kind des Franz auf allen Winden? Der!"

„Der? Nein, der wär mir feil gewesen, Hans! Tot und ausgelöscht, und wenn ihn einer erschlagen hätt unterwegs — tant pis pour lui —, er läg mir gut, wo er auch läg!"

„Erschlagen, Frau!" schrie der Knecht mit heiserm Laut, und sein Gesicht erstarrte zu dunklem Erz. Wie Bronze, die grünlich anläuft. Und sie mit abgründigen Augen anschauend, fuhr er ruhig und schwer fort: „Ja, Ihr habt recht! Und er ist auf der Gritt wohl gestorben. Er ist gestorben nach der Brunst wie der Bien im Stock. Und es hat müssen sein!"

Die ewige Epopoe der Fortpflanzung, der Zeugung hat unter vielen Tausenden besonders ein tiefgründigstes Symbol: die Geschichte

von der großen, behäbigen, seßhaft-verharrenden weiblichen Eizelle und von dem kleinen, behenden, blitzschnellen Samentier, diesem flüchtigen Abenteuerer. Der ewige Kampf, der schicksalschwere Personenaustausch zwischen der verharrenden und der unbehausten Menschheit, der Kampf zwischen der notwendigen Gegensätzlichkeit dieser und jener Ethik, ersteht aus jeder echten, großen Epik. Man kann dieses Motiv ja wählen, dann ist es nichts, ein Stoffliches bloß. Aber wenn es aus allem herauswächst, wenn mir der Erzähler die tausendfältige Welt unterzubringen weiß, unterzuzwingen weiß in diese Zweiteilung, die er dann zuletzt als ein drittes mächtig zusammengreift, — in der Notwendigkeit einer neuen Folge, dann überlaß ich mich demütig seiner Macht: ecce poeta.

Dr. Richard Meßlény in Genf

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Freie Advokatur und numerus clausus

Von Gerichtsassessor Erich Warschauer in Kattowitz

Schlagworte sind gewiß mitunter recht nützlich. Sie bezeichnen oft in prägnanter Kürze wenn auch nicht die Sache selbst, so doch ungefähr dasjenige, worauf es vor allem ankommt, und bieten eine handliche, in der Form meistens gefällige Scheidemünze für den Alltagsverkehr, besonders aber ein wahrhaft glänzendes Agitationsmittel im Kampfe der Meinungen. Ihre Gefahr besteht natürlich darin, daß sie die Erörterung leicht auf der Oberfläche halten, daß sie den Blick starr auf einen Punkt ziehen und von allen Nuancen und Schattiernngen ablenken, kurz, daß sie geeignet sind, die Untersuchung einer Frage zu verwässern.

Die Gefahr wird gesteigert, wenn die Schlagworte im Wandel der Zeiten ihre sachliche Bedeutung verlieren, wenn das Gebiet sich verschoben hat, wenn sie daher Streitfragen in starrer Weise verewigen, die in dieser Form schon längst keine mehr sind. Dann geschieht es, daß ein hitziger Kampf entbrennt nicht um Dinge und Werke, sondern um Worte und Zeichen, daß alle Blicke sich krampfhaft nach einem Punkte richten, der ganz außerhalb des wahren Streitfeldes liegt und daß alles blind vorbeistürmt an den gegenwärtig allein ins Auge zu fassenden Zielen. Man jagt einem Phantom nach, kämpft gegen Windmühlen und indessen leidet die Sache selbst unermeßbaren Schaden.

Alle diese Erscheinungen kann man in reinster Form beobachten in der Behandlung derjenigen Fragen, die seit einer Reihe von Jahren und jetzt besonders eifrig über die Reform der rechtsanwaltschaftlichen Standesverfassung auftauchen. Um den Sachverhalt und den Stand der Frage in unserer Zeit recht würdigen zu können, bedarf es einer kurzen geschichtlichen Darlegung.

Friedrich der Große war den Advokaten nicht wohlgesinnt. Für alle Gebrechen der damaligen Justiz mit ihrem schriftlichen und geheimen Verfahren,

mit ihrer Schwerfälligkeit und Unselbständigkeit wurden die Advokaten verantwortlich gemacht. „Es ist wider die Natur der Sache," so heißt es in der Kabinettsorder des Königs vom 14. April 1780, „daß die Parteien mit ihren Klagen und Beschwerden von dem Richter nicht selber gehört werden, sondern ihre Notdurft durch gedungene Advokaten vorstellen sollen. Diesen Advokaten ist sehr daran gelegen, daß die Prozesse vervielfältigt und in die Länge gezogen werden; denn davon dependirt ihr Verdienst und ihr ganzes Wohl. — Wenn der Richter die Akten nicht eher in die Hand bekommt, als bis die Advokaten durch ihre Schriftsätze das Faktum verdreht und verdunkelt oder mangelhaft vorgetragen haben, so ist es sehr natürlich, daß der Urteilsfasser den rechten Gesichtspunkt verliert, folglich auf unadäquate Beweise erkennt, und weil er auf dem eingeschlagenen irrigen Wege fortgehen muß, oft wider seine Überzeugung, am Ende ein offenbar ungerechtes Urteil zu sprechen genötigt ist."

Ohne nun aber den Parteien die sachgemäße Assistenz in rechtlichen Dingen entziehen zu wollen, glaubte Friedrich der Große eine neue Organisation der Advokatur herbeiführen zu müssen, bei der vor allem der Eigennutz und die Selbstsucht der Anwälte beseitigt werden sollte. Er schuf festbesoldete Beamte, die er „Assistenzräte" nannte. Diese Beamten sind „Räte bei den Justiz-Kollegiis", wenn auch um eine Klasse tiefer stehend als die richterlichen Räte. Ihr Amt ist, soweit die Untersuchung des Facti in Frage kommt, ein wirkliches richterliches Amt. „Sie sind also keineswegs Söldner und bloße Sachwalter der Parteien, sondern Beistände und Gehilfen des Richters, deren Pflicht es wesentlich mit sich bringt, das Gericht in seinen Bemühungen zur Ausmittlung der Wahrheit zu unterstützen, sich zu diesem Endzweck mit ihnen zu vereinigen, und alles, was sie davon entdecken und in Erfahrung bringen, ohne den geringsten Vorbehalt und ohne Rücksicht: welcher Partei solches zum Nutzen oder Schaden gereiche, redlich und aufrichtig anzuzeigen." Die Pflichten der Assistenzräte sind in der Prozeßordnung von 1781 im einzelnen genau angeführt. Sie werden den Parteien von Amts wegen beigeordnet. Da sie Diener der Wahrheit sind, haben sie der Arglist, den Winkelzügen und Unwahrheiten der Parteien entgegenzutreten, nötigenfalls dem Richter Anzeige davon zu erstatten. Läßt sich aber ein Assistenzrat selbst als Werkzeug der Schikane, der Unwahrheit, des Betruges oder der Ungerechtigkeit mißbrauchen, so soll er nicht nur sofort entlassen, sondern als Meineidiger obendrein noch mit Gefängnis oder Festungshaft belegt werden.

Das Amt der Assistenzräte bestand nur wenige Jahre, innerhalb deren es durch mannigfache Erlasse und Verordnungen, auch durch die Handhabung des Ernennungsrechtes in der Praxis in seinen Grundgedanken gemildert worden war. Schon die Preußische Allgemeine Gerichtsordnung von 1793 beseitigte sie gänzlich und setzte an ihre Stelle die Justizkommissarien. Und doch war der Unterschied zwischen ihnen und den alten Assistenzräten nicht allzu groß. Nur die feste Besoldung fiel weg, und die Parteien durften sich ihren Prozeßvertreter oder Beistand frei wählen. Im übrigen blieben die Justizkommissarien

wirkliche Staatsdiener. Ihre Anstellung erfolgte durch den Justizminister, der auch die Zahl der Stellen festsetzte, unter Anweisung eines Wohnsitzes. Sie unterliegen dem Aufsichtsrechte der vorgesetzten Behörde, die eine Konduitenliste über sie zu führen hat, und können ohne förmliches Verfahren ihres Amtes entsetzt werden, wenn sie sich Verfehlungen zu Schulden kommen lassen, zum Beispiel schon dann, wenn sie etwas beantragen, „was den klaren Vorschriften des Gesetzes zuwider wäre". Die Stellung der beamteten Justizkommissarien war demnach eine durchaus untergeordnete. Dennoch bemühten sich viele Richter um das Amt des Justizkommissars, das ja gegenüber der niedrigen Besoldung des Richters wenigstens ein gutes Einkommen verhieß. Im Jahre 1801 wurde deshalb bestimmt, „daß es in Zukunft schlechterdings keinem in einer ansehnlichen richterlichen Bedienung stehenden Justizbedienten weiter verstattet werden soll, um seiner Konvenienz willen seine Stelle niederzulegen und als Justizkommissarius Prozeßpraxis zu treiben!"

Die große Gerichtsreform in Preußen aus den Jahren 1846—1849 brachte in der Stellung der Advokatur nur unwesentliche Änderungen mit sich. Die Justizkommissarien hießen von nun an Rechtsanwälte. Die Qualifikation zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft wurde die gleiche, wie die zum Richteramte, während bisher bei den Untergerichten zur Bestellung als Justizkommissarius das Bestehen einer kleineren Prüfung, des sogenannten dritten Examens ausmachte. Es wurde ferner ein Ehrenrat der Anwälte geschaffen.

Das war alles! Die Rechtsanwälte blieben abhängige Beamte, die vom Staate nach Belieben angestellt wurden. Eine Höchstzahl war nicht vorgeschrieben. Im Ergebnisse kam es aber, da die Ernennung im freien Ermessen des Justizministers stand und dieser jede Überfüllung zu vermeiden suchte, auf dasselbe hinaus. So lagen die Dinge in Preußen, ebenso in Bayern und den thüringischen Staaten. Völlig freigegeben war die Advokatur in Braunschweig und Mecklenburg. In Hannover und Baden war die Freigabe auf die Kollegialgerichte beschränkt. In Rheinpreußen und Württemberg wurde de facto die Zulassung niemals versagt und in Sachsen bestand eine Höchstzahl, die aber so hoch bemessen war, daß der Zustand der freien Advokatur gleichkam.

Die Forderung nach Freigabe der Advokatur in Preußen und in ganz Deutschland begann nach einigen vereinzelten Ansätzen um das Jahr 1860 lebhafter aufzutauchen. Der unmittelbare Anlaß war der große Andrang zur juristischen Laufbahn. Im Jahre 1860 richteten 850 preußische Gerichtsassessoren eine Kollektivpetition an das Abgeordnetenhaus, in der sie um Freigabe der Anwaltschaft baten, einzig aus dem Grunde, weil sie zu lange auf Anstellung warten mußten. Am 23. August 1861 wurde ein preußischer allgemeiner Anwaltverein gegründet. Die Frage der freien Advokatur wurde nicht zum Programmpunkte erhoben, wiewohl eine Anzahl der Mitglieder von Anfang an energisch für sie eintrat. Die Agitation wandte sich vielmehr zunächst gegen die Staatsdienereigenschaft der Rechtsanwälte, gegen ihre Abhängigkeit vom

Richtertume und der Justizverwaltung; sie forderte eine gewisse Autonomie, Einführung des Anwaltszwanges und ähnliches. In der Folge aber verschwand die Frage nicht mehr von der Bildfläche. Der Juristentag von 1863 und der Anwaltstag von 1864 sprachen sich für die Freiheit der Advokatur aus, im Jahre 1867 erschien das Buch von Rudolf Gneist: „Freie Advokatur. Die erste Forderung aller Justizreform in Preußen", das in glänzendster und großzügigster Weise für die Freigebung der Anwaltschaft eintrat. Nach mancherlei Kämpfen brachte die deutsche Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878 den deutschen Rechtsanwälten die langersehnte Rechtseinheit und die freie Advokatur.

Die Wirkung war, rein zahlenmäßig, eine ungeheure. In Berlin stieg die Zahl der Anwälte im ersten Jahre von 98 auf 250. Zehn Jahre später gab es dort 630, jetzt gibt es weit über 1000 Rechtsanwälte. In Preußen betrug im Jahre 1881 die Zahl der Anwälte 1896, die bis zum Jahre 1887 auf 2679 stieg. Einer Bevölkerungszunahme von 4 Prozent stand eine Vermehrung der Rechtsanwälte um etwa 35 Prozent gegenüber. Nach einer Statistik vom Jahre 1912 gab es in diesem Jahre in Preußen 7157 Rechtsanwälte und Notare gegen 6621 im Jahre 1911, wobei allerdings die wenig zahlreichen Nurnotare, die reine Beamten sind, mitzählen. Bei einer allgemeinen Bevölkerungszunahme von etwas mehr als 1 Prozent betrug die Zunahme der Rechtsanwälte 8,1 Prozent.

Ein derartig rapides Wachstum, das in keinem Verhältnisse zur Steigerung der Bevölkerungsziffer stand, konnte in den am Gedeihen der Rechtspflege beteiligten Kreisen nur mit einer gewissen Besorgnis beobachtet werden. Durch einen Erlaß des preußischen Justizministers vom 19. März 1894 wurden die möglichen Wege zur Besserung der Zustände ins Auge gefaßt und den Oberlandesgerichtspräsidenten und Anwaltskammern zur Begutachtung anheimgegeben. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Überfüllung des Anwaltstandes zu einer Gefahr für diesen selbst und damit für die Rechtspflege zu werden drohe. Die Mehrzahl der Anwaltskammern äußerte sich gegen jede Beschränkung der Zulassung; einige leugneten überhaupt jede Überfüllung und das Vorhandensein von Übelständen. Seitdem wogt der Kampf hin und her. Hervorragende Vertreter beider Richtungen meldeten sich zum Worte. Einen nachhaltigen Eindruck machte die Darstellung des Rechtsanwalts Weißler in seiner im Jahre 1905 erschienenen Geschichte der deutschen Rechtsanwaltschaft, die den Andrang der Anwälte in den Großstädten und die damit verbundenen Übelstände schilderte und die Einschränkung des Zubranges zur Advokatur forderte. Auf der anderen Seite bekämpfte Justizrat Neumann jede Einführung einer Höchstzahl. Einen gewissen vorläufigen Abschluß erlangte die Debatte durch die Verhandlungen des zwanzigsten deutschen Anwaltstages vom Jahre 1911, auf dem gegen die Einführung eines numerus clausus 619 und für ihn 244 Stimmen eintraten. Inzwischen hat sich in neuester Zeit eine Vereinigung rheinisch-westfälischer Anwälte gebildet, die sich an alle deutschen Anwälte ge-

wendet hat, um ein gemeinsames Vorgehen im Sinne einer Beschränkung der freien Zulassung herbeizuführen.

Das ist der heutige Stand der Frage. Es ist unendlich viel darüber gesprochen und geschrieben worden und unübersehbar ist das in Fachzeitschriften und in der Tagespresse niedergelegte Material. Viel Neues läßt sich für und wider nicht sagen. Alles ist unzählige Male erörtert worden. Wesentlicher, als das alles noch einmal zu wiederholen, erscheint es, die Frage nackt und klar ins Auge zu fassen, worum es sich im Grunde handelt, sie von der Umklammerung durch zugkräftige Schlagworte zu befreien und von der politischen Beimischung zu reinigen. Ist dies einmal geschehen, so kommt es mehr darauf an, daß überhaupt etwas geschieht, als was geschieht.

Daß eine Überfüllung in der Rechtsanwaltschaft vorhanden ist, wird sich allgemein schwer mit Sicherheit feststellen lassen, wenigstens nicht zahlenmäßig. Die Bevölkerungsziffer allein ist ebensowenig maßgebend für das Bedürfnis nach Rechtsanwälten, als die Zahl der Richter oder der Rechtsstreitigkeiten einen zuverlässigen Maßstab gestattet. Es kommt schon immer mehr oder weniger auf die innere Struktur der Bevölkerung an, auf das Überwiegen von Handel, Industrie, Landwirtschaft, auf den Charakter des Volksstammes, auf die Gewohnheit, die Rechtsangelegenheiten Anwälten anzuvertrauen. Was aber die Zahl der Prozesse betrifft, so wird von den Gegnern der Anwälte häufig geradezu behauptet, daß je mehr Anwälte es gebe, um so stärker die Prozesse zunähmen, so daß eine Verminderung der Zahl der Anwälte eine Abnahme der Rechtsstreitigkeiten zur Folge haben würde.

Auch daß infolge übergroßen Andranges zur Rechtsanwaltschaft eine große Anzahl von Anwälten nicht mehr die zum standesgemäßen Lebensunterhalt für sich und ihre Familie erforderliche Einnahme aus der Praxis erzielen kann, dürfte nur mit größter Vorsicht zu behaupten sein. Hier ist sozusagen alles schwankender Boden. Wer will dafür einstehen, daß dieser oder jener Anwalt nicht infolge von Untüchtigkeit oder anderer persönlicher Eigenschaften keine Praxis findet, sondern infolge von Überfüllung? Wie oft kommt es vor, daß wohlhabende Anwälte ihre Praxis selbst innerhalb einer gewissen Grenze zu halten wünschen, um genügend Zeit für die Befriedigung ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen, sportlichen Neigungen zu behalten? Was ist in jedem Falle ein ausreichendes Einkommen, wenn man die Verschiedenheiten von Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt, Osten und Westen, die Verschiedenheiten in den Lebensansprüchen in Betracht zieht, für einen Junggesellen, einen verheirateten Mann mit Kindern oder ohne solche?

Endlich: kann man noch von einer durch Überfüllung verschuldeten materiellen Notlage der Anwälte sprechen angesichts der Tatsache, daß die Gebühren seit nahezu vierzig Jahren die gleichen geblieben sind, trotz der Verteuerung aller für die Lebenshaltung erforderlichen Dinge und trotz des seit jener Zeit erheblich gesunkenen Geldwertes?

Berücksichtigt man alles dies, so wird man bei aller Vorsicht nur folgendes feststellen können:

1. der Zudrang zur Anwaltschaft ist in fortwährendem Wachsen begriffen;
2. in gewissen Gegenden, in manchen Städten, besonders in den größten und großen Städten lassen sich mehr Rechtsanwälte nieder, als zur Befriedigung der zurzeit vorhandenen Rechtsbedürfnisse der Bevölkerung erforderlich sind;
3. in diesen lokal begrenzten Gebieten findet eine Anzahl jüngerer Anwälte nicht mehr eine Praxis, die ihnen einen standesgemäßen Lebensunterhalt gewährleistet.

Diese Tatsachen scheinen festzustehen. Man mag nun darauf hinweisen, daß eine bessere Verteilung der Anwälte besonders in die kleinen und kleinsten Städte hier Wandel schaffen wird. Das ist zunächst nur in beschränktem Umfange richtig, insofern, als in kleinen Orten die Voraussetzung für ein standesgemäßes Einkommen häufig die Verleihung des Notariates bildet, für die Notarsstellen aber schon ein numerus clausus besteht. Vor allem aber geht der junge Anwalt, solange ihm die Wahl des Niederlassungsortes völlig freisteht, oft nicht gerne in die kleinen Städte, weil ihm die geistigen und gesellschaftlichen Anregungen der Großstädte zum Bedürfnisse geworden sind.

Nimmt man aber die soeben festgestellten Tatsachen als richtig hin, so wird man weiter sagen müssen, daß bei der andauernden Zunahme der Anwälte eine Überfüllung des Standes und zwar eine allgemeine Überfüllung zum mindesten in sicherer Aussicht steht. Selbst wenn sich durch Angebot oder Nachfrage auch bei der Verteilung der Anwälte in die großen und kleinen Städte eine Art Selbstregulierung einstellt, so wird und muß doch der Zeitpunkt kommen, da auch die kleineren Städte mehr Anwälte haben, als sie ernähren können. Es würde kein durchschlagendes Argument hiergegen sein, wollte man immer noch auf Orte hinweisen, in denen ein Anwaltsmangel besteht. Solche Orte wird es immer geben. Und ebenso wird es immer Orte geben, in denen nicht einmal ein einziger Anwalt, selbst mit Notariat, sein Auskommen findet.

Handelte es sich bei der ganzen Frage nur um materielle Dinge, so brauchte man nicht allzuviel Aufhebens davon zu machen. Der Staat kann sich selbstverständlich nicht darum kümmern, daß jeder in einem freien Berufe Tätige hinreichend beschäftigt ist und seinen Lebensunterhalt findet. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Ärztenot vielleicht mindestens so groß sei wie die Anwaltsnot und daß doch niemand ernstlich an die Beschränkung der Ärztezahl denke. Bei den Anwälten liegt in materieller Hinsicht die Sache noch viel günstiger als bei den Angehörigen anderer freier Berufe. Ein tüchtiger, arbeitsfreudiger Rechtsanwalt, der aus irgendwelchen Gründen eine eigene auskömmliche Anwaltspraxis nicht findet, kann sich mit einem beschäftigten älteren Kollegen zur gemeinschaftlichen Berufstätigkeit gegen festes Gehalt oder Gewinnbeteiligung verbinden. Er kann sich schriftstellerisch oder durch wissenschaftliche

Hilfsarbeiten sein Brot verdienen. Er kann sein Arbeitsfeld in wirtschaftlichen, industriellen oder politischen Verbänden suchen.

Es stehen aber andere Dinge auf dem Spiele. Die Eigenart der Rechtsanwaltschaft und ihre Bedeutung für die gesamte Rechtspflege bringt es mit sich, daß ein allzu hitziger Daseinskampf nicht nur die Anwälte selbst, sondern vor allem auch das Publikum und die Qualität der Justiz schädigt. Ein Schlagwort, und zwar ein wissenschaftliches Schlagwort muß hier zunächst bekämpft werden. Es ist nicht allgemein richtig, daß der freie und ungehemmte Kampf ums Dasein ohne weiteres die Auslese des Tüchtigsten bewirkt. Oder vielmehr, es kommt sehr darauf an, was man unter dem Tüchtigsten versteht. Nur wenn es sich um rein gegenständliches Material handelt, hat der Satz in gewissem Sinne seine Richtigkeit. Bei der Herstellung und dem Vertrieb von Ge- und Verbrauchsgegenständen wird grundsätzlich in freier Konkurrenz schließlich das Beste siegen. In welcher Weise, mit welchen Mitteln der überragende Erfolg erzielt worden ist, bedeutet wenig im Vergleiche zu der Qualität des Objektes, das als Ergebnis des freien Spiels der Kräfte den Sieg davonträgt. Wenn trotzdem auch in Handel und Industrie der unlautere Wettbewerb bekämpft und eingeschränkt wird, so ist das nichts weiter als die Anerkennung der Tatsache, daß auch hier ungeachtet der schließlich erzielten Auslese des Besten noch andere Werte zu schützen sind, seien es nun Werte der öffentlichen Moral oder die schutzbedürftigen Interessen des — wirtschaftlich — Schwächeren.

Das Recht aber ist keine Ware wie die übrigen. In je höherem Maße der Gegenstand der Konkurrenz auf geistigem Gebiete liegt, um so weniger wird durch den freien Wettbewerb das „Beste" hervorgebracht werden. Es wird vielleicht auch hier der Stärkere siegen. Das besagt aber nichts für die Qualität des Gebotenen. Derjenige Rechtsanwalt, der rücksichtslos seinen Vorteil wahrnimmt, der mit allen Mitteln den Gegner — wirtschaftlich und prozessual verstanden — bekämpft, wird darum nicht die rechtlich qualitativ beste Arbeit leisten. Es liegt das eben an der eigenartigen Doppelnatur des Anwaltsberufes. Der Rechtsanwalt soll einmal — wirtschaftlich — seiner Partei die besten Dienste leisten, auf der anderen Seite aber soll er — rechtlich — der Wahrheit und dem Rechte dienen. Beides durchkreuzt sich oft gegenseitig. Die ungehinderte Konkurrenz wird im günstigsten Falle eine Auslese in ersterer Hinsicht bewirken: es werden diejenigen Anwälte übrig bleiben, die ihren Parteien die besten Dienste leisten. Es werden aber vielleicht gerade diejenigen Anwälte als „untauglich" ausgemerzt werden, die dem Rechte und der Wahrheit dienen und die eine hohe rechtlich-sittliche Auffassung von den Pflichten der Advokatur haben.

Dazu kommt aber noch ein weiteres. Der Anwaltsstand erfordert und genießt das höchste Vertrauen im Publikum und bei der Richterschaft. Es ist nötig, daß er dauernd wirtschaftlich und sozial auf einer Höhe bleibt, die ein solches Vertrauen rechtfertigt. Ein Anwalt, der durch rücksichtslose Gebarung

im Konkurrenzkampfe in die Höhe kommt, also, wie wir gesehen haben, der beste Diener seiner Partei ist, wird dieses Vertrauen leicht einbüßen, und zwar auch bei dieser Partei selbst. Es sind Erscheinungen, die in großen Städten alle Tage beobachtet werden können, daß der Mandant vor dem Rechtsanwalt, der ihm durch allerhand Kniffe und Pfiffe zum Siege verholfen hat, nicht mehr die nötige Achtung besitzt. Er glaubt, ihm mit vertraulichem Lächeln mitunter Sachen zumuten zu dürfen, die der Anwalt, der es mit seinem Berufe ehrlich und ernst nimmt, zurückweisen müßte, seien es nun faule Prozesse oder Verschleppungen oder die Aufstellung gewagter Behauptungen. Nicht darauf kommt es an, daß die anständigen Anwälte, also die übergroße Mehrheit der deutschen Rechtsanwälte, derartige Anfinnen zurückweisen werden. Es ist vielmehr schon bezeichnend, daß eine Partei es wagt, derartiges von ihrem Anwalt zu verlangen. Auch das ist ein Ergebnis des freien Spiels der Kräfte. Noch viel größer aber ist die Gefahr, daß der wirtschaftlich schwache und darum unfreie Anwalt in seinen Anschauungen über die Ehre seines Berufes irre wird, daß er die nötige Unabhängigkeit seines Auftraggebers verliert und — anfangs zögernd und fast unbewußt — Prozesse übernimmt, Behauptungen aufstellt, Vertagungen herbeiführt, ohne jedesmal dessen eingedenk zu sein, was die Pflicht des Standes von ihm fordert. Eine weitere Folge derartiger Berufsausübung ist wieder das Mißtrauen, mit dem einem solchen Anwalt von seiten des Richters begegnet wird. Es ist ohnehin eine bekannte Tatsache, daß Richter, die nicht selbst Anwälte waren oder häufiger Anwälte vertreten haben, diesem Berufe oft nicht das richtige Verständnis entgegenbringen. Es ist für den Richter oft leichter, sich in die Seele der rechtssuchenden Partei zu versetzen, als in die ihres Anwalts. Gerade für das innere Verhältnis zwischen dem Anwalt und seinem Mandanten, für die Schwierigkeit, mit der ein gewissenhafter Anwalt zwischen seinen öffentlichen Berufspflichten und den Wünschen seiner Partei das rechte Gleichmaß herzustellen sucht, fehlt naturgemäß dem Richter häufig der tiefere Einblick. Um so leichter wird er den Rechtsanwalt verdammen, dessen Auftreten vor Gericht ihm allzusehr nur den Interessen des Auftraggebers zu entsprechen scheint, oder der allzuscharf die Kampfstellung dem Gegner gegenüber hervorkehrt. Eine Verschlechterung der Beziehungen von Richter und Anwalt aber bringt eine ganze Reihe von schweren Nachteilen auch für die Rechtspflege mit sich. Es läßt sich zusammenfassend sagen, daß der große Andrang der Rechtsanwälte, besonders in den Großstädten, schon jetzt Erscheinungen gezeitigt hat, die auf eine partielle Überzahl zurückzuführen und geeignet sind, das Ansehen, die wirtschaftliche Freiheit und Unabhängigkeit des Standes, das Vertrauensverhältnis zwischen Richter und Anwalt zu mindern. Es läßt sich weiterhin sagen, daß die Ursachen dieser Erscheinungen ständig im Wachsen begriffen sind und daß deshalb für eine nicht zu ferne Zukunft eine allgemeine Überfüllung des Berufes und eine Zunahme der damit zusammenhängenden Übelstände mit Sicherheit zu erwarten ist.

Was ist zu tun?

Wer die ganze Frage leidenschaftslos, frei von politischen Erwägungen betrachtet, der wird ohne weiteres zu der Überzeugung kommen, daß dem Zudrange zur Anwaltschaft für die Zukunft Einhalt geboten werden muß. In welcher Weise das geschieht, ist eine reine Zweckmäßigkeitsfrage. Notwendig, um die bisherige Unabhängigkeit der Anwaltschaft zu erhalten, ist lediglich, daß die Zulassung nicht in das freie Belieben irgendwelcher Instanzen gestellt wird. Die Schlagworte „freie Advokatur" und „numerus clausus" haben hier unendliche Verwirrung gestiftet. Die Freiheit der Zulassung wird als politische, im wesentlichen liberale Errungenschaft — ähnlich den Schwurgerichten — mit Eifer verfochten und in jedem Anhänger des numerus clausus wird ein finsterer Reaktionär gesehen. Der historische und psychologische Ursprung solcher Auffassung liegt klar auf der Hand. Als Gegensatz zu dem frei zugelassenen, in seiner politischen, religiösen Überzeugung unabhängigen, in seiner Geschäftsführung nur den Ehrengerichten seines Standes unterworfenen Rechtsanwalte sieht man den beamteten Advokaten der früheren Tage, dessen Zulassung schon im freien Ermessen der Verwaltungsbehörde steht, der sich durch Wohlverhalten bei Gericht und Regierung beliebt zu machen strebt und dessen Amtsführung einer ständigen Kontrolle unterliegt. Und man denkt bei dem Schlagwort numerus clausus an die reichsgerichtliche Rechtsanwaltschaft, wo die Zulassung vom Ermessen des Reichsgerichtspräsidiums abhängt und wo tatsächlich Anwälte nur bis zu einer gewissen Höchstzahl zugelassen werden.

Und doch ist von alledem keine Rede. Kein verständiger Mensch denkt ernstlich daran, die Anwälte zu Beamten zu machen oder sie auch nur in ihrer Berufsausübung einer anderen Aufsicht zu unterwerfen, als bisher. Das einzige, was verlangt wird und immer wieder verlangt werden muß, ist, daß der Zugang zur Anwaltschaft nicht mehr an jedem Orte und zu jeder Zeit jedem, der die gesetzlichen Bedingungen erfüllt hat, offen stehen soll. Es soll einzig und allein dafür gesorgt werden, daß über eine gewisse Zahl hinaus kein Anwalt an einem Orte sich niederläßt. Im einzelnen gehen die Vorschläge über die Einführung eines numerus clausus erheblich auseinander. Inwiefern aber in irgendeiner Weise dadurch die Unabhängigkeit des Anwaltsstandes gefährdet werden sollte, ist schlechterdings nicht einzusehen. Theoretisch denkbar wäre es ja, daß zugleich mit der Einführung einer Höchstzahl die Justizverwaltung das Recht erhielte, auch bis zur Erreichung dieser Höchstzahl die Rechtsanwaltskandidaten nach Belieben zurückzuweisen. Ein derartiger Vorschlag wird aber, soviel ich sehe, von keiner Seite gemacht.

Die Vorschläge bewegen sich vielmehr alle etwa in folgender Richtung: es wird von der Justizverwaltung nach Einholung eines Gutachtens der Anwaltskammer für den Oberlandesgerichtsbezirk eine Höchstzahl auf eine bestimmte Reihe von Jahren festgesetzt. Wer die Befähigung zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft erlangt hat, läßt sich in eine für den Oberlandesgerichtsbezirk gebildete Liste

eintragen, wenn er in dem Bezirke zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden soll. Es entscheidet dann über den Anspruch auf Zulassung die Reihenfolge der Meldungen oder das Dienstalter oder die Prüfungsnote, in zweifelhaften Fällen der Vorstand der Anwaltskammer, gegen dessen Spruch Beschwerde beim Oberlandesgerichte zulässig ist.

Diese wesentliche Grundlage des numerus clausus-Prinzips zeigt mehr oder weniger erhebliche Schattierungen in den verschiedenen Vorschlägen. So wollen manche die Höchstzahl nicht von der Justizverwaltung, sondern vom Vorstande der Anwaltskammer unter Zuziehung industrieller und gewerblicher Kreise festgesetzt wissen, und zwar jedes Jahr von neuem, nicht auf fünf oder acht Jahre, wie andere vorschlagen. Einige Gutachter möchten die Höchstzahl nur für den Landgerichtsbezirk bestimmt sehen. Endlich sollen, wie ein Rechtsanwalt vorschlägt, die Gerichtsassessoren nach bestandenem Staatsexamen erst einen zweijährigen Vorbereitungsdienst bei der Anwaltschaft durchmachen, ehe sie ihre Zulassung beantragen dürfen.

Einen eigenartigen und in mancher Hinsicht interessanten Vorschlag macht ein Richter: die Anwaltskammern überwachen ständig die Zahl der in ihrem Bezirke zugelassenen Anwälte; ist nach dem Berichte der Anwaltskammern die Zahl übermäßig groß, so eröffnet die Justizverwaltung jedem, der seine Zulassung beantragt, daß seine Tätigkeit als Anwalt in dem gewählten Bezirke den Interessen des Anwaltsstandes und der Rechtspflege widerspreche. Läßt er sich ungeachtet dieser Abmahnung dennoch an dem Orte nieder, so soll ihm die Verleihung des Notariats und des Titels als Justizrat auf Berufs- und Lebenszeit versagt bleiben. An diesem Vorschlage ist einmal bemerkenswert, daß er ohne Gesetzesänderung, durch den Erlaß ganz geringfügiger Verwaltungsvorschriften durchführbar wäre, ferner aber, daß er sich an das Ehr- und Taktgefühl der Anwaltskandidaten selbst wendet und einen Anwalt, der dieses Ehr- und Taktgefühl nicht besitzt, mit einer gewissen capitis deminutio straft.

Man mag gegen die Vorschläge im einzelnen einwenden soviel man will: das eine scheint sicher, daß die Freiheit und Unabhängigkeit des Anwaltstandes keine Gefahr läuft, durch ihre Verwirklichung beeinträchtigt zu werden. Die Festsetzung der Höchstzahl an sich kann nicht geeignet sein, diese Befürchtungen wachzurufen. Denn selbst wenn die Justizverwaltung in der Festsetzung der Höchstzahl völlig unbeschränkt wäre, so wäre es ihr doch unmöglich, dadurch ihr unliebsame Elemente von der Rechtsanwaltschaft fernzuhalten, da sie ja bis zur Erreichung der Zahl jeden zulassen müßte, der nach der Reihenfolge der Meldungen oder nach dem Dienstalter an der Reihe ist. Gerade das wird ja den Vorschlägen von mancher Seite zum Vorwurfe gemacht, daß sie bis zur Erreichung der Höchstzahl ein mechanisches Auswahlprinzip befürworten, sei es nun der Zufall der früheren Meldung oder das höhere Dienstalter. Nach der Erreichung der Höchstzahl aber müßte die Justizverwaltung wieder rein mechanisch alle ohne Ausnahme zurückweisen. Immerhin dürfte, um auch jeden Schein

einer behördlichen Einmischung in die Freiheit des Anwaltsstandes zu vermeiden, zu empfehlen sein, daß die Höchstzahl einzig von dem Vorstande der Anwaltskammern festgesetzt werde.

Die vorstehenden Ausführungen dürften gezeigt haben, daß die Beschränkung der Zahl zuzulassender Anwälte keineswegs ein Attentat auf die Freiheit und Selbständigkeit des Anwaltsstandes bedeutet, daß kein Grund vorliegt, die Schlagworte „freie Advokatur" und „numerus clausus", die schon längst nicht mehr den Kern der Sache treffen, zum politischen Feldgeschrei zu erheben. Es handelt sich um eine reine Zweckmäßigkeitsfrage. Die deutsche Anwaltschaft, die sittlich und wissenschaftlich auf einer von keiner Nation übertroffenen Höhe steht, hat selbst das größte Interesse daran, daß der ungesunde und übermäßige Zudrang mit all seinen bedauernswerten Nebenerscheinungen eingedämmt wird. Man kann gewiß über die Art des einzuschlagenden Weges streiten. Sicher aber ist es, daß etwas geschehen muß.

Mit und ohne Waffen

Eine russische Bilanz der Balkanwirren

Von Dr. Ernst Sokolowski in Freiburg, Baden

Die nachfolgenden Ausführungen stammen aus der Feder eines Russen. Infolgedessen bieten sie dem deutschen Politiker nicht nur interessante Einblicke und Anhaltspunkte für die Beurteilung dessen, was die Russen glauben während der Balkanwirren seit dem Herbst 1912 für sich herausgeholt zu haben, sondern auch dafür, was die anderen beteiligten Mächte mit Einschluß Deutschlands gewonnen oder verloren haben. In diesem Zusammenhange sei auch auf den Leitartikel des vorigen Heftes (Nr. 35) „Die englische Orientpolitik" hingewiesen; er bietet eine interessante Ergänzung. G. Cl.

Anläßlich eines jüngst von mir veröffentlichten Aufsatzes*) über Richtlinien in der Außenpolitik — habe ich wiederholt die Bedeutung des Einflusses der russischen Politik bei der jüngsten Balkansache anzweifeln und die Behauptung aussprechen hören, es sei doch schließlich nichts von Rußland erreicht worden.

Gegenüber einer derartigen Auffassung sei es vor allem gestattet, an die Bauernfrau zu erinnern, die als ihr Geld, d. h. als ihren sicheren Besitz,

*) Lackmus, Rigasche Rundschau Nr. 120 und 121, 1913.

lediglich das Sümmchen rechnen zu können meinte, das sie im Strumpfe aufhob. — Es ist nicht nur eine technische, sondern auch eine sachlich wesentliche Leistung der russischen Diplomatie, daß sie, ohne auf Nebenwege zu geraten, ja, ohne jegliches Schielen und Tasten unentwegt das eine Ziel anstrebte und im Auge behielt: Abstimmung des balkanischen Gleichgewichtes in dem Sinne, daß der Inhaber der Meerengen — wer es künftig auch sein möchte — nicht zu kräftig sei oder werde. Angesichts dieser Aufgabe, angesichts dieser Pflicht hat Rußland tatsächlich nichts versäumt, um bei unerhörten Hindernissen und oft verblüffenden Änderungen im Tempo der Nemesis an den Gurten zu bleiben. Daneben ist die russische Diplomatie in der Wahl ihrer Mittel erstaunlich erfinderisch und in deren Anwendung recht vielseitig gewesen. Ferner: während es bei der Verfolgung des bezeichneten und einzigen Zieles in allen Himmelsrichtungen Europas rastlos zu tun gab, hatte man sich in der Heimat gegen die temperamentvollen Quertreibereien des Panslawismus zu wehren. Und man tat es unbeirrt und mit Erfolg. Noch mehr: trotz aller durch die Verhältnisse bedingten Wechsel im Tempo und in der Richtung der politischen Maßnahmen, hatte die russische Diplomatie zuletzt, d. h. nach dem Siege der Verbündeten über die Türkei, von allen Seiten und mit Recht — Anerkennung geerntet: der Dreibund bedurfte der russischen Assistenz in mancher Hinsicht und wußte vor allem dem offiziellen Rußland Dank für dessen unkriegerisches und wenig panslawistisches Verhalten. Im speziellen wurde Österreich-Ungarn befriedigt durch die Nichtbehinderung der Flottendemonstration vor Antivari sowie durch die Beistimmung zu der Autonomie Albaniens. Gleichzeitig fühlte sich Italien bei diesem Anlasse zufriedengestellt, weil es sich zum ersten Male der Möglichkeit gegenüber sah, seine Sonderinteressen in Valona wahrzunehmen. Die Türkei stellte zu ihrer Beruhigung fest, daß Rußland am Siegen und Gedeihen Bulgariens nichts gelegen war. Albanien jubelte seiner autonomen Zukunft entgegen. Montenegro bekam Getreide und bares Geld. Die Balkanvölker in Summa fuhren fort, in Rußland ihren Freund und Gönner zu sehen. Der Modus, sich speziell mit Bulgarien auseinanderzusetzen, dessen Siege schließlich weit über das Rußland bequeme Maß hinausgegangen waren, war vorbereitet durch frühzeitig und sorgfältig eingeleitete und gehegte Neutralität Rumäniens. Außerdem war es gelungen, sogar eine Stärkung Rumäniens mit einer Schwächung Bulgariens zu verbinden und zwar durch die Beschlüsse der Petersburger Botschafterkonferenz, auf welcher bestimmt wurde, Silistria mitsamt einem gewissen Territorium von Bulgarien an Rumänien abtreten zu lassen. Gleichzeitig sollte die Ausbalancierung der beiderseitigen Machtsphären vervollständigt werden durch die Verpflichtung Bulgariens, den makedonischen Rumänen (Kutzowallachen) für die Zukunft ein unbehelligtes Dasein zu garantieren. Bulgarien hat keine ernstlichen Bedenken geäußert, auf diese Vorschläge einzugehen; seine erstaunlichen Waffenerfolge und verheißungsvollen Eroberungen zeitigten eine begreifliche Bereitwilligkeit des felix possessor. Schon die Einnahme Adrianopels

mußte für die künftige Stellung Bulgariens auf dem Balkan schwer ins Gewicht fallen; sie war ebenso vielversprechend für Bulgarien, wie bedenklich für Rußland. Letzteres hat sich daher nach dem Abschluß des Balkankrieges klugerweise an dem zeitweiligen laissez aller des europäischen Konzertes ruhig beteiligt. Daß Griechenland und Serbien Verlangen trugen, die Lorbeeren des allzu mächtig werdenden Waffenbruders zum eigenen Schmucke zu verwenden, schien wenig Gefahr in sich zu bergen, weil für die voraussichtliche zukünftige Behinderung dieser beiden durch das Kuckucksei Albanien vorgesorgt worden war.

Daß aber den Siegern des Balkankrieges ermöglicht wurde, nach dem Niederringen der Türkei übereinander herzufallen, hat Rußland den großen Vorteil eingetragen, daß in der Heimat vorläufig Ruhe eintrat: der allzu rührige Panslawismus hatte nun Zeit, sich angesichts des drohenden Bruderkrieges, ebenso von seinem Hurrarufen wie von seiner Hetzarbeit zu erholen.

Jetzt, wo Rußland nach außen wie nach innen annähernd die Verhältnisse zur Verfügung hatte, deren es zur Durchführung seiner eigenen Absichten bedurfte, war es die höchste Zeit, für Ruhe zu sorgen. Das tat Rußland in der eindringlichsten Tonart in der Form eines Zarischen Telegrammes. Rußland ging noch weiter: der Zar schlug ein Schiedsgericht vor und erbot sich, das Amt des Schiedsrichters zwischen den Streitenden zu übernehmen, bevor man es zum äußersten kommen ließ. Eine ernste und letzte Warnung!

Dieser Schritt ist um so bedeutungsvoller, als er eine selbständige Handlung Rußlands gegenüber dem europäischen Konzert darstellt; daß er getan werden konnte, ist aber darum ein diplomatischer Erfolg, weil England, das seit Menschengedenken mit Sorgfalt alle Schritte Rußlands überwacht und nach Maßgabe des eigenen Bedarfs hemmt, ungefragt blieb.

Überhaupt hat Rußland es durch rechtzeitiges beharrliches Schweigen zustande gebracht, mit seinen Ententegenossen im Einvernehmen zu bleiben. Frankreich speziell hat das russische Verhalten freilich von Anfang bis zu Ende nicht begriffen.

Aus dem Schiedsgericht wurde nichts. Der zweite Balkankrieg brach aus. Es kam zum äußersten: Bulgarien wurde dem bis dahin neutralen aber schon längst mit allen Kompetenzen ausgerüsteten und sprungbereiten Rumänien ausgeliefert. Und damit war der Schlußakt des Balkandramas eröffnet.

Hiermit sind wir an dem Punkte angelangt, der uns für die diplomatische Tätigkeit Rußlands erst den Eck- und Schlußstein liefert: alle diese bisher aufgezählten diplomatischen Leistungen wurden ohne den Rückhalt an einer eigenen militärischen Macht durchgeführt.

* * *

Und nun zur Motivierung der Tatsache, daß Rußland zurzeit außerstande ist, Krieg zu führen! Beginnen wir mit den Gesichtspunkten, die jedermann bekannt sind und aus denen ein Hehl zu machen, Rußland selbst weder imstande

noch gesonnen ist: Armee, Flotte und Intendantur sind aus dem Derangement, welches der Krieg mit Japan teils verursachte, teils aufdeckte, noch lange nicht heraus und müssen für ihre Erholung und Gesundung noch eine ganze Weile Frieden haben.

Wichtiger aber als dieser militärische Einwand ist der wirtschaftliche: die Finanzpolitik Rußlands befindet sich seit den letzten drei Jahrzehnten in steter Entwicklung und hat bisher große und schnelle Erfolge gezeitigt. Die Einführung der Goldwährung 1897 hat den leidigen Kursstörungen, die Rußland sich bis dahin im Welthandel gefallen lassen mußte, ein Ende bereitet. Anderseits hat die vom früheren Finanzminister Witte inaugurierte, später fleißig fortgesetzte internationale Verschuldung den Übergang Rußlands von der Natural- zur Geldwirtschaft beschleunigt. Die Entwicklung der Industrie wurde durch Inanspruchnahme des fremden Kapitals gefördert und damit war auch eine Steigerung der Anteilnahme Rußlands am Welthandel ermöglicht. Die Kombination aber von Goldwährung und internationaler Verschuldung ist es, was den Frieden von einiger Dauer zur Voraussetzung hat. Gold ist gutes Geld und wird als solches vom Gläubiger gekündigt, sobald dem Schuldner, sei es in Gestalt eines Krieges, sei es sonst Gefahr droht. Den alten Papierrubel zu kündigen, gäbe es immer noch mancherlei Bedenken, weil man in der Welt doch nichts Rechtes mit ihm anfangen konnte. Gewiß kann sich ein Staat trotz aller solcher Hindernisse in einen Krieg einlassen. Aber er begeht dabei zum mindesten einen technischen Fehler, der nach Möglichkeit vermieden werden muß, wenn vorher der Kurs in jeder Hinsicht geflissentlich auf Frieden eingestellt war.

Rußland ließ sich freilich seinerzeit in den Krieg mit Japan drängen, trotz der schon damals vorhandenen finanziellen und wirtschaftlichen Gegengründe; es hat sich aber, wie schon erwähnt, bis heute noch nicht erholen können. Übrigens ist Rußland damals vor noch übleren Folgen des Krieges bewahrt worden: auf die starke Sieghaftigkeit Japans war man nicht eingerichtet gewesen und so beschlossen die Mächte unter dem Druck Nordamerikas auf der Friedenskonferenz zu Portsmouth, Japan seine wohlverdiente Siegesbeute zu verkürzen. Schließlich darf nicht außeracht gelassen werden, daß die Finanz- und Wirtschaftspolitik Rußlands auf den einmal eingeschlagenen Bahnen rüstig weiter entwickelt worden ist, und daß dementsprechend das Rußland von heute viel mehr zu verlieren hätte, als das Rußland vor dem japanischen Kriege.

Zu den speziell für Rußland bedeutungsvollen aktuellen Gründen eines ausgesprochenen Friedensbedürfnisses kommt natürlich noch der ganz allgemein gültige: der Menschenverlust, der allerdings wieder für Rußland noch viel schwerer ins Gewicht fällt, als für jeden anderen Staat, der sich anheischig macht Kulturstaat zu sein. Rußland hat wenig, viel zu wenig Menschen, was sich erst jetzt recht fühlbar macht, d. h. in einer Zeit, da alles sich zu einem beschleunigten Tempo der Kulturarbeiten anschickt. Die wichtigste aller dieser Arbeiten ist die Füllung der sarmatischen Tiefebene mit Menschen. Und jedes Hemmnis dieses

Füllungsprozesses muß nach Möglichkeit weggeräumt werden. Denn selbst ohne akute Störungen werden noch manche Generationen hingehen müssen, ehe die erforderlichen Bevölkerungsverhältnisse in Rußland erreicht sind. Die Lebhaftigkeit der Bevölkerungsbewegung ist aber für die Steigerung jedes Volkslebens die erste Vorbedingung. Ja, das Gedränge ist Ursache, nicht aber Folge der Kultur.

* * *

Zum Schluß sei noch an ein ganz akutes Bedürfnis Rußlands nach Frieden — erinnert: dieses Bedürfnis ist auf dem Boden der jüngsten Agrarpolitik Rußlands erwachsen und betrifft eines der schmerzlichsten Kapitel aus der Kulturgeschichte des Zarenreiches: trotz des Menschenmangels kommt die Sorge um den Verbleib der Menschen nicht zur Ruhe.

Dieses Kapitel hat eine ebenso lange wie interessante Geschichte.

Die ersten fachmännisch wertvollen Äußerungen über dieses Thema kamen aus der berufenen Feder Johannes von Keußlers um die Wende der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts*), also: in einer Zeit, die bereits deutlich erkennen ließ, daß man die persönliche Unfreiheit der Bauern gegen eine materielle Sklaverei und eine Steigerung des Pauperismus eingetauscht hatte. Keußlers Arbeit ist nun von doppelter volkswirtschaftlicher Bedeutung gewesen: einerseits brachte sie den Nachweis, daß man weder ein Volk von der Leibeigenschaft befreien, noch einen Gemeindebesitz abschaffen kann, wenn man nicht zuvor weiß, wo die nunmehr frei werdenden Kräfte bleiben sollen. Anderseits ist sie von speziellem Interesse, weil der Autor einen künftigen Übergang zum Individualbesitz in Rußland nur unter der Voraussetzung für denkbar hält, daß das neu erstehende Proletariat, alias: die leer ausgehenden Glieder der Bauernfamilien mit barem Gelde abzufinden seien. So sehr hatte sich in Rußland die Identifizierung des Erbrechtes mit der Familienteilung bereits eingebürgert, daß dieser scharfsinnige Autor, mit dem Anrecht aller Familienglieder auf Land, als mit einer conditio sine qua non, rechnen zu müssen meinte.

Als dann der Übergang aus dem Gemeindebesitz zum Individualbesitz durch den Ukas vom 9. November 1906 und die dann folgenden Gesetze vom 14. Juni 1910 und vom 29. Mai 1911 verwirklicht werden sollte, tauchte in den Dumaverhandlungen das alte Gespenst des durch jahrhundertelange Gewohnheit konsolidierten und so verhängnisvollen Erbrechtes wieder auf und wurde dem Projekt des Individualbesitzes zeitweilig bedrohlich. Damals war es der Dumaabgeordnete Alexander Baron Meyendorff, der den juridischen Nachweis dafür erbrachte, daß der Begriff des Familieneigentums für den bisherigen Gemeinde-

*) J. von Keußler: „Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland." Petersburg, 1876 bis 1883. Band III, S. 325 usw.

besitz in Rußland — in keiner Weise konstruierbar sei*). Diese fachmännisch einwandsfreie Schrift wirkte überzeugend und für das Projekt entscheidend.

Die Frage über den Verbleib des neuen Proletariats war also theoretisch gelöst. Wie stand es aber mit der Praxis? Mit anderen Worten: war Rußland in industrieller Hinsicht bereits soweit vorgeschritten, daß es entsprechende Verwendung für das frei werdende Menschenmaterial hatte?

Freilich war der ehemalige Finanzminister Graf Witte als Autorität auf dem Gebiete des russischen Wirtschaftslebens überhaupt der Ansicht, daß der heutige Stand der russischen Industrie die genügende Garantie biete für einen Verbleib der enterbten Glieder der Bauernfamilien. Die Folge lehrte, daß er nicht recht hatte, — noch nicht**). Auch alle Anstrengungen, das disponible Menschenmaterial zur Kolonisierung Sibiriens zu verwenden, reichen nicht aus. Es wird alljährlich noch ein großer Prozentsatz nach Amerika abgegeben. Bisher ist das Auswanderungswesen nach beiden Richtungen nicht wesentlich von Erfolg gekrönt.

Aus Sibirien kehrt nach den bisher zur Verfügung stehenden Berichten etwa die Hälfte zurück; aus dem Westen — anscheinend noch mehr.

Im übrigen fällt die Qualität der Rückwanderer ebenso schwer in die Wagschale wie ihre Quantität; der Zustand, in dem sie sich dem Vaterlande wieder zur Verfügung stellen, ist ein nach Möglichkeit kläglicher.

Das, worauf es in diesem Zusammenhang ankommt, ist also der Umstand, daß Rußland einen großen Prozentsatz seiner Bevölkerung noch nicht in seiner Wirtschaft unterzubringen vermag. Zu dieser an sich schon folgenschweren Tatsache kommt noch die zeitweilige, aber bis heute sehr bemerkbare sittliche Entartung nach der Revolution von 1905. Aus beiden Faktoren setzt sich die fatale Erscheinung zusammen, die zurzeit als Hooliganwesen eine so bedeutungsvolle Rolle auf allen Gebieten des russischen Lebens spielt.

Die Menge der Individuen, die nichts zu verlieren haben, ist groß und offenkundig, ja, sie ist ein Faktor, mit dem wohl oder übel im ernstesten Sinne gerechnet wird. Der Krieg ist die von dieser Menge mit Sehnsucht erwartete Gelegenheit, bei der sie sich ausdrücklich aufgefordert fühlt, an den „herrschaftlichen Tisch" zu treten. Tausende harren dieser Erlösung. Kurz gesagt: **Krieg bedeutet heute für Rußland die Gefahr einer Revolution; auch ohne das leichtsinnige Spiel der Reaktion mit dem glimmenden Feuer.**

---

*) Alexander Baron Meyendorff: „Krestjanski dwor." (Der bäuerliche Hof.) Petersburg 1909.

**) Es sei auf meine Ausführungen in Heft 40 vom Jahre 1912 verwiesen, mit denen ich Dr. Lindes optimistischen Auffassungen von den Folgen der Stolypinschen Agrarreform entgegentrat; ich habe auf Grund persönlicher, an Ort und Stelle gewonnener Eindrücke festgestellt, daß Rußland seit jener Agrarreform überhaupt erst ein im westeuropäischen Sinne als revolutionär anzusprechendes Proletariat bekommen hat. G. Cl.

Nichts liegt also dem amtlichen Rußland, das diese Zustände ihrem vollen Werte nach einschätzt, fürs erste ferner als ein Krieg. Und diese Einsicht hat die Steuerung des russischen Staatsschiffes im Verlaufe der letzten Jahre mit genügender Klarheit zum Ausdruck gebracht. In dieser Einsicht ist von seiten der Diplomatie konsequent gehandelt worden, der Weg eines sogenannten „abgekürzten" Verfahrens stand der Leitung der russischen Politik überhaupt nicht offen.

* * *

Viel Zeit, aber auch viel Blutvergießen ist mit in Kauf genommen worden, aber auf Kosten anderer; das, worauf es ankam, konnte erreicht werden: das den Meerengen viel zu nahe gerückte Bulgarien wurde geplündert, und zwar von anderen, freilich unter Mitbeteiligung und Kontrolle von Leuten, für deren Zuverlässigkeit man frühzeitig Sorge getragen hatte.

Rumänien übernahm diese Rolle und konnte den abgekürzten Weg betreten. Aller Welt ist wieder einmal in eklatantester Weise vorgeführt worden, wie prompt die politischen Geschäfte erledigt werden, wenn alles für den Schlußakt vorbereitet ist, und wenn a tempo mit der Äußerung beliebiger Wünsche die längst schlagfertige Heeresmacht zum Aufbruch bläst: Rumänien schnitt den Bulgaren die Hauptverkehrsadern ab, machte seine Forderungen bezüglich Silistrias und der Kutzowallachen perfekt (was wegen der mittlerweile veränderten bulgarischen Schicksale wichtig war), verlangte die Schleifung der Festungen Schumla und Rustschuck, berief die Vertretung der Balkanvölker nach Bukarest, und besorgte auf wenigen Konferenzen das Gleichgewicht auf dem Balkan in einer nie dagewesenen Exaktheit. Das alles war das Werk von zehn Tagen; vollendet ohne jedes Blutvergießen.

Auch Deutschland hat, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, die gegebene Gelegenheit benutzt, um seine Meinung in abgekürzter Form vorzubringen. Freilich wird mancherseits bereits daran gezweifelt, daß diese Meinungsäußerung, die den Griechen Kawala zusprach und sich gegen eine Revision der Bukarester Beschlüsse erklärte, tatsächlich aufrecht erhalten werden wird. Wenn aber letzteres dennoch vorauszusehen ist, hat Deutschland sich durch die entschiedene Stellungnahme für die griechischen Interessen pränumerando Aktionsfreiheit geschaffen, und zwar für die Eventualität einer kommenden Entscheidung für Italien gegen Griechenland.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß an Deutschland das Ansinnen gestellt werden wird, Italien in der Durchführung des bereits geäußerten Vorhabens zu unterstützen: die Frage der ägäischen Inseln jeglichem Dreinreden der europäischen Mächte zu entziehen. Weiter aber würde ein solcher dem Bundesgenossen geleisteter, schwerwiegender Dienst wesentlich dazu beitragen, Deutschland in Sachen des künftigen Albanien eine große Stimme zu sichern; einen Einfluß, der berufen sein dürfte, alle eventuell zwischen den beiden Bundesgenossen Österreich und Italien sich bildenden Reibungsflächen zu verkleinern.

Es ist selbstverständlich, daß Rußland viel daran liegen mußte, den Bulgaren gerade in westlicheren Distrikten einiges zukommen zu lassen, um sie in der östlicheren, d. h. aus der Nähe Konstantinopels (des Schlüssels der Meerengen) nach Möglichkeit fortdrücken zu können. Wenn aber die russische Diplomatie diesen noch so lebhaft gehegten Wunsch durch einen so energischen Einspruch, wie der Bukarester Beschluß es war, vernichtet sah, handelte sie am weisesten, indem sie möglichst schnell verstummte und hinterher so tut, als ob nichts vorgefallen wäre. Kawala kann nicht die Parole für die Auslösung verhängnisvoller politischer Konsequenzen werden. Das sollte man sich zu sagen wissen, so orbi wie urbi. Durch die Sentimentalitäten und Geschmacklosigkeiten, mit welchen Frankreich zurzeit in der Kawalafrage seine von der russischen Richtlinie selbstverständlich abweichenden Sonderinteressen bemäntelt, wird Rußland nur ein Bärendienst geleistet.

Ganz unqualifizierbar aber ist das Verhalten der russischen Presse, die in diesen kritischen Tagen eine unrühmliche Einigkeit zustande brachte: in unverantwortlicher staatswissenschaftlicher Unkenntnis, wie auch in großer patriotischer Taktlosigkeit geschah alles, was irgend dazu beitragen konnte, die Kawalafrage möglichst aufzubauschen.

* * *

Wie alle Äußerungen des Lebens der Staaten untereinander, steht auch das Balkandrama von 1912 bis 1913 mit seinem gesamten Zubehör im Banne der großen Metamorphose, für die der 23. Januar 1860 entscheidend gewesen ist; damals schloß England den sogenannten Cobden-Vertrag mit Frankreich. Und diese Grundsteinlegung des Freihandels darf zwanglos als die Besiegelung einer definitiven Wandlung aller Außenpolitik in der Weltwirtschaft angesehen werden.

Die Führung der Politik präjudiziert aber dementsprechend einen großen Schatz spezieller Kenntnisse, ihre eigene Technik und viel Talent. Weder die Vereidigung auf beliebige Parteikatechismen, noch der vollständigste Gesinnungskodex kann der Außenpolitik die nötigen Richtlinien eröffnen.

Die Promptheit aber und das Tempo aller diplomatischen Willensaktionen steht in direkt proportionalem Verhältnis zur Vollständigkeit der vorhandenen Kriegsbereitschaft auf der ganzen Linie, also auch Kriegsbereitschaft in den inneren Verhältnissen, in Finanzen, Wirtschaft usw.

Und schließlich: die Alternative „Krieg oder Frieden" wird füglich für alle Kulturvölker immer mehr abhängig von staatswissenschaftlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, ganz abgesehen vom jeweiligen militärischen Rüstungszustande oder strategischen Können. Jedenfalls hat diese Alternative ebensowenig mit der vermeintlichen Brüderlichkeit der Menschen und Völker zu schaffen, wie mit einem Enthusiasmus für das „erfrischende Stahlbad".

Etwa hundert Jahre älter, als der erwähnte Cobden-Vertrag ist der Ausspruch: „Dans tous les guerres il ne s'agit, que de voler.“ Mildern wir ein wenig die Lust Voltaires an der Prägnanz und übersetzen wir: „Der Krieg ist ein Modus, fremde Mittel eigenen Zwecken dienstbar zu machen.“ An dieser Tatsache kann auch die Einschmuggelung etwaiger religiöser Überschriften der Kriege nichts ändern.

Der Prinz von Ithaka als Erzieher Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen

Von Prof. Dr. G. Peiser in Posen

Es war ein großes politisches Ereignis, als im April des Jahres 1699 Fénelons Roman: „Les Aventures de Télémaque“ erschien. François de Salignac de la Mothe-Fénelon, einer hochadligen Familie entsprossen, der Frankreich und die katholische Kirche manchen bedeutenden Mann verdankten, hatte, als er in den geistlichen Stand eintrat, davon geträumt, an den Stätten, auf denen er jetzt den griechischen Prinzen umherführte, eine große Missionstätigkeit zu entfalten. Aber dann war ihm eine Aufgabe zugefallen, die seinem Ehrgeiz eine ganz andere Richtung wies. Durch seinen Eifer in der Bekehrung von Hugenotten nicht minder wie durch pädagogische Schriften empfohlen, war er 1689 mit der Erziehung des jungen Herzogs von Burgund, des ältesten Sohnes des Dauphins, betraut worden. Er versah sein Amt mit einer Hingebung ohnegleichen. An allen Höfen Europas, die jede Einzelheit des Lebens in Versaille mit gleicher Wichtigkeit behandelten wie etwa asiatische Fürsten römische Vorgänge zur Zeit des Augustus, erzählte man bald Wunderdinge von den pädagogischen Erfolgen Fénelons: wie der Prinz mit zehn Jahren Ovid, Vergil und Horaz lese, wie fließend er lateinisch spreche, und wie gründliche Kenntnisse er in der Mythologie, Geschichte und Literatur besitze.

Wichtiger war, daß es Fénelons pädagogischem Geschick gelang, auf das Gemütsleben seines Zöglings entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Aus einem leidenschaftlichen, nicht selten störrischen Knaben verwandelte sich der Prinz in einen sanften, gütigen, leutseligen jungen Menschen, dessen Seele jeder Einwirkung des Erziehers zugänglich war. Welche Aussichten eröffneten sich für

Fénelon! Waren nicht auch Ludwig der Dreizehnte, und selbst sein großer Sohn zum Beginn seiner Regierung, von hohen geistlichen Würdenträgern beraten worden! Wäre es nicht zum Heile Frankreichs, wenn die Zeiten eines Richelieu und Mazarin wiederkehrten?

Die politischen Ideen, die Fénelon sich gebildet hatte, standen im schärfsten Gegensatz zu denen, die der Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich zur Herrschaft gebracht hatte.

Schon in den kleinen Werken, die er für den Unterricht des Prinzen schrieb — denn von Anfang an hatte er auch seine glänzende literarische Begabung für seine große Aufgabe nutzbar gemacht — tritt ein oppositioneller Zug hervor. In Totengesprächen, wie der literarische Geschmack der Zeit sie liebte, läßt er französische Könige Ansichten aussprechen, die eine unverhüllte Verurteilung des bestehenden Regimes enthalten. Vielleicht war es schon ein Vorbote königlicher Ungnade, daß Fénelon unter den äußeren Anzeichen allerhöchster Huld das Erzbistum Cambrey erhielt — ein Amt, das ihn den größten Teil des Jahres von Paris und seinem Zögling fernhielt. Aber das Ungewitter entlud sich doch erst, als Fénelon mit der herrschenden Orthodoxie in Konflikt geriet. In dem Streite um den Quietismus, eine mystische Doktrin, die nicht im Glauben und in guten Werken, sondern in beständiger Betrachtung der Gottheit und in völliger Hingabe an sie das Heil des Menschen sah, hatte Fénelon für Frau von Guyon, die unerschrockene Vorkämpferin dieser Lehre, Partei ergriffen. Er war dabei mit der größten kirchlichen Autorität Frankreichs, mit Bossuet, in heftige Fehde geraten. Ludwig der Vierzehnte stellte sich mit Entschiedenheit auf Bossuets Seite. Nicht ohne sein Zutun wurde das Buch, in dem Fénelon für Frau von Guyon eingetreten war, in Rom verdammt und Fénelon zum Widerruf genötigt. Der König befahl, daß jede Verbindung zwischen dem Herzog von Burgund und seinem Erzieher aufhöre. Fénelons Einfluß schien endgültig gebrochen.

Da erschien unter dem harmlosen Titel „Suite du quatrième livre de l'Odyssé d'Homer ou Aventures de Télémaque fils d'Ullysse“ Fénelons Roman und erregte schon während des in einzelnen Teilen erfolgenden Druckes ungeheures Aufsehen. Das Spürauge der Versailler Hofleute glaubte in dem Buche ein einziges großes Pasquill entdeckt zu haben. „Dieser Idomeneus“, raunte man sich zu, „dessen auswärtige Politik seinem Staate so verderblich wird, ist kein anderer als der König selbst. Die ruchlose Maitresse Astarbe ist die Marquise von Montespan, die Nymphe Eucharis, die Telemach gefährlich zu werden droht, Frau von Fontange. Der verhaßte Günstling Protesilas hat die Züge Louvois', während in der Gestalt der liebenswürdigen Antiope Fénelon der jungen Gattin seines Zöglings eine schmeichelhafte Huldigung darbringt*).“

*) Vgl. Hettner: Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Bd. 2, 5. Aufl., S. 27. Lotheißen: Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert, Bd. 4, S. 326 und Ranke: Sämtliche Werke, Bd. 11. S. 73.

Ein Wetterstrahl traf den Roman und seinen Verfasser. Die königliche Druckerlaubnis wurde zurückgezogen, das Buch verboten. Fénelon, der beteuerte, daß das Buch lediglich für seinen ehemaligen Zögling geschrieben und nur durch die Indiskretion eines Kopisten veröffentlicht worden sei, wurde vom Könige aus der Liste des Hofpersonals gestrichen. Aber alsbald erschien im Haag ein Nachdruck. Er fand, wie man sich denken kann, jetzt erst recht gewaltige Verbreitung. Allerorten tauchten neue Nachdrücke auf, in kaum einem Jahre mehr als zwanzig.

Liest man heute das Buch, so berühren uns die kleinen Spitzen, die es gegen diese oder jene Persönlichkeit aus der Umgebung Ludwig des Vierzehnten enthalten mag, nur noch wenig. Aber wie mit Flammenzeichen treten die Sätze hervor, in denen Fénelon die Gesamtpolitik Ludwigs, sowohl die äußere wie die innere, verurteilt. „Ein Eroberer ist ein Mann, den die dem Menschengeschlecht zürnenden Götter in ihrer Wut der Erde gegeben haben. Er stürzt seine eigene siegreiche Nation fast eben so sehr ins Elend, wie die von ihm Besiegten ... Die Sieger selbst geraten während dieser verworrenen Zeit in einen Zustand großer Demoralisation ... Ein König, der das Blut so vieler Menschen vergießt und soviel Elend herbeiführt, um einigen Ruhm zu erwerben oder die Grenzen seines Reiches zu erweitern, ist des Ruhmes unwürdig, den er sucht; er verdient sogar das einzubüßen, was er schon besitzt."

Pazifizistische Anschauungen werden mit einer Leidenschaft vorgetragen, die sich allen Gegengründen verschließt. „Der Krieg ist das größte Übel, durch die die Götter die Menschen heimsuchen ... Er ist zuweilen notwendig, das ist freilich wahr; aber es ist eine Schande, daß es so ist ... Das Blut eines Volkes darf nur vergossen werden, um es vor dem Untergange zu retten*)".

Auch die innere Politik trifft sein Tadel. Er geißelt den Luxus des Hoflebens, die kostspieligen Prachtbauten, den einseitigen Merkantilismus, der die Landwirtschaft vernachlässige. Vor allem aber stellt er dem Herrscherideal Ludwigs ein anderes gegenüber; nicht das Volk sei des Fürsten, sondern der Fürst des Volkes wegen da. Mit hinreißender Wärme verficht er den Grundsatz, daß die Wohlfahrt des Staates das höchste Gesetz auch für den Fürsten sein müsse. — Man begreift die Empörung Ludwig des Vierzehnten. Unter seinen eigenen Augen, am Vorabend des europäischen Krieges, den er um der spanischen Erbfolge willen zu entzünden im Begriffe stand, war dies Buch entstanden, das seine ganze Politik unbarmherziger Kritik unterzog.

Aber mit um so größerem Interesse las man das merkwürdige Buch ringsum an allen Höfen Europas. Im Park von Lietzenburg las es die geistvollste Fürstin der Zeit, Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg. Sie kannte

*) S. 186 u. a. Ich zitiere nach der am leichtesten zugänglichen Rückertschen Übersetzung. Leipzig. Reclam.

die meisten Personen, auf die Fénelon angeblich angespielt hatte; war sie doch zwei Jahre bei ihrer Tante, der klugen und humorvollen Pfälzerin Lise Lotte in Versailles erzogen worden! Doch all die versteckten Andeutungen berührten sie wenig. Es waren die allgemeinen Anschauungen Fénelons, die ihre Aufmerksamkeit erregten. Sie hatte eine so hohe Auffassung von den Pflichten der Monarchen, daß sie sich selbst einmal eine republikanische Fürstin genannt hat. Wie vieles mußte sie da in Fénelons Roman sympathisch berühren!

Aber noch viel wertvoller erschien ihr das Buch aus einem anderen Grunde. Wie dem Dauphin von Frankreich erwuchs auch ihr ein Sohn, dessen Entwicklung ihr Sorge machte. Vor vier Jahren war für die Erziehung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm eine wundervolle Instruktion ausgearbeitet worden, an der vielleicht Leibnitz, ihr gelehrter Freund, einigen Anteil gehabt hat. Das Ziel war, Friedrich Wilhelm zu einem Prinzen von gelehrten Neigungen und feinen Sitten „so das Mittel zwischen Majestät und Humanität halten", heranzubilden. Aber diese Absichten wurden an der Eigenart Friedrich Wilhelms kläglich zuschanden. Selten wohl hat sich der Einfluß der Umwelt so wenig geltend gemacht wie bei dem Sohn Friedrichs des Ersten und Sophie Charlottens. Inmitten eines verschwenderischen Hofes zeigte er schon als Knabe einen zähen haushälterischen Sinn und einen Widerwillen gegen die Pracht, mit der man ihn umgeben wollte. Er hat einmal den brokatnen Rock, den man ihm anzog, zornig heruntergerissen und ihn ins Feuer geworfen. Die Mutter war über seine Sparsamkeit, die sie Geiz nannte, nicht minder bekümmert, als über seine Heftigkeit und Wildheit, deren leidenschaftlichen Ausbrüchen sie vergebens durch ein vorwurfsvolles: „Que faites-vous là, mon fils!" zu steuern suchte. Eine Ästhetin, wie sie war, schien ihr der Erziehungsroman Fénelons außerordentlich geeignet, auf den Sohn in demselben Sinne einzuwirken, wie die Instruktion von 1695 es beabsichtigt hatte.

Während sie einmal mit dem Prinzen im Park von Lietzenburg, dem ihr Gemahl später den Namen Charlottenburg gegeben hat, auf- und abging, von einem Kreis geistvoller Männer umgeben, brachte sie das Gespräch auf den neuen Roman, der in aller Leute Munde war. Er möchte es wohl lesen, meinte der Prinz; er habe schon viel davon gehört. „Es genügt nicht, daß du es ein- oder zweimal liest," meinte die Mutter lebhaft, „du mußt es hundertmal lesen." Sie stellt ihm Telemach als fürstliches Ideal hin. Aus dem, was sie an ihm rühmt, erkennt man unschwer die Eigenschaften, die sie an dem Sohne noch vermißt. „Er war gut, mitfühlend, wohltätig; er legte seinen Stolz ab, wurde leutseliger und von aller Welt mehr geliebt." Sie empfiehlt ihm, sorgfältig auf die Grundsätze zu achten, die Fénelon für die Herrscher aufstellt. „Präge dir alles wohl ein, mein Sohn, bis dein Vater selbst — wir sehen gleichsam ihre höfische Gebärde — dich die Regierungskunst lehren und dir durch sein eigenes Beispiel zeigen wird, wie ein großer Fürst diejenigen, die unter ihm die Geschäfte führen, auswählen, leiten und in Schranken halten muß."

Unter denen, die dem Paare respektvoll folgten, war auch der Vorleser der Kurfürstin, Larrey — ein Franzose natürlich. Er hat das Gespräch alsbald aufgezeichnet und so auf uns gebracht.

Einen Monat später — so berichtet Larrey in einer Fortsetzung seiner Niederschrift — kam Sophie Charlotte auf den Gegenstand zurück. Sie fragte den Prinzen, der damals alle Tage von Berlin nach Lietzenburg kam, ob er das Buch „endlich" (enfin) gelesen habe. Offenbar hat sie sich nicht zum erstenmal nach dem Fortschritt seiner Lektüre erkundigt. Obwohl der Prinz das Buch erst bis zur Hälfte gelesen hat*), stellt die Mutter doch eine kleine Prüfung mit ihm an. Sie fragt ihn, welche Stelle ihm am besten gefallen habe. Die Antwort zeigt, welche Kräfte in dem zwölfjährigen Friedrich Wilhelm bereits lebendig waren. Die Selbstbeherrschung des Telemach, erwidert er, mit der er sich von der zärtlich geliebten Eucharis losreiße, um seiner Pflicht zu folgen, habe ihm den allergrößten Eindruck gemacht. Die Mutter ist von der Antwort offenbar frappiert. Sie fragt ihn, ob er sich stark genug fühle, bei einer ähnlichen Gelegenheit ebenso zu handeln. „Ja," antwortet der Prinz, „wenn ich erführe, daß mein Ruhm gefährdet sei." Darüber, was der wahre Ruhm eines Fürsten sei — meint die Mutter — müsse er sich von älteren, erfahrenen Leuten, wie Telemach von Mentor, beraten lassen. Man wisse einem Fürsten weniger Dank für seine Geburt als für seine Tugenden. Nach Sophie Charlottens Meinung wird freilich das Verhalten eines Fürsten weit mehr von den Eingebungen seiner Minister als von seinen eigenen Gesinnungen bestimmt. Es komme also darauf an, bei der Wahl, besonders des ersten Ministers, die größte Sorgfalt anzuwenden.

Man sieht, die Belehrungen Sophie Charlottens sind auf einen Hof wie den ihres Gemahls zugeschnitten, dem allezeit die eigene Initiative gefehlt hat. Nicht der leiseste Gedanke kommt ihr, daß der Knabe, zu dem sie spricht, dermaleinst sein eigener Minister sein und eine Kraft selbständigen Wollens entfalten könne, durch die der Staat auf eine neue Grundlage gestellt wurde.

Das Wohl des Staates — fährt sie mit Nachdruck fort — hänge demnach vor allem davon ab, daß der Fürst wohlgesinnte Diener von Schmeichlern zu unterscheiden wisse, um sich aus den ersteren seine Minister zu wählen. Sie findet nicht Worte genug, den Sohn zu ermahnen, nicht auf die Stimme der Schmeichelei, sondern auf die der Wahrheit zu hören. Ein fester Wille klingt aus der Antwort des Prinzen heraus: „Ich hoffe, daß mir das gelingen wird, denn ich fühle, daß meine eigene Neigung mich dahinzieht." Indem er nun der Mutter in einem kleinen Vortrage die Eindrücke schildert, die er von dem Buche empfangen habe, fällt es auf, wie wenig er dabei von Telemach selbst spricht, auf den sie ihn doch in erster Linie hingewiesen hatte. Vielleicht kam

*) Le cinquième livre (das Werk später in vierundzwanzig Bücher eingeteilt) hatte in den älteren Ausgaben zehn Teile.

hier der Gegensatz zwischen seiner Kraftnatur und dem etwas weichen, larmoyanten und immer am Gängelbande seines Lehrers schreitenden Produkt Fénelonscher Erziehung unbewußt zutage. Er schildert die Typen des guten und des bösen Regenten, wie Fénelon sie gezeichnet hat, und hebt dabei (und das ist das Interessante) besonders die Eigenschaften hervor, die für sein eigenes Wesen charakteristisch geworden sind: die unermüdliche tägliche Arbeit im Dienste des Staates, die abendliche Erholung in der Gemeinschaft rechtschaffener Männer, die Furcht, von gewissenlosen Dienern betrogen zu werden und das Bestreben, sich nützliche Kenntnisse von fremden Ländern zu erwerben.

Überall ist er dem Verhältnis zwischen Fürst und erstem Diener nachgegangen. Noch stand ja alles unter dem Eindruck des Sturzes Danckelmanns, der nicht ohne Zutun Sophie Charlottens erfolgt war. Sein Prozeß, der nun schon zwei Jahre dauerte, beschäftigte aller Gemüter. Kein Zweifel, daß Friedrich Wilhelm ihn damals mit den Augen seiner Mutter ansah. Fast unbewußt hebt er bei der Schilderung ungetreuer Minister diejenigen Züge hervor, welche die Hauptpunkte der Anklage gegen Danckelmann bildeten. Das Ergebnis ist seine lebhafte Zustimmung zu der „schönen Reflexion" Mentors: faule und nachlässige Fürsten überließen sich fast immer intriganten Günstlingen. Wohl gemerkt hat er sich ferner, wie er hinzufügt, die Antwort Mentors auf die Frage, ob man sich geschickter Leute bedienen dürfe, auch wenn sie schlecht seien: man könne sie eine Zeitlang benutzen, wenn man sie ohne Gefahr nicht loswerden könne, müsse sich aber wohl hüten, ihnen in den geheimsten Affären Vertrauen zu schenken. Unwillkürlich erinnert man sich dabei der merkwürdigen Stelle in seinem Testament, in der er von General Grumbkow spricht, der damals den größten Einfluß auf ihn zu haben schien. Er warnt seinen Nachfolger, ihm allzusehr zu trauen, denn er sei „sehr interessiert und auf seine Absichten".

Auch die Friedensideen Fénelons haben einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er fragt die Mutter, wann nach ihrer Meinung ein Fürst einen Krieg unternehmen dürfe. Sophie Charlotte stutzt. Sie hält für nötig, den Knaben darauf aufmerksam zu machen, daß Fénelon nur die Kriege verurteile, deren einziger Grund in Ehrgeiz und in Ungerechtigkeit liege, und daß er einem Fürsten rate, immer gerüstet zu bleiben, um nicht bei seinem Nachbar den Eindruck der Schwäche hervorzurufen. Es sei für ihn unerläßlich, zum Schwerte zu greifen, wenn seine berechtigten Ansprüche sich nicht in anderer Weise durchsetzen ließen, wenn seinem Lande ein feindlicher Angriff drohe oder seine Verbündeten in großer Gefahr seien.

Es scheint ein seltsamer Widerspruch zwischen der Frage des Prinzen und seiner späteren unablässigen Fürsorge für die Schlagfertigkeit der preußischen Armee zu bestehen. Aber hat er nicht in der Tat immer Scheu vor einem Kriege gehabt, in dem die militärischen und materiellen Güter des Staates aufs Spiel gesetzt wurden? Man kann sagen, daß Friedrich Wilhelm die

Forderung Fénelons, einen Krieg zwar zu vermeiden, aber die Nation im Waffenhandwerk zu üben und sich mit Männern von höchster Kriegserfahrung zu umgeben, sein ganzes Leben lang praktisch bewahrheitet hat.

Und wer will wissen, ob nicht auch andere Stellen des Buches in ihm tiefe Wurzeln geschlagen oder angeborene Tendenzen verstärkt haben! Er fand, wie bemerkt, im Fénelonschen Buche eindringliche Warnungen vor der Prunkliebe des Hofes. „Der Luxus," heißt es darin, „verbreitet sein ansteckendes Gift vom König bis zum geringsten des Volkes ... Gegenstände, die man vor dreißig Jahren noch nicht einmal kannte, werden jetzt als unentbehrlich angesehen."

Noch nach einer anderen Richtung hin hat vielleicht das Buch auf ihn Einfluß geübt. Der geistliche Erzieher verfehlt nicht, seinem Zögling die sinnliche Liebe in den schwärzesten Farben zu malen. „Hebe dich weg," ruft Minerva Cupido zu, „hebe dich weg, verwegener Knabe! Du wirst immer nur schwache Seelen besiegen, die deine schimpflichen Vergnügungen der Weisheit, der Tugend und dem Ruhme vorziehen." Immer ist Friedrich Wilhelm dieser Mahnung getreu geblieben. Mit Abscheu blickte er auf die „sardanapalischen Fleischesgelüste" Augusts des Starken. In seinen letzten Lebenstagen, als er seinem Hofprediger die Frage vorlegte, ob er vor Gott werde bestehen können, hat er von sich bezeugt, daß er seiner Gattin immer die eheliche Treue bewahrt habe. Und war nicht im Grunde seine ganze Regierung die eines Fürsten, der die Lehre Fénelons beherzigt: „Nicht seinetwegen, nicht zu seinem Vorteil haben ihn die Götter als König eingesetzt, sondern vielmehr, damit er für sein Volk lebe, daß er seinen Untertanen seine ganze Zeit, alle Arbeit und sein ganzes Dichten und Trachten widme?" (S. 74.)

Diesem Gespräche über Fénelons Erziehungsroman sind, wie man vermuten darf, eine Reihe gleicher gefolgt. „An diesem Tage," so schließt der Franzose seinen Bericht, „entließ die Fürstin ihren Sohn mit der Mahnung, sich in seinen löblichen Grundsätzen zu befestigen. Denen aber, die Zeugen dieser Unterredung waren, schien es, als ob Minerva Telemach verlassen habe, um in den Park von Lietzenburg herabzusteigen und dem jungen brandenburgischen Prinzen edle Gesinnungen einzuflößen."

Aber so groß die Einwirkung der Lektüre des Fénelonschen Buches auf den jungen Friedrich Wilhelm auch gewesen sein mag, unendlich tiefgreifender ist doch der Einfluß des Romans auf Friedrich den Großen gewesen. Er las ihn, wenn ich nicht irre, zuerst in einer Form, die auf sein lebhaftes Gemüt den größten Eindruck machen mußte. Im Jahre 1721 erschien in Berlin bei A. Dussarat: „Libraire et imprimeur du roi", eine neue Ausgabe der Aventures. Es ist der Neudruck einer Berliner Edition von 1700; sogar die Vorrede ist mit herübergenommen, obwohl in ihr Ludwig der Vierzehnte, Fénelon und Bossuet noch als lebend behandelt werden. Beigefügt ist beiden — und das gibt den Berliner Ausgaben ihren besonderen Wert — die Niederschrift Larreys über die Lietzenburger Gespräche.

Man darf vielleicht die Vermutung aussprechen, daß Duhan de Jandun, der Lehrer Friedrichs an dem Neudruck nicht ganz unbeteiligt gewesen ist. War er doch in seiner Instruktion auf die Benutzung der Königlichen Bibliothek, der der Bücherbesitz Sophie Charlottens einverleibt war, ausdrücklich hingewiesen worden; hier mag er die überaus seltene Ausgabe von 1700 gefunden haben.

Daß der junge Friedrich wie alle Fürstenkinder der Zeit den Fénelonschen Erziehungsroman sorgfältig gelesen hat, geht aus mancherlei Hinweisungen in seinen Werken hervor. Es war ein Lieblingsbuch seiner Schwester Wilhelmine, mit der ihn von frühester Jugend an gleiche Neigungen und gleiche geistige Interessen verbanden. Heute noch bewahrt die Erlanger Bibliothek, die Erbin ihrer Bücherschätze, die Prachtausgaben des Fénelonschen Romans. Friedrich selbst rechnete ihn zu den Büchern, die er immer wieder las. Der Telemach durfte in den Handbibliotheken seiner Schlösser nicht fehlen.

Hat Friedrich die Larreysche Niederschrift kennen gelernt, so mußte der Roman schon dadurch eine erhöhte Bedeutung für ihn bekommen. Sucht man unter den Ahnen Friedrichs diejenige Persönlichkeit, die vor ihm das meiste seines Wesens verkörpert hat, so wird man bei Sophie Charlotte verweilen müssen. Friedrich Wilhelm gedachte seiner Mutter nur mit einer gewissen Scheu. Wenn er sich an die Disputationen erinnerte, die sie in Charlottenburg Katholiken, Lutheraner, Kalvinisten und sogar Freigeister vor sich hatte halten lassen, so empfand er Sorge für ihr Seelenheil. „Meine Mutter," hat er einmal im Tabakskollegium gesagt, „war gewiß eine gute Frau, aber, fürchte ich, eine böse Christin." Ganz anders hörten seine Kinder von ihr sprechen, wenn sie bei bei der Mutter waren, die ja selbst eine Nichte Sophie Charlottens war. Hier sogen sie eine an Enthusiasmus grenzende Bewunderung für die Großmutter ein. Wenn sie sich selbst ihren Namen hätte wählen können, schreibt Wilhelmine in ihren Memoiren, so hätte sie sich Charlotte genannt — und die Worte, die Friedrich der Große in der Lebensbeschreibung Friedrichs des Ersten der Großmutter widmet, zeigen, daß er selbst hier eine der Wurzeln seiner geistigen Existenz erkannte. Wenn er diese Gespräche las, mochte es ihm scheinen, als wenn Sophie Charlotte selber zu ihm spreche und ihm den Weg weise, den er zu wandeln habe.

Jeder nimmt aus der Lektüre vor allem die Eindrücke, die seiner Anlage konform sind. Friedrich fand in Telemach das Ideal des Fürstensohnes verwirklicht, nach dem er strebte. Dieser junge, gefühlvolle Prinz war ihm selbst in vielem ähnlich: leicht enthusiasmiert, die Brust voll edler Vorsätze, stets von dem Bewußtsein seiner hohen Aufgabe erfüllt, im Übermaß des Schmerzes und der Freude, wie auch er allezeit, rasch zu Tränen hingerissen. Er ist persönlich tapfer, aber die Jagd liebt er ebensowenig wie Friedrich. Er schwärmt für Musik (S. 247) und spielt selbst meisterhaft die Flöte, dasselbe Instrument, das Friedrich Wilhelm später in der Hand seines Sohnes soviel Ärger bereiten sollte. Leidenschaftlich liebt er die Bücher. In seiner Küstriner Zelle, lediglich

auf Bibel und Gesangbuch angewiesen, mochte Friedrich der Klage des gefangenen Telemach gedenken: „Glücklich diejenigen, welche gerne lesen und nicht wie ich der Lektüre beraubt sind!“ (S. 27.) Von dem Gefühl seiner fürstlichen Stellung ist der Prinz von Ithaka nicht minder durchdrungen, als es der junge Friedrich — sehr zum Mißvergnügen seines Vaters — war. „Er liebte,“ heißt es von Telemach, „alles was glänzend war und von feinem Geschmack zeugte.“ (S. 373.)

Vor allem aber haben Fénelons Anschauungen vom Beruf des Fürsten tiefe Wurzeln in Friedrich geschlagen; es führt ein gerader Weg vom Telemach zum Antimacchiavell. „Der König,“ las Friedrich am Schlusse des Buches, wo Fénelon alle seine Lehren noch einmal zusammenfaßt, „der König ist ein Sklave aller derer, denen er zu befehlen scheint. Die Autorität, die er besitzt, ist nicht sein eigen; seine Würde ist die des Gesetzes und er muß ihm gehorchen, um seinen Untertanen mit gutem Beispiel voranzugehen. Genau genommen ist er der Verteidiger der Gesetze, denen er die Herrschaft verschaffen soll. Unter allen Menschen seines Königreichs hat er am wenigsten Freiheit und Ruhe. Er muß sie dem allgemeinen Wohle aufopfern.“

Sonderbarerweise verträgt sich bei Fénelon die völlige Hingabe des Königs an die Gesamtheit mit weitgehender Bevorzugung des Geburtsadels. Niemand kann aus seiner Haut heraus; Fénelon, selbst aus höchstem Adel, wollte auch in seinem Idealstaate die strenge Abstufung der Stände nicht missen. Die erste Stelle im Staate, meint er, sollten diejenigen einnehmen, die vom ältesten und glänzendsten Adel seien; der Vorzug, den eine lange Ahnenreihe bedinge, sei unter allen dem Neide am wenigsten ausgesetzt. (S. 204). Man weiß, daß zu dem Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn auch die Vorliebe, die Friedrich von Jugend an für den Adel empfand, nicht unwesentlich beigetragen hat. Friedrich Wilhelm hat das einen törichten Bauernstolz genannt; er warf dem Sohne vor, daß er sich am liebsten mit Marquis umgeben wolle. Friedrich hat diese aristokratischen Neigungen niemals aufgegeben. Den Landesadel sorgfältig zu konservieren, ihm die höchsten Ehrenstellen im Staate einzuräumen, ist allezeit eines der vornehmsten Prinzipien seiner Regierung gewesen.

Heute sind die „Aventures de Télémaque“ nur noch ein harmloses Schulbuch, das den Leser durch seine flüssige Diktion und die echt französische Grazie, die darüber ausgegossen ist, erfreut. In den meisten Ausgaben sind die Lehren, die der weise Mentor an die Abenteuer des Prinzen von Ithaka knüpft, gestrichen oder doch wesentlich gekürzt, und wir ahnen nichts von den Empfindungen, die sie einst in der Brust zweier großer preußischer Könige angeregt haben.

Ist Tierpsychologie möglich?

Von Hans Sveistrup in Berlin

eit der Hund als wohl ältestes Haustier mit dem Menschen Lebensgemeinschaft führt, scheiden sich an ihrer Stellung zum Tiere die Menschen in zwei Gruppen, je nachdem sie dem Tiere seelisches Leben zuerkennen oder nicht. Und zwar, so kann man wohl sagen, fördert der praktische Umgang mit Tieren im allgemeinen die Bejahung der Frage, während theoretische Spekulationen häufig die Quelle ihrer Verneinung sind. Vor allem scheinen die mit religiösen Vorstellungen verknüpften Fragen der Unsterblichkeit der Seele und der Würde des Menschen das stärkste Motiv zur Ablehnung seelischen Erlebens bei Tieren zu allen Zeiten gewesen zu sein. Je volkstümlicher das Denken, um so mehr Glaube an die Tierseele; Bauern, Fuhrleute, Jäger, Tierbändiger und bodenständige Dichter huldigen ihm. Die Gelehrsamkeit der Studierstube aber hat tausend Gründe aufgespürt, ihn als Aberglauben zu brandmarken.

Die neueste Zeit, die durch Kants Belehrung vorsichtiger geworden ist mit Aussagen über die Existenz von Dingen und Eigenschaften, hat dem alten Zwist eine moderne Formulierung gegeben, indem sie nun fragt: „Ist Tierpsychologie möglich oder nicht? Möglich als exakte Wissenschaft? Wie Kant die Frage nach dem Wesen des Seins verwandelte in die nach dem Wesen unserer Erkenntnis, so ist aus der Frage nach der Seele des Tieres in den ernster interessierten Kreisen die nach der Möglichkeit der Tierpsychologie und ihrem Wesen geworden und damit das ganze Problem von der Theorie der Wissenschaft selber abhängig gemacht. Aber wiederum dieselbe Erscheinung wie früher: die Tierliebhaber, wie von Osten und Krall, glauben die Möglichkeit der Tierpsychologie nicht nur bejahen zu können, sondern auch durch das Faktum einer solchen Wissenschaft erwiesen; gelehrte Psychologen aber, wie Pfungst, halten alle psychologischen Annahmen bei Tieren zum mindesten solange für unzulässig, als man mit anderen Erklärungen, etwa physiologischen auskomme;

und ein Mann wie Max Verworn gar bestreitet aus erkenntnis-theoretischen Erwägungen die Möglichkeit und Zulässigkeit von Tierpsychologie für alle Zeit.

Die reinen Wissenschaften wie Logik und Mathematik seien ihrem Wesen und ihrer Begründung nach hier dahingestellt, machen wir uns aber den Erkenntnisvorgang der Erfahrungswissenschaften kurz klar, indem wir voraussetzen wollen, die Existenz der Außenwelt sei von der Erkenntnistheorie zureichend erwiesen. Die Dinge zu erkennen, das wäre also die Aufgabe der Einzelwissenschaften. Was ist der Stein, den ich vor mir sehe? Wenn ich nicht wissen will, was er für mich ist, etwa, daß ich ihn weiß sehe, während ein anderer ihn von der Schattenseite her grau sieht, sondern was er für sich, an sich selber ist, so wäre es sicherlich das beste, ich würde für einen Augenblick einmal der Stein, dann würde ich wissen, was er sich selber ist. Diesen tiefen Gedanken der wahren Erkenntnis als einer Einswerdung von Subjekt und Objekt hatte die Mystik, vor allem in Absicht der Erkenntnis Gottes, im Auge; das etwa meinte sie mit ihren Begriffen der Intuition, des Schauens, des Ertrinkens und Aufgehens des Ichs in Gott. Aber wie dieser solcher Erkenntnis durch seine Unendlichkeit eine unlösliche Aufgabe stellte, so türmt sich dort die große Schwierigkeit mit der Frage, ob wir der Stein werden sollen mit unserem Bewußtsein oder ohne dies; das eine zerstört den Stein eben in seinem reinen Eigensinn, das andere die Rettung eben der beabsichtigten Erkenntnis in das vor und nach dem Verschmelzungsakte selbständige erkennende Subjekt. Der Gedanke mystischer Erkenntnis hebt sich selber auf, weil er das zu jeglicher Erkenntnis notwendige Gegensatzpaar Subjekt und Objekt eben als solches aufhebt. Diese Gedanken sind nicht so müßig, wie sie scheinen, man muß sie einmal durchdenken, um viel Licht auf die tatsächliche Wesensart unserer Erfahrungserkenntnis fallen zu sehen, und sie werden uns weiterhin vor einem schweren Fehler in der Fassung der Aufgabe der Tierpsychologie bewahren.

Erkenntnisse also finden wir nur möglich von erkannten Gegenständen als Gegenständen einer Erkenntnis, für ein erkennendes Subjekt, d. h. als Erkenntnisse von Erscheinungen. Unsere Erkenntnisse sprechen sich in Urteilen aus, welche die erfahrenen Erscheinungen einem gesetzten Dinge, das an sich nie erfahren wird noch werden kann, als Eigenschaften zuordnen, womit zugleich die Erscheinungen untereinander in eine Ordnung gebracht werden. Mag diesen Trägern der Erscheinungen erkenntnistheoretische Realität zu- oder abgesprochen werden, im Erkenntnisvorgang sind sie logisch als gedachte Gebilde charakterisiert, als den Erscheinungen zugrunde liegende Substanzen. So laufen wir in unserem empirischen Erkennen mit unseren Urteilen gleichsam fortgesetzt um das, was wir erkennen wollen, herum, beschauen es von allen Seiten und fassen es doch nie selber, wofern uns nicht die Erkenntniskritik noch andere Mittel zum Vordringen durch das Verhau der Erscheinungen an die Hand gibt, eine Frage, die aber außerhalb der impirischen Wissenschaften liegt.

Was tut und leistet nun solche empirische Erkenntnis? Sie ordnet die Erscheinungen, sie bringt sie in ein System, sie bewirkt in der chaotischen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen Einheit. Wir nennen eine Mannigfaltigkeit von Naturerscheinungen begriffen, wenn wir sie einheitlich geordnet haben, so daß im Gefolge das Prinzip dieses Ordnungssystems uns in den Stand setzt, zukünftige Erscheinungen zu berechnen; dies ist die Leistung empirischer Erkenntnis. Wie ich nun aber eine gegebene Punktmenge auf mancherlei Weise ordnen kann, so ist auch eine vielfältige verschiedene Ordnung der Erscheinungen denkbar; aber nicht alle möglichen Ordnungssysteme werden vielleicht das leisten, uns in den Stand zu setzen, die Abfolge der Erscheinungen, wie sie sich nach einem ihnen innewohnenden Ordnungstyp vollzieht, zu berechnen. Hier greift das Auswahlprinzip unter den möglichen Systemen der Anordnung mit seiner Leistung ein und wählt meinetwegen aus allen möglichen Geometrien durch Annahme der euklidischen Axiome die dreidimensionale als die logisch und biologisch bequemste aus. Nur wähne man jetzt nicht, aus der Erfüllung dieser Leistung schließen zu können auf eine Identität mit jener phänomenalen Ordnung, denn die Übereinstimmung könnte Zufall sein, und es wäre erstens nicht ausgeschlossen, daß es mehrere Systeme dieser Leistung gibt, und zweitens brauchte jene phänomenale Ordnung überhaupt keineswegs logisch im Sinne unserer an ganz bestimmten Grundsätzen orientierten Logik eines Bewußtseins zu sein.

Was bedeutet nun diese Einsicht in das Wesen der empirischen Erkenntnis für die Tierpsychologie?

Sie bedeutet, daß es zunächst einmal nicht die Aufgabe der Tierpsychologie sein kann, Aussagen zu machen über das, was das Tier subjektiv erlebt. Wenn Verworn Tierpsychologie deshalb für unmöglich erklärt, weil es von vornherein ausgeschlossen ist, die subjektiven Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle eines fremden Individuums als solche selbst subjektiv wahrzunehmen, da das Wesen des Subjektiven eben darin liege, spezifisches Erlebnis des Subjektes zu sein, so liegt darin eine ganz unmögliche Anforderung an wissenschaftliche Psychologie, indem im Grunde jener oben dargelegte Erkenntnisbegriff der Mystik hier für die Psychologie, wenn auch unklar, postuliert wird. In diesem Sinne ist auch eine allgemeine anthropologische Psychologie nicht möglich, sondern höchstens eine solipsistische, denn auch das seelische Erleben der anderen Menschen ist jedem einzelnen schlechthin transzendent und unerfahrbar. Auch Pearson macht für die Psychologie dieselbe falsche Voraussetzung, wenn er jene Einswerdung von Subjekt und Objekt dadurch herbeizuführen vorschlägt, daß man sich ja eine Verbindung zwischen den Leitungsbahnen unseres eigenen und eines fremden Gehirns hergestellt denken könne, die uns so in den Stand setzte, die fremden Empfindungen direkt wahrzunehmen. Dagegen bemerkt Hans Cornelius richtig, daß, was wir in diesem Falle wahrnehmen würden, doch stets eben nur unsere Wahrnehmung sein würde, zugehörig zu unserem Bewußtseinsverlauf, aber nicht zu dem eines anderen. Aber was besagt auch eigentlich die Forde-

rung, die Psychologie solle über das subjektive Erleben anderer Wesen Kunde geben? Sie besagt, daß zur Psychologie als Wissenschaft die Erkenntnis einer fremden Seele in ihrem Eigensein, unabhängig davon, daß sie Gegenstand einer Erkenntnis ist, nötig sei. Was Verworn von der Tierpsychologie fordert, würde allgemein heißen: die Erkenntnis der Gegenstände der Erkenntnis — unabhängig von der Erkenntnis, in ihrem Eigensein, ihrem Fürsichsein, die Erkenntnis eines Dinges an sich fordern. Das ist natürlich unerfüllbar, und vor dieser eben widerspruchshaltigen Forderung halten weder Physik noch Chemie, weder Philologie noch Geschichte, noch überhaupt, wie wir sahen, empirische Wissenschaften stand, denn auch sie geben keine Erkenntnisse von Objekten in deren Eigensein.

Wie also alle Erfahrungswissenschaften nur möglich sind als Wissenschaften von Erscheinungen, so dürfen wir auch von der Menschen- und Tierpsychologie nicht mehr verlangen als von diesen. Demnach muß die Antwort auf die Frage: Wie ist Tierpsychologie möglich? lauten: Phänomenal, als Wissenschaft von Erscheinungen, denn man kann keine Erkenntnisse von einem Objekt erwarten anders als eben von einem Objekt, als Gegenstand einer Erfahrung, d. h. als Erscheinung. Wenn es also Tierpsychologie und anthropologische Psychologie im Sinne Verworns einfach deshalb nicht geben kann, weil es keine extrasubjektive psychische Erscheinungen als Gegenstände möglicher Erfahrung gibt, so ist wohl aber Menschen- und Tierpsychologie möglich wie irgendeine Naturwissenschaft möglich ist, und zwar deshalb, weil Naturwissenschaft und Psychologie nur Deutungsarten derselben Phänomene sind, und zwar die Psychologie nach der Analogie subjektiver Erlebniserfahrung.

Wie nun ein Detektiv das Seelenleben eines Verbrechers, den er sucht, konstruiert nach Analogie seiner eigenen Innenwelt und ihn auf Grund eines angenommenen möglichen Motivs an einem anderen Orte findet, wo er ihn dingfest machen kann, so ist mit diesem Effekt noch gar nicht gesagt, ob das betreffende fingierte Motiv faktisch das Wirksame war, ist auch ganz gleichgültig in Ansehung des erreichten Zweckes; der Effekt wurde mit Hilfe eines konstruierten Seelenprozesses möglich, so wie mit Hilfe der Gravitationsformel die Berechnung der Himmelserscheinungen möglich ist. Und so mit der Tierpsychologie: sie ist als Wissenschaft nicht undenkbar, nicht in dem Sinne, daß sie uns sagt, was das Tier an sich erlebt, aber in dem Sinne, daß sie durch eine Seelenkonstruktion, die sich der psychologischen Ausdrücke unserer Erlebniswelt oder eigener Symbole bedienen mag, erlaubt die Handlungen der Tiere (von Tierarten und -individuen) in ein System zu bringen, und damit berechenbar zu machen. „Oder eigener Symbole" sage ich, nicht als ob ich die praktische Ausführung dieses Gedankens vorschlagen möchte, sondern zur Charakterisierung der logischen Funktion der psychologischen Ausdrücke.

Nicht, daß die Elberfelder Pferde Wurzeln ausgezogen hätten in dem Sinne wie sich in uns der psychologische Prozeß des arithmetischen Wurzelausziehens

vollzieht, behauptet solche wissenschaftliche Tierpsychologie, das ist etwas, worüber der Wissenschaft keine Aussage zustehen kann; sondern daß die erscheinenden Handlungen der Tiere, also das Treten mit den Hufen, berechenbar und begreiflich werden, wenn wir sie auffassen, als ob die Tiere in dem Sinne wie wir die Aufgaben durch Wurzelziehen gelöst hätten. Hier haben wir einen Fall, wo die von Vaihinger vertretene Philosophie des Als Ob mit Erfolg zur Lösung eines Problems herangezogen werden kann; das Maß ihrer Tragweite ist in den obigen Darlegungen gegeben.

Was nun die Exaktheit solcher Tierpsychologie anbetrifft, so ist mit der Spannungsweite der biologischen Verwandtschaft zwischen irgendeiner Tierart und den Menschen, erkennbar etwa am anatomischen Bau des Zentralnervensystems usw., als Maßstab der Wahrscheinlichkeit des wirklichen Zutreffens solcher Psychologie nichts anzufangen, da diese Wahrscheinlichkeit sich der mathematischen Berechnung entzieht; wohl aber gibt uns das Experiment, das unter bestimmten Bedingungen bestimmte Handlungen von Tieren erwartet und mehr oder weniger genau eintreten sieht (z. B. Häufigkeit des Versagens), einen Prüfstein für die Sicherheit eines psychologischen Ordnungssystems, die sich damit auch der mathematischen Fehlerberechnung stellt.

Der Name Psychologie ist für eine so aufgefaßte Tierpsychologie nicht irreführender als bei der allgemeinen Menschenpsychologie, die durchaus nicht anders verfährt. In diesem Sinne also ist Tierpsychologie nicht nur möglich, sondern sogar exakter Wissenschaftlichkeit fähig; und so scheinen nur die gewiß noch sehr unzulänglichen Versuche von Tierpsychologie Nachsicht, Aufmerksamkeit und Förderung zu verdienen.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Fünfzehnte Fortsetzung)

So rasch ihn seine alten Beine trugen, rannte Maddis durch die Nacht. „Zwei Stunden fahre ich die Chaussee lang“ murmelte er mit bebenden Lippen. „Über die Felder schneide ich ab. Wenn ichs nur schaffe! Wenn ichs nur schaffe! Mein Gott, auf den Armen hab ich ihn getragen, den Herrn Paul. Nun werden sie ihn erschießen. Nichts hat er ihnen getan, gut ist er — seelengut. Und der Herr Baron auch. Hat telegraphiert: Gebt ihnen die zwanzig Kopeken. Jetzt kommen sie und reißen ihn aus dem Wagen, die Satansbrüder . . .“

Er lief den langgestreckten Acker hinab, auf dem schon der Winterroggen grünte. Es war Nacht geworden. Auf der Höhe blieb er stehen und holte Atem. Da trug ihm der Wind einen brandigen Geruch zu. Er wandte sich um und sah hinter dem Wald, den er eben durchquert hatte, eine Feuergarbe gen Himmel steigen.

„Das ist Borküll!“ jammerte er und fiel in die Knie. Er faltete die Hände und schickte ein Stoßgebet zum Himmel.

Dann sprang er auf und lief noch eiliger das Feld hinab bis zum Bach. Ohne langes Besinnen watete er durch das immer noch ziemlich hochstehende Wasser.

Er kam an dem Schober vorbei, wo in der Nacht vorher der rote Reiter gestorben war, und endlich sah er Sternburgs breit lagernde Gehöfte vor sich. Hinter ihnen färbte gleichfalls ein Feuerschein den Himmel: „Die ganze Welt brennt. Recht so! Wenn Borküll hin ist — soll alles brennen!“

So sprach der Alte im Rennen, und die Tränen rollten ihm über den Bart. Aber Sternburg stand fest und unberührt. Das Hoftor war noch nicht geschlossen, und aus den Ställen vernahm Maddis die friedlichen Geräusche eines gewöhnlichen Werktages. Er dachte dabei an Borküll, und das Herz tat ihm weh.

Fast zusammenbrechend vor Erschöpfung langte er im Herrenhaus an. Der Flur war dunkel, doch aus der angelehnten Saaltür strahlte Kerzenschein. Eine tiefe Ruhe herrschte und verschloß auch Maddis den Mund.

Er schob seinen Kopf vorsichtig durch die Tür und lugte in den Saal. In seiner Mitte war die Leiche des Försters aufgebahrt. In hohen Kandelabern brannten viele Lichter zu beiden Seiten und strahlten über eine Fülle grüner Pflanzen und bunter Blumen. Evi schien es immer noch nicht genug. Einen mit Astern gefüllten Korb neben sich, stand sie und schmückte die Bahre. In ihrem langen schwarzen Kleid und ihrem bleichen Gesicht sah sie um viele Jahre älter aus.

Erst als Maddis sich räusperte, blickte sie auf, so war sie in ihre Arbeit versunken.

„Gnädiges Fräulein Evi," er kam mit flehend ausgestreckten Armen näher: „Alles aus bei uns: Borküll brennt, Barone gefangen, vielleicht schon tot . ."

Evi strich sich über die Stirn, als erwachte sie aus einem Traum. Dann ließ sie die Blumen fallen. Die Not der Stunde rüttelte sie auf.

„Borküll brennt? Die Barone sind tot?" Sie lief ins Nebenzimmer und rief: „Edith, Ebba! Kommt schnell!"

Die Fragen der drei Schwestern überstürzten sich, und ehe der alte Maddis noch zur Besinnung kam, hatten sie für ihn gehandelt:

„Ich hole sie!" Edith flog in den Stall, wo mehrere Pferde gesattelt standen und sprengte nach wenigen Minuten vom Hof.

Ebba rang die Hände: „Nun müssen sie gerade alle fort sein: der Vater, die Junker, die Dragoner. Es brennt an der Rosenhofer Grenze. Der ganze Forst ist in Gefahr, wenn der Wind umschlägt. Sie hauen Bäume um und werfen Gräben auf. Aber sagt doch, Maddis — sprich doch — wo war Wolff Joachim, als ihr wegfuhrt? Er hat sich sicher gerettet . . .?"

„Ach Freileinchen, wenn er man hat können. . . ." Der Alte heulte in sein Taschentuch hinein.

„Maddis!" Ebba faßte ihn beim Arm. „Du mußt mit mir kommen — wir reiten sofort. Vielleicht ist es noch nicht zu spät!"

Damit zog sie den Alten die Treppe hinunter in den Stall.

„Nicht erst den Damensattel!" rief sie dem Knecht zu. „Hilf Maddis lieber!" Und entschlossen schwang sie sich aufs Pferd.

Wie eine Amazone saß sie im Sattel und nie in ihrem Leben hatte sie so schön ausgesehen, wie jetzt, da die Liebe all ihr Leid und alle Gefahr vergessen ließ.

Beim Borküller Krug wurde Maddis von zwei Junkern überholt. Er hing mehr auf dem Pferd, als daß er ritt.

„Is längst dort!" stammelte er auf Burkhards erregte Frage nach Ebba und wies in die Richtung des Feuerscheins. Sie sprengten weiter.

Edith voran näherten sich die anderen Junker. Dem jungen Mädchen klangen noch die zornigen Worten des Vaters im Ohr: „Seid ihr von Sinnen? Soll ich alle meine Kinder verlieren?" Zum erstenmal kam ihr eine Ahnung, welcher Sinn in diesen Worten verborgen lag. Die Dragoner waren die letzten.

Sie hatten einen schweren Arbeitstag hinter sich. Zum Kämpfen waren sie beordert, statt dessen hatten sie heute zum Spaten und zur Axt greifen müssen. Das neue Abenteuer gab den Ermüdeten frischen Mut.

Gleich hinter dem Krug zeigten sich die ersten Spuren des Ereignisses: Bauern führten allerlei Vieh am Strick, rannten hinter scheu gewordenen und durchgehenden Pferden her oder trieben ganze Rudel von Schafen die Landstraße entlang.

Der Wind hatte die Flammen erst auf den Wirtschaftshof und dann ins Dorf getragen. Die strohgedeckten Holzhütten brannten nieder wie Zunder.

Wer ein schlechtes Gewissen hatte, blieb ängstlich stehen, als die Dragoner auftauchten, oder verschwand im Walde. Aber weder die Junker noch die Soldaten achteten auf die Vorüberziehenden, sondern trabten weiter.

Neben den verglimmenden Mauerresten standen die Weiber und die Kinder der Hofleute und jammerten laut. Sie stoben schreiend auseinander, als die Reiter heransprengten und streckten beschwörend ihre Hände aus:

„Wir sind nicht schuld — wir waren nicht dabei!"

Irgendwo hinter dem Haus, im Garten, oder noch weiter auf dem Feld draußen in den Strohschobern hatten sie ihre Männer versteckt. Wie die Säcke hatten sie die Berauschten von der Brandstätte schleifen müssen.

Aber manche lagen noch da, von stürzendem Gebälk getroffen, halb tot oder immer noch sinnlos vor Trunkenheit. Das waren die Fremden, um deren Schicksal niemand zitterte, und von denen man nicht wußte, woher sie gekommen waren. Auf sie wiesen die Weiber und schrien: „Die sind schuld an allem!"

Sie sahen haßerfüllt zu, wie sie gefesselt wurden.

Die Brennerei stand unversehrt. Man hatte Wolff Joachim ins Kontor getragen und dort auf Stroh gebettet. Er stöhnte vor Schmerz, denn an der Stelle des Ohres klaffte eine tiefe Wunde. Es war bis auf die Wurzel ausgerissen.

Baron Alexander hatte Ebba auf Zehenspitzen an das Schmerzenslager geführt. Sie sah das fremde Mädchen sich um den geliebten Mann bemühen und hörte es leise zu ihm sprechen: „Ich bin ja hier — deine Lolja!" Sie streichelte ihm die Hand, die nach ihr tastete — sie beugte sich über seine Augen und küßte sie.

Erbleichend war Ebba in der Tür stehengeblieben: „Wer ist das?" hauchte sie tonlos. Der alte Baron legte den Finger an die Lippen und zog Ebba vorsichtig zurück.

„Ich weiß es nicht! Aber ist sie nicht fabelhaft schön? Wir sahen sie mittags in Charlottenhof. Sie ist zu Fuß gegangen. Und hier fand ich sie wieder — eine Madonna ist sie, ein göttliches Wunder, und zur rechten Zeit ist sie gekommen . . ."

Ebba ahnte, wer es war. Lolja war der Name, den Wolff Joachim gestern am Telephon genannt hatte. Mit dem Scharfsinn der Eifersucht ent-

wirrte sie in diesem Augenblick alle Einzelheiten, die ihr gestern unklar geblieben waren.

Der Roman war zum Leben geworden: als Bauernmädchen verkleidet hatte die Frau, durch die sich Ebba aus dem Herzen des geliebten Mannes verdrängt wußte, den Weg zu ihm gefunden — trotz Nacht und Fremde, trotz Brand und Mord, geleitet von der gleichen Macht, unter deren Zwang sich Ebba selbst aufs Pferd geschwungen hatte.

Wahrhaftig: wie ein rettender Engel war sie erschienen. Und vor dieser Tatsache fühlte das junge Mädchen seinen Haß an Glut, seine Enttäuschung an Bitternis verlieren.

Wenn auch die Eifersucht noch an ihr zehrte, so gab sie sich doch nicht in ohnmächtigem Neide kund, sondern löste jenes mütterliche Empfinden aus, das in jeder echten Liebe enthalten ist. Ein Wetteifer, zu helfen, packte sie. Hilfe tat not. Jedes andere Gefühl mußte hinter dieser Forderung zurücktreten.

Liebe allein, mag sie noch so groß und heiß sein, kann ein Wundfieber nicht verhüten. Der Unterricht, den Ebba bei Doktor Schlosser in der Krankenpflege genommen hatte, bewährte sich jetzt nicht zum erstenmal. Aber noch niemals gleich segensreich.

Von den Strapazen und Qualen der letzten Stunden waren Loljas Kräfte längst erschöpft. Auch war sie unerfahren in allen praktischen Dingen.

Ebba ließ sich laues Wasser und reine Leinewand besorgen und näherte sich dem Schmerzenslager Wolff Joachims mit leiser Frage: „Darf ich helfen?"

Ein dankbarer Blick war Antwort genug. Ohne weiteres räumte Lolja dem fremden jungen Mädchen ihren Platz ein. Die übermenschliche Anspannung ihrer Nerven löste sich jetzt und bevor noch Ebba ihre Kunst an dem Verwundeten betätigen konnte, hatte sie sich der ohnmächtig Zusammenbrechenden anzunehmen.

Nun lag das Paar in demselben Raum und Ebba ging unermüdlich von einem zum anderen. Hier rieb sie Stirn und Schläfen mit Branntwein, dort wusch sie mit kundiger Hand vorsichtig die böse Wunde aus.

Wolff Joachim hatte sie erkannt, und unter ihrem stillen Walten kam ein köstliches Gefühl der Geborgenheit über ihn. Ein mattes Lächeln flog über sein bleiches Gesicht. Er versuchte sich durch Handbewegungen zu verständigen, die zu Lolja hinüberdeuteten. Eine flehende Bitte sprach daraus und wurde verstanden.

„Ich weiß alles! Sie können beruhigt sein, Wolff Joachim. Lolja schläft. Es wird für sie gesorgt."

Übermannt von großer Schwäche, einer Folge des starken Blutverlustes, fiel der Verwundete jetzt in einen tiefen Schlaf. So fand ihn Doktor Schlosser.

„Gut gemacht, Baroneß!" sagte er, als er sich den Verband ansah. „Jetzt wollen wir ihn ruhig schlafen lassen. Aber nun sagen Sie bloß, Herr von der Borke, wie ist Ihr Sohn zu der Verwundung gekommen?"

Baron Alexander hatte aus dem Munde eines der Betrunkenen soviel über die Vorgänge in Erfahrung gebracht, um sich die grausigen Einzelheiten vorstellen zu können.

Der Mann war immer noch im Rausche und lallte Maddis seine triumphierenden Worte ins Gesicht, als spräche er mit einem seiner Kumpane.

„Kurat! Mensch — hat der gequieckt! Zuerst hat er kein Wort gesagt. Alles was wahr is — nich mit der Wimper hat er gezuckt, als wir ihn mit der Klinge die Nase kitzelten. Aber dann gings ihm doch über den Appetit. So 'n breiten Kopp hatte der Nagel! Bum, bum machte der Hammer, da hat das Barönchen auf einmal die Sprache wiedergefunden: „Oh — uh — ih" hat er geschrien . . ."

Maddis fragte: „Hast du das selbst gemacht oder wer war noch dabei?"

„Hah — das ham mer schon oft gemacht. Aber auf Wrangelshof, da wars erst fein. Da is so 'n Kerl Verwalter, mit so 'n langen adligen Namen, hat die Leute kujoniert und geplagt! Na — das Aas ham wer uns gelangt. Angeschirrt ham wirn wie 'n Ochsen und ham 'n vor die Egge gespannt. Mit Hü und Hott gings auf den Acker und die Peitsche ham wir ihm um die Lenden gehauen. Kannst dir denken: der hat was Blut geschwitzt . . ."

Der Spitzbube wollte sich ausschütten vor Lachen, als er Maddis von seinen Heldentaten erzählte.

Er sah nicht, daß hinter ihnen die Junker standen und die Dragoner, und ahnte nicht, daß er sich mit seiner Prahlerei selbst den Strick drehte.

„Du Schuft!" dachte Maddis. „Du bist ja kein Este — ein ganz gemeiner Mörder bist du. Den Jungherrn hast du gemartert — man weiß nicht, ob er mit dem Leben davonkommt. Wir sollten dich auch am Ohr aufhängen, du Hund, aber warte, wir kriegen dich . . ."

Er fragte weiter und tat so, als sei er ein Gesinnungsgenosse. Ganz Rächer war er, und sein altes treues Herz zuckte vor Schmerz und Empörung, so oft er aus dem Kontor das Stöhnen des Verwundeten hörte. „Na — und was wirst du nun machen?"

„Hoh — jetzt gehts erst los. Da — sieh hin: wo ist Schloß Borkül? Alle Barone müssen so ausgeräuchert werden. In Petersburg sind sie auch schon an der Arbeit. Der Zar selbst muß dran glauben . . ."

Weiter kam er nicht. Seine letzten Worte ließen es dem Dragoneroffizier geraten erscheinen, ihm ein für allemal den Mund zu stopfen.

Der Este hatte nicht lange Zeit, sich zu verwundern. Kaum daß er überrascht und verständnislos seine Augen aufriß, als die Soldaten aus dem Dunkel vor ihn hintraten — da wurde ihm auch schon der Sack über den Kopf gestülpt, das Armesünderkleid, mit dem das Standgericht dem Delinquenten barmherzig die letzten schweren Augenblicke verhüllte.

Ein kurzer Schrei aus dem Parke war das einzige Zeichen, daß hier der Gerechtigkeit Genüge getan wurde. Im Laufe der Nacht folgten noch

weitere Exempel, und unter den Dorfbewohnern verbreiteten sich Angst und Schrecken.

Da war es Paul von der Borke, der ihnen zum Retter wurde. Er hatte unter den Weibern seine alte Amme Mali bemerkt, die Frau des Buschwächters Djason, und ihr Jammern hatte sein Herz gerührt.

„Sie werden unsere Männer finden und werden alle aufhängen: Jungherr, helfen Sie uns. Keiner von ihnen hat brennen wollen, aber die Kerls haben ihnen die Gewehre vorgehalten, daß sie mitlaufen mußten. Sie haben nichts getan als gesoffen, wahrhaftigen Gott nicht, Jungherr. Und keine Ahnung haben sie gehabt von all den furchtbaren Sachen!"

Der Dragoneroffizier war ein verständiger Mann. Er ließ die Dorfleute zusammenrufen und hielt ihnen angesichts seiner waffenstarrenden Truppe eine kurze Rede, die Paul von der Borke übersetzte:

„Ihr habt gesehen, daß des Zaren Macht mit jeder frechen Anmaßung bald fertig wird. Das beweisen euch die Leiber der Gehängten drüben im Park. Verschließt darum eure Ohren gegen neue Verhetzungen, helft gutmachen und aufbauen, was die da drüben zerstört haben!"

Aber erst nachdem die Dragoner bis auf die Wachen nach dem Krug abgezogen waren, wagten sich die Männer aus ihren Verstecken hervor. Mit der Mütze in der Hand und tiefen Bücklingen traten sie zu den Baronen und versicherten mit vielen Worten, daß sie die Treue selber wären.

Es fügte sich von selbst, daß sie vor allem Paul von der Borke Vertrauen entgegenbrachten. Mali hatte sein Loblied gesungen und sich nicht genug tun können, von seinem guten Herzen zu erzählen: „Ohne ihn hingt ihr jetzt auch am Baum, und wüßtet nicht wie!"

Es gab noch manches zu retten. Verängstetes Vieh lief massenweise in Park und Wald umher und brüllte gegen Morgen nach dem gewohnten Futter. Da stellte Edith tatkräftig ihre Hilfe zur Verfügung, und Seite an Seite mit dem so plötzlich aus seiner stillen Welt verschlagenen Gelehrten brachte sie, so gut es gehen wollte, Ordnung in diese grauenhafte Verwirrung.

Der heraufdämmernde Morgen sah ein eigentümliches Bild. Wie eine Schar Auswanderer, die sich mit dürftiger Habe dem Hafen zuwenden, von dem aus sie ihre Reise in die neue Welt antreten, zogen die obdachlosen Hofleute und Dörfler die Straße nach Sternburg entlang.

Es war bitterlich kalt geworden — auf Feldern und Bäumen lag Reif. Hier tat rasche Hilfe not.

Im Schritt ließen die Junker ihre ermüdeten Pferde dahintrotten, und auch die Kutsche mit Baron Alexander und den beiden Kranken fuhr vorsichtig ihren Weg.

Nur Paul und Edith blieben mit einigen Knechten und Mägden auf der Brandstätte zurück. In dem Anbau der Brennerei, wo Verwalter Kirsch sein Quartier gehabt hatte, richteten sie sich häuslich ein. Ein kräftiger Kaffee wurde gekocht und schwarzes Brot wurde herbeigeschafft.

„Sie kommen aufs Sofa“ verlangte Edith, „Sie habens am nötigsten, Paul! Was haben Sie nicht alles durchgemacht: erst die lange Reise ohne Aufenthalt, dann Überfall und Gefangenschaft. Und hier erst dieser Schrecken!“

„Und Sie, Edith? Vorgestern eine Schlacht, ein Toter im Hause, dann Waldbrand und nun hier ein stundenlanges Samariterwerk . . .“

So überboten sie sich in gegenseitiger Bewunderung und Fürsorge.

„Es bleibt nichts übrig, als daß wir uns beide aufs Sofa setzen,“ sagte schließlich Edith und lehnte sich wohlig in das alte Leder zurück.

So saßen sie, jeder in seiner Ecke. Kirschs verbeulte Messingkanne dampfte vor ihnen auf der rissigen Wachstuchdecke, und im Schein der Petroleumlampe leuchtete das derbe Bauerngeschirr in grellen Farben.

Edith lachte auf. Sie hatte den Spruch ihrer Tasse entziffert und schob sie zu Paul hinüber: „Das paßt besser für Sie, Vetter:

Zu schonen deinen schönen Bart,
Nimm diese Tasse eigner Art!“

las sie vor. Es war eine altmodische Schale mit einem sogenannten Bartschutz.

„Dann tauschen wir!“ sagte Paul, von Ediths guter Laune angesteckt. Im Hinüberschieben erst buchstabierte er den Spruch, der in verschnörkelten Goldlettern auf den Tassenkopf gemalt war: „Mein — Herz — ist — dein!“ und plötzlich wurde er rot vor Verlegenheit und, um sie zu verbergen, griff er hastig nach der Kaffeekanne. Mit der gleichen Bewegung wollte Edith ihre Verwirrung verdecken. Ihre Hände stießen zusammen, fuhren auseinander, die Kaffeekanne kippte, die Hände griffen danach, retteten die Bedrohte und — blieben beieinander.

„Das haben Sie wieder mal gutgemacht, Kamerad!“ sagte Paul von der Borke und wußte mit einem Male ein besseres Mittel, seine Röte zu verbergen. Er beugte sich über die Hand, die er hielt und küßte sie lange. Als er wieder aufblickte, sah er in zwei lachende Augen:

„Kamerad — und Sie?“

„Im Herzen längst — Du!“ sagte Paul und zog Edith in seine Arme.

(Fortsetzung folgt)

Das neue Kunſthaus in Stuttgart und ſeine erſte Ausſtellung

Die Stuttgarter Künſtlerſchaft will in Zukunft mit regelmäßig wiederkehrenden Ausſtellungen ſelbſtändig hervortreten. In hochherziger Freigebigkeit hat König Wilhelm der Zweite von Württemberg ihr ein dauerndes Heim errichten laſſen, das dieſer Abſicht die vornehmſte Verwirklichung ſichert. Theodor Fiſcher wurde der Bau anvertraut, und er hatte für die künſtleriſche Löſung der Aufgabe völlig freie Hand. Das bedeutete eine nachträgliche ehrende Anerkennung ſeines Schaffens an der Stätte, wo er faſt ein Jahrzehnt gewirkt hatte, ohne daß er an einem hervorragenden öffentlichen Bauwerk ſeine Kräfte hätte bewähren können.

Es war nur natürlich, daß auf dem Platze des früheren Hoftheaters und des noch älteren, in den ſpäteren Bau zum Teil einfach hineingenommenen neuen Luſthauſes wiederum ein Haus errichtet wurde, das der Kunſtpflege und vornehmer Geſelligkeit Raum bieten ſollte. Und dadurch, daß der Baugrund, den das Krongut hergab, an den Schloßplatz grenzt und ſich vor den Schloßgarten legt, der ſchon die würdigen Bauten der beiden neuen Theater aufgenommen hat, iſt auch die Pflegeſtätte der bildenden Künſte der Gegenwart ſchon nach außen hin beſonders herausgehoben und in den Mittelpunkt der Reſidenz und der Stadt gerückt. Gerade dieſer bevorzugte Bauplatz aber ſtellte den Architekten auch vor eine außerordentliche Aufgabe. Vor dem breit hingelegten Barockbau des Schloſſes dehnt ſich der weite grüne Königsplatz aus. Bauten verſchiedener Jahrhunderte haben aus ihm einen architekturumſchloſſenen Freiraum geformt. Nun galt es, die durch den Brand des Theaters entſtandene Lücke zu ſchließen und die Seitenwand des Platzes wieder bis an den hier vorſpringenden Flügel der Reſidenz heranzuführen. Wenn einer, ſo iſt Theodor Fiſcher davon durchdrungen, daß die Einfühlung in die örtlichen Umſtände und die Unterordnung unter die gegebene architektoniſche Situation das erſte Geſetz baukünſtleriſchen Schaffens iſt. So hat er denn auch in ſeinem Kunſthaus einzig das erſtrebt, was gerade dieſe Umgebung verlangt; der beſondere Rhythmus des neuen Bauwerkes wird maßgebend mitbeſtimmt durch den Formenkomplex, in den es ſich einfügen ſoll. Und doch iſt aus ſolcher Selbſtverleugnung eine architektoniſche Schöpfung von klarem und eindrucksvollem Eigenleben erwachſen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vor allem kam es dem Architekten darauf an, mit dem architektonischen Schlußgliede, das er der Platzwand einzufügen hatte, zu dem schlicht vornehmen Schloßbau überzuleiten und ihm doch nicht aufdringlich nahezurücken. Diese Aufgabe ist aufs glücklichste gelöst durch eine gewölbte Halle mit schlanken Säulen, über die sich weite Bogen hinschwingen. Dadurch ist freier Luftraum gewonnen und dem Ganzen des Platzes ein köstlich gestalteter Gehraum angegliedert. Das breitflächige Dach des Vorbaues hält sich dem Schloß gegenüber in angemessenem Höhenabstand, und erst hinter der ruhigen Kalksteinwand der Halle beginnt die Baumasse sich zu entwickeln. Doppelt erfreulich wirkt die feine Schlichtheit dieses Vorraumes neben dem protzigen, hochherrschaftlichen Etagenhausbarock des Olgabaues, und sehr anziehend öffnen sich die zierlichen Wölbungsbogen dem Blick, wenn man etwa von der anderen Seite des Platzes her, am Ehrenhof der Residenz entlang, auf das Kunsthaus zukommt.

Daß aber das Gebäude sich doch in kräftigem Ebenmaß in seiner Umgebung behaupten kann, dafür sorgt die äußere Gestaltung des Hauptraumes. Er ist nach dem Schloßgarten hin zurückgeschoben, die hallenartigen Vorräume, die zu ihm hinführen, schließen sich um einen kleinen Brunnenhof von einfachen, klarabgewogenen Formen, und dahinter wölbt sich dann ein Kuppeldach, dem eine aus schräg eingebauten Fenstern und strahlenartig angeordneten Zwischenwänden gefügte Laterne aufgesetzt ist. Ihre flache Kupferhaube bekrönt ein vergoldeter Hirsch, dem L. Habichs Hand Leichtigkeit und Lebendigkeit gegeben hat. Der von einer Galerie umzogene Aufsatz der Kuppel bringt die Gesamterscheinung des Baues nach der Ferne wohl zur Geltung, in der Nähe wirken die kahlen Wandfelder der einzelnen Lichteinfallszellen befremdend nüchtern; sie haben ihre Gestaltung nur von dem nackten Zweckbedürfnis empfangen. Was aber diese reiz- und schmucklose Schale aus Glas und Beton von außen umkleidet, ist ein Innenraum von seltener Sicherheit und Leichtigkeit des Wurfes, von eigenwüchsiger Ursprünglichkeit der Anlage und von gewinnender Harmonie der Durchführung. Mehrerlei Rücksichten, die beim Entwurf des Raumes zu nehmen waren, haben die Eigenart der Lösung mitbestimmt. Der Saal sollte große festliche Veranstaltungen aufnehmen können und doch zugleich für Ausstellungen verwendbar sein. So legte ihn Theodor Fischer im Zwölfeck an und führte aus einer horizontalen Umrandung die Decke nach Art eines Zeltdaches zu der Laterne hinauf, durch deren hohe, schmale Fenster das Licht in aller Fülle und in günstiger Verteilung dem Saal und seinen weiten Wandflächen zugeleitet wird. Die Felder der Innenwand der Kuppel haben durch die Stuckreliefs von Nidda-Rümelin einen anmutig belebten, überaus reizvollen Schmuck empfangen.

Dem mächtigen Hauptraume gliedern sich nach der Gartenseite die Ausstellungssäle an. Ihre Anlage nimmt vor allem wiederum auf das Bedürfnis nach vorteilhafter Beleuchtung sorgsam Bedacht. Zugleich aber stellen sie in ihrer Ausstattung eine Flucht von Räumen dar, die an sich schon harmonisch

eindrucksvoll wirken und die Möglichkeit bieten, Werke der Malerei und Plastik einzeln oder in Gruppen auf einem Hintergrunde darzubieten, der durch seine erlesene Vornehmheit ihre Wirkung fördern muß. Ein abgeschlossener Garten, der sich zwischen den Ausstellungsräumen und dem Hofgarten hin erstreckt, ermöglicht die Aufstellung plastischer Werke auch unter freiem Himmel. Die um den vorderen Hof angeordneten Räume tragen ein zweites Stockwerk, das auf der einen Seite für graphische Ausstellungen auszunützen ist, auf der anderen den geselligen Veranstaltungen der Künstlerschaft eine Stätte bietet. Nach der zum Schloßgarten führenden Straße hin ist die Künstlerhauswirtschaft angeschlossen. Sie besteht aus einer Reihe von größeren und kleineren Sälen und Zimmern, die alle in der fein differenzierten Eigenart ihrer architektonischen Formen sehr lebendig anmuten und die der ruhig vornehme Geschmack des Stuttgarter Kunstgewerbes zu Räumen voll warmer Intimität ausgestaltet hat. In derselben Flucht liegt dann noch ein geräumiger Wirtschaftsgartenhof mit einer Terrasse und einer kleinen Naturbühne, nach der Straße offen, aber auf allen vier Seiten von Architektur umschlossen, teils von den Außenwänden der Ausstellungsgebäude, teils von überdachten offenen Nischen.

Über die lange Seitenfront des Gebäudes mit ihren schmucklos grauen Putzflächen und der einförmigen Reihe kleiner Dachfenster haben sich die Stuttgarter besonders grimmig ereifert. Aber der starke Verkehr der Verbindungsstraße zwischen Königsplatz und Schloßgarten soll ja mit der Zeit weggeleitet werden, und Baumreihen werden sich dann zu beiden Seiten entlang ziehen. Und auch heute schon vermag sich dieser Teil des Kunsthauses trotz seiner gar zu sparsamen Dürftigkeit doch ganz gut zu behaupten, wenn man ihn etwa in Beziehung setzt zu den niedrigen alten Gebäuden, die sonst das Schloß umgeben, zu dem benachbarten Marstall oder zu der alten Akademie. Eine Anpassung an den Charakter dieser Bauten hat doch wohl auch hier im Sinne des Architekten gelegen.

Theodor Fischer hat nach der Vollendung seines Kunsthauses von Fremden und namentlich von Einheimischen viel Hartes hören müssen. Gewiß haben ihm die verschiedenartigen Zwecke, denen der Bau gerecht werden sollte, die Lösung erschwert, und auf dem gegebenen Bauplatz war es ja ohnehin schon nicht leicht, ein nach allen Seiten befriedigendes, einheitliches Ganzes hinzustellen. Und eine da und dort sich auswirkende Hinneigung zu genügsamer Nüchternheit beeinträchtigt auch dem Verständniswilligen das Aufnehmen der Absichten des Architekten. Ein Monumentalbau im landläufigen Sinne ist darum das Stuttgarter Kunsthaus nicht geworden, und zumal nicht für den, der seinen Maßstab an den klotzigen Steinkästen nimmt, die das neunzehnte Jahrhundert sonst um den Königsplatz gestellt hat. Aber die Bogenhalle, die die kunstgeweihten Räume so sinnvoll dem bewegten Verkehr draußen entrückt, hat das architektonische Gesamtbild des Schloßplatzes um ein feines und edles Gebilde innerlich durchlebter Architektur bereichert, und den großen Kuppelraum wird

man gewiß auf die Dauer nicht nur um der harmonischen Schönheit seines Innern willen lieben, sondern sich auch in die zurückhaltende Anmut einleben, mit der er sich nach außen in seiner Umgebung und im Stadtbilde zur Geltung bringt*).

* * *

Der ersten Ausstellung im neuen Haus mußte man natürlich besondere Bedeutung zu geben suchen. Es hätte nahe gelegen zu zeigen, was für Leistungen künstlerisches Schaffen in Stuttgart selbst hervorgebracht hat. Man hat davon abgesehen und hat es vorgezogen, den Künstlern selbst und den Kunstfreunden eine Auslese wertvoller neuer Kunstwerke aus ganz Deutschland vor Augen zu führen. Die Zahl der ausgewählten Stücke ist mit gutem Bedacht sparsam beschränkt worden, und man hat in sorgsamem Abwägen in den schönen Räumen einem jeden den Platz anzuweisen versucht, an dem es seine Wirkung voll zu üben vermag. Ein einheitlicher Gesamteindruck ist dadurch gewiß erreicht. Aber die Frage, was darzubieten sei, ist offensichtlich zumeist von akademischen Richtern entschieden worden, denen die Schulregel mehr gilt als persönlicher Wagemut, die lieber ihre Vorbilder in der Vergangenheit suchen als nach Gegenwartszielen ausschauen. So ist denn fast überall der zahmen Zurückhaltung der Vorzug gegeben vor temperamentvoll freien Bekenntnissen, das Erlernte und Erlernbare überwiegt, und die Künstler von selbständigerem Wollen läßt man am liebsten mit Werken zu Worte kommen, die sich von der Linie der Tradition nicht gar zu weit entfernen. Man wird ohne weiteres zugestehen, daß auch auf diese Weise viel gediegenes Können gezeigt wird, saubere und geschmackvolle Arbeit, einleuchtende Motive in wohlbedachter Durchführung. Aber wackere Wohlanständigkeit steigert ihre Wirkung nicht, wenn sie in Menge auftritt. Und wenn von einer solchen Darbietung fördernde Anregung ausgehen soll, so sollte die doch lieber nicht nur nach einer einzigen, von vornherein bestimmten und gebilligten Richtung liegen.

Man braucht noch lange nicht den Wert eines Kunstwerks allein nach der Neuheit seiner Ausdrucksmittel oder gar nach der Verstiegenheit seines Wollens zu bemessen und kann doch ein Bild wie Waldemar Rösslers „Frühlingssonne" als eine Erfrischung begrüßen zwischen soviel säuberlich abgemalter Natur. Es führt bloß in einen armseligen Hofwinkel zwischen häßlichen kleinen Gartengebäuden, aber die Stangenbäume schießen doch auf eine besondere Art aus der Erde, der Himmel schaut so kräftig froh blau herein, und das Licht schmiegt sich mit aller heiteren Frühlingswärme weich und liebevoll über ein nüchternes Ziegeldach. Von solcher neuen Weise, die Welt draußen in kräftig einfachen Farben und fest körperlichen Formen zu sehen und hinzustellen, gibt freilich noch

*) Eine liebevolle Würdigung des neuen Kunstgebäudes, erläutert durch viele Abbildungen, hat Dr. G. Keyßner bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erscheinen lassen.

manches andere Bild der Ausstellung Zeugnis. Und auch das ernste Mühen um eine neue monumentale Einfachheit im Figurenbild kommt da und dort zum Ausdruck. Aber sonderlich viel Liebe hat man für derlei künstlerische Absichten offenbar nicht gehabt. Denn sie werden, wenn man aufs Ganze sieht, schließlich doch erdrückt von der Menge des Althergebrachten und Schulgerechten, der Akademie- und Atelierkunst.

Mit denselben Bildern hätte man wenigstens die einzelnen Richtungen geschlossener zur Geltung bringen, die einzelnen Persönlichkeiten und Gruppen klarer abgrenzen und einander gegenüberstellen können. In der Gesamtverteilung ist jedoch auf eine solche Zusammenordnung des innerlich Verwandten nicht genügend Rücksicht genommen worden. Freilich, was von Münchenern und Stuttgartern dargeboten wird, dürfte durch eine solche Vereinigung kaum gewinnen.

Man kann darum in der Stuttgarter Ausstellung sich kaum einen zureichenden Begriff bilden von den Werten, die das eigentlich Lebenskräftige und Zukunftsreiche der deutschen Kunst der Gegenwart bedeuten. Der künstlerische Mittelstand älteren Schlages herrscht vor. Aber der Mittelstand des kunstkaufenden Publikums will ihn augenscheinlich und ist ihm dankbar. Die Zahl der Verkäufe lehrt das deutlich genug, und es würde sich lohnen, einmal zusammenzustellen, welche Arten von Darstellungen am häufigsten und am sichersten ihre Abnehmer finden. In Stuttgart hat man zudem noch ein paar Ankäufe aus staatlichen Mitteln vollzogen, über die man nur den Kopf schütteln kann. Würde doch einmal auf mindestens zehn Jahre ein Ausstellungsverbot ausgesprochen über Darstellungen der Kreuzigung oder Grablegung, sofern sie über vier Quadratmeter Malfläche beanspruchen! Und wollte man sich entschließen, Figurenbilder nicht allein darum schon für galeriefähig zu halten, weil sie für ihr Ausmaß sonst nirgends ausreichende Wände finden!

Recht viel Gutes enthält die nicht eben umfangreiche plastische Abteilung. Franzosen und Belgier wie Rodin, Bourdelle und Minne geben Proben von feinnerviger Wiedergabe lebenerfüllter Körperoberfläche. Kolbe und Hoetger machen ihre Gestalten einem verinnerlichten Bedürfnis nach einheitlich ausdrucksvoller Bewegung dienstbar, und die wuchtigen Gebilde von Engelmann oder Metzner streben nach einer Monumentalität, die der seelischen Macht der dargestellten Affekte auch durch die Größe der Formen volle Eindrucksgewalt sichern will.

Das Beste der deutschen Kunst der Gegenwart will die Stuttgarter Ausstellung darbieten; aber die Wahl ist nicht weitherzig genug getroffen, und die Anordnung arbeitet die einzelnen Werte nicht zu voller Anschaulichkeit heraus. So wird man ein wirklich umfassendes Bild des Kunstschaffens unserer Tage dies Jahr anderswo eher gewinnen, und der Anregung, die man am Ort selbst hat gewähren wollen, muß es an Fülle und bewegender Kraft fehlen.

Nun hat man aber, als sollten diese Mängel noch besonders deutlich fühlbar werden, in Stuttgart einen Saal ausschließlich französischen Meistern eingeräumt.

Es sieht fast so aus, als hätte man damit eine Auswahl abschreckender Beispiele zusammenstellen wollen. Zum mindesten war es die Absicht, der Unterschätzung des heimischen Schaffens durch eine solche Gegenüberstellung zu begegnen. Was aber dem unbefangenen Blick tatsächlich sich darstellt, ist ein Raum, der alles hat, was den anderen abgeht, klaren Zusammenhang der einzelnen Werke, eine volle, ruhige Harmonie ihres Wesens und ihrer Wirkung. Und dieser Eindruck gewinnt nun vollends an Macht und Tiefe durch die meisterliche Herrlichkeit, in der sich hier eine wahrhaft reife und große Kunst bezwingend offenbart. Hier sind künstlerische Eroberer am Werk: sie haben mit freier Schöpferkraft ungeahnte Bereiche neuer Schönheit erschlossen und die Darstellung längst geläufiger Dinge der sichtbaren Welt mit persönlichem Erleben neu durchglüht. Von Courbet her kann man hier die Entwicklung einer Malerei verfolgen, die in der Natur immer neue Wunder entdeckte und sich in kühner Freiheit die Mittel schuf, um den tausendgestaltigen Erscheinungen des freien Lichts und der schillernden Atmosphäre wahrhaftigen, lebensreichen Ausdruck zu geben. Da erstehen Landschaften von köstlichster Feinheit und Wärme des Tones, da weben Wasserdunst, Rauch und Dampf über eilenden Flüssen ihre schimmernden Spiele, Abend und Morgen durchwirken Erde und Himmel mit sprühenden Feuern, und schließlich steigt in van Goghs Bildern ein Erdgrund empor, großschollig und schwer, überquellend von fruchtbarer Kraft, und über ihm glänzt ein heißer, starker Mittag. Stilleben prangen daneben, von Cézanne und Gauguin, alltägliche Dinge ohne viel Absicht zusammengeordnet, aber so jauchzend in ihrer gesättigten Farbenglut, daß aus dem Altgewohnten wieder ein festlich neues Wunder wird.

Die französischen Bilder sind zum Teil Kostbarkeiten aus der Stiftung, die man in München, Tschudi zum Gedächtnis, der neuen Pinakothek übergeben hat. Andere sind aus französischem und schweizerischem Privatbesitz zusammengebracht. Von Ankäufen ist in dem Saale, der sie vereint, nichts zu merken. Aber es müßte wunderlich zugehen, wenn nicht gerade von diesen Werken wider allen höheren Willen schließlich doch eine wahrhaft lebendige Wirkung ausginge. Denn im Bereiche der ganzen Ausstellung reden sie am eindringlichsten die Sprache einer Schöpferkraft, die Gebilde voll dauernden Lebens zeugt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Siedlungspolitik

Die Zukunft der preußischen Ansiedlungspolitik in der Ostmark. Der Aufsatz eines „alten Ostmärkers" in Heft 34 der Grenzboten hat vielfache Beachtung gefunden und mir eine Reihe von Zuschriften eingetragen, die die allgemeinen Darlegungen des Verfassers unterstreichen, sich aber meist gegen die Schaffung eines Ostmarkenrates wenden. Ein Ostmarkenrat werde die gegenwärtig vorhandenen Widerstände, die in erster Linie vom Großgrundbesitz ausgehen, auch nicht beheben; diesem werde die Tätigkeit der Ansiedlungskommission immer verdächtig bleiben, auch wenn man ihm noch so viel Konzessionen machen wollte. In diesem Zusammenhange wird in einer Zuschrift ganz besonders auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem Präsidenten volle Selbständigkeit beim Ankauf von Land einzuräumen.

Diese Forderung deckt sich mit der wiederholt auch von mir vertretenen, die Ansiedlungskommission ihres politischen Charakters zu entkleiden und daraus ein technisches, von den Regiminalbehörden völlig unabhängiges Ministerium zu machen, in dem alle Siedlungsangelegenheiten bearbeitet und in letzter Behördeninstanz entschieden werden (vgl. auch die Anregung in Heft 10 d. J., S. 448 ff.). Die Stellung des „Siedlungsministers" müßte derart sichergestellt sein, daß ein charaktervoller, sich seiner nationalen und sozialen Aufgaben bewußter Mann die schon heute vor die Ansiedlungskommission gestellten Probleme großzügig zu lösen imstande wäre. Bei der heutigen Stellung des Ansiedlungspräsidenten wird auch die tüchtigste Kraft erlahmen müssen.

Ein bezeichnendes Beispiel für die Widerstände aus Großgrundbesitzerkreisen: Bekanntlich liegt eine der Hauptsorgen unserer Landwirtschaft in dem Mangel an Landarbeitern. Die Ansiedlungskommission ist nun seitens des Großgrundbesitzes gerade deshalb angegriffen worden, weil sie sich bis zu einem gewissen Zeitpunkte außerstande erwies dieser Not abzuhelfen. Erst als die deutsche Siedlung in Posen und Westpreußen einen gewissen Umfang erreicht hatte, wurde es möglich, auch die Arbeitersiedlung in größerem Maßstabe aufzunehmen. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß der eben zurückgetretene Ansiedlungspräsident Dr. Gramsch ein verhältnismäßig flottes Tempo in die Schaffung von Arbeiterstellen gebracht hat. In den letzten fünf Jahren sind jedenfalls annähernd zweitausend Arbeiterstellen geschaffen worden, auf denen rund zwölf- bis vierzehntausend Menschen deutschen Stammes Unterkunft gefunden haben. Die Wirkung dieser Zahlen ist aber um so größer, weil die Aufteilung eines Gutes in mittlere Bauernstellen den Arbeiterbedarf für die betreffende Gegend erheblich verringert, der Zuwachs an Arbeitskräften somit fast vollständig den übriggebliebenen Großgrundbesitzern zugute kommt. Nun sollte man meinen, daß der Großgrundbesitz das seinige tun würde, um die mit vielen Unkosten und Mühen angesetzten Landarbeiter zu halten, indem er ihnen möglichst viel Arbeitsgelegenheit eröffnet. — Weit gefehlt! Die den Arbeiteransiedlungen benachbarten Großgrundbesitzer verhalten sich gegen die Beschäftigung solcher

freien Arbeiter meist ablehnend! Natürlich muß die Ansiedlungskommission mit solchen Stimmungen rechnen. Sie ist darum auch wieder entsprechend zurückhaltender und vorsichtiger mit der Ansetzung von Arbeitern geworden. Ihre Aufgabe besteht darin, deutschen Familien Arbeitsgelegenheit in der Ostmark zu schaffen; wo solche aber von den wichtigsten Arbeitgebern ausdrücklich verweigert wird, darf sie nicht gegen den Strom schwimmen; würde sie andernfalls nur mitwirken an der Vermehrung eines arbeitslosen Proletariats in der Ostmark.

G. Cl.

Handelspolitik

Verkehr nach Rußland. Eine Sammlung der für den Handels- und Reiseverkehr nach Rußland zu beobachtenden Vorschriften. Im Anschluß an den deutsch-russischen Handelsvertrag bearbeitet und mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes veröffentlicht von **Rudolf Nadolny**, Kaiserl. Legationsrat. Zweite Auflage 1913. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, Kochstraße 68/71.

Schon im Jahre 1908 (vgl. Grenzboten Nr. 13) habe ich Gelegenheit gehabt, die erste Auflage dieses Werkes einer Betrachtung zu unterziehen und es in seiner praktischen Bedeutung über gewisse Standardwerke zu stellen, die dem deutschen Publikum von angeblich guten Rußlandkennern zum Unterricht über unser östliches Nachbarreich vorgesetzt werden. Inzwischen konnte ich es durch Reisen nach und in Rußland nachprüfen. Mein Urteil über seinen praktischen Nutzen kann angesichts der eben erscheinenden zweiten Auflage nur unterstrichen werden.

Das Buch enthält in knapper Zusammenfassung eine Darstellung alles dessen, was einem wissenswert erscheinen kann, wenn man als Deutscher nach Rußland reist oder dorthin Geschäfte betreibt oder dort lebt oder dorthin übersiedeln und heiraten will. Wir finden u. a. folgende Punkte darin erörtert: Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern in Rußland, Paßvorschriften, Behandlung von Reisegepäck und Umzugsgut, Zulassung zum Handels- und Gewerbebetrieb, Zivilrecht, Handelsrecht, Wechselrecht, Prozeßführung,

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Konkurs, Familienrecht, Erbrecht, Zollvorschriften über Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr, Vorschriften über Handlungsreisende, über die Zulassung von Arzneimitteln, über Urheberrecht, über Post-, Eisenbahn- und Schiffsverkehr, über die Anbringung von Zollbeschwerden, über Urkundenverstempelung; kurz, eine unendliche Fülle von Material, auf knappem Raume in übersichtlicher Weise zusammengetragen. Es handelt sich um einen Ratgeber, der wohl auf jede Frage über russische Vorschriften Antwort gibt und somit für den mit Rußland in Berührung kommenden Reisenden, Geschäftsmann und Juristen, für Schwiegereltern und Brautleute, vor allem aber für alle Auskunftsstellen auf diesem Gebiete von großem Werte sein muß. Die neue Auflage bringt eine weitere erhebliche Ausgestaltung nach der praktischen Seite hin, indem im Text gewisse in der Praxis wichtige Fragen neu behandelt oder eingehender dargestellt; vor allem aber sind drei neue für den Geschäftsverkehr sicher bedeutungsvolle Kapitel in das Werk aufgenommen worden, nämlich „Winke für den Absatz nach Rußland und für den Verkehr mit den russischen Behörden und den deutschen amtlichen Vertretungen in Rußland", eine Liste von Rechtsanwälten in Rußland, die bei der Rechtsverfolgung in Anspruch genommen werden können, und eine Zusammenstellung von russischen Inseratenorganen. Die Auswahl und Darstellung des Stoffes zeigt, daß das Buch bei Heranziehung aller in Betracht kommenden Materien vor allem dazu dienen soll, auf die Fragen des täglichen geschäftlichen Lebens, die einem beim Verkehr mit dem reglementsreichen Rußland auf Schritt und Tritt begegnen, sichere Auskunft zu geben.

Der Verfasser ist früher mehrere Jahre Vizekonsul beim deutschen Generalkonsulat in St. Petersburg gewesen und jetzt seit längerer Zeit in der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes tätig. Er hat das Buch aus den Erfahrungen seiner amtlichen Tätigkeit heraus geschrieben. Wir sehen hier also das erfreuliche Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen juristischer Schulung und gesundem Blick für die Erfordernisse des Wirtschaftslebens. So ist denn das Buch, ganz abgesehen von seiner praktischen Bedeutung für den Rußland-Interessenten, auch geeignet, das Urteil über unsere Auslandsbeamten, denen man so oft Mangel an Verständnis für die Fragen des wirtschaftlichen Verkehres vorwirft, günstig zu beeinflussen.

G. Cl.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum IV. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Nach den Poſener Kaiſertagen

Von W. von Maſſow in Berlin

Schöne, erhebende Feſttage ſind kürzlich über die Stadt Poſen dahingerauſcht. Die Provinz Poſen huldigte in Begeiſterung und Treue ihrem Kaiſer und Könige. Auf der weiten Ebene von Lawica, vor den Toren der Stadt, ſtand das fünfte Armeekorps bereit, um dem ſtreng und aufmerkſam prüfenden Auge ſeines Kriegsherrn den Beweis zu liefern, daß es jedem anderen Beſtandteil des deutſchen Kriegsheeres gleichwertig und daß es bereit und fähig ſei, in ernſter Stunde ſeinen Platz innerhalb des deutſchen Volkes in Waffen auszufüllen. Und neben den jungen Männern im bunten Rock grüßten ihren Kaiſer die alten Soldaten aus der Provinz, hellen Auges und freudigen Herzens wie die ganze Bevölkerung, die in feſtlicher Stimmung ihre Huldigungen darbrachte. In der neuen Kaiſerpfalz, wie der großartige Schloßbau in Poſen als bedeutungsvolles Symbol mit Recht genannt wird, begrüßte der Kaiſer ſeine Gäſte, die Vertreter der Provinz, unter ihnen auch Mitglieder des polniſchen Adels, mit ſchlichten Worten landesväterlicher Huld, mit Worten, wie ſie im Munde eines Herrſchers aus dem Hauſe Hohenzollern natürlich ſind, um ſein Verhältnis zu einer ſeiner Provinzen zu kennzeichnen. Nur ein kleiner Zuſatz von Worten deutete die Kämpfe an, die auf dieſem Boden ausgefochten werden, aber auch das geſchah nur in dem Sinne, daß die Krone über dieſe Kämpfe hinausgehoben wurde. Nationalität und Konfeſſion bedeuten nichts in dem Verhältnis des Monarchen zu ſeinen Landeskindern. So ſchienen die Poſener Kaiſertage eine Art von Ruhepunkt, einen Gottesfrieden, eine Treuga Dei in dem Kampf zwiſchen Deutſchtum und Polentum darzuſtellen.

So erſchien es nach den Zeitungsberichten, und wir wollen gleich hinzufügen, daß das durchaus nicht bemängelt werden ſoll; es war richtig und gut ſo, daß dieſer Geſamteindruck als Hauptſache feſtgehalten wurde. Man ſoll das

darauf gerichtete Bedürfnis der deutschen Patrioten in der Ostmark nicht unterschätzen und vernachlässigen. Aber wenn das Fest vorüber ist und die Alltagsstimmung wieder ihr Recht fordert, dann melden sich die betrachtenden Stimmen, die das politische Ergebnis feststellen wollen und hierbei nicht immer genügend auseinanderhalten, was dem Gefühlsbedürfnis und dem Augenblick, und was der Welt der politisch zu bewertenden Tatsachen zuzuweisen ist. Strenge Prüfung ist aber hier um so notwendiger, als es sehr leicht geschehen kann, daß — sei es in gutem Glauben, sei es mit parteipolitischen Hintergedanken — unter dem erhebenden Eindruck der Festberichte politische Gedankengänge eingeschmuggelt werden können, die als einleuchtende Folgerungen unbezweifelter Voraussetzungen erscheinen, in Wahrheit aber nicht fester begründet sind als ein nachlässig ohne Fundament errichtetes Bauwerk auf Flugsand und Moorboden. Darum kann ein offenes Wort nicht umgangen werden. Von Herzen zu gönnen sind den Deutschen in der Provinz Posen die begeisternden und ermutigenden Eindrücke, die sich aus der Anwesenheit des Kaisers in Posen ergaben; nicht im geringsten herabstimmen oder unterschätzen wollen wir den Wert der treugemeinten Huldigungen, in denen unsere Ostmark ihrem angestammten Herrscher so gut und so ehrlich wie manche ältere Provinz des preußischen Staates zujubelte. Aber wenn man die allen diesen Dingen fernerstehenden Landsleute im Reich hier glauben machen will, als ob jetzt im Osten wirklich eine Wendung zum Besseren eingetreten oder wenigstens die Möglichkeit besserer Zeiten eröffnet sei, so müssen wir auf die Frage, ob das richtig ist, mit einem ehrlichen und festen „Nein!" antworten. Im Gegenteil ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß der jetzige schwächliche und kurzsichtige Kurs der preußischen Staatsregierung in der Polenpolitik aus den Eindrücken der Posener Kaisertage eine Rechtfertigung entnehmen wird.

Unsere nationale Presse hat zwar nach Kräften ihre Schuldigkeit getan und scharf und nachdrücklich die bezeichnenden Erscheinungen in dem Verhalten der Polen in das rechte Licht gerückt, vor allem die Nichtbeteiligung der polnischen Stadtverordneten an der Ehrung des Kaisers und die unverschämte Sprache der polnischen Presse, die sich in Gehässigkeit und Feindseligkeit nicht etwa nur gegen die Regierung und die herrschende Politik, sondern gegen den preußischen Staat selbst überbot. Aber in einzelnen Blättern, die großen Wert darauf legen, zu den nationalen gezählt zu werden, läßt man doch schon — freilich noch verschämt und gleichsam tastend — von Zeit zu Zeit das Wort „Versöhnung" wieder anklingen, und man erkennt bereits deutlich, daß bestimmte politische Kreise für ein neues Programm Stimmung machen wollen, das sich etwa in folgender Weise kennzeichnen läßt: Zunächst betont man sehr lebhaft, daß man sich in energischer Hochhaltung des Deutschtums in der Ostmark von niemand beschämen und übertreffen läßt, man will also für das Deutschtum kämpfen; nur dürfen freilich dem Kämpfer daraus keine Nachteile entstehen. Solche Nachteile werden aber durch die Schärfe der Gegensätze, die eine stramme nationale

Politik immer mit sich bringt, verursacht, und deshalb meint man, es müsse immer wieder der Versuch erneuert werden, geeignete Elemente aus den Reihen der Polen zu uns herüberzuziehen. So dürfe auch das nationale Programm, das man ja im Prinzip nicht gut verleugnen könne, in der Praxis nicht allzu schroff ausgeführt werden, sondern im Hinblick darauf, daß der Zweck jedes Kampfes am letzten Ende der Friede und die Versöhnung sei. Dementsprechend scheint man die Hoffnung zu hegen, daß in der polnischen Aristokratie sich Elemente finden würden, die eine Art von Brücke zwischen Deutschtum und Polentum bilden könnten, und man war hochbeglückt, daß nach einer Reihe von vergeblichen Versuchen es endlich gelang, einige polnische Magnaten an des Kaisers Tafel zu locken.

Die hier skizzierten Ansichten sind ja durchaus nichts Neues; sie waren von jeher verbreitet, hatten aber bis vor vier Jahren an den maßgebenden Stellen glücklicherweise keinen Kurswert. Seit dem Rücktritt des Fürsten Bülow und besonders, seitdem Herr von Schorlemer als Landwirtschaftsminister an die Stelle des Herrn von Arnim trat, wurde der Kurs der Polenpolitik langsam aber sicher auf jenen Ideenkreis eingestellt. Während zuerst noch die vollzogene Schwenkung entschieden abgeleugnet wurde, sind wir jetzt bereits soweit, daß aus der neuen Methode kein Hehl mehr gemacht wird, wenn auch fortgesetzt — und zwar, wie ich fest überzeugt bin, in gutem Glauben — behauptet wird, daß diese Methode keine Schwenkung bedeute, sondern im Prinzip an der früheren Ostmarkenpolitik festhalte. Auch darin sind wir jetzt bereits einen guten Schritt weiter, daß, wie schon angedeutet wurde, die eingeleiteten Versöhnungspläne in der geschilderten Weise offen in einem Teil der Presse angepriesen werden.

Gegen solche Auffassungen Front zu machen, ist keine angenehme Aufgabe, nicht etwa wegen zu fürchtender Angriffe, sondern weil man dabei gegen ein Mißverständnis zu kämpfen hat, das dem Gegner die Verteidigung sehr leicht macht. Die Gegnerschaft gegen Versöhnungs- und Vermittlungspolitik und die Befürwortung einer energischen und entschiedenen Ostmarkenpolitik wird gewöhnlich in einen Topf geworfen mit den gutgemeinten, aber nicht immer nützlich wirkenden Äußerungen eines überspannten Gefühlspatriotismus, dessen Lebenselement beständige Aufregung ist. Ich weiß mich aber von jeder Exaltiertheit frei und darf vielleicht darauf hinweisen, daß ich in meinem Buch über die Polenfrage („Die Polennot im deutschen Osten") als grundlegendes Bekenntnis über meine Auffassung dieser Frage die Worte geschrieben habe: „Es gilt, eine Politik festzulegen, auf die sich möglichst viele unserer Volksgenossen verschiedener Parteistellung und Gemütsanlage vereinigen können. Bei der milden und gerechten Denkweise des deutschen Volkes wird das immer eine Politik sein müssen, die nicht schärfere Maßregeln braucht, als zur Erreichung des Zwecks eben notwendig sind."

Was ist das nun für ein Zweck, der erreicht werden soll? Weiter gar nichts als die Sicherung unseres Gebietsstandes und unseres Volkstums in

diesem Gebiet. Wenn über ein so einfaches und selbstverständliches Ziel überhaupt Meinungsverschiedenheiten bestehen, so erklärt sich das nur daraus, daß weite Kreise unserer Landsleute über Art und Grad der Gefährdung unseres Besitzstandes im Osten nicht unterrichtet sind. Und so ist es in Wahrheit. Worin liegen nun die Gründe dieser auffallenden Erscheinung?

Zunächst und vor allem wohl in einem Empfinden, das bei dem preußischen Staatsbürger berechtigt ist und ihm Ehre macht, nämlich in dem Vertrauen auf die preußische Staatsgewalt und den preußischen Staatsgedanken. Diese Frucht einer eigenartigen Geschichte und Erziehung läßt dem Gedanken, daß ein fremdes, auf unserem Boden in der Minderzahl befindliches Volkstum eine Gefahr für uns bedeute, sehr wenig Raum. Man darf nicht vergessen, daß die Zeit noch gar nicht so weit hinter uns liegt, wo in unseren östlichen Provinzen der Gedanke, daß man etwas für „das Deutschtum" tun oder gar Opfer bringen müsse, in weiten und einflußreichen Kreisen der Bevölkerung auf völlige Verständnislosigkeit gestoßen wäre. Diese Kreise umfaßten nicht nur den ländlichen Grundbesitz, sondern auch den größten Teil des Bürgertums. Gewiß, man war sich des nationalen Gegensatzes bewußt, der, auf Charaktereigentümlichkeiten beruhend, einen intimeren Verkehr mit den Polen und ein wirkliches Vertrauensverhältnis nur in engen Grenzen aufkommen ließ; sie fühlten sich unter diesen Verhältnissen als Deutsche nach Sprache und Sitte, und es fanden sich genug Vertreter und Freunde geistiger Interessen, die ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nation sehr viel tiefer erfaßten. Aber das ganze politische Streben blieb in den Begriffen „König und Vaterland" beschlossen, wobei als Vaterland nur der preußische Staat angesehen wurde. Sie haben es dann allmählich anders gelernt: als „König und Vaterland" durch „Kaiser und Reich" ergänzt und erweitert wurden und sie sich den Einflüssen der neuen Zeit nicht mehr entziehen konnten. Aber man unterschätzt die zähe Beharrlichkeit in der Geistesverfassung dieser Kreise, wenn man sich nicht klar macht, daß noch immer starke Wurzelfasern in die Vergangenheit hinüberreichen, in der man in politischer Beziehung nur ein Preußentum, noch kein Deutschtum kannte. Preußentum in diesem Sinne ist aber etwas ganz anderes als etwa der „Partikularismus" der Bayern, Sachsen usw.; es hat nichts mit einem Stammesgefühl zu tun, sondern ist historisch gezüchtetes Staatsgefühl und ganz ausschließlich politischer Färbung. Noch heute sieht der Großgrundbesitzer in den Ostmarken und — nachdrücklich sei es hinzugefügt — auch der wohlhabende Bürger, der in einem kleinen Kreise einen beherrschenden und führenden Einfluß übt, durchaus nicht ein, warum die von ihnen beherrschten Schichten verdeutscht werden sollen. Sie glauben den Polen gegenüber ihre Autorität genügend wahren zu können, und nach oben hin bürgt ihre eigene Staatstreue nach ihrer Meinung dem Staate genügend dafür, daß sein Interesse gewahrt wird. Dagegen wirkt, wie sie glauben, der Kampf gegen das Polentum im Sinne des Ostmarkenvereins lockernd auf von altersher bestehende und durch historische Entwicklung be-

festigte Beziehungen und stellt die Staatsautorität mehr oder weniger in Frage. Sie behaupten: während der polnische Arbeiter an Gehorsam gewöhnt sei, bringe der deutsche die Sozialdemokratie ins Land.

Es ist nicht nötig, die Gegensätze, die aus solchen Auffassungen von Deutschtum und Polentum entstehen, hier noch weiter auszuführen, da sie erst vor kurzem in den Grenzboten (Nr. 34) von kundiger Seite zutreffend geschildert worden sind. Hier kam es in erster Linie darauf an, auf den inneren Grund, aus dem die Gegensätze entstehen, hinzuweisen. Man wird dann vielleicht eher verstehen, warum die Disharmonie zwischen dem Standpunkt, den wir der Kürze halber den „agrarischen" nennen wollen — obwohl er keineswegs nur von Großgrundbesitzern vertreten wird —, und dem Standpunkt des Ostmarkenvereins so tief liegt und so schwer zu beseitigen ist, dann aber auch, warum sich die preußische Staatsregierung immer wieder von klaren Entschlüssen abdrängen läßt. Sie sieht sich durch die Macht der Tatsachen und Erfahrungen auf den Standpunkt des Ostmarkenvereins festgelegt, aber die innere Verfassung der Beamtenschaft, mit der sie arbeitet, wirkt wie eine Art von chemischer Wahlverwandtschaft, die ihre innere Freiheit gegenüber dem agrarischen Standpunkt beeinträchtigt. Und so klammert sie sich doch immer wieder an die Hoffnung an, die Gegensätze vereinigen und vermitteln zu können. In dieser Hoffnung sieht sie sich bestärkt und ermutigt durch Stimmungen, die aus menschlichen Gründen überall leicht Verständnis und Rückhalt finden und bei uns Deutschen vielleicht noch mehr als anderswo hoch im Preise stehen, — Stimmungen, die nicht in sachlichen Erwägungen und genauer Kenntnis der Dinge, sondern in der Lebensweisheit des Alltags und der Enge ihren Ursprung haben. Diese Weisheit lehrt, daß es angenehmer und für die eigene werte Person in der Regel vorteilhafter ist, allem, was Zank und Streit bringen kann, auszuweichen und gegenüber einer Gefahr, die nicht unmittelbar den eigenen Nutzen oder die eigene Bequemlichkeit bedroht, sich auf den Standpunkt zu stellen: „Es wird schon nicht so schlimm sein!" In dieser Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit liegt eine mächtige Bundesgenossenschaft für alle diejenigen, die zwar selbst von solchen Ansichten weit entfernt sind, aber doch froh sind, die ernsten Mahnungen zu einer klaren und entschiedenen Bekämpfung des Polentums als unnötige Treibereien und überflüssige Nervosität hinstellen zu können.

Ist es denn aber nicht ganz richtig, daß man in diesem Kampf jede mögliche Handhabe ergreift, um zu einem Frieden zu kommen? Muß man nicht sehen, daß man an ein bestimmtes Ziel, an ein Ende gelangt? Ganz gewiß! Aber es fragt sich, auf welchem Wege der Friede schneller und besser zu erreichen ist, und der richtigen Entscheidung dieser Frage steht leider ein Hindernis im Wege, an dessen Aufrichtung Schule und Überlieferung beharrlich in bester Absicht gearbeitet haben. Dieses Hindernis ist die herkömmliche Unterschätzung der Polen, zu der schon in der Schule dadurch der Grund gelegt wird, daß der Art und der Entwicklung dieses unseres Nachbarvolkes nur in unzureichender und ein-

seitiger Weise gedacht wird, daß man dann weiter eigentlich nur von ihrer politischen Unfähigkeit und der Unzweckmäßigkeit ihrer Staatseinrichtungen spricht, ohne zu erklären, wie und warum sie so geworden sind, und daß alle diese üblen Eigenschaften der Polen nur als Folie dienen für die entgegengesetzten Eigenschaften des preußischen Staats. Man nehme dazu die in den üblichen Darstellungen meist recht bedenkliche Begründung der preußischen Politik bei den Teilungen Polens, — diese Theorie von dem Recht eines Staats, dem Nachbar ein Stück Land wegzunehmen, weil dieser sich angeblich nicht selbst regieren kann und nicht genug Ordnung bei sich hält. Solche Darstellung entspringt ja patriotischer Absicht, und es mag ja wohl schwer sein, für die Besonderheit dieser merkwürdigen geschichtlichen Vorgänge einen volkstümlich verständlichen Ausdruck zu finden. Aber man macht oft genug die Erfahrung, daß auch gebildete und kenntnisreiche Leute über die Umstände, die die Teilungspolitik für Preußen zu einer Pflicht im dringenden Staatsinteresse machten, im Unklaren sind und sich mit dem Endurteil beruhigen, daß die Teilungsmächte einem Volk von so unendlicher politischer Verlumptheit nur eine Wohltat erwiesen, wenn sie mit seiner Selbständigkeit Schluß machten und ihm gestatteten, unter fremdem Zepter weiter zu leben. Woraus dann für die Polen folgt, daß sie nach diesem unrühmlichen Ende auch wirklich nichts besseres tun können, als Vernunft anzunehmen und treue Untertanen ihrer neuen Herren zu werden. Und viele sind eben überzeugt, daß die Polen das auch wirklich tun werden, wenn man sie nur nicht schikaniert und ruhig polnisch sprechen läßt. Optimisten meinen, sie würden auch das mit der Zeit ganz von selber lassen, wenn man sie gewähren lasse. Aber das alles soll angeblich nur zu erreichen sein, wenn man eben die Polen, die Vernunft annehmen wollen, recht freundlich und entgegenkommend behandle.

Leider sind das alles Gedankenkonstruktionen, die in der Wirklichkeit nicht den geringsten Boden haben. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß in diesen Fragen so viele Leute ihre Urteile aus der Praxis zu schöpfen glauben, wenn sie ihnen nur die nächsten Erfahrungen aus der Gegenwart und aus der unmittelbaren Umgebung zugrunde legen. Diese mögen ja sehr wertvoll sein, wenn es gilt, aus den Eigenschaften polnischer Arbeiter möglichsten Nutzen für die Bewirtschaftung eines Gutes zu ziehen. Aber sie genügen nicht, um das Verhältnis von Deutschtum und Polentum im allgemeinen zu beurteilen. Ein solches Urteil muß allerdings auch aus der praktischen Erfahrung geschöpft sein, aber aus der Erfahrung von Jahrhunderten, die in der geschichtlichen Entwicklung der Völker niedergelegt ist. Viele Leute machen sich nicht klar, daß das auch zur „Praxis“ gehört und nicht unterschätzt werden darf. Das Entscheidende dieser in der Geschichte wurzelnden Erfahrungen ist, daß die Polen noch heute alle die charakteristischen Eigenschaften bewahrt haben, die ihnen die Bezeichnung einer Nation sichern. Ist das aber der Fall, so ist es ein Unding, daß eine solche Nation mit achthundertjähriger Geschichte und reichentwickeltem Geistes-

leben durch eine nationale Katastrophe sollte vernichtet werden können, während Nationalbewußtsein und Geistesleben ungebrochen in ihrer Eigenart weiter fortbestehen und in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung sogar eine unverkennbare nationale Wiedergeburt stattgefunden hat.

Gegen solche Tatsachen soll man nicht die Augen schließen, sondern sich vielmehr fragen, ob eine Nation, die in dem geschilderten Zustande sich befindet und sich von den anderen lebenden Nationen nur, aber auch nur dadurch unterscheidet, daß sie kein eigenes Staatswesen besitzt, sich jemals damit zufrieden geben kann, unter der Herrschaft von drei fremden Staaten zu leben. Es klingt vielleicht nicht schön, wenn man das als Deutscher so rücksichtslos ausspricht, aber es ist die Wahrheit, und man beweist seinen Patriotismus nicht, indem man eine unbequeme Wahrheit totschweigt, sondern indem man ihr ins Auge sieht und die Folgerungen zieht, die im Interesse unseres Vaterlandes notwendig sind. Es gibt heute keine „talliierten Polen" mehr in dem Sinne, wie Fürst Bismarck diesen Ausdruck gebrauchte, d. h. Polen, die sich wirklich noch als solche fühlen und rechnen und doch staatstreu sind. Es hat solche Leute gegeben, als der polnische Adel aus Gründen, die in besonderen Zeitumständen lagen, zum Teil anfing, an der Zukunft Polens zu verzweifeln. Jetzt gibt es höchstens noch „resignierte Polen", d. h. eine kleine Zahl von Leuten, die die Erfüllung der polnischen Hoffnungen in eine so ferne Zukunft setzen, daß sie persönlich mehr im Interesse ihrer Landsleute zu handeln glauben, wenn sie äußerlich ihren Frieden mit dem Staatsverbande halten, dem sie in der Gegenwart angehören. Wer heute trotz polnischer Abkunft innerlich und bis in die letzten Folgerungen staatstreu ist, der kann sich überhaupt nicht mehr als Pole fühlen. Und wenn heute wirklich ein Pole bei gegebener Gelegenheit die Interessen des preußischen Staates denen seines Volkstums vorziehen wollte, so würden seine Volksgenossen einfach über ihn hinwegschreiten. Man kann hiernach ermessen, was für einen Wert es hat, wenn hier und da ein paar vornehme Polen an der kaiserlichen Tafel erscheinen. Für das Verhältnis des Polentums zum Deutschtum hat das gar keine Bedeutung; es wird nur insofern Schaden gestiftet, als sich immer wieder urteilslose Leute finden, die damit etwas zu erreichen und die Polen in das staatstreue Lager herüberzuführen glauben. Illusionspolitik, weiter nichts!

Manchem wird diese leidige Wahrheit sehr trostlos erscheinen, und es könnte gesagt werden: wenn die Sachen so schlimm stehen, dann ist ja überhaupt kein Ende abzusehen; wenn das polnische Volk wirklich noch eine Zukunft hat, so können wir ja nie zu einem Frieden in unserer Ostmark gelangen. Es ist richtig, daß die Bestrebungen des Polentums eine wirkliche Gefahr für uns bedeuten; denn sie sind wirklich darauf gerichtet, ein neues Polenreich herzustellen, das nur auf unsere Kosten so zu gestalten ist, wie es das Polentum erträumt. Was aber die Gefahr erhöht, ist, daß die Polen sehr wohl eingesehen haben, daß ihre Hoffnungen nicht in kurzer Zeit durch übereilte Aufstandsversuche zu erfüllen sind, sondern höchstens in geduldigem Abwarten einer

europäischen Verwicklung, und auch dann nur nach einer langen und mühsamen Vorarbeit. Diese Vorarbeit richtet sich auf die stille und zähe, mit allen Mitteln angestrebte Vermehrung, Stärkung, Sammlung und möglichst vollständige Absonderung des polnischen Elements in unserer Ostmark. Solange diese Arbeit nicht geglückt oder wenigstens bis zu einem bestimmten Punkte durchgeführt ist, muß jeder Versuch der Polen, unser Ostmarkengebiet für ihre nationalen Hoffnungen mit in Anspruch zu nehmen, aussichtslos bleiben. Diese Aussichtslosigkeit ist aber gerade das, was wir herbeiführen wollen. Haben wir die Minierarbeit der Polen auf unserem eigenen Grund und Boden soweit durchkreuzt und gehemmt, so ist die einzige Möglichkeit für einen modus vivendi gegeben. Darüber hinaus Feinde der Polen zu sein, haben wir gar keinen Grund. Also gerade auf diesem Wege des beständigen und unermüdlichen Entgegenarbeitens gegen alles, was dem Polentum Vorschub leistet, liegt die einzige, jedenfalls die nächste Möglichkeit zum Frieden. Wer in blindem Vertrauen auf die Loyalität einzelner Polen diesen Vorpostendienst gegenüber dem Polentum an einer Stelle unterbricht und stört, der verlängert den Kampf, erreicht also gerade das Gegenteil von dem, was mit der Versöhnlichkeit beabsichtigt wird.

So sieht die Lage aus, wenn man den Dingen einigermaßen auf den Grund geht. Deshalb darf auch nicht darauf verzichtet werden, den wahren Sachverhalt immer aufs neue in das rechte Licht zu stellen, damit sich ein immer weiterer Kreis überzeugt, daß es sich nicht um die Lust an Aufregung und Hetzerei handelt, sondern um ernst überlegte Notwendigkeiten. Es ist freilich eine alte Erfahrung im Leben, daß Warnungen in der Regel nichts helfen; es will eben jeder seine eigenen Erfahrungen machen. So scheint es auch den preußischen Staatsmännern mit wenigen Ausnahmen in der Polenfrage zu gehen. Man meint, jedes Kind müßte nachgerade einsehen, daß das allerschlimmste die Schwankungen und Experimente sind, und man dürfte nun endlich auf einen festen Kurs rechnen. Und doch erlebt man immer wieder, daß die alten Fehler getreulich wiederholt und mit den alten, längst überwunden geglaubten Gründen verteidigt werden. Das ist wohl geeignet, bitter und mutlos zu stimmen, aber vielleicht, wenn wir Schaden genug gehabt haben, kommt doch einmal eine Zeit, in der die Einsicht dessen, was not tut, allgemein wird. Und im Hinblick darauf soll man auch jetzt trotz entmutigender Eindrücke nicht müde werden, den nationalen Standpunkt gegen kurzsichtige und verfehlte Versöhnungsideen zu verteidigen.

Über den Ursprung des Lebens

Von Otto Leo in Kassel

Die Gewißheit, daß wir leben, daß wir als ein in Raum und Zeit einheitliches Fürsichsein Wirkungen erleiden und zugleich Ausgangspunkt von Wirkungen sind, diese unzweifelhafte Gewißheit unseres eigenen Daseins und Betätigungsvermögens — das ist die unerläßliche Voraussetzung, die notwendige Bedingung aller Erfahrung, alles Erkennens und alles Wollens.

Als unmittelbar gegebene Tatsache und notwendige Voraussetzung aller Erkenntnis kann das Leben nicht Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sein. Das Leben muß immer schon da sein, wenn es sich in irgendeiner Form betätigen soll. Auch dann, wenn wir uns einen Zustand des Seins denken, welcher kein Leben enthalten kann, z. B. die Erde als einen Ball glühender Dämpfe, können wir uns selbst als Träger des Lebens nicht fortdenken.

Die Frage nach dem Ursprung des Lebens erscheint daher als eine müßige; denn sie setzt das, was sie finden will, das Leben, bereits voraus. Wenn diese Frage immer wieder gestellt wird, so muß sie sich auf etwas anderes beziehen als es das Leben ist, dessen wir uns unmittelbar gewiß sind; sie darf sich nur auf etwas beziehen, was Gegenstand unserer Anschauung sein kann, auf einen Begriff des Lebens, dem durch die Sinne vermittelte Wahrnehmungen zugrunde liegen, also objektive Wirklichkeit, der wir eine von unserem Leben unabhängige Existenz zuschreiben.

Fassen wir die Vielheit und Mannigfaltigkeit der durch die Sinnestätigkeit vermittelten und gestalteten objektiven Wirklichkeit in dem Begriffe „Natur" zusammen, so ergibt sich die Unterscheidung des „Lebens in der Natur" von dem „Leben an sich", wie es uns in unserem eigenen Dasein unmittelbar gegeben ist.

Nur dem „Leben in der Natur" darf die Frage nach dem Ursprung des Lebens gelten. —

Wir gelangen zu dem Begriffe des „Lebens in der Natur" dadurch, daß wir innerhalb des Gesamtbegriffes der Natur Zustände und Vorgänge erkennen, welche sich einerseits durch ihre Merkmale von den übrigen sondern, anderseits

auch Merkmale darbieten, vermöge deren sie dem Begriffe des „Lebens an sich" entsprechen.

Wir kennzeichnen ferner mit dem Begriffe „Substanz" die Begründung der Zustände und Vorgänge in der gesamten Natur auf in ihrer Bestimmtheit beharrende Elemente und auf an diese gebundene, konstanter Gesetzlichkeit ihres Wirkens unterworfene, chemische und physikalische Kräfte oder Energien. Der Unterscheidung des Lebens in der Natur von der leblosen Natur entspricht demgemäß auch die Differenzierung des Substanzbegriffes.

Die Substanz des „Lebens in der Natur", das ist die organische Substanz, unterscheidet sich von der leblosen oder anorganischen Substanz dadurch, daß die sie bildenden Verbindungen nicht alle die anorganische Substanz bildenden Elemente, einige derselben aber vorzugsweise enthält; ferner dadurch, daß die Grundform der Substanz des „Lebens in der Natur", das Protoplasma, eine viel verwickeltere Struktur erweist als die anorganischen Gebilde, und in ihrer Struktur eine große Veränderlichkeit zeigt, ohne Beeinträchtigung ihres inneren Zusammenhanges; endlich dadurch, daß die Bildung und Erhaltung der organischen Substanz nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen möglich erscheint und einen mehr oder weniger flüssigen Aggregatzustand voraussetzt.

Die Existenz organischer Gebilde ist demzufolge in Raum und Zeit, nach Ausbreitung und Dauer, begrenzt, mit Überschreitung dieser Grenzen erlischt die Möglichkeit der Betätigung als Lebenssubstanz, es erfolgt die Auflösung in anorganische Substanz.

Denn auch die Betätigung der Substanz bietet Merkmale, welche zur Unterscheidung lebender und lebloser Substanz nötigen. Die Betätigung der leblosen Substanz ist lediglich Ausdruck der in jedem Falle zur Geltung kommenden chemischen und physikalischen Energien, bedingt durch die Menge der räumlich verbundenen Substanzeinheiten und durch die erzeugte Bewegungsenergie (durch Masse und Geschwindigkeit). Die lebloseNatur stellt sich demgemäß dar als ein System differenter Substanzen und Kräfte, innerhalb dessen durchgängig konstante Gesetzlichkeit herrscht, zugleich in seiner Gesamtheit ein untrennbares Ganzes bildend, welche Formen und Gestaltungen die Teile in Zeit und Raum auch annehmen mögen.

Das Kennzeichen der Betätigung der Substanz des Lebens in der Natur ist die „Individuation", die fortschreitende Teilung in differente für sich seiende Gebilde, welche die Fähigkeit in sich tragen, sich nach eigener innerer Bestimmtheit zu gestalten und zu betätigen, sowie die Substanzen und Energien der anorganischen Natur, welche an ihrer Bildung beteiligt sind, ihrer inneren Bestimmtheit einzuordnen und dienstbar zu machen. Beschränkt erscheint jedoch diese Fähigkeit durch die Notwendigkeit der Berührung und Wechselwirkung mit geeigneten Elementen der anorganischen Natur, also durch eine äußere Bedingung.

Hiermit sind die Merkmale gegeben, welche es begründen, die Betätigung der organischen Substanz als „Leben" zu begreifen: das Fürsichsein, welches

zugleich Wirkungen des fremden Seins erleidet und selbst Ausgangspunkt von Wirkungen ist und bei aller inneren Veränderlichkeit in Raum und Zeit die Einheit bewahrt.

Als wesentlich für die Definition des Lebens wird wohl die Zweckmäßigkeit in der Betätigung bezeichnet. Die Zweckmäßigkeit ist indes eine Beurteilungsform, die auch auf Vorgänge oder Betätigungen der anorganischen Natur Anwendung findet, z. B. auf die den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten begründenden Bewegungen der Erde und auf viele andere Erscheinungen, die der leblosen Natur angehören. Überdies besteht die Zweckmäßigkeit nur in der Subjektivität des urteilenden Wesens, nicht in der als unabhängig hiervon zu denkenden objektiven Wirklichkeit der Natur.

Die Übereinstimmung des „Lebens in der Natur" mit dem „Leben an sich" bedeutet jedoch keineswegs die Identität beider Begriffe vom Leben. Die Existenz des Lebens in der Natur beruht nicht, wie die des Leben an sich, auf unmittelbarer Gewißheit, sondern auf Wahrnehmung, sie wird vermittelt durch die Sinnestätigkeit, ist also ein bedingter Erkenntniswert. Weil alle Wahrnehmungserkenntnis Begrenztheit in Raum und Zeit in sich schließt, so muß auch die Wahrnehmung des „Lebens in der Natur" nach Ausdehnung und Dauer begrenzt sein. Neben dem „Leben in der Natur" steht der Tod.

Die Gewißheit des „Lebens an sich" hingegen ist unbedingt; seine Betätigung ist nicht Hervorbringung der Wahrnehmung, sondern Grund derselben; sie überschreitet im Denken und Wollen die Schranken von Zeit und Raum ins Unermeßliche und weiß an sich vom Tode nichts. Erst die Reflektion auf das Leben in der Natur führt den Tod in das Bewußtsein ein.

Das „Leben in der Natur" stellt sich somit dar: einerseits als ein Teil des natürlichen Seins und Geschehens, das ist der unserer Wahrnehmung ergreifbareren und von dieser begrenzten und bedingten objektiven Wirklichkeit, anderseits begreifen wir es aus der Gewißheit des „Lebens an sich" heraus, gleichsam als die durch die Wahrnehmung bedingte Form des „Lebens an sich". Das gibt der Forschung nach dem Ursprung des Lebens in der Natur im ersteren Sinne die Richtung auf die Natur, im anderen Sinne die Richtung auf das Leben an sich als die gesuchten Quellen.

Prüfen wir zunächst das „Leben an sich" bezüglich der Möglichkeit in ihm die Quelle des „Lebens in der Natur" aufzufinden.

Wir würden vom Leben in der Natur nichts wissen, wenn nicht die Möglichkeit bestände, aus der unermeßlichen Vielheit und Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen nach Merkmalen der Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung diejenigen Vorgänge auszusondern und in Begriffen zusammenzufassen, welche in ihrer Zusammenfassung das „Leben in der Natur" bedeuten. Das aber ist das Ergebnis der Betätigung unseres Unterscheidungs-, unseres Urteilsvermögens und des begreifenden Denkens, also Betätigung des „Lebens an sich". Somit besteht ein Kausalverhältnis, in welchem das „Leben an sich" den Grund,

das „Leben in der Natur" die Folge darstellt. Die Betätigung des „Lebens an sich" wird so zur Quelle der Erkenntnis des „Lebens in der Natur".

Diese Betätigung des Lebens setzt indes Wahrnehmungen, Erregungen der äußeren Sinne durch fremde Einwirkung voraus, die wir zwar nur in den Formen von Raum und Zeit, wie sie unserer Wahrnehmung innewohnen, erfassen können, denen jedoch eine dem Leben an sich fremde Wirklichkeit zugrunde liegen muß, soll nicht die Natur lediglich Einbildung des erkennenden Wesens sein.

Die Natur darf demzufolge aus der Begründung des „Lebens in der Natur" nicht ausgeschaltet, die Quellen des „Lebens in der Natur" können nicht nur in der Betätigung des „Lebens an sich", sie müssen auch in der Natur gesucht werden. Diese Konkurrenz läßt sich begreifen als die des Erkenntnis- und des Realgrundes. Das „Leben an sich" ist der Grund, aus dem wir das Leben in der Natur erkennen, die Natur schließt die wirkenden Ursachen in sich, aus denen es entsteht.

Die Betätigung des „Lebens an sich" als Erkenntnisgrund des „Lebens in der Natur" ist an die Schranken von Raum und Zeit nicht gebunden; die durch die Natur als Realgrund bedingte Begrenztheit des „Lebens in der Natur" nach Dauer und Ausdehnung gilt für den Erkenntnisgrund nicht. Der aus der Betätigung des „Lebens an sich" entspringende Erkenntnisgrund schließt diese Begrenzung aus; er gestattet, ja er fordert die Anfangslosigkeit und die Endlosigkeit des „Lebens in der Natur". Die in der Wahrnehmung gegebene Entstehung und Vernichtung des „Lebens in der Natur" ist aus dem Erkenntnisgrund nicht zu begründen.

Diese Nichtübereinstimmung der Erkenntnis einerseits aus der Wahrnehmung, anderseits aus dem begreifenden Denken, muß betont werden. Auf ihrer Nichtbeachtung beruhen zumeist die Widersprüche in der Auffassung und Beurteilung des Lebens. —

Wie stellt nun die wissenschaftliche Naturerkenntnis die Begrenzung des „Lebens in der Natur" in Zeit und Raum dar?

Wir sahen bereits: die Lebenserscheinungen bilden keinen notwendigen und dauernden Bestandteil der Natur, sondern in Dauer und Ausdehnung begrenzte Episoden, deren Eintritt und Wiedererlöschen von bestimmbaren Zuständen und Vorgängen in der leblosen Natur, also von äußeren Bedingungen abhängig erscheint. Hiermit ist indes noch nicht die Ursache des Lebens in der Natur und seines Wiedererlöschens, des Todes, erwiesen.

Wenn es auch möglich geworden ist, gewisse die Lebenssubstanz aufbauende organische Verbindungen künstlich herzustellen, so ist damit doch noch nicht das Leben geschaffen. Wir stellten bereits fest, daß Leben erst dann gegeben sei, wenn sich die Lebenssubstanz in dem Sinne individualisiert, daß ein inneres Wirkungsvermögen ein Fürsichsein ermöglicht, sowie innerhalb dessen die Substanzen und Energien der leblosen Natur der inneren Bestimmtheit des Einzelwesens, seiner Eigenart entsprechend, einzuordnen und dienstbar zu machen.

Die wissenschaftliche Erfahrung hat wohl die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Ausgestaltung des „Lebens in der Natur" in allen Fällen bis auf die Zelle als Grundform zurückzuführen vermocht und gezeigt, daß auch die verwickeltsten Organisationen des Lebens aus der Zelle entstanden sind, aber alle Versuche, die Entstehung der Zelle aus der anorganischen Natur nachzuweisen, haben zur Verneinung dieser Möglichkeit und zu der Gewißheit geführt, daß das Leben in der Natur nur aus Lebendigem entsteht, sei es Samen, Eizelle, Sporen oder Keim.

Eine entsprechende Selbständigkeit gegenüber der anorganischen Natur betätigt das Leben in der Natur auch hinsichtlich des Erlöschens, hinsichtlich des Todes.

Die unermeßliche Mannigfaltigkeit des Lebens in der Natur ist zurückzuführen auf die Mannigfaltigkeit des Differenzierungsvermögens des Protoplasmas in der Zelle. Die Betätigung dieses Vermögens in steter Wechselwirkung mit der Umgebung ist das Wesen der Lebensvorgänge und kennzeichnet das innere Wirkungsvermögen, welches alles Lebendige erfüllt, als Trieb zur Betätigung. Als Betätigungstrieb, nicht als Erhaltungstrieb, ist der der Lebenssubstanz innewohnende Trieb zu verstehen, wie ja überhaupt ein Erhaltungstrieb in der Natur, wo alles Veränderung und Abwandlung des Bestehenden ist, keinem Gebilde innewohnen kann. Das wäre eine natürliche Ursache, der keine Wirkung entspricht.

Der Betätigungstrieb der Lebewesen erweist sich in seinem Wirkungsvermögen, im Gegensatz zu dem Wirkungsvermögen der lebsosen Substanz, welches streng konstanter Gesetzlichkeit folgt, nicht als konstant, sondern als veränderlich. Das innere Betätigungsvermögen, welches die Lebewesen gestaltet, bewegt, ernährt und fortpflanzt, wächst aus minimalem Anfang bis zu einem Höhepunkt und nimmt nach dessen Erreichung wieder ab bis zum völligen Erlöschen. Die äußeren Lebensbedingungen können zwar hierauf fördernd und hemmend einwirken, aber jenen Verlauf vermögen sie nicht aufzuheben. Der innere Trieb erschöpft sich selbst durch seine Betätigung.

Wie Zunahme und Wachstum nicht ohne Zufluß und Aufnahme von Wirkungsvermögen in der Form der Ernährung möglich ist, so ist die Abnahme mit Verausgabung von Wirkungsvermögen an die Umgebung verbunden, die wir als Ausscheidungen von Substanz, als Überwindung von Widerständen, welche die Umgebung der Lebensbetätigung entgegensetzt, und als Fortpflanzung wahrnehmen: die Durchführung dieser Prozesse bis zur endlichen völligen Erschöpfung des Betätigungstriebes muß als die innere Ursache des Todes erkannt werden.

Diese innere Ursache führt freilich zunächst nur zum Erlöschen des individuellen Lebens; das Leben in der Natur besteht doch weiter, indem es vermöge der Fortpflanzung in unzähligen Generationen fortgesetzt wird und der Tod der Individuen für das Emporkommen neuer Individuen und Arten günstigere Bedingungen schafft. Indes auch die Arten, die wir als umfassendere Individualitäten begreifen können, finden ebensowohl in den Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen, wie in dem endlichen Versagen des Betätigungs-

triebes Grenzen ihres Bestehens; sie sterben aus. Die Abnahme des Wirkungsvermögens der Lebenssubstanz mit der zunehmenden Dauer seiner Betätigung in den Individuen, im Alter, kommt auch zur Geltung in dem Versagen der Anpassungsfähigkeit an die Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen. Auch dies ergibt noch nicht die Grenze des „Lebens in der Natur"; denn wir sehen neue Arten entstehen, wo die bestehenden aussterben, so daß ein völliges Erlöschen des „Lebens in der Natur" erst dann zu erwarten ist, wenn physikalische und chemische Zustände eintreten, welche die Bildung und Betägigung organischer Substanz überhaupt ausschließen. Daß solche Zustände auf der Erde bestanden haben und wiederkehren werden, daß sie auf anderen Weltkörpern noch bestehen, hat die wissenschaftliche Forschung mit hinreichender Gewißheit ergeben, wenn auch die Dauer der das Leben in der Natur ermöglichenden Zeiträume auf viele Millionen Jahre zu schätzen ist und die Möglichkeit nicht zu verkennen ist, daß das Leben in der Natur früher oder später auch auf anderen Weltkörpern bestanden haben kann oder bestehen wird.

Wenn wir so zu dem Ergebnis gelangen, daß die wissenschaftliche Erfahrung einerseits die Entstehung des „Lebens in der Natur" aus der leblosen Natur verneinen, anderseits im „Leben in der Natur" die Betätigung eines der leblosen Natur fremden Wirkungsvermögens bejahen muß, so stützt sich die Erkenntnis doch nur auf die Wahrnehmungsmöglichkeit, welche die Erde darbietet. Es erhebt sich die Frage, inwiefern die kosmischen Zustände und Vorgänge Anlaß bieten, diese Erkenntnis zu bestätigen oder zu ergänzen.

Das engere System, welchem die Erde angehört, bietet keine sicheren Merkmale von Lebensbetätigung außerhalb der Erde, auch nicht die Planeten, deren physikalische und chemischen Zustände denen der Erde am nächsten stehen. Die anderen unserem Sonnensystem zugehörigen Himmelskörper zeigen, soweit sie unserer Erkenntnis erschlossen sind, Zustände, mit denen Lebenserscheinungen, wie sie auf der Erde bestehen, nicht vereinbar erscheinen.

Wenn ferner in dem unermeßlichen Weltenraume jenseits unseres Sonnensystems eine unbegrenzte Zahl von Weltkörpern verschiedener Eigenart und Struktur anzunehmen ist, so sind die Entfernungen doch viel zu groß, um die Wahrnehmung etwa vorhandenen Lebens auch nur möglich erscheinen zu lassen. Soweit es sich dabei um leuchtende Weltkörper handelt, vermittelt wenigstens die Spektralanalyse beschränkte Erkenntnis von der Struktur, Eigenart und Bewegung, zugleich jedoch die Gewißheit so hoher Temperaturen, daß mit ihnen der Bestand des Lebens, wie wir es kennen unvereinbar bleibt. Struktur und Eigenart der dunklen Weltkörper und kosmischen Gebilde entziehen sich der Bestimmung durch die Forschung erst recht. Nur die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß hier — mindestens auf der Oberfläche eine erhebliche Abkühlung, also niedere Temperaturen vorwalten. Das Nichtwissen, die Unmöglichkeit, Lebenserscheinungen auf den fernen Weltkörpern nachzuweisen, berechtigt jedenfalls nicht dazu, die Existenz von Leben außerhalb der Erde einfach abzulehnen.

Je unvollständiger unser Wissen von diesen Zuständen und Vorgängen ist, um so mehr schwindet die Zuverlässigkeit des Urteils über das, was der Wahrnehmung entzogen bleibt. Es ist doch immer nur ein recht kleiner Teil des unermeßlichen Seins und Geschehens der Wirklichkeit, den wir auch mit unseren so erweiterten Erkenntnismitteln erfassen können. Das beständige Fortschreiten der Naturerkenntnis weist vielmehr auf die Unzulässigkeit hin, unsere Erkenntnis in irgendwelcher Richtung als abgeschlossen zu erachten. Das gilt auch für die Frage nach der Entstehung des „Lebens in der Natur".

Der Ausgangspunkt unserer Betrachtung des „Lebens in der Natur" war die Bestimmung der Zelle als seiner Grundform, als des letzten Elementes der Betätigung des „Lebens in der Natur".

Darf diese Grundlage unserer Betrachtung dauernd als die untere Grenze der Wahrnehmungswirklichkeit und damit als die Scheidungslinie zwischen lebender und lebloser Substanz gelten?

Neuere Forschungsergebnisse geben Anlaß, diese Frage zu verneinen, das, was bisher als einfache, beharrende, letzte Werte des Seins und Wirkens verstanden wurde, auf Bewegungen von noch viel kleineren substanziellen Teilchen zurückzuführen, so eine enge Verwandtschaft zwischen bisher scharf gesonderten bewegenden Kräften und bisher unbekannte Energien nachzuweisen. Es sei hier nur hingewiesen auf die Röntgenstrahlen, auf die Radioaktivität, auf die Elektronen als kleinste am Aufbau der Substanzen beteiligte Wirkungsträger, und auf die begründeten Anschauungen von der engen Beziehung, in welcher die Elektrizität zu den chemischen Vorgängen sowie zum Lichte steht.

Erfährt so die Grundanschauung der leblosen Substanz eine Wandlung, so wird dies auch auf die Substanz des Lebens in der Natur übergreifen und Anlaß sein, tiefer liegende Merkmale der Unterscheidung beider Substanzen zu suchen. Um so mehr, als auch die ultramikroskopische Untersuchung der Zelle ergibt, daß der Zellkern, der eigentliche Träger der Lebensentfaltung, nicht einfach ist, sondern ein verwickeltes System von bewegten minimalen Körperchen darstellt, die Annahme daher begründet erscheint, daß der Beginn des Lebens sich an Zustände und Vorgänge knüpft, die sich unserer Wahrnehmung überhaupt entziehen.

Wenn nun auch durch die neueren Forschungsergebnisse die Erfahrungsgewißheit noch nicht erschüttert wird, daß das Leben auf der Erde zeitlich und räumlich begrenzt und abhängig ist von den chemischen und physikalischen Zuständen auf der Erde, so gewinnt doch die Vermutung Berechtigung, daß die Entstehung des „Lebens in der Natur" an einen Substanzzustand geknüpft sei, dessen Erhaltung nicht bedingt ist durch die chemischen und physikalischen Zustände, von denen das Leben auf der Erde abhängig erscheint.

Diese Vermutung bedarf jedoch der Begründung durch kosmische Zustände und Vorgänge, die einesteils als die Quellen der chemischen und physikalischen Gebundenheit der irdischen Natur zu erachten sind, andernteils durch diese nicht

erschöpft werden, weil das irdische Sein und Wirken das kosmische niemals restlos darstellen kann.

In diesem Sinne bedeutungsvoll hat die neuere Himmelsforschung zwei Ergebnisse aufzuweisen, welche den schwedischen Forscher Svante Arrhenius veranlaßten, in seinem Buche „Das Werden der Welten" eine die Entstehung des „Lebens in der Natur" betreffende Hypothese aufzustellen. Es sind dies: die Erfüllung des Weltraumes mit außerordentlich feinem kosmischen Staub und die Wirkung des Strahlendruckes als bewegende Kraft.

Die ungeheuren Geschwindigkeiten, welche gewaltige explosive Vorgänge in den glühenden Weltkörpern, sowie die Strahlungsenergie elektrischer Entladungen und des Lichtes den von ihnen ergriffenen Substanzen verleihen, sind nicht nur imstande, diese in unermeßlich kleine Teilchen zu zerreißen, sondern auch die Schwerkraft zu überwinden, so daß die in den Weltraum geschleuderten Partikelchen sich hier in feinster Verteilung frei schwebend erhalten, sich mit dem hier bereits vorhandenen kosmischen Staube vereinigen und zu Nebeln verdichten, aber auch als zur Ruhe gelangter schwebender Staub in den Bereich der Anziehung der den Weltraum durcheilenden Körper gelangen und auf diese fallen können.

Dieser kosmische Staub ergänzt sich immer wieder durch die Zerstörungen von Weltkörpern, die stattfinden, sobald sie sich in ihren Bahnen einander hinreichend nähern, um sich mit steigender Geschwindigkeit anzuziehen bis zum endlichen Zusammenstoß. Im kosmischen Staube sind daher auch zahlreiche minimale Bestandteile erloschener und zerstörter Weltkörper enthalten, auch solche, die bereits an der Entstehung des Lebens beteiligt waren und die Fähigkeit in sich schließen, unter entsprechenden Betätigungsbedingungen Leben zu begründen. Die Elemente der Lebensbetätigung wären hiernach im Weltraum dauernd und in weitester Verbreitung vorhanden. Demgemäß würde es sich gar nicht um die Entstehung des Lebens handeln, sondern um die Frage: wie vermag das „Leben in der Natur" die gewaltigen Katastrophen zu überdauern, welche die Weltkörper und Weltensysteme in unermeßlichen Zeiträumen erleiden?

Diese Möglichkeit wird allerdings bestritten; nicht weil die hohen Temperaturen der aus glühenden Massen bestehenden Weltkörper die Lebensfähigkeit vernichten müßten, denn es kommen nur Bestandteile dunkler, bereits mit erkalteter äußerer Schicht umgebene Staubmassen, Nebel und Weltkörper in Betracht. Dagegen wird der außerordentliche Tiefstand der Temperatur im Weltraume, in welchem sich der kosmische Staub befindet und bewegt, als Grund der Unmöglichkeit der Erhaltung des Lebens in der Natur bezeichnet, weil infolge der kaum zu ermessenden Räume, die der Staub zurücklegen muß, um von Weltkörper zu Weltkörper zu gelangen, die Dauer der Einwirkung der niederen Temperatur eine sehr große sein würde. Auch bei der größten uns bekannten Geschwindigkeit würden nicht nur Wochen und Monate, sondern viele Jahre vergehen, bis die in Betracht kommenden Entfernungen zurückgelegt sind,

sobald es sich um die Übertragung der Lebenskeime von einem kosmischen System auf ein anderes handelt, wie sie vorausgesetzt werden muß, soll die Dauer des Lebens nicht bloß für unser Sonnensystem gesichert sein.

Dieser Einwand ist indes nicht so berechtigt, wie er zunächst erscheint. Nachweislich können selbst die uns bekannten kleinsten Lebensträger: die Keimzellen, Sporen, Samen, innerhalb engerer zeitlicher Grenzen auch sehr niedrige Temperaturen ertragen, ohne die Fähigkeit zur Betätigung des Lebens zu verlieren. Das aber sind organische Gebilde, deren verwickelte Struktur und Zusammensetzung sie in weit höherem Maße der nachhaltigen Zerstörung als Lebensträger durch Veränderung der äußeren Lebensbedingungen, wie sehr niedrige Temperatur, aussetzt, als dies für die sehr viel einfacheren elementaren, im kosmischen Staub vorausgesetzten Lebenselemente anzunehmen ist.

Das Leben auf der Erde in der Gestaltung, wie wir es durch Wahrnehmung erkennen und verstehen, gehört eben der Erde an und kann als solches nicht übertragen werden auf Weltkörper von ganz anderer Eigenart. Das schließt aber nicht aus, daß sich die uns erkennbaren Keimbildungen des Lebens auf elementaren Lebensträgern aufbauen, welche als universale Lebenskeime die Fähigkeit der Betätigung sich auch unter Bedingungen zu erhalten vermögen, unter denen irdische Keimbildungen absterben müßten.

Erkennen wir diese Möglichkeit an, dann behauptet die von Arrhenius aufgestellte Hypothese doch ihre Bedeutung für diejenige Anschauung, welche das „Leben in der Natur" als mit dieser zugleich gegeben begreift und für das „Leben in der Natur" keine andere Quelle sucht, als für die Natur überhaupt. Indes, auch wenn diese Hypothese verworfen wird, muß anerkannt werden, daß die Forschung nach dem Ursprung des „Lebens in der Natur" notwendig über die Grenzen des Wahrnehmbaren und damit auch über die Grenzen naturwissenschaftlicher Gewißheit hinausführt.

Wem dann dieses negative Ergebnis nicht genügt, der möge sich an die unmittelbare Gewißheit des „Lebens an sich" halten, die wir, unabhängig von den Ergebnissen sinnlicher Wahrnehmung, im Bewußtsein unserer eigenen Lebensbetätigung besitzen; eine Gewißheit, die zugleich alle Grenzen von Raum und Zeit überschreitet, sobald wir von dem absehen, was diesem Leben aus der sinnlichen Wahrnehmung anhaftet.

Die deutschen Studenten und der deutsch-französische Krieg

Von Dr. Klemens Löffler in Münster i. W.

Seit vor hundert Jahren durch das Zusammenwirken Arndts, Jahns, Fichtes und anderer patriotischer Männer in Deutschland der vaterländische Geist von neuem erwachte, sind die nationalen Ideen in der deutschen Studentenschaft ganz besonders lebendig geblieben. Nicht umsonst fürchtete der große Napoleon den „Geist der deutschen Universitäten", nicht umsonst verfolgte er die Universität Halle mit wütendem Hasse. Mit jubelnder Begeisterung drängten sich die Studenten zu den Waffen, als es galt, das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. In ihrem Kreise erklang Schenkendorfs Studentenkriegslied:

Ich bin Student gewesen,
Nun heiß ich Leutenant,
Fahr' wohl, gelahrtes Wesen,
Ade, du Büchertand!
Zum König will ich ziehen,
Ins grüne Waffenfeld;
Wo rote Rosen blühen,
Da schlaf ich ohne Zelt.

Und als dann, um mit Sybel zu reden, dem „großen, mit frischem Siegeslorbeer geschmückten Volke die kümmerliche Unverfassung der deutschen Bundesakte auferlegt wurde", als die trübe Zeit kam, wo Deutschland im Auslande nichts galt, wo deutsches Denken und Tun, deutsche Sitte und Sprache im Volke selbst verloren zu gehen drohte, da haben die deutschen Studenten das Deutschtum gehegt und gepflegt und den Gedanken der deutschen Einheit niemals aufgegeben, auch als ihn die praktische Politik längst vergessen zu haben schien. Die deutsche Burschenschaft trat, wie sie in ihrer ersten Verfassung sagt, zusammen, „erhoben von dem Gedanken an ein gemeinsames Vaterland, durchdrungen von der heiligen Pflicht, die jedem Deutschen obliegt, auf Belebung deutscher Art und deutschen Sinnes hinzuwirken, hierdurch deutsche Kraft und deutsche Zucht zu erwecken, mithin die vorige Ehre und Herrlichkeit unseres Volkes wieder fest zu gründen und so es für immer gegen die schrecklichste aller

Gefahren, gegen fremde Unterjochung und Despotenzwang zu schützen." In dieser Gesinnung blieb die Studentenschaft einig, mochte sie sonst auch noch so vielgestaltig werden.

So war nichts anderes zu erwarten, als daß die Nachricht vom Kriege gegen Frankreich im Juli 1870 einen wahren Sturm der Begeisterung unter der deutschen studierenden Jugend entfesselte.

Charakteristische Stimmungsbilder liegen uns von fast allen Hochschulen vor.

In Bonn brachte am späten Abend des 15. Juli ein Student die Nachricht von der Kriegserklärung in das größte, von vielen Kommilitonen besuchte Lokal der Stadt. Eine Zeitlang trat lautlose Stille ein. Dann bestieg ein anderer Student die Tribüne, um das Lied „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" anzustimmen. „Deutschland, Deutschland über alles" schloß sich an. Hierauf eilte alles auf den Markt. Alle Gegensätze und Parteiungen waren vergessen. Der eine faßte den anderen, gleichgültig ob Korpsstudent oder Burschenschafter oder Wilder in den Arm, und man zog unter dem Gesange der vaterländischen Lieder vor die Wohnungen des Rektors Professor Heimsoeth, der Professoren Sybel und Busch und des Obersten von Loë, holte sie zum Teil aus dem Bett und veranlaßte sie zu patriotischen Ansprachen an die begeisterte Schar. Am 18. Juli berichtete die Akademische Zeitschrift aus Bonn: „Vierhundert Studenten wollen sofort in die Armee eintreten. Die Universität ist so gut wie geschlossen."

In Halle richtete eine vom Wingolf einberufene Studentenversammlung am 18. Juli an die Militärbehörde folgende Petition: 1. Die gesamte Studentenschaft wünscht bei den Aushebungen möglichst bald und möglichst vollständig berücksichtigt zu werden. 2. Die Theologen verzichten aus freien Stücken auf die ihnen bisher gewährte Bevorzugung. 3. Alle zum aktiven Dienst Untauglichen bieten sich zu anderer Verwendung bereitwilligst an. In prächtigem Zuge marschierte die stattliche Schar der Kriegsfreiwilligen direkt zum Kommandeur des Infanteriebataillons und ließ sich in das Ersatzbataillon einreihen.

Ebenso faßte in Göttingen sofort nach Eintreffen der Kriegsnachricht eine große Studentenversammlung unter stürmischem Jubel den Beschluß, sofort die Universität zu schließen und ohne Ausnahme in das Heer einzutreten.

Auch die Kieler Zeitung kann am 16. Juli berichten: „Sämtliche Studierende der hiesigen Universität haben sich sofort nach Bekanntwerden der Kriegserklärung zur Einstellung in das Heer gemeldet."

In Breslau hatte bis dahin Zwietracht zwischen Korps und Burschenschaften geherrscht, und die konfessionellen Gegensätze hatten noch zwei Monate vorher zu einem bedauerlichen Konflikte geführt. Die Kriegsnachricht ließ alle Streitigkeiten vergessen. Am 17. Juli fand ein Umzug von mehr als fünfhundert Studenten zu den Statuen Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms des Dritten und vor die Wohnungen des Oberpräsidenten Grafen Stolberg und des Stadtkommandanten Generals von Tümpling statt. Der Abend des 21. Juli vereinigte, was in Breslau lange nicht dagewesen war, die ganze Studentenschaft

zu einem Abschiedskommerse im großen Saale des Schießwerders. Auch der kleine Zug mag erwähnt sein, daß die Studenten den „Pariser Garten" zum „Deutschen Garten" umtauften.

An der größten deutschen Universität, der Berliner, kam es freilich zu keinen allgemeinen Kundgebungen und Versammlungen. Ein unglücklicher Zufall wollte es nämlich, daß der Ausschuß Berliner Studierender einige Zeit vor Ausbruch des Krieges vom Senat aufgelöst worden war. Das wurde um so mehr beklagt, als der Ausschuß gerade in diesen Tagen die wirksamste Tätigkeit hätte entfallen können. „Man würde aber," so heißt es in einem Berichte der Vossischen Zeitung vom 29. Juli, „der Studentenschaft schweres Unrecht zufügen, wollte man ihr Mangel an Patriotismus vorwerfen. Im Gegenteil können wir mit voller Gewißheit konstatieren, daß sich sämtliche Studenten sofort zum Eintritt in das Heer freiwillig gemeldet haben und teils bereits abmarschiert sind, teils einexerziert werden, teils noch auf Orders sehnsüchtig warten. Die Schwächeren, die im Heere nicht Aufnahme gefunden, sind zu einem Sanitätskorps zusammengetreten, um wenigstens als Krankenpfleger dem Vaterlande zu dienen. Die Stimmung ist eine wahrhaft heroische, die Begeisterung grenzenlos. Dies zeigte sich in der edelsten Weise bei den Schlußkommersen der Verbindungen und Vereine, bei denen die Kommilitonen, von dem Ernst der Lage und der Heiligkeit des gerechten Krieges tief durchdrungen, Tränen im Auge voneinander Abschied nahmen, vielleicht auf ewig! Besonders ergreifend war das Abschiedsfest der Burschenschaft Brandenburgia, welche ähnlich wie die Burschenschaft Arminia in Königsberg (von der vorher berichtet ist, daß sie, im Begriffe, ihr zehnjähriges Stiftungsfest zu feiern, beinahe vollzählig mit ihrem aus Philistern und Studenten gewählten Festkommitee an der Spitze ins Feld zog) fast ihre sämtlichen, sehr zahlreichen Mitglieder ins Feld gestellt hat. Wenn auch die Professoren ihre Zuhörer nicht zu Versammlungen berufen haben, wie im Jahre 1813, wo sie die akademische Jugend durch begeisterte Reden anfeuerten, für das Vaterland freudig in den Tod zu gehen, und Fichte und Schleiermacher gewaltig die Flammen der Begeisterung anfachten, so haben doch die meisten in erhebenden Schlußworten einem jeden seine Pflicht an das Herz gelegt und ihre Kollegien geschlossen. Sehr bald wird die Stätte des friedlichen Fleißes ganz verödet sein."

Die Chronik des Berliner Wingolfs berichtet: „Der König kehrte von Ems nach Berlin zurück. Da verließ alles die Kneipe. Unter der jauchzenden und singenden Menge, die ihn begrüßte, war auch der Berliner Wingolf. So spät hatte nie ein Kneipabend begonnen. So stürmisch hatten wohl noch nie die Wogen der Begeisterung geschlagen. Das oft gebrauchte, nie verbrauchte Wort: ‚Mit Gott für König und Vaterland' bewegte mächtig alle Herzen wie Glocken- und Schwerterklang."

Ein ebenso günstiges Zeugnis stellt V. Schweinburg 1874 in der Illustrierten Zeitung der Berliner Studentenschaft aus, kleidet es allerdings in

etwas schwülstige Worte: „Wer im Sommer des Jahres 1870 auf der Berliner Hochschule studierte, wird die vom edelsten Patriotismus durchglühte Begeisterung nie vergessen, welche die Herzen der akademischen Jugend entflammte, als die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin bekannt wurde. Jene Stunden und Tage bildeten den Prüfstein der Gesinnungen, welche dem Boden klassischer Erziehung entsprossen und an den Brüsten der ‚alma mater' genährt, nunmehr durch den Impuls zum tatkräftigen Handeln ihre Echtheit und Wahrhaftigkeit erweisen sollten. Und dieser Beweis ist erbracht. Alle Schlachtfelder in Frankreich sind die stummen und doch so beredten Zeugen der opferfreudigsten Hingebung, mit welcher sich die Zöglinge der ersten Universität Deutschlands unter die Reihen der Vaterlandsverteidiger scharten, von dem Wunsche getrieben, sich als würdige Nachkommen jener Helden aus Deutschlands Vorzeit zu erweisen, denen der römische Geschichtsschreiber Tacitus in seiner ‚Germania' ein Denkmal gesetzt hat, aere perennius."

Am lebhaftesten ging es in Leipzig her. Die Verbindungen stellten ihren Betrieb ein und gingen auseinander. Der Wingolf, von dessen einundvierzig Mitgliedern nur sechs zurückblieben, trennte sich mit der Zuversicht: „Mag der Herr Deutschland schnell den Sieg verleihen oder mag er es erst durch Züchtigungen hindurchziehen lassen wollen, er wird unser Banner nicht sinken lassen, und die Aufrüttelung des deutschen Volkes aus seinem Schlafe wird auch für den Wingolf nicht ohne gute Folgen bleiben."

Bald fand die erregte Stimmung der Leipziger Studentenschaft Gelegenheit zu stürmischen Auftritten. Denn die deutsche und die preußenfeindliche Gesinnung stießen in Leipzig heftig zusammen. Die Sächsische Zeitung, redigiert von Dr. Obermüller, predigte fanatischen Haß gegen Preußen vnd erörterte in gehässigen Artikeln die Frage, ob sich auch die Sachsen für den König von Preußen totschießen lassen müßten. Am Nachmittage des 15. Juli zogen deshalb mehrere hundert Studenten in geschlossenem Zuge durch die Straßen, holten aus den Lokalen die Sächsische Zeitung, steckten sie auf Stangen und verbrannten sie auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Dann zogen sie vor die Wohnung des Professors Biedermann, des Redakteurs der Deutschen Allgemeinen Zeitung, um ihm für seine patriotische Haltung zu danken. Als am Abend wieder ein beleidigender Artikel in der Sächsischen Zeitung erschien, demonstrierten die Studenten von neuem und warfen in der Nacht dem Redakteur die Fenster ein. Gegen diese, allerdings durch die berechtigte Entrüstung entschuldbaren Ausschreitungen richtete sich ein Anschlag des Rektors, Prof. Zarncke, vom 16. Juli, in dem er die Studenten ermahnte, ein Benehmen zu zeigen, „das dem gewaltigen Ernste der Situation entspricht, in die unser teures Vaterland so plötzlich versenkt worden ist." Am 18. Juli, abends 7 Uhr, fand in der Aula eine allgemeine Studentenversammlung statt. Sie war von über achthundert Mann besucht und beschloß einstimmig eine Adresse an den König von Preußen, in der sie ihre volle Zustimmung zum Kriege gegen den Erbfeind aus-

sprach und sich zu allen Diensten für das Vaterland bereit erklärte. „Die akademische Jugend," heißt es darin, „hat immer und immer das Ideal deutscher Einheit, den Glauben an die deutsche Zukunft wie ein heiliges Kleinod in ihrem Herzen getragen. Die Taten Ew. Majestät haben ihr Ideal zur Wirklichkeit gemacht, und sie jauchzt Ew. Majestät begeistert entgegen." Die Adresse ging durch die Hand des Königs von Sachsen. König Wilhelm erwiderte in einem eigenen Handschreiben, das die Universitätsbibliothek als kostbaren Schatz aufbewahrt, unter dem 23. Juli: „Der Leipziger Studentenschaft danke Ich für den warmen Ausdruck patriotischer Gefühle und begeisterten Nationalbewußtseins, welchen sie Mir in erhebender Einmütigkeit dargebracht hat, und den aus der Hand Meines von gleicher Gesinnung beseelten Bundesgenossen, Sr. Majestät des Königs von Sachsen, zu empfangen Mir eine besondere Freude gewährt. Ich bin gewiß, daß Ihre Worte in der gesamten deutschen Jugend einmütigen und freudigen Widerhall finden."

Zu Ehren der ins Feld rückenden Kommilitonen wurde am 20. Juli in der Tonhalle, die mehrere Tausend fassen konnte, ein gemeinsamer Kommers abgehalten. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Präsidium führte der Rektor Zarncke, dem die Versammlung vom 18. Juli eine Ovation dargebracht hatte. Bei der Eröffnung wurde unter unbeschreiblichem Jubel die norddeutsche Flagge aufgehißt. Zarncke erinnerte in seiner Rede an den Kommers der Universität Halle für die auf das Leipziger Schlachtfeld abziehenden Krieger und gab den Kämpfern für das deutsche Vaterland, der „treuen Wacht am deutschen Rhein", heiße Segenswünsche mit auf den Weg. Außer ihm waren die Hauptredner des Abends die Professoren Biedermann und Luthardt. Eine durch ihren packenden Humor besonders wirksame Rede hielt Professor Wenck. Er begrüßte die zur Fahne ziehenden Studenten nicht als Kommilitonen im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern als Kollegen. Denn als Professoren zögen sie hinaus, um den Franzosen eine Vorlesung über Völkerrecht zu halten. Ordentlich sei ihre Professur gewiß, wenn man auch außerordentliches von ihnen erwarte. Und wenn es Pflicht der Professoren sei, sich den Zuhörern entgegenkommend zu verhalten, so sollten sie noch weiter gehen und ihrem Auditorium sogar nachlaufen, und sollten sie dabei von Klein-Paris (Leipzig) nach Groß-Paris gelangen.

Zu den ersten Kriegsfreiwilligen, die sich meldeten, gehörten sicher die Jenenser Burschenschafter. Und sie taten es in einer Weise, die zeigt, daß auch in so ernster Stunde der unbekümmerte Jugendmut des Studenten sich behauptete. Am 16. Juli, $^1/_2$9 Uhr morgens, traf das Telegramm ein, das die Mobilmachung bekanntgab. Unmittelbar darauf forderte ein Armine seine Kommilitonen auf, mit in den Krieg zu ziehen, und $^1/_4$ 10 Uhr fuhr er mit vierzehn Burschenschaftern nach Apolda zum Bezirkskommando. „Von den Teilnehmern," so erzählt einer derselben, „waren drei oder vier gerade aus dem Kolleg gekommen und nahmen sich nicht Zeit, ihre Kollegmappen nach Hause zu tragen, sondern diese wurden in die Tasche gesteckt, und fort gings in den Wagen. Denn das

war unser heiliger Ernst, sofort in das Regiment einzutreten, und wir sahen uns schon nachmittags in Weimar in des Königs Rock stramm stehen. Was kümmerte damals das junge Blut alles andere? In leichtem Anzug, wie wir waren, vom Morgenkaffee weggeeilt, ohne ein Wort unseren Hauswirten zu sagen, ohne unsere paar nötigen Angelegenheiten zu ordnen und unseren bekümmerten Eltern zu Hause Nachricht zu geben, zogen wir fort." Allerdings schickte der Bezirksdirektor die Studenten mit freundlichem Lobe nach Hause, damit sie erst die nötigen Förmlichkeiten erledigten.

Nicht minder groß war die Begeisterung an den süddeutschen Hochschulen.

In Heidelberg lehrte damals Treitschke, der stets ein Herold der deutschen Einheit unter Preußens Führung gewesen war und schon in Leipzig, Freiburg und Kiel die akademische Jugend für ein großes deutsches Vaterland begeistert hatte. Als er am 15. Juli in dem dichtgefüllten Auditorium den Lehrstuhl bestieg, fand er einen Zettel vor mit der Bitte: Abschiedswort vor dem Ausmarsch nach Frankreich. Mit der ihm eigenen hinreißenden Beredsamkeit kam er der Aufforderung nach und schloß mit dem Losungswort, das einst im Jahre 1813 Fichte an seine Zuhörer gerichtet hatte: „Nicht siegen oder sterben, sondern siegen schlechtweg!"

Überhaupt benutzten die Historiker die Gelegenheit, in ihren Vorlesungen auf die politische Lage einzugehen, und auch die anderen Dozenten wiesen wenigstens mit einigen Worten auf den Krieg hin. So schloß der Berliner Poliklinker Meyer seine Vorlesung mit dem Rufe: „Es lebe Deutschland". Und der gefeierte Du Bois-Reymond begann ein Kolleg mit den Worten: „Meine Herren, entschuldigen Sie meinen französischen Namen." Ein Breslauer Professor machte folgenden Anschlag: „Da die Herren Studierenden jetzt etwas Besseres zu tun haben, als ins Kolleg zu laufen, erkläre ich meine Vorlesungen für geschlossen."

Die Münchener Studenten beschlossen am 22. Juli, als Freiwillige auf Kriegsdauer in die Armee einzutreten und wandten sich an den Kriegsminister um Genehmigung. Sie stellten aber die Bedingung, daß sie ein selbständiges Korps bilden dürften. Der Kriegsminister genehmigte die Bildung eines Freikorps, wenn sich fünfhundert bis sechshundert Studenten beteiligen würden. Die Ausrüstung übernahm das Kriegsministerium. Die Offiziere und vorläufig auch die Unteroffiziere sollten der regulären Armee entnommen werden. Das Freiwilligenkorps sollte sich unter die allgemeinen Kriegsgesetze und Disziplinarordnungen stellen und sich wie jeder andere Truppenteil verwenden lassen. Da jedoch viele Studenten schon zur Armee einberufen oder als Ärzte, Felddiakone und Krankenpfleger eingetreten waren, so konnte man die geforderte Zahl nicht mehr erreichen, und es mußte von der Bildung eines Studentenkorps Abstand genommen werden.

Der damalige Rektor von Pettenkofer widmete den ins Feld ziehenden Kommilitonen folgenden Anschlag: „In welcher Form sich auch immer die

akademische Jugend am Kampfe gegen die Feinde Bayerns und Deutschlands beteiligt, die alma mater freut sich des frischen Mutes ihrer Söhne, ist stolz auf sie und begleitet sie in allen Gefahren mit ihrem Segen und ihren Segenswünschen."

Sogar jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle fand die studentische Bewegung lebhaften Widerhall.

Die große Leipziger Studentenversammlung vom 18. Juli hatte auch einen Aufruf an die deutsch-österreichischen Studenten erlassen, in dem sie aufgefordert werden, an dem nationalen Kampfe wenigstens im Geiste teilzunehmen und ihn mit ihren Sympathien und allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. „Erklärt den von Frankreich angezettelten Krieg für ein Verbrechen an deutscher Kultur und deutschem Wesen, das jeder von euch verabscheut; denn es wird an euch mitbegangen! Tretet hervor mit euren Gesinnungen und sucht sie zu verbreiten, soweit es in euren Kräften steht! Tut dies, und ihr werdet mit um so größerer Genugtuung unsere Erfolge verzeichnen. Jeder Sieg, den wir erringen, wird euch erscheinen, als hättet ihr ihn miterfochten!"

Solcher Aufforderung hätte es kaum bedurft. Von Anfang an gab die österreichische Studentenschaft ihren Sympathien für den Krieg lebhaften Ausdruck.

In Graz scheiterte zwar an dem Widerstande der politischen und akademischen Behörden eine allgemeine Demonstration, aber die Burschenschaften Arminia, Orion und Stiria ließen es sich nicht nehmen, an die reichsdeutschen Kommilitonen einen Aufruf zu richten, in dem es heißt: „Die deutsche akademische Jugend Österreichs stimmt begeistert ein in die heldenhafte Erregung, die ganz Deutschland durchbraust von den Gehängen der Alpen bis zu den Gestaden des Meeres. Nur ein Schmerz erfüllt ihre Seele, der Schmerz, daß sie nicht kämpfen und siegen darf mit euch, Kommilitonen! Aber ihr Geist umgibt euch auf den Beschwerden des Kriegszuges und im Getümmel der Schlacht. Glück und Unglück wird sie mit euch tragen, und Hilfe wird sie spenden dort, wo sie helfen kann, aus ganzem Herzen und mit ganzer Kraft. Der Sieg sei mit euch! Hoch Deutschland! Hoch die deutschen Waffen!"

In Wien meldeten sich am 20. Juli viele Studenten, besonders die Mitglieder der Arminia, Teutonia und Silesia, beim preußischen Gesandten zum Eintritt in das deutsche Heer. Graf Schweinitz ließ ihnen zwar seine wärmste Anerkennung dafür aussprechen, mußte aber darauf verzichten, „auf diese Angelegenheit irgendwelchen Einfluß zu nehmen," weil die österreichischen Gesetze den Eintritt in ein fremdes Heer von der ausdrücklichen Genehmigung der Regierung abhängig machten. Am 21. beschloß ein Deputiertenkonvent der Germania, Arminia, Olympia, Libertas, Silesia, Teutonia, Alemannia, Cheruscia, Markomannia, Iglavia und des Wiener deutschen Studentenklubs die Einberufung einer allgemeinen Versammlung der deutschen Studenten zur Beschlußfassung über folgende Punkte: 1. Es ist eine Sammlung unter der deutsch-österreichischen Studentenschaft für die verwundeten deutschen Krieger einzuleiten, 2. die deutsche Studentenschaft Wiens hegt die sichere Erwartung, Österreich werde weder in

seiner Neutralität noch in seiner etwaigen Aktion auf die einheitliche Entwicklung der deutschen Verhältnisse hemmend einwirken.

Die geplante Versammlung wurde als staatsgefährlich verboten, worauf die Studenten, etwa zweihundert an der Zahl, zu der unverdächtigen Form einer „gemütlichen Kneipe" griffen. Mehrere Redner gaben ihren Sympathien für Deutschland und den Sieg der deutschen Waffen über den Erbfeind begeisterten Ausdruck. Auch die Hoffnung auf die deutsche Einheit wurde schon ausgesprochen. „Nicht länger werden die Raben um den Kyffhäuser flattern," sagte ein Redner unter großem Jubel der Zuhörer.

Ein späterer Kommers nahm ein unerfreuliches Ende. Eine Rotte nichtdeutscher Studenten unterbrach die Redner, riß die deutschen Fahnen herunter, und in dem Getümmel wurde alles im Lokal kurz und klein geschlagen. Die Polizei hob den Kommers auf, und der deutsche Leseverein, der Mittelpunkt der deutschen Studentenschaft in Wien, wurde vom Ministerium aufgelöst.

In Prag meldeten sich ebenfalls Freiwillige. Aber die staatliche Genehmigung wurde natürlich versagt.

Die beabsichtigten Sammlungen für die Verwundeten haben dagegen an allen Universitäten stattgefunden.

Nun einige Mitteilungen über den wirklichen Anteil der deutschen Studentenschaft am Kriege.

In früheren Feldzügen hatten die Studenten in gesonderten Freischaren gekämpft, und auch jetzt war, wie wir sahen, in München ähnliches beabsichtigt. Es ist aber nirgends dazu gekommen. Schulter an Schulter mit der übrigen wehrfähigen deutschen Jugend sind die Studenten hinausgezogen als Kombattanten, Ärzte und Krankenpfleger, Feld- und Lazarettgeistliche. In allen Regimentern waren sie vertreten, und alle Gruppen der Studentenschaft, Korpsstudenten, Burschenschafter, Landsmannschafter, Wingolfiten, katholische Verbindungsstudenten und Finken, nahmen teil. Die größte Universität, Berlin, stellte über 500, die kleinste, Rostock, 59 Teilnehmer. Von den 13765 im Sommersemester 1870 immatrikulierten Studenten haben sich 4510 beteiligt. Von den Greifswaldern und Kielern zog die Hälfte, von den Heidelbergern der dritte Teil ins Feld.

248 starben den Heldentod. Von diesen waren allein 63 Leipziger. Keine Hochschule ist von Opfern verschont geblieben. Zu Ehren der Gefallenen wurden überall eherne Gedenktafeln angebracht, die ihre Namen der Erinnerung erhalten.

An Tapferkeit, Ausdauer und Pflichttreue haben es die Studenten den besten ihrer Mitkämpfer gleichgetan. Von den Hallischen erwarben z. B. 26 das eiserne Kreuz, und in Göttingen konnte bei dem allgemeinen Kommerse zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen am 15. Juli 1871 der Prorektor den gesamten Ausschuß der Studentenschaft aus Rittern des eisernen Kreuzes zusammensetzen.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Sechzehnte Fortsetzung)

Es war sieben Uhr morgens, da hörte die Schwester des Küsters Frey aus dem ersten Stock bereits die Klänge des Harmoniums heraufschallen und bald von dem zerrenden grellen Sopran der Gräfin Emerenzia übertönt werden.

Sie rief ihrem Dienstmädchen Lena und begab sich eilends in das Quartier der Borküller Herrschaften.

„Sobald ich gesungen habe, bin ich zu sprechen!" hatte die Gräfin Emerenzia am Abend vorher gesagt. Deshalb klopfte Fräulein Adele gehorsamst an die Glastür, die die Wohnung gegen die Treppe abschloß, als die letzte Strophe des schönen Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte" kaum verklungen war.

„Herein, mein liebes Adelchen! Ist es nicht ein herrliches Lied? Wir müssen aber gleich den Stimmer bestellen. Ein paar Tasten auf dem Harmonium wollen nicht so recht mit, und auch der Blasebalg muß verklebt werden. Und nun wollen wir uns mal gemütlich hinsetzen und den Küchenzettel machen. Schon gestern in der Bahn hab ich mich auf all die guten Gerichte gefreut, die uns mein gutes Adelchen kochen wird. Mir gingen die Borküller Menus bis dahin . . ." sie strich sich mit ihrer dicken Hand über das Doppelkinn.

„Glauben Sie, daß ich in diesem Jahr schon einmal einen ordentlichen Gansbraten mit Sauerkohl bekommen habe? Immer nur Frikassees und weißes Fleisch — Kapaune und Fasanen und allenfalls einmal Wild. Sie wissen ja, Adelchen — meine Schwägerin behauptet, sie vertrage nichts anderes. Also zunächst eine schöne fette Gans! Oder lieber gleich zwei. Das Gänseklein reicht doch immer nicht bei einer. Und nachher einen schönen Pudding mit Kranzbeerensauce . . ."

Die Speisenfolge der ganzen Woche wurde bestimmt, und durch viele Zwischenfragen stellte die Gräfin fest, was der Revaler Markt zu dieser späten Jahreszeit noch alles für Gerichte bot. Es war ein langer Wunschzettel, mit dem Lena sich auf den Weg machte.

Das Mädchen war keineswegs erbaut von der Ankunft der „Landschen". Sie kannte die Gräfin von früher zur Genüge und erinnerte sich, in welch lächerlichem Mißverhältnis die Vermehrung ihrer Arbeit zur Höhe des Trinkgeldes stand. Ja — wenn einer der Herren dabei gewesen wäre! Oben in ihrem Kasten lag noch das Goldstück, das ihr vor zwei Tagen Baron Wolff Joachim in die Hand gedrückt hatte. Und wofür? Für einen Krug warmes Wasser und einmal Stiefelwichsen.

Von dem langhaarigen Affenmenschen, der gestern mitgekommen war, und der so freundlich mit ihr tat und Fräulein zu ihr sagte, nicht anders wie zu Fräulein Frey und Baroneß Mara, von dem erwartete sie nicht viel. Der Geizkragen zahlte wahrscheinlich mit Worten statt mit Rubeln. Dabei mußte sie für ihn eine ganze Masse Sachen extra besorgen. Mißmutig las sie von ihrem Zettel ab: „Zwei Pfund Nüsse — als ob er zu die Eichhörner gehört — zwei Pfund Feigen oder Datteln — als ob wir jetzt Weihnachten hätten — Äpfel — Mensch kriegt ja Cholera — na, mir solls gleich sein." Sie nahm ihren großen Henkelkorb, schlang ihr Tuch fest um die Schultern und ging in die frostige Morgendämmerung hinaus.

Auf dem Markt gab es Gott sei Dank Unterhaltung. Besonders in diesen Zeiten wußten die Bauern stets etwas Neues zu berichten. Die Buckelgreta, ein uraltes Krämerweib, die den Bauern weit auf der Landstraße entgegengegangen war, um ihnen Eier und Butter abzuhandeln, hatte heute einen großen Tag. Ein ganzer Kreis von Dienstmädchen stand um sie herum, mit großen Augen und aufgerissenen Mündern. Ihre quiekende hohe Stimme leierte eine lange Mordgeschichte herunter. Sie hatte sie von einem Bauern aus Laakt in Revals Nähe, und dem war sie von einem fremden Mann gebracht worden, der in der Nacht aus dem Wald aufgetaucht und ein Stück mit ihm gefahren war. So hatten drei Bauernköpfe die Gebilde ihrer Phantasie dazugetan, und nun war eine Mär daraus geworden, die einem die Haare zu Berge trieb.

Sternburg war abgebrannt und Borkül dazu. Alle Barone waren geschlachtet. Und dem Borküller Erbherrn hatten sie vorher Ohren und Nase abgeschnitten und eine Suppe daraus gekocht, die man ihm als Henkersmahlzeit vorgesetzt hatte. Aber dann waren die Kosaken gekommen und hatten ein fürchterliches Strafgericht gehalten. Von Sternburg bis Borkül gibt es keinen Baum an der Landstraße, an dem nicht ein Este baumelt. „Und das geschieht ihnen auch ganz recht," meinte die Buckelgreta: „Das mit der Suppe ist wirklich ein bischen zu stark!" „Hat man denn auch die Richtigen gehängt?" fragte Lena. „Die Kosaken kennt man schon! Sie kommen hergejagt und greifen auf, wen sie kriegen, schuldig und unschuldig. Eine Gemeinheit ist das!"

Mit ihrer roten Faust fuchtelte sie drohend in der Luft herum und hatte den Triumph, daß ihr die anderen Mägde vielstimmig recht gaben. Als aber jetzt wirklich ein Trupp Kosaken über den Marktplatz ritt, verstummten ihre Parteigängerinnen. Sie war die einzige, die Haltung behielt. Mit trotzigem

Blick sah sie den Reitern in das braune Gesicht und schimpfte weiter. Sie wußte allerdings, daß die Kosaken kein Estnisch verstanden.

In aller Eile erledigte sie ihre Einkäufe und rannte nach Hause, um als erste die Hiobsbotschaft berichten zu können. Das geschah der Gräfin Schildberg recht. Nun waren ihre vielen Kleider und Pelze alle mit verbrannt. „Kein Stück hat sie weggeschenkt. Die Judenweiber und die Tataren hat sie sich ins Haus bestellt zum Termin, und hat mit ihnen um jeden Lumpen gefeilscht, das dicke Nimmersatt!"

Wie eine Bombe platzte Lena in die behagliche Frühstücksstimmung hinein, mit der die Damen aus Borküll am Kaffeetisch saßen. Sie ließ den proviantstrotzenden Korb neben sich stehen, während sie die bösen Nachrichten zum besten gab.

Zum Glück hörte Baronin Clementine nichts davon. Sie hatte nach den Strapazen der Fahrt ohne Pulver Schlaf gefunden und war noch nicht erwacht. Und Mara behielt ihre Ruhe. Sie rechnete gleich damit, daß die Nachrichten übertrieben waren, und, wie sehr auch Schrecken und Angst auf sie einstürmten — bevor sie Gewißheit hatte, ergab sie sich dem Schmerze nicht. Deshalb ließ sie Lena weiter schwatzen und stürmte die Treppe zu der Küsterwohnung hinauf, um zu telephonieren.

„Gott selbst hat mich unter seinen Schutz genommen!" Die Gräfin Schildberg hob ihre kurzen fleischigen Arme und drehte ihre Augen gen Himmel.

„Ja — aber die Kleider sind alle verbrannt!" sagte Lena schadenfroh. „Und was nicht verbrannte, ist gestohlen. Da war ein Bauernweib auf dem Markt, die, wo Gänse verkauft, die hatt 'n Pelz an, der sah aber akkurat so aus, wie der Frau Gräfin ihrer . . ."

„Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen!" seufzte Tante Emerenzia demutsvoll, um aber dann in raschem Besinnen triumphierend hinzuzusetzen: „Meiner kanns nicht sein. Meinen Pelz hab ich ja mit!"

Da holte Lena zum letzten Trumpf aus und erzählte die Geschichte von der Henkerssuppe.

„Was — die eigenen Ohren und die eigene Nase?" Gräfin Emerenzia griff rasch zum Taschentuch und wandte sich ab.

Madelung aber nahm das Wort: „Branntwein und Fleischnahrung! Hier hat man ein warnendes Beispiel, wie sie den Menschen zur Bestie machen!"

Da kam Mara von oben zurück: „Ich habe eben mit Papa gesprochen. Er ist auf Sternburg. Sie sind alle am Leben. Nur Wolff Joachim ist verwundet. Aber von Borküll steht nichts mehr. Es ist niedergebrannt bis auf die Grundmauern. . . ."

„Gott sei Dank, daß mich die Brennerei nun nicht mehr ärgert!" Tante Emerenzia drehte von neuem ihre Augen dankbar gen Himmel. Sie dachte an Freys Mitteilung, daß ihre Hypotheken verkauft waren.

„Die Brennerei ist stehen geblieben!“ berichtete Mara weiter. Die kleine runde Dame sprang auf und schlug entgeistert die Hände zusammen: „Dann ist Gottes Strafgericht noch nicht zu Ende. Dann hat er sich die Brennerei bis zuletzt aufgespart. Wehe euch, ihr Borkes! Was wird noch alles über euch hereinbrechen!“

„Beruhige dich, Tante. Es ist schon schlimm genug, was passiert ist. Ich fahre natürlich noch heute zurück. Jetzt will ich Mama vorbereiten. Bitte, mäßige dich!“ Mit diesen bestimmten Worten verließ Mara das Zimmer.

Wie von der Tarantel gestochen rannte Gräfin Schildberg hin und her. An Lena richtete sie ihre Worte, an Madelung, an Fräulein Frey, die von oben heruntergeeilt war. Sie alle machte sie zu Kronzeugen ihrer Schwüre, daß nur ihr allein die Rettung der Damen zu verdanken sei: „Und jetzt sagt sie — mäßige dich!“

„Und wenn es nicht wahr ist, was ich ja hoffe, — daß jene Suppe gekocht worden ist — wer anders als ich verdient Dank dafür? Meine Predigten haben die Leute erst zur Sittlichkeit bekehrt. Ohne meine Andachten wäre es ganz gewiß dazu gekommen. Es fällt mir nicht ein, mich zu mäßigen! Wie heißt es — Lukä 8, 16:

„Niemand aber zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Gefäß, oder setzt es unter eine Bank; sondern er setzt es auf einen Leuchter, auf daß, wer hineingehet, das Licht sieht.“

„Das paßte ihr jetzt, daß ich mein Licht verstecke . . .“

So redete die Gräfin in der Richtung der Tür, hinter der Mara verschwunden war.

„Eingebildete, dicke Fummel!“ knurrte Lena, die Magd, ärgerlich, nahm den Korb und ging hinauf in ihre Küche.

Auch Madelung entzog sich den frommen Zitaten der aufgeregten Dame. Nur Adele Frey blieb da und nickte mit ihrem verkümmerten Hühnergesicht beipflichtend, so oft ein neuer Bibelvers Zeugnis von der Gräfin vorausahnendem Walten ablegen helfen mußte.

Der Maler aber saß auf dem Fensterbrett seines Zimmers, das ihm oben in der Küsterwohnung angewiesen war und sann vor sich hin.

Er achtete nicht auf das Panorama, das sich vor ihm ausbreitete. Das weite Meer war zu sehen, von dessen unbewegter bleiern schimmernder Fläche jetzt die ersten Sonnenstrahlen blendend zurückgeworfen wurden. Rechts im Vordergrund belebte der Hafen mit seinem Mastenwald das Bild. Silberige Möwen blitzten in fernem Fluge. Es war ein Blick, angetan, Sehnsucht zu erwecken.

Aber der innere Zwiespalt, in dem sich Madelung befand, ließ ihn nicht zum Bewußtsein der herrlichen Aussicht kommen.

Was sollte er tun? Mara in die Gefahr zurückbegleiten und seine kostbare Beute abermals dabei aufs Spiel setzen? Denn wo fand er wohl für sie einen

ſicheren Ort, hier, wo der Brand der Revolution an allen Ecken und Enden aufflammte. Mara im Stich laſſen und damit die lichte Zukunft gefährden, in der er ſich als Ehemann des reichen und vornehmen Mädchens eine bedeutende Rolle ſpielen ſah? Das ſchien ihm ebenſo töricht.

Was brauchte Mara überhaupt aufs Land zurückzukehren! Sie konnte doch dort nicht helfen. „Ich werde ihr das vorſtellen," dachte er und erinnerte ſich an den Plan, den ſie in den erſten Tagen ihrer Freundſchaft einmal erwogen hatten. Sie ſollte nach Deutſchland gehen, um dort an irgendeiner kleineren Univerſität Vorleſungen zu hören. Er ſelber wollte ſich am gleichen Ort ein Atelier einrichten. Sie würden dann gemeinſame Wirtſchaft führen, hatte er geträumt und dabei an Zürich und München gedacht, wo dergleichen Verhältniſſe gang und gäbe ſein ſollten. Von dieſem Traum hatte er aber Mara nichts geſagt. Seit dem Tage, da ſie ihm ihr Herz offenbarte, war er nicht mehr auf jenen Plan zurückgekommen, denn nun erfüllte die offizielle Heirat alle ſeine Wünſche.

Unter dem Eindruck der letzten Vorgänge — das ſah er ſelber ein — mußte die Eheſchließung verſchoben werden. Aber ließe ſich nicht jetzt erſt recht jenes erſte Projekt verwirklichen? Es galt, Mara für einen längeren Aufenthalt in Deutſchland zu gewinnen, und zwar mußte ſie ſich ſofort dazu entſchließen.

Mit dieſem Vorſatz ging er wieder ins Schildbergſche Quartier hinunter und bat Mara um eine Unterredung unter vier Augen.

Das Eßzimmer war leer. Gräfin Emerenzia war nach Katharinental ins adlige Marienſtift gefahren, um dort von dem Wunder ihrer Rettung und vor allen Dingen von ihrer ſegensreichen Mitwirkung dabei zu berichten.

„Ich habe Mama nichts von Wolff Joachims Verwundung erzählt. Sie iſt Gott ſei Dank ungefährlicher, als man anfangs dachte. Doktor Schloſſer hat die beſte Hoffnung. Nun liegt ſie beruhigt im Bett. Ich habe ſie lange nicht ſo zufrieden geſehen. Sie hat Borküll nie geliebt und iſt ganz damit einverſtanden, daß ſie vor der Hand in Reval bleibt. Die großen Räume hatten ſie ſchon immer beängſtigt. Hier ſieht ſie keine Geſpenſter hinter ſich. Ich glaube, ich kann ſie ganz ruhig unter Fräulein Adeles Obhut laſſen!"

Mara war ſchon bei den Reiſevorbereitungen, als ſie ſo zu Madelung ſprach. Der Maler räuſperte ſich: „Nur einen zwingenden Grund gibt es, der dich zu dieſer Reiſe beſtimmen könnte . . ."

„Nur einen? Ich begreife dich — ich begreife Sie nicht! Tauſend gibt es. Der kranke Bruder, der abgebrannte Hof, die obdachloſen Leute, Paul . . ."

„Und ich? An mich denkſt du nicht! Ich dachte du würdeſt jetzt unſere Pläne der Verwirklichung zuführen. Mit deinem Vater mußt du ſprechen, Mara. Für deine Verwandten wird es jetzt beſonders ein Gefühl der Beruhigung ſein, dich in Sicherheit und in treuem Schutz zu wiſſen. Du haſt doch ſelbſt den ariſtokratiſchen Hochmut deiner Familie gefürchtet — jetzt ſchweigt er ſicherlich.

Es ist der gegebene Moment, deine Angehörigen um ihre Einwilligung zu unserem Bund zu bitten. Fühlst du dich aber zu schwach, den Kampf selbst aufzunehmen — gut, so laß mich mit dir fahren, dann will ich mit deinem Vater und mit deinen Brüdern reden. Wolff Joachims Hochmut ist sowieso gebrochen. Ich habe mit meiner Meinung nur allzu rasch recht bekommen . . "

In Wahrheit dachte der Maler gar nicht daran, aufs Land zurückzukehren. Er wollte sie durch seine Absicht gefügiger machen.

Mara hatte ihn ausreden lassen. Während seiner Worte war er im Zimmer auf- und abgegangen und hatte sich, wobei er öfters stehen blieb, mit triumphierendem Lächeln an seinen Bart gezupft. Aber sie hatte ihm den Rücken gedreht und überlegte am Fenster ihre Antwort. Eine Weile herrschte Schweigen im Zimmer. Da fühlte sie ihr Gesicht von seinem Atem gestreift und den Druck seines Armes um die Taille. Zornig drehte sie sich um:

„Ein einziges Mal habe ich Ihnen ein Recht zu solcher Annäherung gegeben. Seitdem nie wieder. Ich habe Sie in Schutz genommen, als man Sie verlachte und habe es für meine Pflicht gehalten, das Gastrecht Ihnen gegenüber nicht verletzen zu lassen. Trotzdem mußten Sie fühlen, daß ich jener Stunde keine Fortsetzung geben wollte. Ich liebe Sie nicht. Ihre Interessen können nicht die meinen sein. Es war ein Irrtum, daß ich sie einmal teilte. Ich bitte Sie jetzt, vergessen Sie das — lassen Sie mich!"

Der Maler war zwei Schritt zurückgetreten und stand wieder in seiner gewohnten Haltung da, den Ellenbogen in die linke Hand gestützt und den Bart streichelnd. Dabei sog er an seinen Zähnen und bewegte die Kinnbacken, als ob er was im Munde hätte.

„Er wird sich drein finden!" dachte Mara und sah wieder zum Fenster hinaus. Ein gurgelnder Laut zwang sie, sich umzuschauen.

„Mara!" kam es in heiserem Schrei von des Malers Lippen, und die erst so starren Augen himmelten sie an. Er breitete flehend die Arme aus und fiel auf die Knie nieder.

„Ich lasse dich nicht — ich gebe mein Glück nicht preis. Welcher Irrtum hat von dir Besitz ergriffen. Geliebtes Mädchen, denk an unsere köstliche Seelengemeinschaft, an unsere stillen Stunden . . ."

Da fühlte sich Mara von Unwillen und Ekel gepackt. Unwillen über sich, daß sie diesem armseligen Menschen ein Recht zu dieser Szene gegeben hatte, Ekel aber über die Hohlheit seiner Sprache und über die Berührung seiner Hände, die sich um ihre Knie schlangen.

„Gehen Sie! Machen Sie sich nicht lächerlich!"

Und da er sie nicht ließ und seinen Kopf immer leidenschaftlicher in ihren Schoß preßte, trommelte sie mit beiden Fäusten auf seine Arme und stieß ihn zurück, daß er hintenüber taumelte . . .

Als er wieder aufstand, sah er sich allein im Zimmer. Ein harter egoistischer Zug verzerrte sein Gesicht, das sonst so milde dreinschaute. Aber er faßte sich rasch.

„Gut!“ dachte er. „Geh du zurück in deine enge Welt.“

Gelassen ging er die Treppe wieder hinauf, packte seine paar Sachen zusammen, nahm den Pappkarton und verließ das Haus . . .

* * *

Pastor Tannebaum klopfte leise an die Tür von Herrn von Wenkendorffs Arbeitszimmer. Das „Herein“ war kaum zu hören.

„Wegen der Sargschrift komme ich, und ich dachte an das Gleichnis vom getreuen Knecht — wenn es dem Herrn Baron recht ist . . .“

„Lassen Sie mir noch eine halbe Stunde Zeit, lieber Herr Pastor!“ sagte Herr von Wenkendorff mit einer belegten Stimme. „Ich schicke Ihnen dann Bescheid, und auch die Daten schicke ich mit!“

Pastor Tannebaum entschuldigte sich wegen der Störung und verließ den Raum wieder ebenso leise wie er gekommen war.

Herr von Wenkendorff fuhr fort, in der Mappe zu blättern, die vor ihm auf der Platte des alten roten Mahagonisekretärs lag. Er bewahrte alle seine Angehörigen betreffenden Schriftstücke auf. Jetzt kam er zu den Papieren des Försters Sandberg. Da die Kirchenbücher bei der Einäscherung des Gotteshauses ein Raub der Flammen geworden waren, hatte Pastor Tannebaum den Gutsherrn um die Lebensdaten des Verstorbenen gebeten.

Herr von Wenkendorff war gleichzeitig der Vormund und der Pate Sandbergs gewesen und hatte seine Pflichten treu erfüllt. Das Lebensschifflein dieses verwaisten Estenkindes war von einem guten Steuermann gelenkt worden. Und, wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte sich der junge Mann auf einen ganz anderen Platz stellen können, als für den ihn seine Geburt bestimmt zu haben schien.

Hier lag das Abgangszeugnis aus dem Alexandergymnasium in Reval, das dem Sekundaner Sandberg mehr als gewöhnliche Begabung und Fleiß bescheinigte. Er hätte spielend das Maturum bestanden, aber er überraschte seinen ahnungslosen Vormund mit dem eigensinnigen Wunsch, das Gymnasium vorzeitig zu verlassen.

Nach den Gründen gefragt, war keine befriedigende Erklärung aus ihm herauszubringen.

Der Försterberuf, den er ergreifen wollte, entsprach seinem Hang zur Einsamkeit. So ließ ihn sein Vormund gewähren und hatte es nicht zu bereuen. Sternburgs berühmte Forstkultur war zum großen Teil Sandbergs Verdienst.

Wie sprach die Vergangenheit aus diesen vergilbten Papieren zu dem alten Mann, der jetzt in ihnen blätterte!

Linda Sandberg, Tochter des Schulmeisters Thomas Sandberg! Wieder steht sie im Wald am grauen Opferstein unter der alten Eiche und wartet auf ihn, wie sie es so oft in den zwei Jahren getan hatte. Dem Finkenruf antwortet der langgezogene Pfiff des Habichts. Und der Habicht hat den armen kleinen Finken schließlich doch gemordet. . . .

Es war von vornherein eine aussichtslose Liebe, die den unzufriedenen Erbherrn von Sternburg mit dem lebensfrohen Naturkind verband. Über die Mitte der Dreißiger hinaus lebte er ein zu Untätigkeit verurteiltes Dasein. Der Vater behielt die Zügel der Regierung fast bis zu seinem letzten Atemzug in seiner welken Hand und schaltete auf seinem Besitz nach altem patriarchalischen Herkommen.

Noch hörte er das „Papperlapapp", mit dem der alte Freiherr alle Neuerungsvorschläge seines Sohnes abzulehnen pflegte. Nicht eine Maschine durfte angeschafft werden. Dafür wurden aber die Leute bei kärglichem Lohn in mühevoller Fronde abgehetzt.

Der Wald verkam. Durchforsten war damals auf Sternburg ein unbekannter Begriff. Nur für das Wild wurde gesorgt, und die Jagden auf Sternburg waren berühmt im Baltenland. In dem urwaldähnlichen Dickicht hauste der Elch und brach im Winter ungehindert in die Äcker der Bauern ein. Wildschweine bevölkerten die Moore und zerwühlten die Roggen- und Kartoffelfelder.

Die Verschiedenheit in der Auffassung der Pflichten machte das Zusammenleben von Vater und Sohn unerquicklich. Namentlich im Herbst, wenn das Weidmannswerk begann, fühlte sich der Erbe unbehaglich. Wenn er auch kein Feind der Jägerei war, so verurteilte er doch die Rücksichtslosigkeit, mit der der Vater seiner Passion alle anderen Interessen unterordnete. In jenen Jahren hatte er in jedem Spätsommer das Haus verlassen, sobald das Korn unter Dach und Fach war. Auf deutschen Universitäten vervollständigte er seine theoretischen Kenntnisse. Auf schottischen Gütern studierte er die Moorkultur in praktischer Mitarbeit. Ja, bis nach Amerika trieb ihn sein Wissensdrang, und gerade von dort brachte er die Überzeugung mit, daß eine rationelle Landwirtschaft mit einer umsichtigen Forstverwaltung Hand in Hand gehen müsse.

In den letzten Lebensjahren des Vaters gelang es ihm, einigen Einfluß auf die Führung der Geschäfte zu gewinnen. Damals setzte er durch, daß die Bauern eine Entschädigung für die Verwüstungen erhielten, die das Wild auf ihren Äckern anrichtete. Er hatte ein Schema ausgearbeitet, nach dem der Schaden geschätzt und bezahlt wurde.

„Sie werden dich schön betrügen!" höhnte der Vater von seinem Krankenbett aus. „Du bist der richtige Sohn deiner Mutter. Die hat sich auch immer rühren lassen, wenn die Leute ihr vorjammerten, und, wenn ich nicht dazwischen gefahren wäre, hätte sie ihr Letztes weggegeben."

Von dem kurzen Erdenwallen dieser Frau, die sich der Freiherr aus Borküll geholt hatte, erzählte man sich im Land viele Geschichten. Sie war für das Volk eine Art heilige Elisabeth gewesen, und selbst der harte, tyrannische Charakter ihres Mannes hatte sich vor der heiteren Güte ihres kindlichen Wesens gebeugt. Sie starb nach kurzer Ehe, und seitdem hatte das Regiment im Hause des Gegengewichtes sanfter Frauenart entbehrt.

Eines Tages machte auch Schulmeister Sandberg von dem neuen Recht Gebrauch. Sein Kohlacker, den er durch einen Knüppelzaun gegen das Wild gesichert hatte, war trotz dieser Vorsichtsmaßregel niedergetrampelt. Er meldete den Schaden gemäß den bekanntgegebenen Vorschriften an, und schon am nächsten Tage machte sich der junge Gutsherr auf, um sich persönlich davon zu überzeugen.

Da sah er Linda zum ersten Male. In Abwesenheit ihres Vaters übernahm sie selbst die Führung und offenbarte auf dem kurzen Weg eine solche Fülle von praktischen Kenntnissen, von Mutterwitz, von natürlicher Anmut, daß der Erbherr von Stunde an gefangen war.

Die Stellung ihres Vaters, ebenso wie die Bildung, die er seiner Tochter gegeben hatte, hoben sie über das bäuerliche Milieu, dem sie enstammt war, heraus. Aber gleichzeitig war sie dadurch zur Isolierung verurteilt. Sie befand sich in einer ähnlichen Lage wie der junge Herr von Wenkendorff.

Der suchte und fand von jetzt ab oft Gelegenheit, im Schulhaus vorzusprechen. Er lernte in Sandberg einen Mann kennen, mit dem er über alle seine Erfahrungen und Ideen reden konnte.

Der Schulmeister hatte einen guten Blick für die sozialen Schäden, an denen das Land schon damals krankte.

„Die Deutschen säen Sturm!" sagte er, vorausahnend. „Noch kennt sich das Volk nicht. Ein jeder nimmt des Lebens Not auf sich, wie sie den einzelnen trifft. Aber die Abgeschlossenheit, in der wir Esten gehalten werden, wird ihnen eines Tages zum Bewußtsein kommen. Dann haben die Deutschen eine Masse gegen sich, die sie selbst zusammengeschmiedet haben. In dem Rausch des erwachten Selbstgefühls wird sie ihre Stoßkraft gegen die Mauer des Deutschtums richten, und es wird die Frage sein, ob die Mauer stark genug ist. Wer sich im sicheren Besitz befindet, denkt nicht daran, bereit zu sein und seine Kraft zu prüfen und zu stählen . . ."

Erst jetzt, viele Jahre später, sollte der Baron die ganze Wahrheit dieses Ausspruches erfahren. Damals fühlte er sich nicht davon beunruhigt, er hatte Besseres zu tun, als an die Zukunft zu denken. Die Gegenwart schlang holde Fesseln um ihn.

Es war ein langer köstlicher Weg von dem ersten leichten Interesse an, was die beiden in voller Reife stehenden Menschen aneinander nahmen, bis zu dem Tag, da sie erkannten, daß sie sich liebten.

Vater Sandberg ahnte nichts von der Entwicklung, die die Beziehungen zwischen seinem Hause und dem Erbherrn nahmen. Er dachte nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß der Baron seine Tochter zur Frau begehren könnte, eine Möglichkeit, die in den Zukunftsplänen der beiden jungen Leute sehr oft und mit um so größerer Leidenschaft erwogen wurde, als sie sich im Inneren sagen mußten, daß eine Ehe zwischen ihnen unmöglich war. Das letzte lange Leidensjahr des alten Sternburger Barons verschob ohnedies die Verwirklichung ihrer Träume. In jenem Jahr starb auch der Schulmeister

eines plötzlichen Todes. Und wenige Tage, nachdem der junge Baron endlich sein Erbe angetreten hatte, machte das unerbittliche Schicksal einen Strich durch alle seine Pläne.

Linda wurde in vorzeitiger Geburt von einem Knaben entbunden und verschied in den Armen der alten Tio, zu der sie in ihrer Angst und Schande geflüchtet war.

Mit keiner Silbe hatte das unglückliche Weib den Vater ihres Kindes verraten, aber die Alte wurde hinter der verschlossenen Tür der Krankenstube Zeugin eines Schmerzausbruchs von verräterischer Wildheit. So schluchzt ein Gutsherr nicht um eine simple Schulmeisterstochter, mochte er zehnmal ihres Vaters Freund gewesen sein.

Die alte Tio hielt wohlweislich den Mund. Von jenen Tagen an datierte die Vertrauensstellung, die ihr der Gutsherr einräumte. Die erste Pflege des verwaisten Kindes wurde ihr übertragen und gut bezahlt, und auch in der Folge, als der Knabe längst in der Familie des Försters untergebracht war, erhielt sie ihre regelmäßige Unterstützung.

Wie fern lag das alles dem zurückschauenden Auge, und doch, wie lebendig war es noch in dem Herzen des alten Mannes.

Es folgten zwei stille Jahre, in denen er das Gefühl der Öde um sich her nur durch eiserne Arbeit bekämpfte. Dann tauchte eine neue Gestalt im Bilde seines Lebens auf: Eva von Manteuffel, eine arme Verwandte der Schlebehausens auf Tarjomaa.

Von ihr sagte man, sie gliche in Gestalt und Wesen der früh verstorbenen Baronin Wenkendorff. Tatsächlich fühlte sich der Gutsherr von Sternburg von Anfang an in seltsamer Sympathie zu dem jungen Mädchen hingezogen. Ihre gütige Art tat ihm wohl in seiner Verlassenheit. Als er sie um ihre Hand bat, geschah es nicht aus leidenschaftlicher Liebe, wohl aber aus der Überzeugung, daß ihm an ihrer Seite ein ruhiges Glück beschieden sein würde. Fünfzehn Jahre dauerte diese Ehe. Sie gingen hin wie ein einziger windstiller blauer Sommertag.

Seltsam, um wieviel lebendiger ihm jener kurze Traum vor Augen stand. Die stete Nähe seines Sohnes hatte dazu beigetragen, daß keine der Erinnerungen an dessen Mutter verlöschte. Hatte er doch dasselbe weißblonde Haar und den gleichen Gesichtsschnitt wie Linda Sandberg. Seinen Eigensinn freilich hatte er von den Wenkendorffs. Aber die leidenschaftliche Liebe für das Volk war ein Erbe der Mutter und des Großvaters.

Vor zwei Tagen stand Sandberg erst hier und brach eine Lanze für seine Stammesgenossen. Und heute — der Schmerz übermannte den Alten von neuem — heute galt es, die Sargschrift für ihn auszuwählen.

(Schluß folgt)

Mozart resurrectus

Von Fritz Reck-Malleczewen in München

Rohnen wir heute einer Aufführung des „Figaro“ oder des „Don Juan“ bei, möchten wir dem Werke dann nicht gönnen, es hätte einmal voll und ganz gelebt, um uns die Erinnerung hieran als schöne Sage zu hinterlassen, statt dessen wir es jetzt durch ein ihm ganz fremdes Leben als zur Mißhandlung wiedererweckten hindurchgetrieben sehen? In den Werken Mozarts vereinigen sich die Elemente der Blütezeit des italienischen Kunstgeschmacks mit den Gegebenheiten der Räumlichkeit des italienischen Operntheaters zu einem bestimmten Charakteristikon, in welchem sich der Geist des vorigen Jahrhunderts schön und liebenswürdig ausdrückt. Außerhalb dieser Bedingungen, in unsere Zeit versetzt, erleidet das Ewige dieser Kunstschöpfungen eine Entstellung. . . .“

Am 5. Mai 1886, just hundert Jahre nach der Uraufführung des „Figaro“, zitiert Hugo Wolf, damals Musikrezensent eines Wiener Winkelblättchens, die eben angeführten (in der Schrift: „Das Publikum in Zeit und Raum“ zu findenden) Sätze Richard Wagners und fährt dann weiter mit eigenen Worten fort: „Die Richtigkeit dieser Behauptung ist kaum abzuleugnen. Ein Blick auf das Publikum, das mit der größten Gemütsruhe den Vorgängen auf der Bühne bei ‚Figaros Hochzeit‘ folgt, belehrt uns zur Genüge, wie uns das intimere Verständnis für das Werk abhanden gekommen ist.“

Das ist vor kurzem siebenundzwanzig Jahre her gewesen. Und heute? Mozartfestspiele, Mozartneuinszenierungen auf jeder bedeutenden Bühne, im Konzertsaal nach langem Todesschlaf wieder Mozartsche Kammermusik! Führt mich in früher Morgenstunde mein Weg am Münchener Residenztheater vorbei, so sehe ich dort lange, lange Reihen vor den Schaltern stehen, an denen man vierzehn Tage vor der Aufführung Billetts zu den Vorabenden unserer Mozartfestspiele feilhält. Das wartet, in hundertfältiger Schar, stundenlang. Just das Publikum, das erweist, ob ein Künstler wirklich lebt, oder nur Herrn Snob und einem Intendantengeschmack zuliebe ein künstlich eratmetes Dasein

fristet. Kein Kunstpöbel, kein Musikphilistertum, das gekommen ist, längst entthronte Götter anzubeten. Nein, junges armes Volk, das sich den Figaroplatz erhungert hat. Mozart hat die Jugend! Mozart ist wiedererstanden! Wahrhaftig: Freude dem Sterblichen!

Wie war es noch vor anderthalb Jahrzehnten? Es ist noch nicht einmal solange her, daß ein sehr bekannter Berliner Musikkritiker nach einer Aufführung des „Figaro" es sagen durfte, er habe einen Achtungserfolg erzielt. Gewiß! Was war Mozart auch anderes, als ein geschichtlich geheiligter Bestandteil einer musikalischen Bibliothek? Seine Sonaten, auch die letzten, in das Reich Beethovens hinübergreifenden, waren in deutschen Konzertsälen längst verschollen, seine Kammermusik blieb unbekannt. Und die Opern? Gut genug für staatserhaltend-langweilige Galavorstellungen mit „Achtungserfolgen"! Schrankenlose Anmut und göttliche Heiterkeit, das war die gangbarste, in allen Musikgeschichten zu findende Etikettierung für Mozart, unter der man ihn seelenruhig eingesargt hatte.

Was hat den Totgewähnten zum Leben neu erweckt?

Nicht die Freude an jener göttlichen Heiterkeit allein. Auch seine eigene Zeit freilich hat in seinem Werk nur die geliebt. Mußte, wie sie selbst war, alles andere übersehen. Das Rokoko hat sich, kraft seiner Lebenskunst und seines Formensinnes eine Welt gebaut, in der es nach berühmtem Spruch kein Leiden gab. Was ist eben dieser Zeit, die sich nur des einen Triebes bewußt sein wollte, Mozart anders gewesen als ein besonders entzückendes Exemplar jener Kapellmeistergattung, die man sich hielt, wie man heute einen kostbaren Schoßhund hält? Einer von den vielen, die von Hof zu Hof zogen und immer bald vergessen waren. Einer freilich, der die Menuetts der Zeit in besonders entzückende Rhythmen zu bringen verstand, einer zudem, der die Kollegen an Liebenswürdigkeit und Anmut des Wesens überstrahlte, den man in den aristokratischen Salons verhätschelte, solange seine Töne eine auch jener Welt verständliche Zunge redeten, den man aber befremdet anstarrte, sowie er die gewohnten Pfade verließ, sowie er die streng gehüteten Formen sprengte. Der „Figaro" wird in Wien niederintrigiert, „Don Juan" in Grund und Boden verurteilt. Als Wolfgang Amadeus ausgereift ist, als der Zierliche von einst, das Wunderkind der Violinsonaten ins Riesenformat erwachsen ist und der Brand dieses fortwährend schaffenden Lebens sich verzehrt hat, läßt ihn die Zeit im Massengrab verschwinden. Man wollte Mozart den Heiteren. Was sollten ihr die Schauer des „Don Juan"-Finales?

Von diesem Mozart dem Heiteren führt eine gerade Linie zu dem Mozart, wie ihn Hugo Wolfs Zeit, wie man ihn noch gestern sah. Zu der Zeit, wo die scheinbare Einfachheit seiner Formen durch anspruchsvollere überblufft war, als Banausen, in deren Mund sein Name eine Lästerung ist, ihn zu einer Art Kampfmittel gegen eine musikalische Sozialdemokratie machten. Zu jenem Mozart, den man aus der Rumpelkammer holte, um seine Sonaten, für die die beste

Technik gerade gut genug ist, unreifen Backfischen zum jammervollen Klaviergeklimper zu überlassen.

Anders spricht er heute zu uns. Nicht nur in jenen späten Werken, die wie das Finale des „Don Juan", die zwei großen Klavierphantasien (Köchel 394 und 396) hinausgreifen über den äußeren Rahmen, in den er sich sonst fügte: auch das, was wir in scheinbar so einfach und fröhlich Geschaffenem wie dem „Figaro" sehen, ist nicht nur immer sonnige Landschaft: ist umfassender, steigt tiefer hinab und reicht höher hinauf. Singt wohl Idylle, spielt mit dem pikanten Witz des Rokokosalons, reicht aber hinauf über eine ganze Welt bis zur schauervollen Ahnung seines frühen Scheidens, bis zur antiken Schönheit, die das Geschick des jung Vollendeten umstrahlt. Es gibt ein Werk, das der gebildete Durchschnittsmusiker kaum kennt, obwohl es eine reife, in den Farben des Lebenssommers strahlende Frucht ist, von der Mozart wenige Jahre vor seinem Tode schrieb, es sei das Schönste, was er je gemacht: das Klavierquintett Köchel 452. Ich führe es an wegen einer Figur im Larghetto, die sich — weniger ausgebildet freilich — bei Mozart oft wiederholt. Eine jener Stellen, an denen seine Musik aus einer anderen Welt als aus der des Heiteren kommt. In der Registerarie des „Don Juan", im Part des Pagen im „Figaro", an vielen Stellen der Sonaten findet sie sich wieder. Hier ist sie am weitesten entwickelt: in Zweiunddreißigsteln singt die Solooboe: f es d es f und wiederholt sofort d f in Sechzehnteln. Es liegt eine süße Wehmut in dieser Wiederholung, ein Schatten von der Tragik dieses strahlenden Lebens, das in dem beispiellosen Reichtum seines Schaffens, in diesem müheloſen Quellen und Sprudeln unbesieglich schien und alterlos. Und gerade deswegen sich so früh verzehrte als eins jener göttlichen Wunder, die diese Erde nicht zu dulden scheint. Just dieselbe Tragik, zu der Mörikes Novelle (Mozart auf der Reise nach Prag) die entzückende Fassung ist. Jene Wehmut, von der auch die Größten ergriffen wurden, die aus diesen Partituren seine Welt erstehen ließen. „Ich habe es nie verstanden, wie man bei Mozart immer nur von Heiterkeit und einer gewissen Schönheit sprechen kann. Es gibt eine Wehmut in der Heiterkeit und einen Schmerz in der Freude, der die Menschen zu Höhen führt, von denen nur die Göttlichsten zu uns armen Menschen sprechen. Auf diesen Höhen hat Mozart gestanden." Das sagte bei den Salzburger Festspielen vor sieben Jahren einer der wenigen, die als Dirigent seinen Werken gewachsen waren: Felix Mottl, dessen Erinnerung in der Überlieferung unserer Münchener Theater länger nachhallt, als es sonst wiedergebenden Künstlern beschieden ist. Felix Mottl, dessen Großtat nicht in seiner Karlsruher Zeit zu suchen ist, sondern in der Tatsache, daß er vor allen anderen dem zum Licht verholfen hat, womit ich diese Zeilen begann: dem neuerwachten Verständnis für Mozart.

Daß der Musiker Mozart erst heute zu uns so spricht, wie er es selbst wollte, mag dieselben Gründe haben wie die Tatsache, daß wir den späten Kammerwerken Beethovens erst seit kurzem näher kommen. Gründe, die der

Musiker besser beurteilen wird, als ich. Bei den Opern hatte es außer diesen feinen, tief im Fühlen der Zeit verborgenen Ursachen noch besondere, leichter und genauer zu umgrenzende: sie waren mehr als ein Jahrhundert tot oder fristeten doch nur ein Scheinleben, weil man für sie urteillos das Gewand beibehielt, das sie bei ihren Uraufführungen getragen hatten. Das Gewand, das der Zeit ihrer Entstehung vielleicht, nicht aber ihrem eigentlichen Wert und Wesen entspricht. Sowie man vollends unter Wagners Einfluß an die Dramatik der Oper andere Anforderungen zu stellen begann, verblich der Glanz dieser Werke. Weil man, anderen musikalischen Idealen huldigend, sich nicht herbeiließ, ihnen eine andere Fassung zu geben.

Neulich, als ich mich mit Wagners Lehren vom Musikdrama auseinandersetzte, sagte ich, daß wir die Schranke zwischen dem dramatischen Bestandteil seiner Werke und dem der reifen Mozarts nicht mehr anerkennen. Daß wir sie durch die Dramaturgie, die Spielleitung von heute beseitigen können, weil sie nur ein äußerlich Ding ist, kein Bestandteil, mit dessen Änderung das Gesamtwerk zerrissen wird. Heute will ich es erweisen. Die Musik Mozarts war nur solange mit ihrem Drama nicht verwachsen, als man an der Stilisierung, wie sie das achtzehnte Jahrhundert geschaffen hatte, festhielt. Beispiele: der „Don Juan", wie der „Figaro", beide haben Nachspiele nach dem eigentlichen Finale, die musikalisch sehr schön, dramatisch sehr unfruchtbar sind. Ist „Don Juan" unter den Posaunenstößen seines Orchesters versunken, so ist für unser heutiges Fühlen das Drama vom bestraften Wüstling zu Ende. Erscheint aber hinterher Don Octavio nebst seinem weiblichen Anhang, um eine moralische Betrachtung anzuschließen, so ist damit der Bau des dramma giocoso gewahrt, der Eindruck der Tragödie von der ewigen Gestalt „Don Juans" gründlich verwischt. Schließt der „Figaro" mit dem tollen Wirbel seines Finales, so ist damit der Schlußakkord zu diesem heiter-ernsten Spiel gesungen. Erscheint aber noch einmal die Gräfin, um in einer neuen Arie das im Finale für den Hörer befriedigend wenn auch nur bis zum nächsten gräflichen Ehebruch gelöste Problem von der Gattentreue aufzurollen, so ist der Stil abermals gewahrt — das Drama aber zerfetzt. Mozart war hier wieder weiter wie seine Zeit: er hat die Arie „A desio di chi t'adore" zunächst nicht in den „Figaro" aufgenommen, sondern sie erst später auf Verlangen der Wiener Kritik eingefügt. Mehr noch: beide Opern sind an Verwicklungen, an zugespitzten Dialogen (der „Figaro" wenigstens) so reich, daß es heute verfehlt ist, sie alle, auch die verzwicktesten, ganz und gar von äußeren Ereignissen berichtenden in Rezitative zu fassen; auch solche, die Mozart selbst dem gesprochenen Wort gelassen hat. Die stärksten dramatischen Entladungen sprengen die Grenzen der Musik nicht: weder die Komturszenen des „Don Juan" noch das im Bühnendunkel schwer zu übersehende Finale des „Figaro". Der nur berichtende Dialog aber, der die Verbindungen herstellt zwischen den großen musikalischen Gruppen, ist nicht in die Form von Rezitativen einzuzwängen, auch wenn diese Rezitative zu der Schönheit der bekannten Münchener gediehen sind.

Der Historiker wird, wenn er solche Sätze liest, wieder von der Vergewaltigung des Werkes durch die Bühne und durch den Regisseur sprechen. Gewiß, wer die Stilechtheit über den Willen stellt, die unversiegte Schönheit der Werke so erstehen zu lassen, wie sie uns nahe liegt, mag an der ganzen Überlieferung von Äußerlichkeiten festhalten, ohne Rücksicht auf dramatische und Bühnenwirkung alle Zöpfe des achtzehnten Jahrhunderts unbeschnitten lassen. Auch die des Textes. Die alten uns überlieferten Übersetzungen passen in der Tat mit all ihren Mängeln und Lächerlichkeiten nicht übel in diesen streng gewahrten Stil. Jenseits aber dieser Rücksichten auf geschichtliche Treue beginnt unser gutes Recht, die Werke in eine Form zu kleiden, in die sie sich willig fügen, und die sich eben gesund und folgerichtig in den einhundertundzwanzig Jahren, die seit Mozart verstrichen sind, entwickelt hat. Wagner? Nein, sie wäre früher oder später wohl auch ohne ihn gekommen, diese Entwicklung. Die Oper, wie sie aus dem Oratorium geboren war, mußte zunächst sanft treten. Konnte nicht gleich Musikdrama werden, mußte zunächst Dramenmusik bleiben. Je mehr sie es aber wagt, so gewaltige Entladungen, wie sie in Beethovens „Fidelio" enthalten sind, sich dienstbar zu machen, desto mehr befreit sie sich von den lästigen Grenzen, die ihr auf der Bühne gezogen waren, desto mehr will sie dramatisch wirken, desto mehr verschmilzt sie mit ihrem Geschehen zu einem gesunden unerkünstelten Ganzen. Musikdrama? Meinetwegen! Der Name tut hier so wenig wie möglich zur Sache.

Wir nehmen keine Gewaltkuren an diesen zarten Körpern vor. Wir zerstören nicht das kunstvolle Geflecht dieser Musik, wenn wir ihr heute zur Bühnenwirkung verhelfen: sie tragen eben, von genialer Hand gesät, alle Keime zu dieser Entwicklung in sich. Wir haben auch keinen großen Aufwand an technischen Mitteln nötig, der bei solchen Neuinszenierungen immer ein Beweis für einen Gewaltakt ist: im „Don Juan" ein paarmal die Drehbühne, die hier alle ihre Vorzüge ohne ihre Fehler enthüllt, das ist eigentlich alles. Im übrigen aber können wir die Oper „Figaro" wieder als elegantes, prickelndes Unterhaltungsstück geben, mit dem ganzen Reiz von Überraschungen, von großen Verwicklungen und kleinen Pikanterien, ohne daß das Monumentale ihrer Figuren ins Operettenhafte verzerrt wird. Es gibt auch keine verzeichneten Figuren in diesen Bildern mehr: man sehe sich es einmal an, was in der Possartschen Fassung des „Don Juan" aus dem in dieser Hinsicht übelbeleumdeten Don Octavio wird. Wir empfinden auch das musikalisch-szenische Zusammenwirken mehrerer Personen nicht mehr als störend und unnatürlich. In diesen Sextetten legen nicht mehr sechs steife Menschen, in Kompagniefronten aufmarschiert, die Hände aufs Herz: wir ordnen sie, wie es die Musik jeweils befiehlt, zu Gruppen, wirbeln sie in buntem Reigen durcheinander, lassen auch hier den ganzen Zauber unseres neuen Farbenkastens spielen und können so die ganze süßselige Pracht dieser Töne auf der Bühne widerscheinen lassen. Nichts geht mehr verloren, was hier zwischen den Noten der Partitur angedeutet ein Jahr-

hundert als ungehobener Schatz verborgen lag, weder der Humor der Hochzeit mit Hindernissen, noch die Schwüle der gesellschaftlichen Zustände vor der französischen Revolution, wie sie aus Beaumarchais Lustspiel herübergewittert; wenn man früher die berühmte Grafenarie im „Figaro" sang, ärgerte sich eben ein Kavalier über ein Mädel, das ihm entgangen war. Heute klingt aus dem Rollen dieses allegro maestoso das dumpfe ça ira!

Mehr als irgendwo anders muß hier das Werkzeug gebraucht werden, das uns das Bühnengenie Richard Wagner in die Hand gegeben hat: die Kunst Regieanweisungen zu verstehen, die in Noten ausgedrückt sind. Hier liegt eine Schwäche der im übrigen wundervollen Possartschen Mozartpläne: man merkt es hin und wieder, daß nicht ein Musikant, sondern ein Mann, der vom Schauspiel kam, sie entworfen hat. Gerade hier bleibt, mehr wie in manchem modernen Werk, wo alles in Worten ausgesprochen ist, die eigentliche Spielleitung — auch die auf der Bühne — dem Dirigenten vorbehalten.

So aus der Musik entwickelt, sind es nicht mehr die Gestalten seines Textdichters: wird Renaissance und Rokoko gleichgültig, wachsen diese Menschen in Mantilla, im Reifrock und Pekesche über den Rahmen ihrer Zeitalter hinaus, zu Typen, die immer waren und die immer wiederkehren, solange es Menschen gibt. Der „Figaro" wie der „Don Juan": die menschlichen Fragen beider sind noch heute so lebendig, daß ein Moderner wie Richard Strauß auf den Grundlinien des einen den „Rosenkavalier", auf denen des anderen einen symphonischen Bau fügt.

Sein Geheimnis? Daß er ohne Pathos gegeben hat und ohne Kampf. Daß er im Schaffen unabhängig scheint von aller menschlichen Mühe, allem Erzwungenen. Eine Kinderhand streckt er entgegen und man erwartet eine Kindergabe. Aber der scheinbar Spielende bietet alles, was man mit seinem Fühlen ermessen kann. Und bleibt im Geben immer mühelos und leicht wie ein göttliches Wunder.

Das ist es: es wird immer der Genius über den Ringenden, der Ungetrübte über den Zwiespältigen triumphieren.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Das Erbrecht des Reiches und die Geburtenzunahme. Die Reform des Erbrechts bezweckt in erster Linie, wie öfter dargelegt wurde, die Ausschaltung der entfernteren Verwandten zugunsten des Reiches, wenn der Erblasser keine letztwillige Verfügung getroffen hat. Außerdem ist aber von verschiedenen Seiten, auch von namhaften Nationalökonomen, in älteren und neueren Schriften empfohlen worden, man solle einen Pflichtteil für den Staat festsetzen, der ihm von jeder Erbschaft zufallen müsse. Es kann an dieser Stelle auf sich beruhen, ob der Vorschlag am letzten Ende mit einer Besteuerung der Erbschaften zusammenfällt oder nicht. Eine bemerkenswerte, eigenartige Gestaltung hat Generalleutnant Ratgen in Straßburg i. E. dem Gedanken gegeben. Er hat in der Köln. Zeitung vom 26. April 1911 eine Abhandlung unter dem Titel: „Die elsässische Abwanderung seit 1871" veröffentlicht, in der er an der Hand amtlicher Materialien eine Zunahme der Abwanderung und eine Abnahme der Geburten ziffernmäßig nachweist. Nach seiner Untersuchung kamen im Jahre 1872 auf tausend Köpfe der mittleren Bevölkerung 36,4 Geburten, im Jahre 1910 dagegen nur noch 26,3; der Ausfall an Geburten beträgt im Elsaß für dieses eine Jahr 20589 Kinder. Durch die Beschränkung der Kinderzahl verschaffen sich die Elsässer nach französischem Vorbild Ruhe im Hause, sie sparen an Kosten der Erziehung, ersparen sich Sorgen um das Fortkommen der Kinder und sichern ihnen ein größeres Erbteil. Ratgen wendet sich mit Nachdruck gegen diese Lebensfeigheit, diesen Mangel an Pflichtgefühl gegenüber der Allgemeinheit. Um dem bedrohlichen Übel abzuhelfen, schlägt er vor, von den Nachlässen derjenigen Eltern, die weniger als vier Kinder haben, ein Kindesteil dem Staate zuzuweisen. Der Staat würde danach bei drei Kindern ein Viertel, bei zwei Kindern ein Drittel, bei einem Kinde die Hälfte und bei Kinderlosigkeit den ganzen Nachlaß erhalten. — Gern komme ich dem Wunsche des Herrn Verfassers nach, seinen im eigentlichen Sinne des Wortes fruchtbaren Gedanken dem Leserkreise der Grenzboten näherzubringen. Es springt in die Augen, daß die empfohlene Maßregel einschneidend ist und daß sie in unveränderter Form kaum verwirklicht werden wird. Auch darf der Gesichtspunkt der Bestrafung, der doch im Vordergrunde steht, nicht allein entscheiden, weil Kinderlosigkeit nicht immer auf bösem Willen oder auf wirtschaftlichen Erwägungen der Beteiligten beruht. Der öffentlichen Erörterung des Vorschlages steht auch wohl der Umstand im Wege, daß sich für eine scherzhafte Behandlung des Gegenstandes offenbar ein weites Feld darbietet. Die Frage hat aber eine recht ernste Seite. Die Abnahme der Geburten ist beklagenswert unter jedem Gesichtspunkt*). Sie gefährdet die Landesverteidigung und alle wirtschaftlichen Interessen. Wissenschaftlich hat Henry George, der große Bodenreformer, in der klassischen Schrift „Progress and Poverty" schon vor einem

*) Auch in Preußen ist sie auffallend groß. Die Zahl der Lebendgeborenen hat im ersten Vierteljahr 1913 gegen das erste Vierteljahr 1912 um rund 10000 oder 3,4 Prozent abgenommen. Im Deutschen Reiche ist nach dem Statistischen Jahrb. f. d. Deutsche Reich für 1912 folgender Geburtenrückgang festgestellt:

1908 : 2076660
1909 : 2038357
1910 : 1982836

Menschenalter die Lehre des Malthus widerlegt; wohin das Zweikindersystem in der Praxis führt, dafür ist Frankreich ein lehrreiches, abschreckendes Beispiel. Man hat erkannt, daß es kein größeres wirtschaftliches Gut gibt, als den Menschen selbst, daß jeder Zuwachs an körperlichen und geistigen Kräften ein Gewinn für die Nation ist. Deswegen sind Bestrebungen mit Dank zu begrüßen, die dahin zielen, einer Entvölkerung vorzubeugen, die bei dauernder Abnahme der Geburten droht. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland sind Maßregeln erwogen worden, kinderreiche Familien vermögensrechtlich besser zu stellen. Neuerdings noch hat das Gesetz über die Vermögenszuwachssteuer Erleichterungen nach dieser Richtung vorgesehen. Grundsätzlich steht nichts im Wege, auf der Bahn weiter zu gehen und auch bei der Erbfolge die Zahl der Kinder zu berücksichtigen. Sind nur wenige Kinder vorhanden, so ist es vielleicht nicht unbillig, wenn der Staat wenigstens teilweise an die Stelle eines Kindes tritt, das sonst doch miterben würde. Ohnehin ist zu berücksichtigen, daß das Lebensglück der Kinder nicht durch jedes Tausend Mark höher verbürgt wird, das ihnen die Kurzsichtigkeit der Eltern zuwendet. Der Satz Karl Scheffers: Ein fettes Zinsenbewußtsein ist das schlimmste Erbe, das Eltern ihren Kindern auf den Lebensweg mitgeben können, — dieser Satz enthält eine tiefe Wahrheit. — Daß eine ähnliche Bestimmung, wie sie Ratgen befürwortet, ihre Wirkung üben wird, läßt sich kaum bezweifeln. Deswegen darf der Vorschlag trotz seiner Schärfe als eine sehr beachtenswerte Anregung für bedeutsame gesetzgeberische Maßnahmen bezeichnet werden.

B.

Wirtschaft

Die Hebung des Kurses unserer Staatspapiere. Der niedere Stand des Kurses unserer Reichs- und Staatsanlehen schädigt immer weitere Kreise unseres Volkes; geht doch bei dem Sinken des Kurses unserer 3 und $3^1/_2$prozentigen Papiere um 20 bis 25 Prozent gegenüber dem Höchststand um die Mitte der neunziger Jahre der an diesen Papieren erlittene Verlust des sparenden deutschen Volkes in die Milliarden!

Wenn man die drei verschiedenen Sorten von Anlehen ansieht, die wir besitzen, die 4prozentigen, die $3^1/_2$ und 3prozentigen, so sind an allen drei Sorten sehr erhebliche Summen verloren gegangen. Die 4prozentigen, die in den achtziger Jahren um 106 gehandelt wurden, stehen heute auf 97, so daß also bei ihnen ein Verlust von 9 Prozent entstanden ist. Dabei ist es aber in der Regel gar nicht geblieben; denn die meisten dieser 4prozentigen Titel wurden anfangs der achtziger Jahre bei den großen Konversionen auf $3^1/_2$ Prozent herabgesetzt. Die Staatsgläubiger mußten sich das gefallen lassen, weil eben die anderen Staaten ihre Zinsen ebenfalls herabsetzten. Diese Staatsgläubiger haben deshalb in den letzten dreißig Jahren $^1/_2$ Prozent weniger Zins bezogen, als jetzt bezahlt wird, und da außerdem der Kurs dieser ihnen aufgezwungenen $3^1/_2$prozentigen Papiere jetzt auf 83 gesunken ist, so haben diese Staatsgläubiger, wenn man den Zinsverlust von $^1/_2$ Prozent für dreißig Jahre mit 15 Mark dazu zählt, von 100 Mark Kapital 38 Mark verloren.

Noch schlechter freilich ist es den Käufern 3prozentiger Anlehen ergangen. Als diese Papiere unter der Führung des ehemaligen preußischen Finanzministers Miquel in den neunziger Jahren auf den Markt geworfen wurden, trieb sie der Geldmarkt auf nahezu 100; heute stehen diese Papiere auf 75, so daß die Besitzer derselben neben einem Zinsverluste von 1 Prozent während fünfundzwanzig Jahren noch 25 Prozent an ihrem Kapital, also zusammen 50 Mark an 100 Mark Kapital Verlust haben. Und dabei handelt es sich, namentlich bei den $3^1/_2$prozentigen Papieren, großenteils um kleine Leute aus dem Mittelstande, um Beamte, Gewerbetreibende, Handwerker, Landwirte, um Leute, die nicht spekulieren, sondern ihr Geld „bombensicher" anlegen wollten, das sie „groschenweise verdient" hatten, um Mündelgelder und Stiftungskapitalien, also um Gelder, für deren sichere Anlage der Staat als Schutzvogt die rechtliche und sittliche Gewährschaft schuldet.

Hier tut also Hilfe dringend not und es fragt sich deshalb wohl nur, wie diese Hilfe erfolgen kann. Unsere Papiere freiwillig wieder „hinaufzukonvertieren", wie das schon vorge-

schlagen wurde, dürfte kaum angehen, weil nun einmal die Marktlage für die Staatspapiere sich so gestaltet hat, wie sie ist; richtig erscheint vielmehr nur der Gedanke, mit allen Mitteln dahin zu arbeiten, daß die Marktlage für unsere Staatspapiere eine bessere wird, daß der Anlagemarkt entlastet, der Preis der Anlagewerte dadurch wieder gesteigert und so das völlig verloren gegangene Vertrauen des Publikums in die Staatspapiere wieder zurückgewonnen wird.

Hierzu giebt es nach der Ansicht des Einsenders zwei Wege: einmal die tunlichste Zurückhaltung der Regierungen in der Aufnahme neuer Anlehen und zusammenhängend damit die tunlichst rasche Heimzahlung der bestehenden Anlehen; dann aber die Vermehrung der Nachfrage nach Anlehenswerten durch eine planmäßige Steigerung der Hartgeldmenge. Den ersten Weg, die Vermeidung neuer Anlehen, hat die Reichsregierung mit gutem Geschick durch die Deckung der Kosten der neuen Wehrvorlage mittelst einer außerordentlichen Umlage auf die größeren Vermögen und Einkommen eingeschlagen und es würde sich vielleicht auch für unsere Einzelstaaten empfehlen, die Ausgabe neuer Anlehen überhaupt grundsätzlich zu unterlassen und den Bedarf für ihre außerordentlichen Bedürfnisse ebenfalls durch vermehrte Steuern zu decken. Das würde jedenfalls den großen Vorteil auch für den Steuerzahler bieten, daß dann die Zinslasten, welche neue Anlehen immer für den Steuerzahler mit sich bringen, vermieden würden und daß das Bedürfnis nach einem sparsameren Wirtschaften im Staats- und Gemeindehaushalt, das heute den weitesten Kreisen des Volkes verloren gegangen zu sein scheint, sich mit elementarer Gewalt Geltung verschaffen würde. In dieser Beziehung wird es eben nicht besser kommen, als bis es einmal auch den reichen Leuten ernstlich an die Rippen geht.

Gehen wir erst einmal im Reiche wie in den Einzelstaaten von dem Grundsatze aus, daß neue Anlehen unter gar keinen Umständen mehr aufgenommen werden dürfen und daß von den bestehenden Anlehen künftig, wie das früher wohl erwogener Wirtschaftsgrundsatz war, mindestens 2 Prozent jährlich heimzuzahlen sind, so werden wir bald wieder in geordnete Wirtschaftsbahnen kommen, und der Einsender glaubt, daß dieses Ziel einmal fest ins Auge gefaßt werden sollte, selbst wenn z. B. zur Durchführung desselben die Einkommensteuer für die Leute mit einem Einkommen von über 10000 Mark ganz erheblich gesteigert und die indirekten Steuern auf Bier und Wein sowie die Personen- und Gütertarife unserer Verkehrsanstalten nicht unwesentlich erhöht werden müßten. Eine solche energische Finanzpolitik wäre sicher geeignet, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine derartige Erleichterung unserer Staatsfinanzen herbeizuführen, daß dann wieder in vorsichtiger Weise mit den Steuern und Gebühren abgebaut werden könnte.

Aber dieser Gedanke der Verminderung der Ansprüche an den Kapitalmarkt erscheint dem Einsender nur der eine Teil des wirtschaftlichen Reformprogramms, das uns not tut; neben dieser Verminderung der Nachfrage des Staats nach Geld muß auch eine ganz erhebliche Vermehrung der Hartgeldmenge treten, wenn rasch geholfen werden soll. Und diese rasche Hilfe tut wahrlich dringend not.

Da legt nun der Gedanke der Reichsregierung, die für die Heeresvermehrung erforderlichen Mittel durch eine dem Mittelalter entnommene, seither nicht übliche außerordentliche Vermögens- und Einkommensteuer, eine „Schatzung" oder „Beede" aufzubringen, den weiteren Gedanken nahe, warum unsere Reichsregierung, wenn sie nun schon einmal unserem Heere zuliebe zum steuerlichen Rüstzeuge des Mittelalters gegriffen hat, nicht auch unserem zerrütteten Anlagemarkt zuliebe die im Mittelalter so gern geübte Maßregel einer außerordentlichen Münzprägung anwenden und dadurch die Menge unseres Hartgeldes entsprechend vermehren sollte. Es legt sich dieser Gedanke nach Ansicht des Einsenders um so mehr nahe, als dieser Gedanke von der Reichsregierung ja bereits zur Hebung des Bestandes unseres Reichskriegsschatzes in Anwendung gebracht wird in der Art, daß die Hälfte dieses Reichskriegsschatzes in Gold geprägt und in der Reichsbank niedergelegt wird und die Kosten für dieses Gold durch Ausgabe von Reichskassenscheinen gedeckt werden, während die andere Hälfte mit 120 Millionen Mark in Silber ausgeprägt und die

dadurch entstehenden Kosten von 54 Millionen Mark durch die Münzgewinne der nächsten Jahre gedeckt werden sollen. Wenn dieses Mittel im Interesse der Verstärkung unseres Heeres brauchbar erscheint, warum soll es nicht auch berechtigt sein, wenn es gilt, den schwer bedrängten Mittelstand vor dem durch die Zerrüttung des Kapitalmarktes drohenden Untergang zu retten?

Wir haben gegenwärtig in Deutschland bekanntlich einen auf 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung gesetzlich beschränkten Umlauf von Silbermünzen und diese silbernen Scheidemünzen ist niemand in höheren Beträgen als bis zu 20 Mark anzunehmen verpflichtet. Deutschland ist in dieser Beziehung am weitesten von allen Kulturstaaten gegangen. So gelten z. B. in Frankreich die silbernen Fünffrankenstücke in jedem Betrage als Zahlung wie früher bei uns der Taler; so gilt in England, dem Musterlande der Goldwährung, das Silber als Zahlung bis zu 2 Pfund, also bis zu 40 Schilling; so müssen in Österreich-Ungarn die silbernen Fünfkronenstücke bis zu 250 Kronen als Zahlung genommen werden. Was wäre also dabei, wenn in Deutschland das Silber künftig als gesetzliches Zahlungsmittel bis zu 50 Mark anerkannt und gleichzeitig die Menge des Silbers von 20 auf 50 Mark auf den Kopf der Bevölkerung vermehrt würde? Das ergäbe bei rund 65 Millionen Einwohnern eine Mehrprägung von 1950 Millionen Mark Silber, wozu, da bis jetzt von den seither gesetzlich gestatteten 20 Mark Silber auf den Kopf nur 17 Mark geprägt sind, weitere 65 Millionen × 3 Mark, also weitere 195 Millionen Mark kämen. Das ergäbe eine Gesamtmehrprägung von 2145 Millionen Mark und da nach der Begründung des Gesetzes betr. Vermehrung des Reichskriegsschatzes die Herstellung der hierzu erforderlichen 120 Millionen Mark Silber die Reichskasse nur 45 Millionen Mark kostet, weil das Pfund Feinsilber, aus dem bekanntlich 100 Markstücke gefertigt werden, gegenwärtig nur 41 Mark kostet und die Prägekosten für 100 Markstücke nur etwa 3 Mark betragen, so würde sich also bei der Ausprägung von 100 Markstücken ein Gewinn von 55 Mark und bei der Ausprägung von 2145 Millionen Mark Silbergeld ein Gewinn für die Reichskasse von 1179,75 Millionen Mark ergeben.

Daß der deutsche Geldmarkt recht wohl in der Lage wäre, diese vermehrte Silbermenge zu verdauen, steht außer allem Zweifel. Fehlt es doch namentlich auf dem Lande fortwährend an Kleingeld, und zwar aus dem guten Grunde, weil die Bequemlichkeit unserer neuzeitlichen Umlaufsmittel, des Goldes, der Bankzettel, Reichskassenscheine und Schecks, jedermann veranlaßt, tunlichst von diesen Gebrauch zu machen, so daß die Produzenten in der Regel nur großes Geld einnehmen und das kleine Geld dafür in die Banken zurückflutet und im Kleinverkehr fehlt. Hier wäre deshalb leicht in der Weise zu helfen, wenn alle öffentlichen Kassen gezwungen wären, stets einen der Bevölkerungszahl ihres Wirkungskreises entsprechenden Vorrat von Kleingeld vorrätig zu halten und dem Kleinverkehr auf Wunsch zur Verfügung zu stellen.

Unsere Goldwährung, an der wir auch in Zukunft werden festhalten müssen, wäre selbstverständlich durch diese Münzmaßregel in keiner Weise beeinträchtigt; jeder Betrag über 50 Mark müßte eben nach wie vor auf Verlangen in Gold erfüllt werden. Wohl aber wären die durch diese Münzmaßregel der Reichskasse zufließenden rund 1180 Millionen Mark ein sehr geeignetes Mittel, unseren deutschen Effektenmarkt zu entlasten und den Preis unserer Staatspapiere wieder dem Paristande näher zu bringen, wenn diese 1180 Millionen Mark zum freihändigen Aufkaufe von Reichstiteln verwendet würden; ja man könnte noch weiter gehen und gesetzlich bestimmen, daß ein Drittel des so entstehenden Münzgewinns den deutschen Bundesstaaten und ein zweites Drittel desselben den deutschen Gemeinden nach ihrer Kopfzahl zur Verfügung gestellt werden müsse unter der Bedingung, daß diese Summen zur Abtragung von Schulden oder zur Anlegung eines Reservefonds für künftige Schuldentilgung zu verwenden sein sollen. Rechnet man weiter, daß durch die Verwendung dieser 1180 Millionen Mark zur Schuldentilgung im Reiche allein oder im Reichs-, Staats- und Gemeindehaushalt ein jährlicher Zinsendienst von rund 47 Millionen Mark in Wegfall kommen würde, so liegt die heilsame Folge einer solchen Maß-

regel auch für die Steuerzahler deutlich auf der Hand. Vielleicht überlegt sich deshalb der Herr Reichsschatzsekretär im Bunde mit den Finanzministern der Einzelstaaten doch einmal gelegentlich die Zweckmäßigkeit eines solchen Vorschlags.

Dr. Rübling in Schloß Neusteußlingen Württemberg

Bildungsfragen

Nicht Stoff, sondern Bildung — nicht Fachleute, sondern Dilettanten! (Zur Vorbildung und Auslese der Oberlehrer.) In Nr. 188 des Tag macht Herr Prof. Sunkel Ausstellungen an der Vorbildung und Auslese der Oberlehrer, die in der Behauptung gipfeln: „Nicht Fachleute und Menschenkenner werden mit dem Unterricht und der Erziehung betraut, sondern Bücherfreunde und Dilettanten." Er fordert dann eine besondere Ausbildung der Kandidaten in irgendeinem praktischen Betriebe und umgekehrt ein Pflichtlehrjahr für die überall in anderen Berufen schlummernden pädagogischen Kräfte.

Die Fach„lehrer" können ihm antworten:

1. „Auch ein gelehrter Mann,
Studiert so fort, weil er nicht anders kann,"

wobei ihn die unterrichtliche Tätigkeit ja wohl nicht hindern wird, den Stoff nach dem Werte zu sichten.

2. „Wer zweifeln will, der muß nicht lehren," denn

„Was uns zerspaltet ist die Wirklichkeit,
Doch was uns einigt, das sind Worte"

Die Fachmänner im höchsten Sinne sind in der Regel am wenigsten geeignet durch Lehren die Jugend zu bilden, weil sie bei der wachsenden Fülle und wechselnden Form des wissenschaftlich Gewußten zerspalten bleiben und sogar der einzelne im Fortschreiten des wissenschaftlichen Denkens von einer Hypothese oder Theorie zur anderen übergeht, denn „das Wissen wächst, die Unruh wächst mit ihm". Dieser verwirrenden Wirklichkeit gegenüber einigen uns allein die Worte, d. h. feste in Worte gekleidete Begriffe, Begriffskomplexe und Denkweisen, sie geben überhaupt erst die Möglichkeit lehrend zu bilden. Damit haben wir aber eine „theoretische, literarische, über-

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

mittelte Kenntnis", die Sunkel verwirft. Das iſt die Autorität, die wir brauchen; ſie iſt genau betrachtet ſtets eine Art Überlieferung, während aller Verſtandesunterricht offenbar zur Anarchie führt. Die Menſchheit kann eben die Erfahrung des Abweſenden (und Vergangenen) immer nur auf fremde Autorität, auf mittelbare Überlieferung hin machen, aber auch die unmittelbare zerſtreute Erfahrung des Gegenwärtigen durch das Experiment muß ſie aus zeitökonomiſchen wie pſychologiſchen Gründen immer ſehr beſchränken. In dieſem Sinne gehören auch die Lehrer der Realien zu den „Philologen"; ſie werden den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntnis zu gewinnen, ohne Neid meiſt anderen gönnen, da ihre Stärke darin beſteht, Bildung zu vermitteln, bei der es darauf ankommt, den Kreis menſchlicher Vorſtellungsarten formend zu durchlaufen, um ſo das menſchliche Geſchlecht zu reicherem und tieferem Verſtändnis ſeiner ſelbſt zu führen.

3. „Welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direkt ins Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren, wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug zu frommen Kindern."

Dieſe Kunſt der Unterſcheidung zwiſchen Wichtigem und Unwichtigem, zwiſchen Abſolutem und Tranſitoriſchem ſollen praktiſche Fachleute beſſer verſtehen als Lehrer von Beruf? Das iſt in der Tat neu, es zu beweiſen dürfte ſchwer fallen.

4. „Jedes gute Buch, und beſonders die der Alten, verſteht und genießt niemand, als wer ſie ſupplieren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen als derjenige, der erſt lernen will" — ein Troſt für die geſcholtenen Bücherfreunde.

5. „Die neuere Zeit ſchätzt ſich ſelbſt zu hoch, wegen der großen Maſſe Stoffes, den ſie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menſchen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrſchen weiß."

Leicht ließe ſich dieſe Reihe von Zitaten oder Gedanken noch vermehren, wie ſie aus Fauſt und der Farbenlehre in mir auftauchten, als ich Sunkels Artikel las, doch ich will den

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow

Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Leser nicht länger mit der vollen Wucht dieses Springquells bearbeiten.

Prof. Sunkel irrt gewaltig, wenn er meint, daß seine Vorschläge für zu „idealistisch" gehalten werden könnten; sie sind das gerade Gegenteil davon: denn sie verwechseln Wissen des Stoffes mit Bildung. Hier wird das schon längst bekämpfte Dogma von der Aufrechterhaltung der Lehrziele bis zum Zerspringen überspannt.

Die Bezeichnung der Lehrer als „Dilettanten" ist nicht übel, ich nehme sie an, nur lege ich in dieses Wort ungefähr alles das hinein, was die oben angeführten Aussprüche besagen.

Daß aber unsere Kandidaten zu „weltfremd" seien, dieser Vorwurf ist nur noch zu einem Teile berechtigt, wir haben deren genug, die schon recht „weltläufig" sind und rechte „Unterrichtsbeamte" zu werden versprechen. Daß dagegen pädagogisch interessierte, erfahrene Männer aus allen Berufen sich an der Erziehung unseres Nachwuchses durch Vorträge beteiligen, ist mit großer Freude zu begrüßen, zuerst ist es meines Wissens am Lüneburger Johanneum geschehen. Ein „Auferlegen" eines Unterrichtsjahres würde aber niemand befriedigen, ganz abgesehen von der Unausführbarkeit dieses „wirklich „phantastischen" Vorschlages, der im landläufigen Sinne dilettantisch genannt werden könnte.

Dilettanten beneid ich von Herzen;
Ihnen ist großes Heil verliehn:
Kinder gebären sie ohne Schmerzen
Und brauchen hernach sie nicht zu erziehn.

Hermann Schurig in Lemgo

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Weſel

(16. September 1809)

Abend umfing die rheiniſche Stadt,
Die Feſtung ſah trotzig ins Dunkel,
Die Kaſematte erhellte matt
Einer Kerze flackernd Gefunkel;
Elf ſchwarze Schnürröcke traf ihr Schein,
Elf Offiziere, elf Jungen,
Elf Söhne und Brüder und Freier fein,
Die tapfer ihr Schwert geſchwungen. —
Schwarz ragte draußen die Rheinbaſtion. —

„Nun, guter Labrouſſe, was bringt ihr da an?
Den Ruf in die Freiheit, die ſüße?“
— Der Graubart vom Regiment Chavanne
Setzt heut' ſo zögernd die Füße! —
„Weiſt her, aus des Kaiſers Geheimkanzlei?“
— Sie ſcharen ſich um den Alten —
„Lies vor doch, Wedell, was es auch ſei,
Statt länger uns hinzuhalten!“
Er lieſt, von den andern dichter umringt
— Zehn Söhnen von deutſchen Müttern —,
Er lieſt — und in ſeiner Stimme ſchwingt
Ein leiſes, verhaltenes Zittern. —
Nacht webt über der Rheinbaſtion.

Er liest, daß der Strafe für Hochverrat
Das Gericht sie schuldig befunden,
Daß nach Kriegsrecht der Lohn für die Freveltat
Sie ereile in wenig Stunden,
Und daß zur Sühne der Eigenmacht
Der Tod durch die Kugel nur tauge.
Dem Brigadier, der die Order gebracht,
Blinkten Tränen im Auge. —
Dumpf rauschte der Strom an der Rheinbastion. —

Es wich die Nacht, und der neue Tag
Brach an mit Regenschauern;
Der Wind strich durch die Rheinbastion
Gewehr bei Fuß stand das Peloton ...
Elf Herzen taten den letzten Schlag
Vor Wesels Festungsmauern.

Frührot lag über der Rheinbastion. —

Reinhard Weer

Internationales Recht und internationale Rechtsgemeinschaft

Von Dr. jur. Eduard Hubrich, o. ö. Professor der Rechte in Greifswald

Die Ereignisse, welche sich in den letzten Jahren namentlich im Südosten Europas abgespielt haben, die wechselseitigen Beschuldigungen der beteiligten Nationen wegen Verletzungen des „Völkerrechts", haben auch dem deutschen Laienpublikum die Frage näher gerückt, ob es denn wirklich ein Beachtung forderndes internationales Recht und eine entsprechende internationale Rechtsgemeinschaft gebe. Es wird von der Theorie nähere Auskunft über die Natur des internationalen Rechts und das Wesen der internationalen Rechtsgemeinschaft gefordert. Die Befriedigung dieses Verlangens scheint aber auch um deswillen um so gerechtfertigter, weil die dem Laienpublikum zugänglichsten Akte der deutschen Reichsgesetzgebung den Begriff des Völkerrechts und das Vorhandensein einer inter-

nationalen Rechtsgemeinschaft, ohne diese Erscheinungen näher zu erläutern, einfach als gegebene Tatsachen hinstellen. Die Reichsverfassung ermächtigt beispielsweise den Kaiser, „das Reich völkerrechtlich zu vertreten" (Art. 11). Das Reichsstrafgesetzbuch enthält besondere Strafandrohungen für „feindliche Handlungen gegen befreundete Staaten" (§§ 102 ff.), aus der Erwägung heraus, daß diese Strafandrohungen gerade durch die „Anforderungen des Völkerrechts" geboten würden: „Jeder Staat, bemerken die Regierungsmotive, hat ein Interesse und ist völkerrechtlich verpflichtet, Unternehmungen seiner Angehörigen gegen die äußere Sicherheit oder die innere Ruhe anderer Staaten nach Möglichkeit zu hindern und eventuell zu bestrafen. Die Regierung eines jeden Staates muß nach der Gesetzgebung in der Lage sein, dieses Interesse selbständig verwirklichen und diese Verpflichtung selbständig erfüllen zu können." Endlich dehnt der § 203 der Reichszivilprozeßordnung „die öffentliche Zustellung" auch auf Fälle aus, wo die Wohnung eines Angehörigen einer fremden diplomatischen Mission der Zustellungsort ist, weil „nach völkerrechtlichen Grundsätzen ohne Zustimmung des Inhabers eine solche Wohnung zum Zweck der Zustellung nicht betreten werden kann" (Motive).

Die deutsche Rechtstheorie in ihrer weit überwiegenden Richtung ist auch durchaus in der Lage, die von der Reichsgesetzgebung einfach vorausgesetzten Begriffe eines Völkerrechts und einer internationalen Rechtsgemeinschaft genügend aufzuklären. Allerdings tauchen hin und wieder einzelne Außenseiter auf, welche sich in einer absoluten Verneinung der Grundlagen der Völkerrechtsdisziplin gefallen und weder von einem wahren Völkerrecht noch von einer entsprechenden internationalen Rechtsgemeinschaft etwas wissen wollen. Doch brauchen diese Stimmen nicht sonderlich ernst genommen zu werden. Denn sie gehen offensichtlich von vorgefaßten Meinungen aus und wollen, den Blick hypnotisch auf die internen Haupterscheinungen einer modernen Kulturstaatsrechtsordnung gebannt, danach allein schon das Wesen der Rechtsbildung und insbesondere in einer externen Kulturstaatenrechtsordnung ermessen. Die Selbstbeschränkung jedoch, welche sich diese „Leugner" eines positiven Völkerrechts bei der Erkundung des Wesens der Rechtsbildung auferlegen, involviert bereits ein hinlängliches Selbstgericht, da es einfach eine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit ist, daß der Rahmen für die Untersuchung des Wesens der Rechtsbildung und namentlich in einer externen Kulturstaatenrechtsordnung viel weiter gezogen werden muß. Es kann daher auch nicht ins Gewicht fallen, daß in jüngster Zeit selbst E. J. Bekker (Heidelberg) sich den früheren vereinzelten „Leugnern" des Völkerrechts (Lasson, Zorn) beigesellt hat (siehe Deutsche Juristenzeitung XVII S. 17 ff.). Nach E. J. Bekker haben wir in der Gegenwart noch kein Völkerrecht, „weil die naturgemäßen Bedingungen seiner Entstehung fehlen." Denn der Kulturstaatenverband sei zurzeit noch immer kein so fester, „daß das Ganze als Ding für sich über den Beteiligten steht und Macht hat über diese allesamt." Ein derartiger Verband sei aber Existenzbedingung für eine wahre Rechtsordnung,

es gebe kein Recht ohne einen „Rechtsherrn", der als Träger der gesetzgeberischen, richterlichen und exekutiven Gewalt auftrete. Auf derartige aprioristische Konstruktionen hat man aber bereits früher durchschlagend geantwortet, daß das Recht, welches in einem Staatenverbande nach Bekkerschem Muster gelten würde, nicht mehr Völkerrecht, sondern Staatsrecht sei, daß der Staatenverband im ganzen selbst ein den Gliedern übergeordneter, souveräner Gesamtstaat sein würde, also fundamental verschieden von der durch die Reichsgesetzgebung notorisch vorausgesetzten Völkerrechtsgemeinschaft.

Wie beantwortet nun aber die deutsche Rechtstheorie in ihrer herrschenden Richtung im einzelnen die Frage nach dem Vorhandensein des Völkerrechts und einer internationalen Rechtsgemeinschaft?

Das objektive Recht ist an sich ein Inbegriff von unbedingt verpflichtenden Normen für die äußeren freien Handlungen der Glieder einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft. (Ubi societas, ibi jus est!) Die Rechtsnormen grenzen die wechselseitigen Willenssphären der anerkannten Willensträger ab und stellen darum die für Sein und Bestehenbleiben der fraglichen menschlichen Gemeinschaft notwendige Ordnung dar. Sie wurzeln in dem der Menschennatur ohne weiteres mitgegebenen Ordnungs- und Gerechtigkeitstrieb und sind, gegründet auf die die Gemeinschaft gemeinhin durchziehende Überzeugung von ihrer unbedingten Befolgsamkeit, letzten Endes das Produkt des die Gemeinschaft zusammenhaltenden und belebenden Gemeinschaftswillens (vgl. Gierke, Deutsches Privatrecht I S. 113 ff.).

Die menschliche Gemeinschaft, innerhalb deren die Geltung von objektivem Recht möglich ist, kann auf doppelte Art zur Entstehung gelangen. Ihre Bildung kann einmal auf dem Willen der Gemeinschafter beruhen: sei es dem von vornherein darauf gerichteten, ursprünglichen Gründungswillen derselben, sei es dem ihre Einigung nachträglich gutheißenden Willen jener. Anderseits kann aber auch die Entstehung einer solchen menschlichen Gemeinschaft die erst allmählich zum Bewußtsein gediehene Folge von irgendwie sich einstellenden wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhängen zwischen den Gemeinschaftsgliedern sein. Auch in einer derartigen Gemeinschaft kann das gegenseitige Verhalten der Gemeinschaftsglieder unter dem Banne von Rechtsnormen mit dem anerkannten Charakter unbedingter Befolgsamkeit verlaufen. Freilich stellt die Geltung des objektiven Rechts, welches in einer menschlichen Gemeinschaft die wechselseitigen Willenssphären der anerkannten Willensträger bindend abstecken soll, an die fragliche Gemeinschaft notwendig die Anforderung der Dauer. Aber das Vorhandensein besonderer zur Äußerung des Gemeinschaftswillens bestimmter Organe ist nicht durch die Herrschaft des objektiven Rechts in der Gemeinschaft unter allen Umständen bedingt. Der abgesehen von wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen die Gemeinschaft zusammenhaltende Gemeinschaftswille kann lediglich in dem Willensinhalt der objektiven Rechtsnormen selbst, welche in der Gemeinschaft in Geltung gekommen sind, bestehen. Doch

ist umgekehrt auch das Vorhandensein eigener, zur Äußerung des Gemeinschaftswillens und insbesondere zur Geltendmachung des Willensinhalts des objektiven Rechts in der Gemeinschaft dienender Organe möglich. Dabei kann die Organisation der Gemeinschaften in folgender Weise auseinandergehen. Die Gemeinschaftsorgane können nur die Sammelstellen für die summenweise zusammengefaßten Einzelwillen der Gemeinschaftsglieder sein. Oder der durch die Gemeinschaftsorgane zum Ausdruck gebrachte Gemeinschaftswille kann auch in rechtlicher Selbständigkeit und Einheitlichkeit den Einzelwillen der Gemeinschaftsglieder — auch bei summenweiser Zusammenfassung derselben — gegenübertreten. Im letzteren Falle ist die organisierte Gemeinschaft ein Gemeinwesen (Jellinek) und selbst Rechtsträger. Sie besitzt eigene Persönlichkeit gegenüber den Rechtspersonen der einzelnen Gemeinschaftsglieder.

Unter den organisierten Gemeinschaften mit dem Charakter eines Gemeinwesens steht für die rechtliche Betrachtung an erster Stelle der Staat. Sein wesentlichstes Charakterzeichen ist die Ausstattung des Gemeinschaftswillens mit der Staatsgewalt, d. h. mit der eigenständigen Fähigkeit, den vom Gemeinschaftswillen ausgehenden Geboten gegen Widerstrebende mit Zwang Nachachtung zu verschaffen. Nicht daß alle vom Gemeinschaftswillen ausgehenden Gebote oder Akte etwa mit dem Zwangscharakter versehen sein müssen, erfordert die Natur des Staates. Ein Staatswesen ist ein Gemeinwesen, wo nur immer eigenständig die Fähigkeit vorhanden sein muß, den Gemeinschaftswillen zwangsweise durchzusetzen. Durch den Besitz der Staatsgewalt, die sich ihrem Wesen nach also als eine eigenständige Befehlsmacht (Herrschaft) darstellt, unterscheidet sich das staatliche Gemeinwesen von anderen Gemeinwesen und Gemeinschaften. Dieselben können Gliederungen innerhalb des staatlichen Gemeinwesens sein, aber auch unter Umständen den Kreis eines staatlichen Gemeinwesens überschreiten und teilweise über dessen Grenzen hinaus sich ausdehnen. Immer aber, wenn in nichtstaatlichen Gemeinwesen und Gemeinschaften Zwang gegen widerstrebende Glieder geübt werden soll, kann solches nur in Entlehnung von dem zuständigen staatlichen Gemeinwesen geschehen. Der Staat ist der Brennpunkt alles sozialen Zwanges.

Vermöge des Besitzes der Staatsgewalt ist das staatliche Gemeinwesen allen seinem Machtbereiche eingegliederten menschlichen Willensträgern überlegen. Aber nach oben hin braucht die Staatsgewalt nicht schlechthin unabhängig oder mit einem hierfür eingebürgerten Kunstausdruck „souverän" zu sein. Es gibt souveräne und nichtsouveräne Staatsgewalten. Die nichtsouveräne Staatsgewalt ist das Attribut des Gemeinschaftswillens in einem staatlichen Gemeinwesen, welches selbst einem andern staatlichen Gemeinwesen mit einer überlegenen Staatsgewalt durch den entscheidenden Willen der letzteren eingegliedert ist und von derselben im Ungehorsamsfall auch zur Nachachtung der erteilten Gebote gezwungen werden kann. Dagegen kommt die Eigenschaft der Souveränetät jeder Staatsgewalt zu, welche nach oben hin einer derartigen staatlichen Beherrschung nicht

ausgesetzt ist, in ihrer Bewegungssphäre nach außen, wie nach innen die höchste, eigenständige Befehlsmacht bildet.

Das objektive Recht, welches nun in den verschiedenen Arten menschlicher Gemeinschaften — nichtorganisierten und organisierten Gemeinschaften, nichtstaatlichen und staatlichen Gemeinwesen — der notwendige Regulator für das Zusammenleben der Gemeinschaftsglieder und damit für das Bestehen der Gemeinschaften selbst ist, tritt nach der Erfahrung dem Beschauer in zwei Formen: als Gewohnheitsrecht und als gesetztes Recht entgegen. Doch sind Gewohnheits- und gesetztes Recht als Erscheinungsformen, als formale Erkenntnisquellen des objektiven Rechts nur Produkte einer materiellen Quelle des letzteren: der in der fraglichen menschlichen Gemeinschaft herrschenden Gemeinüberzeugung von der Notwendigkeit und unbedingten Verpflichtbarkeit der in Betracht kommenden Rechtsnormen behufs Aufrechthaltung des Gemeinschaftsbandes. Die gemeine Rechtsüberzeugung in der Gemeinschaft, die hiernach die eine materielle Rechtsquelle sowohl für das Gewohnheits-, als für das gesetzte Recht ist, ist jedoch nicht schlechthin identisch mit der allgemeinen Überzeugung aller Gemeinschaftsglieder. Sie kann allerdings mit der letzteren zusammenfallen, aber unter Umständen kann in einer Gemeinschaft die Gemeinüberzeugung, welche die materielle Quelle von objektivem Recht sein kann, auch nur ihren Sitz bei den führenden Elementen haben und alsdann trotzdem für alle Gemeinschafter verbindliches Recht entstehen lassen. Die Gewohnheitsrechtsnormen sind ihrem Wesen nach Rechtsnormen, welche von den Trägern der rechtlichen Gemeinüberzeugung einer Gemeinschaft unter dem Eindruck ihrer Notwendigkeit unmittelbar in konstanter Übung befolgt werden. Gewohnheitsrecht „ist das von einer Gemeinschaft tatsächlich und dauernd aus Rechtsüberzeugung geübte Recht," wobei „Rechtsüberzeugung und Übung gleich wesentlich" sind (Heilborn). Dagegen das gesetzte Recht entsteht durch ausdrückliche Setzung von Rechtsnormen, welche in Zukunft das konkrete äußere Verhalten der Gemeinschaftsglieder bestimmen sollen. Diese ausdrückliche Setzung des Rechts kann bald Sache eines besonderen Organs der Gemeinschaft sein, welchem die rechtliche Gemeinüberzeugung in der Gemeinschaft die allgemeine Rechtsmacht verleiht, nach eigenem Ermessen die erforderlichen Rechtsnormen im voraus zu formulieren. Es kann aber auch das gesetzte Recht in Gemeinschaften, in deren Schoß mehrere eigenständige Willensfaktoren gleichberechtigt nebeneinander stehen, durch wechselseitige Vereinbarung der letzteren zur Entstehung gelangen. Die durch solche Vereinbarung erzeugten Rechtsnormen wenden sich in ihrer unbedingten Verpflichtungswirkung an jene eigenständigen Willensfaktoren als einzelne und repräsentieren ihnen gegenüber solchergestalt ebenfalls einen höheren, aus rechtlicher Gemeinüberzeugung fließenden Gemeinschaftswillen.

Die Gestaltung der Rechtssetzungsfunktion ist aber in der Entwicklung der letzten Jahrhunderte nicht unerheblich durch die Beziehungen beeinflußt worden, in welche der moderne Kulturstaat zu jener getreten ist. Es schreibt sich nämlich

seitdem der moderne Staat die Prärogative zur Rechtssetzung gegenüber allen Individuen und Individuengemeinschaften zu, welche sich innerhalb seines Machtbereiches befinden. Im deutschen Mittelalter war es noch anders. Nach der deutschen Rechtsauffassung des Mittelalters folgte aus dem Freiheitsbegriff unmittelbar für die Freigeborenen aller Klassen die Befugnis, mit anderen freien Leuten zur Erreichung eines selbstgewählten Zweckes in Verbindung zu treten (Einungsrecht) und sich in allen Dingen nach Rechtsnormen zu richten, welche in der geschaffenen Gemeinschaft durch eigene Willkür oder doch unter eigener Mitwirkung entstanden waren, sofern man nur nicht durch Gebote des göttlichen Rechtes gebunden oder durch die Verpflichtung zu besonderer Treue gegen irgendeine Person eingeschränkt war. Eine obrigkeitliche Bestätigung der so selbst geschaffenen Rechtsnormen galt wohl für nützlich, aber nicht an sich für notwendig. Erst als nach Hereinbruch des Zeitalters der Renaissance das Wesen des modernen Staats sich zu klären begann, brachte die unter dem Einfluß des römischen Rechts und des Naturrechts entstehende Theorie des allgemeinen Staatsrechts in den christlichen Staaten Europas die Ansicht von dem grundsätzlichen Anspruch des Staates auf die gesetzgebende Gewalt zum Siege — eine Ansicht, die nunmehr als Gemeingut der Kulturstaaten der Welt angesehen werden kann. Allerdings bewährt sich der prinzipielle Anspruch des Staats auf die gesetzgebende Gewalt nicht in dem Sinne, daß alles gesetzte Recht im Staat nur unmittelbar staatlich gesetztes ist. Der Staat läßt namentlich dann, wenn in seinem Machtbereich eine Fülle von Gemeinschaften sich entfalten kann, in weiser Selbstbeschränkung auch diesen ein gewisses Maß von Rechtsetzungsbefugnis zur Regelung ihrer Gemeinschaftsverhältnisse. Aber vermöge seines Kontrollrechtes über die Gemeinschaften reserviert er sich die Befugnis, dem staatlich zugelassenen Gemeinschaftsrecht vom Standpunkt der Staatsordnung unter Umständen durch ein Gegengebot an die Staatsgewalt-Unterworfenen den Charakter unbedingter Befolgsamkeit zu entziehen und jenes damit für seinen Machtbereich außer rechtlicher Wirksamkeit zu setzen. Freilich kann es vorkommen, daß namentlich in einer Gemeinschaft, die ihre Kreise über den Machtbereich des Staates hinauserstreckt, die Gemeinschaftsglieder als solche das staatliche Ächtungsgebot ignorieren und den staatlich verpönten Gemeinschaftsnormen dennoch tatsächlich den Gehorsam von sie verpflichtenden Rechtsnormen zollen. Eine derartige Erscheinung bildet dann vom Standpunkt des Staatsrechts ein reines Faktum. Immerhin ist die Wissenschaft sich bewußt, daß der Rechtsbegriff in verschiedenen Gemeinschaftsverhältnissen verschieden zur Spiegelung gelangen kann, daß eine Kollision von rechtlichen Gemeinüberzeugungen und dadurch geschaffenen objektiven Rechtsordnungen in der Welt der Tachtsachen nicht ausgeschlossen ist.

Eine früher viel verbreitete, jetzt aber in den Hintergrund getretene Ansicht machte das Vorhandensein einer positiven, d. h. wirklich unbedingte Befolgsamkeit beanspruchenden Rechtsnorm von dem immanenten Moment der Erzwingbarkeit im Fall des Widerstrebens abhängig. Aber der moderne Staat als

Hüter der objektiven Rechtsordnung in seinem Machtbereich stellt wohl der Regel nach den von ihm unmittelbar gesetzten oder zugelassenen Rechtsnormen seinen obrigkeitlichen Zwang zur Verfügung, versagt jedoch bisweilen manchen — unbeanstandeten — Rechtsnormen diesen Beistand, lediglich im Vertrauen darauf, daß es anderen realen Mächten gelingen muß und wird, diesen ebenfalls unbedingte Geltung beanspruchenden Rechtsnormen die Nachachtung zu verschaffen. Nicht Zwang, sondern überhaupt Garantie der Verbindlichkeit durch äußere Mächte ist ein wesentliches Merkmal des Rechtsbegriffs (Jellinek). Jedenfalls genügt dieser Standpunkt vollkommen, die „positiven" Rechtsnormen sicher von den Normen der Sittlichkeit und der Sitte zu unterscheiden. Die Sittlichkeit wendet sich in erster Linie an die interne Gesinnung und erkennt nur die durch ein sittliches Motiv herbeigeführte Handlung an. Den Vorschriften der Sitte aber mangelt, wenngleich sie sich an das äußere menschliche Verhalten wenden, die Gemeinüberzeugung und der daraus resultierende Anspruch unbedingter Verbindlichkeit. „Auch die Sitte gibt Verhaltungsmaßregeln, die sie nicht selten tyrannisch erzwingt; allein in der Idee stellt sie anheim und wahrt daher den Schein, als beruhe ihre Herrschaft auf freiwilliger Unterwerfung. Wer sich der Sitte fügt (z. B. einem Hochzeitsgebrauch, einer Höflichkeitsform, der Trinkgelderſitte) entbehrt dabei der mit der Rechtsbefolgung verknüpften opinio necessitatis" (Gierke).

Da die Rechtswissenschaft kein Inbegriff von übernatürlich offenbarten Dogmen ist, die Anspruch auf absolute Wahrheit erheben, hat sie die festen, objektiv gegebenen Lebenserscheinungen als eine von ihr nicht nach aprioristischen Prätensionen zu meisternde Richtschnur anzusehen, und ihre Aufgabe besteht lediglich darin, die jenen Lebenserscheinungen vollkommen adäquaten Erklärungsformeln ausfindig zu machen, eventuell unter Revision überlieferter Begriffe, wenn diese etwaigen Neubildungen nicht gerecht werden. In diesem Sinne hat mit Recht die herrschende Richtung der deutschen Staatsrechtsdoktrin angesichts der bundesstaatlichen Neubildungen in Nordamerika, in der Schweiz und in Deutschland die überlieferte Lehre von der Notwendigkeit des Souveränitätsmoments für den Staatsbegriff fallen gelassen. Auch in Ansehung der Rechtsbegriffe „internationales Recht" und „internationale Rechtsgemeinschaft" kommen gewisse objektiv so feststehende Lebenserscheinungen in Betracht, daß die Rechtswissenschaft sie als schlechthin maßgebende Richtschnur für ihre Bemühungen beim Aufsuchen der adäquaten Erklärungsformeln anzusehen hat. Um zwei fundamentale Tatsachen handelt es sich dabei vor allem: darum, daß die Kulturstaaten der Welt auf Grund einer eigenartigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte eine wirkliche Staatengemeinschaft bilden und daß die wechselseitigen äußeren Beziehungen der Glieder dieser Gemeinschaft dem Banne des objektiven Rechts — d. h. nicht einzelner weniger Rechtssätze, sondern eines ganzen Rechtsnormeninbegriffs — unterliegen. Beides ist für die Operationen der Rechtswissenschaft gerade um deswillen namentlich einfach „gegebene Tatsache"

(Jellinek), weil die beteiligten Staaten selbst in verschiedensten Zeitpunkten und auf die unzweideutigste Weise sich dazu bekannt haben. Zwei Beispiele werden hierfür genügen. Im Pariser Frieden vom 30. März 1856 erklärten die damaligen Großmächte la Sublime Porte admise à participer aux avantages du droit public et du concert Européen und die „Einleitende Bestimmung" der Londoner Seekriegsrechtsdeklaration von 1909 spricht aus: Les Puissances Signataires sont d'accord pour constater, que les règles contenues dans les chapitres suivants répondent en substance aux principes généralement reconnus du droit international. Angesichts dieser kraftvollen Bekundungen rechtlicher Gemeinüberzeugung ist die „Leugnung" des Völkerrechts wirklich nichts anderes als weltfremde Theorie, obwohl gerade sie sich mit dem Mantel streng realistischer Denkweise zu drapieren liebt.

Die Staatengemeinschaft, in welcher sich die modernen Kulturstaaten befinden, ist freilich kein Gemeinwesen, sondern eine unorganisierte Gemeinschaft. Das Vereinigungsband bildet auf Grund vielfach verschlungener wirtschaftlicher und geistiger Zusammenhänge der Inbegriff objektiver Rechtsnormen, welcher zumeist „Völkerrecht", aber da er nur das wechselseitige äußere Verhalten staatlicher Gemeinschaften reguliert, begrifflich richtiger wohl „internationales Recht" (jus inter gentes, civitates statt jus gentium) genannt wird. Das internationale Recht repräsentiert einen Willensinhalt, der durchaus über dem Einzelwillen der einzelnen Kulturstaaten steht. Doch ist ein Subjektivierung des im objektiven Völkerrecht enthaltenen Willensinhalts in einer personenrechtlichen Instanz, welche gegenüber den einzelnen Kulturstaaten mit eigenständiger Autorität für die konkrete Befolgung des Völkerrechts zu sorgen hätte, der Völkerrechtsgemeinschaft — naturgemäß — fremd geblieben, und daher hat die Zugehörigkeit zur letzteren den etwa vorhandenen Besitz der Souveränität an keiner Stelle schmälern können. Die herrschende Völkerrechtstheorie nimmt sogar überhaupt an, daß nur „souveräne" Staaten Rechtsfähigkeit in der Völkerrechtsgemeinschaft besitzen, wahre Völkerrechtssubjekte sein können. Sie vermag jedoch diese Lehre nur mit einer Unterscheidung der „völkerrechtlichen Souveränität" und der „staatsrechtlichen Souveränität" zu halten. Nach ihr bedeutet Souveränität im völkerrechtlichen Sinne nichts anderes als Bejahung der freien staatlichen Persönlichkeit im internationalen Verkehr, sie sei in der freien völkerrechtlichen Persönlichkeit ohne weiteres enthalten und daher seien auch staatsrechtlich nichtsouveräne Staaten als völkerrechtlich souveräne anzuerkennen, sofern dieselben auf völkerrechtlichem Boden als freie staatliche Persönlichkeiten auftreten dürften. Hierbei scheint indessen verkannt, daß die Staatsgewalt, für welche eventuell die Eigenschaft der Souveränität in Frage kommt, immer ein Machtbegriff einheitlicher Art ist, mag es sich um die Beziehungen nach innen oder außen handeln, und daß daher auch die Souveränität nicht in einen völkerrechtlichen und in einen staatsrechtlichen Teil halbiert werden kann. Richtiger Ansicht nach können souveräne wie nichtsouveräne Staaten Völkerrechtssubjekte

sein, nur kann bei nichtsouveränen Staaten die Ausübung der aktiven Befugnisse völkerrechtlicher Persönlichkeit eingeschränkt sein, sofern ihr staatsrechtlicher Untertanengehorsam in Betracht kommt.

Das Völkerrecht ist für die gegenwärtig herrschende, streng positivistische Theorie noch immer kein Weltrecht. Es gilt nicht für alle sich irgendwo auf dem Erdball befindenden Stammesverbände. Das ehemals angenommene, „natürliche" Völkerrecht, welches die Grundsätze des Naturrechts, wie auf die gegenseitigen Beziehungen der Einzelindividuen, so auch auf die aller Nationen und Stammesverbände der Erde ausdehnen wollte, ist infolge der Aufklärungsarbeit der „historischen Schule" längst aus dem Glaubenskreis von Theorie und Völkerpraxis verschwunden. Das Völkerrecht ist lediglich die Verkehrsrechtsordnung der anerkannten Kulturstaaten der Erde. Das Wort „Kulturstaat" geht hier allein auf solche Staatsverbände, welche in fortgeschrittener Entwicklung „eine annähernd gleiche Stufe des innerstaatlichen Rechts- und Wirtschaftslebens, wie auch namentlich der moralischen Anschauungen über Gut und Böse, Recht und Unrecht, über Pflichterfüllung" erlangt haben (Heilborn). Eine derartige, durch ein positives Völkerrechtssystem zusammengehaltene Kulturstaatengemeinschaft ist, wie bereits angedeutet, erst ein Produkt der letzten Jahrhunderte. Die Zeit der Antike machten der nationale Eigendünkel der damaligen Kulturvölker und die einreißende Weltherrschaftstendenz des Römertums für den Völkerrechtsgedanken an sich unfruchtbar. Erst gegen Ausgang des Mittelalters waren im christlichen Europa die Grundlagen gegeben, aus welchen das Völkerrecht der modernen Kulturstaaten erwachsen ist. Unter dem Einfluß christlich-romanisch-germanischer Kultur war in Europa eine Mehrheit von selbständigen Staatsverbänden entstanden, welche auf dem Fuße der Gleichordnung dauernden Verkehr miteinander pflegten und mit der Zeit sich auch bewußt wurden, daß diesem Verkehr eine aus rechtlicher Gemeinüberzeugung fließende Rechtsordnung zugrunde liege. Zu diesem romanisch-germanischen Staatenkreise traten alsbald die slavischen Staaten als neue Verkehrsrechtsgenossen hinzu. So war das Völkerrecht noch um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert an sich ein „christliches" oder „europäisches" Völkerrecht, wenngleich nunmehr auch die selbständig werdenden Kolonien in Amerika der Völkerrechtsgemeinschaft sich anschlossen. Erst als 1856 auf dem Pariser Kongreß die Türkei offiziell in die Völkerrechtsgemeinschaft aufgenommen war, streifte letztere grundsätzlich den Charakter einer christlichen Staatengemeinschaft ab und stellte sich auf den Boden allgemein-menschlicher Kultur. Damit war auch die Bahn erschlossen, daß gegen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Japan unter allgemeiner Anerkennung vollberechtigtes Glied der Völkerrechtsgemeinschaft werden konnte. Ob darüber hinaus auch Persien, Siam, China zu den Vollgenossen der Völkerrechtsgemeinschaft zählen, ist streitig. Die herrschende Meinung verneint das und rechnet diese drei Staaten zu den sogenannten halbzivilisierten Staaten, für welche gegenüber den anerkannten Kultur-

staaten Völkerrecht nur insoweit gilt, als dies ausdrücklich in abgeschlossenen Staatsverträgen vorgesehen ist.

Innerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft stehen an sich die einzelnen Staaten als Völkerrechtssubjekte gleichgeordnet nebeneinander, und eine Konsequenz dieser Gleichordnung ist, daß jedes Völkerrechtssubjekt prinzipiell sich selbst als den Ausleger des Völkerrechts für seine eigenen internationalen Beziehungen halten darf. Die objektiven Völkerrechtsnormen sind jedoch der Ausdruck der rechtlichen Gemeinüberzeugung in der Kulturstaatengemeinschaft und ihrer Erscheinung nach ebenfalls entweder Völkergewohnheitsrecht oder gesetztes Völkerrecht. Das Völkergewohnheitsrecht tritt in einer konstanten von opinio necessitatis getragenen Übung der Staaten d. h. der verfassungsmäßigen staatlichen Organe entgegen. Gesetztes Recht, das von einem rechtlich übergeordneten Gesetzgeber ausginge, ist freilich in der Kulturstaatengemeinschaft bei der an sich bestehenden Gleichordnung der Glieder derselben nicht möglich. Aber gerade die Geschichte der Völkerrechtsgemeinschaft bestätigt ebenfalls den Lehrsatz, daß eigenständige Willensfaktoren, welche als an sich gleichgeordnete Glieder einer Gemeinschaft angehören, miteinander das für sie in Zukunft maßgebende Recht vereinbaren können. Gesetztes Völkerrecht liegt vielfach im Wege wechselseitiger Vereinbarung der Kulturstaaten als ihrem Wesen nach eigenständiger, gleichgeordneter Willensfaktoren in sogenannten „rechtsetzenden Staatsverträgen" vor, und gerade die neueste Zeit ist dieser Entstehungsart von Völkerrecht besonders günstig gewesen (Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907!). Ein analoges Beispiel solcher Art von Rechtsetzung liefert insbesondere der deutsche Territorialstaat vor dem Siege des fürstlichen Absolutismus. Die deutschen Landesherrn, deren Gewalt zunächst nur ein äußerliches Aggregat einzelner obrigkeitlicher Rechte war, besaßen damals zwar nicht das allgemeine Gesetzgebungsrecht für ihr Territorium, wohl aber konnte dadurch, daß sie sich mit den Landständen, den Trägern der übrigen Herrschaftsverbände in dem Territorium, hierüber vereinbarten, objektives Recht für das ganze Territorium zur Formulierung gelangen. Das in Völkergewohnheitsrecht und in rechtsetzenden Staatsverträgen entgegentretende objektive Völkerrecht entspricht jedenfalls durchaus den an ein positives Recht zu stellenden Anforderungen. Es tritt ebenfalls mit unbedingtem Verpflichtungscharakter an „alle, die es angeht" heran und findet seine Garantie, wenn auch nicht in einem obrigkeitlich organisierten Zwang, so doch in genugsam wirkenden äußeren Mächten. Schon die in der Kulturstaatengemeinschaft bestehenden wirtschaftlichen Zusammenhänge sind stark genug, um es einem einzelnen Völkerrechtssubjekt unmöglich zu machen, durch sein Verhalten der objektiven Völkerrechtsordnung an sich Hohn zu sprechen. Einzelne Rechtsbrüche vermögen ebensowenig einer innerstaatlichen Rechtsordnung, wie der für den wechselseitigen Staatenverkehr geltenden Völkerrechtsordnung den Charakter der Positivität zu nehmen. „Die Staaten erfüllen ihre Pflichten wohl nicht minder regelmäßig und pünktlich, wie die Privatleute." (Heilborn.) Mit den

echten Völkerrechtsnormen sind allerdings nicht zusammen zu werfen die Regeln der bloßen Staatensitte (comitas gentium, courtoisie internationale), welche, auf die Bezeugung äußerer Höflichkeitsakte gerichtet, zwar auch das äußere gegenseitige Verhalten der Kulturstaaten betreffen, aber ohne den immanenten Charakter unbedingter Befolgsamkeit. Dahin gehört beispielsweise die Berücksichtigung der von Kaiserreichen, Königreichen, großen Republiken in Anspruch genommenen „königlichen Ehren" (Entsendung von Gesandten der ersten Klasse, Königskrone im Wappen, Gebrauch des Brudertitels unter monarchischen Staatshäuptern).

An der rechtlichen Gemeinüberzeugung, die zur Erzeugung von Völkergewohnheitsrecht führt und in rechtsetzenden Staatsverträgen sich ausspricht, sind der Regel nach wohl alle Völkerrechtssubjekte unmittelbar beteiligt, für welche die fraglichen Völkerrechtsnormen gelten sollen. Aber gerade in der Kulturstaatengemeinschaft wohnt zu gewissen Zeitmomenten gewissen Völkerrechtssubjekten ein solches geistiges Führergewicht bei, daß sie, ohne formell als Organe der Gemeinschaft bestellt zu sein, vornehmlich als die eigentlichen Träger der rechtlichen Gemeinüberzeugung in der Kulturstaatengemeinschaft wirken und daher das von ihnen in Völkergewohnheitsrecht und in rechtsetzenden Staatsverträgen produzierte Recht unter Umständen auch für die übrigen Völkerrechtssubjekte maßgebend wird. Die letzteren stimmen stillschweigend den ohne ihre formelle Beteiligung entstandenen Völkerrechtsnormen bei, sei es daß sie gegebenenfalls selbst Rechtsansprüche daraus herleiten, sei es daß sie einer derartigen Ableitung von Rechtsansprüchen, soweit diese gegen sie selbst gerichtet sind, nicht die Anzweiflung der objektiven Rechtsbasis entgegensetzen. Immerhin folgt aus der grundsätzlichen Gleichordnung der Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft, daß jeder Staat berechtigt ist, die Verbindlichkeit eines Völkergewohnheitsrechtssatzes oder einer gesetzten Völkerrechtsnorm für sich abzulehnen, sofern er bei der Erzeugung der fraglichen Norm keinen Anteil gehabt und sie auch späterhin nicht genehmigt hat. Nur wenn ein neuer Staat sich bildet und in die Völkerrechtsgemeinschaft eintritt, greift das alle bisherigen Völkerrechtssubjekte angehende Völkerrecht, mag es Gewohnheits- oder gesetztes Recht sein, ohne weiteres auch für den Neustaat Platz. Im übrigen ist das objektive Völkerrecht allerdings zum Teil gemeines Völkerrecht, welches alle Völkerrechtssubjekte eines bestimmten Zeitmoments verbindet, zum Teil aber auch partikuläres Völkerrecht, das nur zwischen bestimmten Staaten gilt. „Daß die Staaten gewisse Regeln als gemeingültig erachten, beweist insbesondere die formelle, sonst inhaltlose Aufnahme der Türkei in die Völkerrechtsgemeinschaft" (Heilborn). Nicht minder geht aber auch die deutsche Reichsgesetzgebung, wenn sie dem Kaiser allgemein die „völkerrechtliche" Vertretung des Reichs beilegt oder die Strafsanktionen für „feindliche Handlungen gegen befreundete Staaten" auf die Annahme einer „völkerrechtlichen" Verpflichtung „jedes" Staats gründet, unleugbar von dem Glauben „gemeiner" Völkerrechtssätze aus. Grundsätzlich geht jedoch das partikuläre Völkerrecht dem „gemeinen" vor.

Die rechtsetzenden Staatsverträge teilen wohl mit ihrem Gegenstück, den Staatsverträgen rechtsgeschäftlichen Charakters, die Form des Zustandekommens. Aber schon ihr Inhalt unterscheidet beide Kategorien, deren Differenzierung erst eine Errungenschaft der jüngsten Zeit ist. Die Verträge rechtsgeschäftlichen Charakters dienen nur der subjektiven Konkretisierung des in abstrakten Normen bereits vorhandenen völkerrechtlichen Willensinhalts, die rechtsetzenden Verträge bringen aber gegenüber dem schon vorhandenen völkerrechtlichen Willensinhalt etwas Neues: die ausdrückliche Formulierung eines neuen Rechtsgedankens oder einer in ihrer Existenz nicht immer ganz zweifelsfreien Völkergewohnheitsrechtsnorm zu einer abstrakt-klaren, für die Zukunft das konkrete, subjektive Handeln schlechthin regulierenden Norm. Wohl ergeben sich auch aus dem Abschluß rechtsetzender Verträge an sich unmittelbare subjektive Rechte und Pflichten der Kontrahenten auf Befolgung der Verträge. Aber diese subjektiven Befolgungsansprüche und Befolgungspflichten stehen nur im Zusammenhange mit der Frage der Zeitdauer der vereinbarten Rechtsnormen. Solange der Kontrahent eines rechtsetzenden Staatsvertrags nicht behaupten kann, daß nach objektivem Völkerrecht seine subjektive Bindung an den Vertrag weggefallen sei, muß er die Vorschriften des rechtsetzenden Vertrags als Bestandteil der objektiven Völkerrechtsordnung gegenüber seinen konkreten Handlungen wirken lassen: die Vorschriften des rechtsetzenden Vertrags ergreifen bis dahin als einheitlich-notwendige Ordnung ohne weiteres bestimmend die darunter fallenden konkreten Handlungen (Unterlassungen) der Kontrahenten. Die rechtsetzenden Verträge können übrigens wie die Verträge rechtsgeschäftlichen Charakters ausdrücklich auf Zeit und mit Kündigungsvorbehalten geschlossen sein, auch gilt für sie insbesondere die stillschweigende clausula rebus sic stantibus, d. h. ein selbstverständliches Kündigungsrecht „wegen veränderter Umstände". Nur Jellinek hält — im Widerspruch übrigens mit der neueren Völkerpraxis — die rechtsetzenden Staatsverträge prinzipiell für gemeinsame irrevokable Erklärungen.

Schließlich lehnt die herrschende Völkerrechtsdoktrin entschieden die Verleihung der völkerrechtlichen Persönlichkeit an Einzelindividuen ab. Ob in dieser Hinsicht eine „quasi-völkerrechtliche" Persönlichkeit des Papstes als Ausnahme anzuerkennen ist, kann hier dahingestellt bleiben. Nach Jellinek und Heilborn insbesondere ist das Einzelindividuum prinzipiell immer nur kraft Landesrechts berechtigt und verpflichtet, wenngleich die Gestaltung des Landesrechts den kraft Völkerrechts zwischen den Staatsverbänden selbst bestehenden Berechtigungen und Verpflichtungen folgt. „Eine direkte Verletzung des Völkerrechts durch den einzelnen namentlich ist" — bemerkt Jellinek — „nicht möglich, vielmehr kann der einzelne stets nur eine innerstaatliche Vorschrift übertreten. Die kriegspolizeilichen Festsetzungen über Konterbande, Feindesgut, Embargo, Blockade, Prisengerichte usw. sind für den konkreten Fall staatsrechtlicher Natur, insofern sie Wirkungen auf die feindlichen und neutralen Untertanen äußern. Das völkerrechtliche Element in ihnen liegt nur darin, daß kraft Völkerrechts der

Kriegführende kompetent erscheint, gegebenenfalls sein Imperium über die fremden Untertanen auszudehnen, sowie auch die Grenzen dieser Ausdehnung und ihr Inhalt durch völkerrechtliches Gewohnheitsrecht, durch Vereinbarungen und Verträge festgesetzt sind."

Von dem Prinzip, daß nur Staaten Völkerrechtssubjekte sind, will Heilborn nur die eine, hier interessierende Ausnahme anerkennen, daß nach dem auf der Haager Friedenskonferenz von 1907 entworfenen und bisher Entwurf gebliebenen Abkommen über Errichtung eines internationalen Prisengerichtshofs selbst neutrale Privatpersonen und unter Umständen sogar Angehörige des Feindes ein unmittelbares Recht auf Anrufung des Prisengerichtshofs haben sollen. Damit sei in dem Bewußtsein, etwas Neues zu schaffen, ein völkerrechtliches Recht der Privatpersonen begründet, aber nur mit Verbindlichkeit für die vereinbarenden Staaten. Auch von Liszt erklärt: „In Prisensachen ist künftig auch der einzelne Staatsbürger Subjekt des Völkerrechts ... Der Anspruch ist schlechtweg ein völkerrechtlicher Anspruch, auf das Völkerrecht gestützt und gegen ein Subjekt des Völkerrechts gerichtet. Wer aber Träger eines völkerrechtlichen Anspruchs sein kann, ist selbst Subjekt des Völkerrechts." Dagegen konstruiert Schücking (Staatenverband der Haager Konferenzen 1912): „Das Individuum bekommt damit allerdings einen völkerrechtlichen Anspruch, ohne dadurch schlechthin ein Rechtssubjekt des Völkerrechts zu werden. Dieser Anspruch zielt ab auf Rechtsschutz und richtet sich gar nicht an den Nehmestaat, sondern an den Internationalen Prisenhof als internationales Organ derjenigen Staaten, die diesen Gerichtshof vertragsmäßig geschaffen haben. Die Gewalt, die (den einzelnen Angehörigen der beteiligten Staaten) diese Rechtsstellung verleiht, steht nicht über der Gewalt ihres Heimatsstaates. Der kündbare Vertragswille des Heimatsstaates hat den Privaten den Anspruch auf Rechtsschutz vor dem internationalen Prisenhof gegeben und kann ihnen diesen Anspruch wieder entziehen. Der Anspruch wird dem Individuum nicht verbürgt durch ein höheres politisches Gemeinwesen, zu dem sich die Kulturstaaten zusammengeschlossen hätten."

Die Juden und Europa

Wenn sich in einer Nation der Antisemitismus politisch ganz besonders in den Vordergrund drängt, so ist das immer ein Zeichen, daß gerade die herrschenden Kreise mit dem Zustande des sie umgebenden politischen Lebens nicht zufrieden sind. Man hat deshalb nicht mit Unrecht den Antisemitismus als den Sozialismus der Besitzenden bezeichnet. Wir erleben es jetzt von neuem, daß die gesamte rechtsstehende und ein Teil der liberalen Presse eine scharfe Sprache gegen das Judentum führt. Für viele unerfreuliche Erscheinungen des öffentlichen Lebens sowohl wie der modernen Entwicklung überhaupt wird der auch von den Juden unbestrittene Einfluß des jüdischen Elements verantwortlich gemacht. Angesichts dieser Tatsachen ist es eine dankenswerte Arbeit sich ihrer selbst bewußter Juden, wenn sie in wissenschaftlich ernsten Arbeiten das moderne Judentum und seine Stellung zum Okzident, zu den Völkern Europas zu analysieren streben. Sie zeigen uns den Weg, wo wir wirklich schädliche Einflüsse finden und bekämpfen können; sie zeigen uns aber auch Reichtümer, die wir in unserer Kultur nicht mehr vermissen möchten. Eine solche Arbeit liegt vor mir in dem vom Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag herausgegebenen Sammelbuch Vom Judentum, das im Verlage von Kurt Wolff in Leipzig eben in zweiter Auflage erscheint. Von welchem Geist das Buch durchweht ist, davon geben die nachstehenden Ausführungen Kenntnis, die unter dem Titel „Wir und Europa" von Moritz Goldstein, unseren Lesern im guten Gedächtnis durch seinen Aufsatz „Die Welt als Asien und Europa" (1912, Heft 32), in dem Sammelbuch enthalten sind. Ohne das Buch heute kritisch zu würdigen, möchte ich meine Leser darauf hinweisen. Seine Kapitel sind: „Jüdisches Wesen", „Jüdische Religiosität", „Jüdisches Denken", „Das neue Judentum", „Das Werden der jüdischen Bewegung", „Die Aufgaben der jüdischen Bewegung", „Der Jude und Europa", „Probleme der Gegenwart und der Zukunft". — Die in dem Werk zutage tretenden Bestrebungen dieser „Nationaljuden" werden von einer gewissen Presse und deren Gefolgschaft entweder ignoriert oder heftig angegriffen. Vielleicht genügt dieser Hinweis für manchen unserer Leser, dem Werke eine um so größere Beachtung zu schenken. G. Cl.

Theodor Herzls Konzeption, die er in die Formel faßte: „Wir sind ein Volk, ein Volk" — soweit sie nicht aus Abwehrinstinkten entsprang, also in ihren echteren und edleren Motiven —, war durchaus kein jüdisches, sondern ein höchst europäisches Ereignis. Wie hätte auch dieser weltgewandte, durch und durch moderne Mann dazu kommen sollen, sich außerhalb Europas zu stellen in eine fast mittelalterliche Gemeinschaft hinein? Außerhalb dieses Europas, dem er so gut wie alles

verdankte, was er war und womit er wirken konnte? Nein, der Antrieb, unter dem er seinen Judenstaat ersann, stammte aus Europa und ergriff den Europäer in ihm. Er tat nichts, als daß er eine gesamt-europäische Geistesbewegung auf die Juden anwandte; aber gerade diese Konsequenz war so schwer und lag zugleich so nahe, daß Genie dazu gehörte. Es handelt sich um jene geistige Bewegung, die etwa nach dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sichtbar wurde, in Männern wie Nietzsche und Ibsen ihre wirksamsten Vertreter fand und die heute allmählich in praktische Wirkung sich umzusetzen und gleichzeitig zu trivialisieren beginnt: es handelt sich um den Individualismus. Dieses Lebensideal ist das notwendige Widerspiel des Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts und mußte ihn nach dem Gesetz des Gegensatzes ablösen. Daß alle Menschen verschieden seien, daß jeder einzelne eine unvergleichliche, nie wieder vorkommende Existenz darstelle und daß sein Wert auf dem beruhe, was ihn von anderen unterscheidet, diese Lehre und Wertsetzung trat naturgemäß an die Stelle des überwundenen Humanismus, wonach gerade das allen Menschen Gemeinsame, die von Natur gleiche Menschlichkeit, humanitas, den Wert der Persönlichkeit bestimmte. Folgte aus dem alten Ideal, daß man die nicht von Natur, sondern durch Kultur gesetzten Unterschiede zwischen den Menschen, also die sozialen und politischen Grenzen auslöschen müsse, um „die Menschheit" zu erhalten, so fordert das neue, daß man, im Gegenteil, die Unterschiede betonen, die „Distanzen aufreißen" müsse, um das wertvolle Individuum sich entfalten zu lassen. Mit dem individuellen Wert des einzelnen entdeckte man auch den der Nation; man erfand den nationalen Individualismus. Und nun mußte man auf die Folgerung stoßen: also liegt auch der Wert der Juden nicht in dem, was sie mit anderen gemein haben, sondern in dem, was sie von ihnen unterscheidet. Wenn die Juden überhaupt etwas wert sind, so sind sie es als nationales Individuum. Sie haben etwas zu bedeuten, weil auch sie ein Volk sind — oder wenn sie es noch nicht sind, so müssen sie es werden. Mit dieser Konsequenz war der Zionismus gegründet, nämlich der Zionismus, der mit einem Male werbende Kraft besaß und Anhänger gewann. Nicht als Reaktionäre, sondern als sehr moderne Menschen sind wir Nationaljuden geworden. Man könnte paradox sagen: wir sind es geworden als Schüler Nietzsches.

Die Herzlsche Formulierung wäre hundert Jahre früher nicht möglich gewesen; sie hätte lächerlich, nämlich selbstverständlich geklungen; und sie wirkte nur als Gegensatz zu einer anderen Konzeption, die vorhergehen mußte; oder sagen wir lieber: einer Ausdeutung, die ihrerseits ebenfalls eine europäische Konsequenz war und sich zum Humanismus genau so verhielt wie Nationaljudentum zum Individualismus. Um die Juden als eine, eine Nation zu entdecken, mußten sie vorher für etwas anderes gehalten worden sein. Sie waren gehalten worden für Bekenner einer Religion, sogar einer Konfession. Das war der genaue Ausdruck der allgemeinen Kulturlage um 1800. Unter dem befreienden Odem des Humanitätsideals, nach der Verkündigung der Menschen-

rechte waren auch die bis dahin verachteten Juden in den Orden der „Menschheit", wie man sagte, der Kulturmenschheit, wie man meinte, d. h. in die Gemeinschaft Europas aufgenommen worden. Das erste Beispiel eines Ghettojuden, der es durch Selbstzucht zum Europäer gebracht hatte, bot unter dem verwunderten Beifall von Juden und Christen Moses Mendelssohn dar. Seitdem drängten sich die neuen Schüler massenweise zur europäischen Kultur. Europäer zu werden, das ist letzten Endes das Ziel und der Stolz der Assimilation, in ihren Anfängen so gut wie heute. Man emanzipierte sich von den uneuropäischen Volkssitten oder -unsitten, legte die unterscheidende Tracht ab, lernte deutsch oder französisch oder englisch schreiben und sprechen; man emanzipierte sich auch von dem alttestamentlichen Jehova und dem rabbinischen Ritual und machte das Judentum europafähig, demselben Zuge der Aufklärung folgend, der auch die christliche Religion zum Bekennen eines fast unpersönlichen höchsten Wesens und zur allgemeinen Moralität ohne bestimmte Vorschriften vergeistigte oder verflüchtigte. Äußeres Kennzeichen, sozusagen das Diplom für erreichte Europawürde, war die Verleihung der unbeschränkten staatsbürgerlichen Rechte in den jeweiligen Heimatstaaten. Und um den Anspruch auf solche Einfügung theoretisch zu erweisen, erklärte man das Judentum als bloße Religion, versteht sich das Judentum in geläuterter Fassung, wie es liberale Rabbiner in Reformtempeln ausdeuteten, in welcher Gestalt es sich nun wirklich von der ebenso gedeuteten christlichen Religion durch kaum mehr als den Namen unterschied.

Der Stolz auf unser Europäertum sitzt uns Juden allen noch heutigen Tages tief im Blute. Die uns Semiten und Asiaten nennen, wissen sehr gut unsere empfindlichste Stelle zu treffen. Wir beweisen mit diesem Stolz und dieser Empfindlichkeit das Gegenteil von dem, was wir beweisen wollen: daß die Würde neu und ungewohnt ist, daß wir die Parvenus in Europa sind. Daß sämtliche Juden, plötzlich in Palästina vereinigt, nicht Europa, nicht Kultur, sondern Unkultur wären, ein bloßer Haufe ganz disparater Elemente, das ist die Tragik im Zionismus, das ist es, warum sich zu ihm bekennen für uns Westeuropäer ein Opfer bedeutet. Daß man sie um ihre Würde als Europäer bringen wolle, dieser Verdacht reizt unsere jüdischen Gegner so heftig gegen uns auf; diese Furcht hält sie von uns fern. Sie ahnen nicht, daß sie es sind, die noch immer an einem alten, schon veralteten Ideale hängen; sie erkennen nicht die Zeichen der Zeit, welche vom Humanismus und Weltbürgertum fortgeschritten ist zum Individualismus und Nationalismus; sie merken nichts davon, daß wir Nationaljuden, die wir die neue geistige Orientierung als gute Schüler auf uns selber angewendet haben, die europäischeren Juden sind. Sie wollen sich auch nicht eingestehen, daß sie in doppeltem Sinne für eine verlorene Sache fechten: nicht nur, weil sie auf einer überwundenen Entwicklungsstufe Europas stehengeblieben sind, sondern auch, weil das Judentum, in ihrem Sinne als bloße Religion gefaßt, tot ist. Denn ein höchstes göttliches Wesen und das allgemeine Sittengesetz, etwa in Kants Sinne, auf welche beiden Begriffe man jetzt das „mosaische

Bekenntnis" hinzudeuten liebt, sind zwar schöne Dinge an sich, auf Grund deren uns kein Gerechter seine Achtung mehr versagen darf. Aber sie besitzen gar keine werbende oder auch nur festhaltende Kraft; sie begründen auch keinen Unterschied gegen das übrige geistige Europa. Wenn Judentum weiter nichts ist, dann gibt es wahrhaftig keinen Grund mehr, daß wir uns innerhalb der europäischen Welt als etwas Besonderes erhalten; in diesem Glauben treffen wir mit dem aufgeklärten Christentume durchaus zusammen. Zudem: wenn wir das Judentum reformieren, warum sollen wir bei der Lehre vom persönlichen Gott, und sei es ein noch so liberaler Gott, stehen bleiben, da doch die Entwicklung mindestens weiter Kreise auf eine Überwindung dieses Glaubens überhaupt hindrängt? Wenn alle Welt unreligiös — im bisherigen Sinne des Wortes — und, mit Nietzsche zu sprechen, amoralistisch werden will, warum sollen wir Juden, wir ehrgeizigen Europäer, beim lieben Gott und seiner Moral verharren? Aber freilich, diese Konsequenz darf der Staatsbürger jüdischen Glaubens nicht ziehen, solange er noch ein Judentum erhalten will; denn eines außerhalb des Glaubens kennt er ja nicht. Wir dagegen erklären das Judentum, für das unsere Väter lebten, litten und starben, für tot. Wir dürfen es getrost; denn ist gleich das Judentum tot: die Juden leben. Und indem wir dieses Lebendige mit Leidenschaft ergreifen, haben wir das Judentum in neuer Form, als nationales Judentum gerettet und für eine neue Zukunft gegründet.

Dieses unser Nationaljudentum wird sich nun aber mit jenem Europa, aus dem es entsprungen ist und dem es seine Kraft vorläufig und bis auf weiteres verdankt, irgendwie auseinandersetzen müssen. Denn das Verhältnis beider ist nur, solange wir in unserem europäischen Gedanken- und Empfindungskreise bleiben, klar und selbstverständlich, wird aber sehr problematisch, sobald wir uns nicht mehr als Juden von heute und gestern, sondern von dreitausend Jahren fühlen und sobald wir den Anschluß an unsere eigene Tradition wiederzugewinnen suchen.

Hier wäre nun zunächst die Frage zu beantworten, was denn Europa ist. Wir wollen uns nicht auf lange historische und philosophische Erörterungen einlassen, sondern uns im wesentlichen auf das berufen, was jedem von uns bei diesem Worte ohne weiteres gegenwärtig ist. Nur soviel sei bemerkt, daß dieses Europa, von dem wir hier reden, sich, wie billig, nicht mit dem geographischen Begriffe deckt, sondern teils weniger, teils mehr als die sogenannte asiatische Halbinsel umfaßt; daß wir es ferner hier wiederum mit einer Konzeption zu tun haben, die freilich nicht auf einmal vom Hirn eines Menschen gefaßt wurde, sondern allmählich sich entwickelt hat und wohl noch nicht bei ihrer letzten Ausprägung angekommen ist; daß endlich die Realität dieses Begriffes in dem Einheitsbewußtsein eines Teiles der Menschheit liegt, welcher sich den übrigen Teilen entgegensetzt, vielmehr sich darüber stellt und sich selbst naiv für den Mittelpunkt der Menschheit, für die bisher erreichte höchste Spitze, kurz für die Menschheit im eigentlichen Sinne hält. Ohne uns bei der Frage aufzuhalten, auf welchem

Grunde dieses Einheitsbewußtsein ruhe und ob diese Selbstschätzung berechtigt sei — was mindestens im Hinblick auf Süd- und Ostasien bezweifelt werden darf —, stellen wir fest, daß wir Juden uns in das europäische Bewußtsein eingefügt haben; daß, wenn wir auch nicht widerspruchslos darin aufgenommen werden, wir selbst doch durchaus und instinktiv darin zu Hause sind. Diese geistige Zugehörigkeit zum Europäismus besteht für unser Gefühl ohne Rücksicht auf alle Volks- und Rassentheorien. Obwohl der Zusammenhang keineswegs selbstverständlich ist; denn in seinen Anfängen gehörten die Juden zum babylonisch-assyrischen und ägyptischen Kulturkreis, der ältesten, dem heutigen Europa ähnlichen Kulturgemeinschaft, die wir kennen, und später wurden sie von der zweiten großen Kulturgruppe, der mittelländischen, umschlossen — wobei es nichts verschlägt, daß sie sich in prinzipiellem Gegensatz zu diesen Gruppen befunden haben. Es ist bezeichnend für die jüdische Psyche und Lebenskraft, daß wir mit der Wanderung des Kulturschwerpunktes von Osten nach Westen mitgewandert sind.

Mit diesem Europa, wie gesagt, muß sich das neue Nationaljudentum irgendwie auseinandersetzen — ich meine hier natürlich geistig, nicht politisch. Die Lage scheint zunächst sehr einfach. Heinrich Heine, dem das Jüdische tiefer im Blute stak, als ihm selber lieb war, nennt einmal die Bibel das aufgeschriebene Vaterland der Kinder Gottes, ein Wort, das die ganze Tragik der Juden und sein Gefühl dafür mit einem Schlage offenbart. Das aufgeschriebene Vaterland — das heißt, wir haben kein Land der Väter, keinen Boden, in dem unsere Wurzeln stecken, keine Scholle, deren Duft wir an uns tragen; und was uns einigt, ist ein Buch, etwas Unreales, rein Geistiges, bloße Symbole und Zeichen! Auf dem dünnen Boden der Schrift hat dieses gespenstige Volk zweitausend Jahre gelebt, aus ihm hat es seine Energien gezogen, und eine Generation nach der anderen hat ihre Arbeit darauf gehäuft. Das Buch war für lange Ketten von Geschlechtern Trost und Zuflucht, Hoffnung und Lohn, Licht, Luft und Sonne.

Wenn wir also suchen, dem Volke sein Land zurückzugeben, so wollen wir damit nichts geringeres, als eine zweitausendjährige Krankheit heilen und der Nation aus einer Scheinexistenz zu einer wirklichen Existenz verhelfen. Indessen dieser Zionismus ist so alt wie unsere Heimatlosigkeit und deckt sich nicht ganz mit dem Nationalismus, den Herzl konzipierte und den wir als europäisches Ereignis begriffen haben. Denn unser Zionismus begnügt sich nicht damit, dem Volke seine Heimat wiederzugeben, sondern er will — in dem Heineschen Bilde zu bleiben — mit dem Lande das Buch ersetzen. Die einigende Wirkung, die während zweitausend Jahren „das Buch" ausgeübt hat, soll künftig „das Land" ausüben; wir sollen aus einem Volke der Schrift und der Lehre nach dem Beispiele des glücklicheren Europa ein Volk des eigenen Bodens, der Industrie, des Handels, der eigenen Kunst und Wissenschaft werden. Wir denken uns ein Palästina, wie wir ein Deutschland, ein England kennen, nur daß die Einwohner Juden sind.

Das aber ist nicht nur eine Gesundung, sondern zugleich eine Gefahr, der man, wenn sie auch nicht zu vermeiden ist, doch ins Auge sehen muß.

Wenn die Juden ein besonders begabtes und lebensfähiges Volk sind: als Volk des Landes sind sie es gerade nicht, sondern als Volk des Buches. Als politisches Volk haben sie es schon einmal, und zwar an derselben Stelle, schlecht gemacht. Nun hoffen wir zwar, daß es ihnen ein zweites, vielmehr ein drittes Mal besser glücken werde. Wir hoffen nämlich, daß sie als ein europäisches Volk in einer europäisch gewordenen Welt, im Schutze eben dieses Europas, werden Wurzel schlagen und gedeihen können. Aber bewiesen ist das nicht. Bewiesen ist vielmehr, daß das Volk, dem Bibel und Talmud schlechtweg bindende Gesetze waren und das sein gesamtes Leben unter ein strenges Ritual stellte, sich unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen erhalten hat. Die Kraft der Juden, die sich bewährt hat, lag im Gesetz. Oder sagen wir mit einem weiteren Begriff: in der Idee.

Man kann den Wert eines Menschen bestimmen nach seinem Verhältnis zur Idee, nämlich danach, welche Macht das bloß Ideelle über ihn hat, ob er einer Idee dienen, sich ihr opfern, ob er sein Leben von der Idee leiten lassen kann. Dabei ist ihr Inhalt für den sittlichen Wert des Menschen gleichgültig und nur für seine Intelligenz und sein Wissen bezeichnend.

Dasselbe gilt nun auch für Nationen, und da scheint mir ganz unzweifelhaft, daß, wenn nicht der Wert, so doch die Eigenart der Juden darin besteht, daß sie vor anderen Völkern ein Volk der Idee sind. Bei den Juden hat von jeher die Idee, das Unwirkliche, der Geist eine ungeheure, oft verhängnisvolle Rolle gespielt, es hat das Leben des einzelnen wie des Ganzen gleich einer realen Macht geführt, ja, das Unreale war wirklicher als das Wirkliche. Von den Juden ist die Gerechtigkeit Gottes erfunden worden. Von den Juden: die Griechen kannten sie nicht; ihre Götter waren so ungerecht, von Liebe und Haß, Gunst und Zufall so abhängig wie nur möglich. Erfunden: denn gesehen hat sie noch niemand. Daß es den Guten gut und den Schlechten schlecht gehe, ist eine bloße Idee. Die nüchterne Erfahrung beweist das Gegenteil, und um Gottes Gerechtigkeit dieser Erfahrung zum Trotz aufrecht zu erhalten, mußte man ein Jenseits erfinden, in dem der Ausgleich erfolge, oder sich damit trösten, daß der menschliche Verstand nicht hinreiche, um Gottes Wege zu begreifen. Den Frommen, der trotz unverdienten Mißgeschicks nicht an der göttlichen Güte zweifelt, haben wir „freien Geister" also nicht zunächst ob seiner Torheit und intellektuellen Unreinlichkeit gering zu schätzen, sondern wir haben die Kraft zu bewundern, mit der die Idee in ihm mächtig ist. Schließlich hat die Gerechtigkeit Gottes nur als Idee, als Gegensatz zu jeder Erfahrung überhaupt einen Wert. Denn gesetzt, man könnte sie erfahren, gesetzt, es ließe sich auf empirischem Wege, sozusagen experimentell feststellen, daß die Guten am Ende ihren Lohn und die Schlechten ihre Strafe finden — was hätte dann alles Gutsein für einen Wert?

Die Juden haben die Idee von Gottes Gerechtigkeit hoch gehalten, trotzdem sie ihre nationale Selbständigkeit sinken sahen, trotzdem der Tempel in Flammen aufging, das Volk in alle Winde zerstreut wurde und durch das Martyrium der tiefsten Demütigung hindurchmußte. Es war eher bereit, sich selbst die schwersten Sünden zuzuschreiben, als sein Schicksal für unverdient und Gott für ungerecht zu halten. Ja, es hat nicht aufgehört zu glauben, daß es ein besonderer Liebling des Himmels sei. Der Einfall, dieses kleine, verachtete und getretene Völklein, diese Handvoll entrechteter Menschen sei das auserwählte Volk Gottes und leide, um sich seiner herrlichen Zukunft würdig zu machen, dieser närrische, aller Wirklichkeit Hohn sprechende Einfall, erschütternd in seiner grandiosen Tragikomik, zeigt wie kaum ein anderes Beispiel, was der Geist über den Leib vermag; es verrät auch, daß die eigentliche Kraft der Juden in der Idee liegt. Denn die Donquixoterie, sich als auserwähltes Volk zu fühlen, hat die Juden jahrtausendelang beherrscht und buchstäblich erhalten; ohne diesen Glauben wäre die jüdische Nation verschwunden wie so manche andere und größere.

Die Idee in ihrer Reinheit ist aber immer nur für wenige. Die vielen bedürfen der Symbole und Zeichen; sie veräußerlichen und materialisieren die Idee, entfremden sie dem Leben und nehmen ihr den Sinn. Der einfache Gedanke, das Volk Gottes zu sein, genügt nicht; man verlangt nach sinnfälligem Ausdruck. Man setzt also die Idee in bestimmte Einzelvorschriften für das tägliche Leben um; oder man legt alle Regeln der Sitte, des Rechtes, der Hygiene als göttliche Gebote aus, in deren Beobachtung die Gottkindheit besteht, durch deren Übertretung man sich der göttlichen Auserwähltheit unwürdig macht. Es entsteht der Pharisäismus: die Popularisierung und Materialisierung einer Idee bei einem Volke von Spiritualisten und Ideologen. In den peinlichen Umständlichkeiten der Speisegesetze und den Erschwerungen der Sabbatruhe liegt deshalb Größe, weil man ohne praktische Rücksichten sich tausend Mühseligkeiten auferlegt, um der Idee zu dienen; wer diese Lasten auf sich nimmt, beweist ein fanatisches Verhältnis zur Idee — die Idee mag immerhin klein und leer geworden sein.

Pharisäismus ist eine Volkskrankheit, die nicht erst mit dem Untergang des Tempels entstand, sondern bis auf die Zeiten Esras zurückgeht. Sie hat die Lebenskraft des jüdischen Staates aufgesogen; denn eine Nation, die am Sabbat nicht kämpfen darf oder es nur mit bösem Gewissen tut, ist in dieser Welt nicht existenzfähig. Aber die Krankheit war zugleich unsere Rettung. Wäre nur einfach ein Volk von den Römern unterworfen und ihre Hauptstadt zerstört worden, so gäbe es dieses Volk heute nicht mehr; es wäre von ihm, wie von den Karthagern, nichts übrig als der Name. Hier aber hatte die Versteinerung den Baum so weit ergriffen, daß er den Verlust des Bodens ertrug. Was für jeden anderen Organismus tödlich gewesen wäre: diesem in seinen Panzer starrer Ideologie eingeschlossenen vermochte es nicht mehr zu schaden. Er

lebte zwar nicht mehr, aber er konnte sich auch nicht auflösen; er wurde konserviert.

Wir stehen also in eigentümlichem Verhältnis zum traditionellen Judentum. Was unsere Krankheit, unser Fluch, unsere Unnatur war, das ist zugleich die Kraft gewesen, die uns erhalten hat. Es war freilich eine Kraft der bloßen Dauer, nicht fruchtbarer Lebenstrieb. Aber wenn wir nun diese Kruste sterilgewordener Lehren abstreifen und uns dafür rüstig auf den nackten Boden der Heimat stellen wollen, wenn wir streben, als traditionslose Kolonisatoren nichts zu tun als mit jungen Armen den alten Boden neu zu brechen — so spielen wir ein gewagtes Spiel!

Indessen es bleibt uns wiederum nichts anderes übrig, als das Spiel zu wagen. Das Buch, die Bibel mit allem, was sich daran knüpft, kann nicht mehr das Ein und Alles sein für Menschen, die von Europa gelernt haben, mit kühler Wissenschaftlichkeit an die heiligen Bücher heranzutreten, die ihrer Entstehungsgeschichte mit profanen Händen nachgeforscht haben, und denen es selbstverständlich ist, in den Werken göttlicher Offenbarung historische Dokumente mit allen menschlichen Schwächen zu erblicken. Gegen das „Gesetz", und wenn es hundertmal unsere Rettung war, sträuben sich all unsere europäischen Instinkte. Daß es von irgendwelchem — außer allenfalls demonstrativem — Belang sein sollte, ob ich dies oder jenes esse oder nicht esse, ob ich dies oder jenes tue oder nicht tue, können wir durch Aufklärung und Humanität erzogenen Europäer, wir tollkühnen Forscher und frivolen Zweifler nicht mehr fassen. Führte man uns in ein Land, wo das Gesetz noch gälte, wir müßten einen Voltaire, nein: hundert Voltaire aus unserer Mitte hervorbringen, die mit allen Giften des Spottes, mit allen Sprengschüssen des Witzes das dumpfe Gebäude zu Falle brächten. Der alte Kampf, was mehr wert sei, das Judentum oder die Juden, müßte wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden bis zum Untergange des Pharisäismus. Vielmehr ist er schon entschieden durch die bloße Tatsache, daß wir die alten Ideen ersetzt haben durch die neuen vom jüdischen Volke. Diese Idee rettet uns vom Untergang in der doppelt gefährlichen Epoche der nationalen Zerstreuung und der religiösen Indifferenz.

Während wir also das orthodoxe Judentum zwar als erhaltende Macht anerkennen, aber doch künftig nicht mehr ertragen wollen und nach der neuen Konzeption der jüdischen Nationalität auch nicht mehr zu ertragen brauchen: bleibt die Grundeigenschaft der Juden als eines Volkes der Idee bestehen. Unter den Menschlichkeiten des Rituals und des Pharisäismus finden wir als goldenen Kern und lebenspendenden Talisman die Idee.

Dieser Charakter als Volk der Idee hat Israel von jeher — wenn ich mich so ausdrücken darf — außerhalb des jeweiligen Europa gestellt. Von Abraham, der sich in Gegensatz zur babylonischen Kultursphäre setzte, gilt dies ebenso wie von den Juden der hellenistischen Epoche und denen unterm römischen Imperium. Wenn wir heutigen aus unserem Europa die Folgerung ziehen,

einfach eine Nation zu sein, wie die anderen auch, und weiter nichts: so ist unser Zionismus eine ganz arge Assimilation an dieses Europa, höchst gefährlich, weil wir sie durchaus naiv und mit gutem Gewissen vollziehen. Nein, wenn wir von Europa gelernt haben, die nationale Individualität zu entwickeln, so müssen wir auch die letzte Konsequenz ziehen. Europäisch sein heißt für uns über Europa hinausgehen. Wollen wir eine jüdische Nation sein, so müssen wir uns aufs neue außerhalb Europas stellen und das werden, was wir im Grunde sind: das Volk der Idee.

Hier aber haben wir zunächst zu fragen, was denn das für eine Idee ist, diese urjüdische Idee, die unsere Vergangenheit war und unsere Zukunft sein soll?

Wenn man überhaupt von geistigem Nationalcharakter sprechen will, so darf man von Israel sagen, daß es vor anderen Völkern die Gabe und den Trieb besitze, nach dem letzten Sinn und Zweck des Daseins zu fragen, oder vielmehr: nicht zu fragen, sondern eine Antwort zu geben. Was hier zugrunde liegt, ist also nicht ein philosophischer Instinkt des Forschens und Erkennens, sondern eine ethische Leidenschaft, die Sinnlosigkeit des Daseins zu überwinden und das Leben durch eine höchste Pflicht zu rechtfertigen. Israel ist das Volk der ethischen Idee.

Um dies deutlich zu machen, müssen wir ein klein wenig philosophisch ausholen.

Kant unterscheidet bekanntlich in seiner Kritik der praktischen Vernunft zwei Arten von Forderungen, nämlich erstens solche, die uns gestellt werden durch irgendeinen Zweck, den wir uns freiwillig wählen, und zweitens solche, die uns, abgesehen von jedem Zweck, unbedingt und unter allen Umständen aufliegen — oder hypothetische und kategorische Imperative. Jene muß ich erfüllen, falls ich den Zweck erreichen will, z. B. arbeiten, wenn ich vorwärts kommen will; aber es ist meine Sache, ob ich das will. Diese hängen von keiner Bedingung ab; es sind die ethischen Forderungen, die mir als Pflicht und Gewissenssache unbedingt obliegen. Eigentlich gibt es nur einen kategorischen Imperativ: nämlich dem Sittengesetze zu gehorchen oder ein sittlicher Mensch zu sein. Was ich unter diesem Gesetz nun wirklich zu tun habe, wird von Kant nirgends gesagt, sondern hängt von den Umständen und meiner Erkenntnis ab. Kant hat nicht eine neue — oder alte — Moral gepredigt, sondern das ethische Phänomen selbst, nämlich daß sich dem Menschen je nach den Umständen Handlungen in der Form des unbedingten Gebotes aufdrängen, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht; er gibt nicht Moralvorschriften, sondern eine Formel, ganz im Gegensatz zu Nietzsche, der eine bestimmte neue Moral der Menschheit aufzwingen will. Kant hat keine Moral geschaffen, er hat nur das uralte, menschlich-psychologische Phänomen der Moral, das allen Moralen zugrunde liegt, entdeckt und wissenschaftlich sichergestellt.

Mit dieser Kantischen Entdeckung nun finden wir, daß die Erscheinung des kategorischen Imperativs in Europa oder für Europa — Asien muß außer-

halb der Betrachtung bleiben — zuerst und bis heute am intensivsten die Juden dargestellt haben. Bei ihnen tritt die sittliche Forderung in ihrer Majestät auf, nicht philosophisch abstrakt, daher unwirksam, wie bei Kant oder bei den Griechen (Plato), sondern lebendig gemacht durch das große Symbol des einen Gottes; auch nicht verengt zu einer oder einigen bestimmten Vorschriften, sondern in der Allgemeinheit des bloßen Sittengesetzes. Du sollst Gott dienen! Und was verlangt Gott? Du sollst gut sein und das Gute tun! Es ist interessant, sich klarzumachen, daß die jüdische Nationaltugend, die von der Bibel immer wieder eingeschärft wird: die Gerechtigkeit, im Grunde nichts ist als Kants Moralformel, wie diese weit entfernt davon, ein bestimmtes Handeln vorzuschreiben; wie diese darauf angewiesen, ihren Inhalt erst vom Einzelfall zu erhalten; und doch soviel wärmer, bildhafter, lebendiger als sie. Im Judentum ist der kategorische Imperativ, unter dem Bilde des einzigen Gottes, zur Volksreligion geworden; im Judentum zuerst erklingt, noch heute vernehmbar, die dröhnende Stimme des ethischen Pathos; aus dem Judentum stammt die unbedingte sittliche Forderung und bildet, noch immer fortwirkend, eine der Wurzeln, aus denen der Europäismus hervorgegangen ist, und vielleicht seine stärkste. Die Juden waren Voreuropäer.

Das Christentum ist der Weg, auf dem das Abendland seinen Führern nachfolgt und sie einholt; fortan geht das Judentum während des ganzen Mittelalters neben Europa her und spiegelt, nicht mehr stark genug, selbst Einfluß auszuüben, seine geistigen Bewegungen getreulich ab. Dieses Mitschwingen verdient noch genau untersucht zu werden, wie z. B. Scholastik, Mystik, Inquisition usw. im Ghetto widerhallen, wobei übrigens nicht vorweg behauptet werden soll, daß wir nur der empfangende Teil gewesen seien. Bis um das Jahr 1400 ist Judentum nebeneuropäisch; von da an bleibt es zurück; denn nun erwirbt Europa etwas Neues hinzu, was das Volk der Tradition und des Gesetzes nicht anerkennen darf: Freiheit der Forschung, voraussetzungslose Wissenschaft. Künftig ist Judentum im Vergleich mit dem übrigen Europa mittelalterlich, eine Situation, die übrigens zur Zeit Philos schon einmal da war. Wie mancher mag abtrünnig geworden sein, nur um diesem Mittelalter zu entgehen! Erst wir Nationaljuden haben den Weg gefunden, wie man Jude sein kann, ohne sich an die mittelalterliche Tradition zu binden und ohne durch Reformen das Judentum überhaupt zu gefährden.

Nun aber, im neunzehnten Jahrhundert, infolge einer ungeahnten Entwicklung der voraussetzungslosen Wissenschaft, ist dieses Europa auf seltsame Weise gezwungen, sich mit seinen, aus Judäa stammenden ethischen Grundlagen aufs neue auseinanderzusetzen. Nämlich die sittliche Forderung, auch in der allgemeinen Form der jüdischen Ethik, ja in der abstrakten Fassung der Kantischen Moralformel bedarf doch einer letzten Rechtfertigung. Der unbedingte Imperativ ist nicht ganz so unbedingt wie Kant dachte; auch er gilt unter einer Bedingung, allerdings einer, von der Kant nicht ahnen konnte, daß sie einmal

fehlen würde: diese Bedingung ist, daß die Welt überhaupt einen Sinn oder einen Zweck habe. Müßten wir annehmen, daß die Welt absolut sinnlos wäre, daß sie nicht wenigstens eine Aufwärts- und Vorwärtsbewegung darstellte, so hätte auch die sittliche Forderung keine Berechtigung, und jeder Maßstab einer Beurteilung des Sittlichen würde fehlen. In der jüdisch-christlichen Ethik ist jener Sinn gewährleistet durch den Glauben an einen persönlichen Gott, in dem das Gutsein sich rechtfertigt. Nun ist aber gerade dieser Glaube in der Auflösung begriffen; die wachsende Naturerkenntnis, vor allem die Entwicklungstheorie hat dahin geführt, daß wir mehr und mehr uns von der Vorstellung eines persönlichen Gottes emanzipieren. Namentlich ein Gott, der Gebote erläßt und Lohn und Strafe spendet, ist uns ein unmöglicher Glaube geworden. Friedrich Nietzsche hat am entschiedensten auf den Zustand hingewiesen, der entstehen muß, wenn wir Gott, auf den wir jahrtausendelang all unsere Wertungen bezogen haben und instinktiv noch beziehen, aus dieser Welt herausnehmen. Er nennt ihn europäischen Nihilismus: ein Zustand der Verzweiflung, der völligen Rat- und Ziellosigkeit. Nun könnte es ja einen Sinn und Zweck der Welt auch außerhalb des persönlichen Gottes geben, z. B. im beständigen Fortschritt zum Vollkommeneren. Allein wir stehen augenblicklich mindestens vor der Möglichkeit, daß bewiesen werde, die Welt habe kein Ziel und keinen Zweck, sondern sei blinde Kausalität und durchlaufe einen Kreislauf aus dem Chaos in das Chaos. Genug, wir sehen uns heute gegenüber der Schwierigkeit, daß die einzige Bedingung, unter der Kants Sittengesetz und die jüdisch-christliche Ethik gilt, verloren zu gehen droht oder schon verloren ist; die Gefahr der europäischen Geisteslage ist groß, und Nietzsche, der sie erkannt und ausgesprochen, hat auch gleich das Mittel angegeben, ihr zu begegnen — ein höchst geniales Mittel: wenn die Welt keinen Sinn hat und wenn wir doch ohne diesen Sinn nicht leben können, so muß der Mensch, vermöge seiner Fähigkeit des Wertesetzens, ihr einen Sinn geben. Dieser neue Sinn ist, in Nietzsches Formel, bekanntlich der Übermensch.

Man darf heute, glaube ich, getrost behaupten, daß — trotz des wachsenden Einflusses Nietzsches — sein Versuch einer neuen Wertsetzung gescheitert ist. Mit aller Anstrengung eines heroischen Geisteslebens wird, neben der künstlerischen und tausend anderen Anregungen, wie so oft am Ende nichts erreicht sein, als daß Werte, die früher unterschätzt wurden, künftig die rechte Geltung haben. Aber den neuen Wert hat uns Nietzsche nicht gegeben, den Sinn der Welt nicht wiedergefunden, die Gefahr des europäischen Nihilismus nicht beseitigt.

Und das kann nicht anders sein. Zwar hat Nietzsche ganz recht: der Mensch selbst muß die Tat einer neuen Wertsetzung vollbringen. Aber nicht der Mensch wird das tun, der die Notwendigkeit mit hellem Verstande einsieht, nicht der allzu gescheite, durch theoretisches Denken dahin gelangte Philosoph, sondern die dumpfe, ihrer selbst nicht bewußte Genialität einer tief religiösen Natur, einer, der nicht den Sinn der Welt sucht, sondern der ihn besitzt, der

ihn in sich trägt und ihn nur auszusprechen braucht. Ja, vielleicht genügt es auch noch nicht, daß solch ein Mensch komme und ins gebildete, allzu gebildete Europa hinein seine Botschaft verkünde; vielleicht gehört dazu ein Volk, das vorbereitet ist, diese Botschaft aufzunehmen und ihr eine nationale Resonanz zu geben.

Die Krisis des europäischen Nihilismus erleben wir Juden mitsamt dem übrigen Europa. Seine Zweifel sind auch unsere Zweifel, sein Bedürfnis nach einer neuen Rechtfertigung der Welt — oder, um ein altes, wenn auch mißverständliches Wort zu gebrauchen: nach einer neuen Religion — ist auch unser Bedürfnis. Wenn die Phrase von der Mission eines Volkes einen Sinn haben soll, so kann es nur der sein: seine Mission, das sind seine Fähigkeiten, seine latenten Kräfte, seine Entwicklungsmöglichkeiten. Und nach allem, was wir von der jüdischen Psyche wissen und meinen, glaube ich — wenn wir nur erst den nationalen Zusammenschluß wiedergefunden haben, und wenn die Millionen Kräfte wieder auf ein Ziel hinwirken können — ich glaube, daß das Volk der Juden den neuen Sinn der Welt aus sich herausgebären wird, ich glaube, daß dieser neue Sinn, die Antwort auf eine immer drohender tönende Frage wie eine elektrische Spannung in ihm liegt und, sobald die äußeren Bedingungen nationalen Lebens gegeben sind, sich entladen muß.

Seltsamer Kreislauf! Nachdem wir einen und vielleicht den stärksten Anstoß zur Bildung des geistigen Europa gegeben haben, nachdem wir lange Jahrhunderte nur unterirdisch im Strom der europäischen Entwicklung mitgeführt wurden, nachdem wir endlich zum modernen Europäismus erwacht sind und aus ihm die Kraft zu nationaler Wiedergeburt gesogen haben: stellen wir uns nun, als letzte Konsequenz europäischer Lehren, entschlossen außerhalb Europas. Wir werden hypereuropäisch, und zum zweiten Male im Laufe der Weltbegebenheiten geht von Judäa das Heil aus.

Die volkswirtschaftliche Entwicklung Bulgariens

Den militärischen Erfolgen, die Bulgarien im ersten Balkankriege zu verzeichnen hatte, war eine äußerst günstige volkswirtschaftliche und handelspolitische Entwicklung vorausgegangen, die dem Laien fast gänzlich unbekannt war. Es dürfte nämlich kaum ein Staat des europäischen Kontinents existieren, über dessen Handelspolitik die Ansichten so verschieden sind, wie gerade über die Bulgariens. Denn erstens mußte die einschlägige Literatur infolge der ungewöhnlich raschen Entwicklung schnell veralten, dann aber schöpften die meisten ihre Meinung aus Berichten, deren Verfasser das Land häufig gar nicht oder nur flüchtig kannten und der Öffentlichkeit nur ihre oberflächlichen Eindrücke unterbreiteten. Demgegenüber ist soeben eine wertvolle Arbeit — Bulgariens volkswirtschaftliche Entwicklung bis zum Balkankriege von Dr. W. K. Weiß-Bartenstein — erschienen, dessen Verfasser das Land während eines fast vierjährigen Aufenthaltes gründlich studierte, wobei er in erster Linie die volkswirtschaftlichen und politischen Momente berücksichtigte.

Die Donau und das Schwarze Meer bilden die natürlichen Grenzen Bulgariens im Norden und Osten und sind für den Handel des Landes von hervorragender Bedeutung; im Westen und Süden grenzen herrliche Gebirgszüge das Königreich gegen Serbien und die Türkei ab. Die von den Gebirgen eingeschlossenen Täler sind die Kornkammern des Landes, von denen sein wirtschaftliches Wohl abhängt.

Als das Land noch unter türkischer Herrschaft war, wurden die schwachen Anfänge aufstrebender Wirtschaft fanatisch unterdrückt. Erst spät fand sich in der Person des Valis Michtad Pascha ein Reformator für das unterdrückte Land, der sich um das Verkehr- und Finanzwesen verdient machte. Doch ohne inneren Markt für Agrarerzeugnisse war für die damalige Lage keine genügende Absatzmöglichkeit vorhanden, und der erste Ansporn für jeden Fortschritt fehlte.

Auch heute ist Bulgarien Agrarstaat; 80 Prozent der Gesamtausfuhr bestehen aus Agrarprodukten, zwei Drittel des Nationaleinkommens stammt aus landwirtschaftlicher Beschäftigung und 73 Prozent der Bevölkerung widmet sich

derselben. Statistisch ergibt sich die Verteilung der einzelnen Bodenkulturen wie folgt:

Getreide, Mais, Reis	1 877 615	Hektar
Futterpflanzen	440 859	„
Weinberge	110 942	„
Hülsenfrüchte	32 941	„
Gartenfrüchte	31 892	„
Öl-, Handel- und Industriepflanzen	15 891	„
Obst- und Rosengärten	10 257	„

Nach den Darlegungen des Finanzministers Theodoroff in seiner Budgetrede vom November 1911 waren im Jahre 1906 nur 29581 Quadratkilometer der bebaubaren Fläche des Landes bestellt und 1911 bereits 42178 Quadratkilometer, was ein starkes Fortschreiten der Bodenkultur bedeutet.

Die gleichen progressiven Ziffern weisen die Statistiken über die Kulturen der Maulbeerpflanzungen für die Seidenraupenzucht und des Tabakbaues auf. Bulgarien ist auch die Heimat des von Europa so begehrten Rosenöls, dessen Produktion im gleichen Verhältnis wie der Luxus zunahm. Der Weinbau ist besonders in Süd- und Ostbulgarien sehr ausgedehnt, nur müssen bessere Kulturmethoden zur Veredlung des Weines beitragen und den Rebkrankheiten energische Maßnahmen entgegengesetzt werden.

Wenn man die Besitzungen nach dem Muster der deutschen Betriebsstatistik einteilt, so findet man, daß der Bauernbetrieb (2 bis 100 Hektar) mit fast 70 Prozent am stärksten vertreten ist, es folgt der Parzellenbetrieb (bis 2 Hektar) mit fast 30 Prozent und schließlich der Großbetrieb (über 100 Hektar) mit nicht ganz $^1/_2$ Prozent.

Die Bauernbetriebe haben seit der Befreiung Bulgariens die Tendenz der Abnahme und infolge von Verschuldung, von Krisen und verteuerten Lebensbedingungen wachsen die Parzellenbetriebe an. Vor der Befreiung hatten die Bulgaren nämlich noch den Verdienst aus ihrer Hausindustrie — wie Spinnerei, Weberei, Tischlerei und Töpferei —, doch erwies er sich später infolge des Eindringens ausländischer Fabrikate und infolge der zunehmenden Verwendung von Maschinen nicht mehr als lohnend. Jetzt bestellen die Frauen das Feld, die Männer ziehen in Scharen — jährlich etwa zwölftausend Mann — nach Rumänien, Rußland, Serbien und Österreich, verdingen sich dort meist als Gärtner und kehren bei Beginn des Winters mit vollen Taschen nach Hause zurück.

Man hält in Bulgarien dieselben Haustiere wie bei uns, besonders stark sind Schafe und Ziegen vertreten, im ganzen soll es dort 7 Millionen Schafe geben. Der Viehexport ist unmöglich, da angeblich veterinäre Maßregeln die Grenzen von Österreich-Ungarn schließen. Erwähnenswert ist hier auch ein reger Eierexport nach Westeuropa, weil Bulgarien viel Geflügel aufweist. Auch Honig und ähnliche Agrarprodukte werden in beschränkten Mengen exportiert.

Tief im argen liegt dagegen die Forstwirtschaft. Während in alten Zeiten das Land mit undurchdringlichen Forsten bedeckt gewesen war, weist heutzutage nur noch Südbulgarien einen reichen Waldbestand (bis 65 Prozent) auf. Diese Ausrottung hat ihre Ursache teils in den von den Türken künstlich angelegten Waldbränden, teils ist sie auf eigene Schuld zurückzuführen. Denn die Bauern holzten den Wald ab, um Weideland zu bekommen, und der Staat gewährte allen Leuten völlige Freiheit für die Ausnutzung des Waldbestandes. Im Jahre 1869 veröffentlichte die türkische Regierung das erste Gesetz, welches eine gewisse Kontrolle über die Ausnutzung anstrebte; jedoch blieb es wie die meisten türkischen Verordnungen auf dem Papier stehen, ohne praktisch durchgeführt zu werden. Erst vom Jahre 1884 kann man von einer tatkräftigen und zielbewußten Forstpolitik sprechen; einige Jahre später gab die Nationalversammlung ein Gesetz heraus, das ausgezeichnete praktische Maßregeln enthielt. Es wurde eine systematische Teilung der Wälder in Blöcke vorgenommen, das Schlagen von Holz und die Gewinnung von Holzkohle in geregelte Bahnen geleitet, Förster, Forstinspektoren und Waldhüter wurden angestellt, und Baumschulen auf Staats- und Gemeindebesitz angelegt. Die gesamten Waldungen Bulgariens werden mit etwa 600 Millionen Franken bewertet. Bulgarien exportiert alle Arten von Hart- und Weichholz, es importiert Weichholz meist in der Form von Fabrikaten. Die Exportziffer von 1016639 Franken für 1898 stieg auf 1563691 Franken für 1902. Die Importziffer stieg dagegen ständig.

In den letzten Jahren nahm die Holzindustrie von Bulgarien zu, es arbeiten jetzt einige Möbelfabriken, auch größere Sägemühlen und eine belgische Zündholzfabrik. Diesem Industriezweig schadet jedoch der Mangel an Eisenbahnen zur Beförderung der Produkte. Schließlich erübrigt es sich hier noch die einzelnen Baumarten anzuführen; am häufigsten sind Eichen und Buchen vertreten, jedoch sind auch Eschen, Pappeln, Platanen, Ulmen, Weiden, Fichten, Kiefern und Edeltannen zu finden.

Auch die Minen Bulgariens, die in früheren Zeiten eine bedeutende Rolle spielten, waren vor der Befreiung vernachlässigt worden. Im Jahre 1879 begann der Staat seine Tätigkeit auf dem Minengebiet durch Eröffnung einer Braunkohlenmine in der Nähe Sofias. Diese Mine wurde bis zum Jahre 1891 ausgebeutet und lieferte im ganzen 105000 Tonnen, die ausschließlich von der Stadt Sofia und der Staatseisenbahn verbraucht wurden. Noch in demselben Jahre legte der Staat in der Nähe der alten Kohlenmine eine neue an. Außerdem sind dem Staat noch zwei Braunkohlenminen reserviert, von denen die einträglichere in den vier Jahren 1902 bis 1906 1465648 Tonnen lieferte. Vom Jahre 1892 bis 1904 bewilligte die Regierung fünfundzwanzig Konzessionen, und zwar für 17 Kohlen-, 4 Kupferminen und 4 für Braunstein. In der letzten Zeit hat sich auf dem Gebiet des Minenwesens eine stärkere Initiative bemerkbar gemacht. Zu einer tatkräftigen Ausbeute der Minen gründete sich im Jahre 1908

eine Gesellschaft mit einem Anlagekapital von 1500000 Franken, die sich lebhaft betätigt. Außer den Minen sind reichlich Marmor, Granit, Ton und Lithographenstein vorhanden. Bemerkenswert sind hier noch die heißen Quellen Bulgariens, von denen das Land mehr als zweihundert besitzt. Der heißeste Sprudel kommt mit einer Temperatur von 83 Grad aus der Erde. Der Bezirk Stara Zagora hat sehr viele heiße Quellen aufzuweisen, deren bedeutendste in ihrem Mineralgehalt den berühmten Karlsbader Sprudeln fast gleichkommt. Auch Sofia besitzt sehr gute heiße Quellen; die Sofiater Stadtgemeinde hat im Jahre 1907 den Bau öffentlicher Bäder mit einem Kostenaufwand von 1500000 Franken unternommen und im Jahre 1910 durch den Bau eines weiteren Bades den Anforderungen der Neuzeit Rechnung getragen.

Das wirtschaftliche Fortkommen Bulgariens hängt also, wie wir gesehen haben, in erster Linie von seiner Agrarpolitik ab, die die anderen volkswirtschaftlichen Faktoren stark beeinflußt. Trotz des Charakters Bulgariens als Agrarstaat hat sich aus kleinen Anfängen heraus im Lande eine Industrie gebildet, welche langsam aber sicher vorwärts schreitet. Früher war außer der Landwirtschaft das Handwerk die einzige Erwerbsquelle der Bulgaren; die ausbeutende Verwaltung, wie überhaupt die rechtliche Unsicherheit und die geringe Entwicklung des Geld- und Kreditwesens ließen alle Versuche einer industriellen Betätigung fehlschlagen. So war damals nur das Handwerk und die gewerbliche Tätigkeit verbreitet. Auch in Bulgarien hatte das Zunftwesen schon Eingang gefunden und jedes Handwerk wurde durch eine Zunft vertreten. Wie in allen europäischen Staaten, nahm auch in Bulgarien das Handwerk allmählich ab. Die neue Verfassung hatte den ausländischen Produkten Tür und Tor geöffnet, und die heimische Industrie, die noch mit recht primitiven Mitteln arbeitete, war diesem Kampf nicht gewachsen. Das letztere traf nicht auf alle Handwerke zu, die Schuhmacherei, Schneiderei usw. erwiesen sich als existenzfähig, da die Bulgaren meist Nationalkostüme tragen. Die Regierung hätte gern das Handwerk unterstützt, war aber an die Artikel des Berliner Vertrages gebunden, die eine Erhöhung der Einfuhrzölle nicht gestatteten. So ging das Handwerk in einzelnen Zweigen völlig unter, in anderen Branchen eignete es sich moderne Arbeitsmethoden an, die es im Kampf mit dem Ausland konkurrenzfähiger machten. Dies gilt vor allem von der Textilindustrie.

Die Weberei wurde schon seit alten Zeiten als Hausindustrie betrieben. Die Wolle wurde in primitiver Weise zu Stoffen, Teppichen und Spitzengeweben verarbeitet, die wegen ihrer Haltbarkeit beliebt waren und besonders in der Türkei guten Absatz fanden. Infolge des Gedeihens dieses Produktionszweiges entschlossen sich im Jahre 1880 einige Unternehmer, modern eingerichtete Webstätten einzurichten, und heute befinden sich große Textilfabriken im Lande, so daß Bulgarien in dieser Branche auf dem Balkan die erste Stelle einnimmt. Die günstige Beschaffenheit des Landes für die Schafzucht kommt diesem Industriezweig sehr zu statten, jedoch wird auch ausländische Wolle verarbeitet. Der

Gesamtwert der Webstätten und Fabriken der Textilindustrie Bulgariens beträgt etwa 10 Millionen Franken. Im ganzen existieren etwa 26 Fabriken, die etwa 3000 Arbeiter beschäftigen. Der jährliche Export beträgt 3 Millionen Franken, der Absatz im Heimatlande etwa 10 Millionen Franken. In neuerer Zeit hat Bulgarien der heimischen Textilindustrie durch Einführung eines hohen Schutzzolles eine weitere Zukunft gesichert.

Diese günstige Entwicklung setzte erst mit dem Jahre 1894 ein; besonders bedeutungsvoll wirkte das „Gesetz zur Anspornung der Industrie", das den Großunternehmungen außerordentliche Vergünstigungen gewährte, so die Befreiung von einzelnen Steuern, die Zollfreiheit für eingeführte Maschinen, Tarifermäßigung auf bulgarischen Eisenbahnen und schließlich Bevorzugung bei Submissionen. Zehn Jahre später existierten bereits 207 Fabriken, die annähernd 5000 Arbeiter beschäftigen. Die jährliche Produktion betrug im ganzen 41 503 520 Franken. Durchschnittlich beschäftigte jedes Unternehmen 37 Arbeiter mit 560 Franken Arbeitslohn.

In letzter Zeit wurden noch einige Unternehmungen gegründet, so zwei Tabakfabriken mit einem Kapital von 4 resp. 3 Millionen Franken und drei Zuckerfabriken. Der größte Nachteil für diese Fabriken ist der Mangel an geschulten Arbeitern, deshalb findet man auch in den meisten Betrieben ausländische, speziell deutsche Werkmeister. Die Arbeiter haben meist eine längere Arbeitszeit wie bei uns, denn in vielen Gewerben arbeitet man von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Die meisten Fabriken (58 Prozent) beschäftigen 5 bis 30 Arbeiter, 10 Fabriken haben mehr als 100 Arbeiter, davon eine mehr als 1000. Die bei den meisten Fabriken angewandte motorische Kraft ist Wasser, jedoch bricht sich die Elektrizität immer mehr Bahn.

Vom sozialen Standpunkt ist es bedauerlich, daß mehr als die Hälfte aller Arbeiter Frauen sind. Vor einer Ausbeutung des Arbeiterstandes schützt auch hier eine Arbeitergesetzgebung, welche die sozialen Ideen zum Ausdruck bringt.

Zum Schluß sei noch ein Blick auf den Handel Bulgariens geworfen. Nachstehende Zahlen mögen den Außenhandel Bulgariens skizzieren:

Jahr	Wert in Franken des Imports	Wert in Franken des Exports	Handelsbilanz
1886	64 285 309	50 404 318	— 13 880 995
1890	84 530 497	71 051 123	— 13 479 874
1894	99 229 193	72 850 675	— 26 378 518
1900	46 342 100	53 982 629	+ 7 640 529
1904	129 689 577	157 618 914	+ 27 929 337
1906	108 474 373	114 573 356	+ 6 098 983
1908	130 150 642	112 356 997	— 17 793 645
1909	160 429 624	111 433 683	— 48 995 941
1910	177 356 723	129 052 205	— 48 304 518

Nach der Befreiung Bulgariens hatten in erster Linie zwei Mächte auf den Handel des Landes Einfluß: Österreich und England. Nach dem Berliner

Verträge war Bulgarien in der darauffolgenden Zeit nicht in der Lage, eine erfolgreiche Handelspolitik zu treiben, da die abgeschlossenen Verträge auch für Bulgarien Geltung hatten und dem bulgarischen Handel allzugroße Hindernisse in den Weg legten. Erst als Bulgarien nach langen Versuchen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Abschluß günstigerer Verträge durchsetzte, konnte sich der Handel Bulgariens entwickeln und aufblühen. Die Export- und Importziffern stiegen ständig, und wenn die bulgarische Handelsbilanz sehr unbeständig und schwankend ist, so ist die Ursache dafür der Agrarcharakter Bulgariens. Wenn die Ernte gut ausfällt, ist die Ausfuhr groß und dementsprechend auch die Einfuhr.

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Schluß)

Pastor Tannebaum hatte das Gut noch nicht verlassen. Er war mit Evi zu den beiden Kranken gegangen, um sich in seiner stillen, freundlichen Art nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Am Bett der Russin sah er Ebba sitzen. Er hatte das Gefühl, hier eine intime Aussprache zu stören, denn Frau Lolja Iwanow schmiegte ihre tränenfeuchte Wange in die Hand des jungen Mädchens. So verließ er das Zimmer wieder nach wenigen Worten und begab sich hinüber zu Wolff Joachim.

Bei ihm saßen Manteuffel und Waldemar von Rehren. Natürlich drehte sich das Gespräch um die Kämpfe der letzten Tage. Der rote Reiter wurde beschrieben.

„Nobel sah der Kerl aus und Manieren hatte er wie ein Gentleman," berichtete Waldemar von Rehren. „Wie mag er heißen — woher mag er stammen?"

„Weiß der Kuckuck, wie die Gesichter manchmal zustande kommen. Es wird manchen wilden Bruch geben hier im Lande, wie anderswo auch. Und hie und da spürt man dann das edle Blut. Was meinen Sie, Herr Pastor, wie Ihre Kirchenbücher aussehen würden, wenn all die illegitimen Kinder den Namen des Vaters trügen?"

So sprach René von Manteuffel leichten Tones. Und Pastor Tannebaum räusperte sich verlegen.

„Morgen wird auch der rote Reiter beerdigt!“ sagte er nach einer Weile. „Es wird viel Volk da sein!“

Wolff Joachims Augen glühten in düstrem Feuer: „Man sollte ihn wie einen Hund auf dem Schindanger verscharren!“

„Nicht doch, Herr Baron! Er war ein Irrender, und sein letztes Wort galt seiner Heimat. Unser Herr Christus wird ihm vergeben. So wollen wir ihm auch vergeben . . . “

Und Rehren sagte: „Du — die Gemeinheit da“ — er deutete auf Wolff Joachims Verband — „hätte der rote Reiter nicht zugelassen!“

Da fiel es Pastor Tannebaum ein, daß diese zweite Beerdigung noch eine Rücksprache mit Herrn von Wenkendorff erforderte. Er verabschiedete sich eilig und pochte zum zweiten Male an die Tür des Herrenzimmers:

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß ich es für meine Pflicht halte, dem Mann eine christliche Bestattung nicht zu versagen . . .“

„Ich habe es nie anders angenommen, lieber Pastor. Und keine bessere Gelegenheit gibt es, dem Volk zu zeigen, daß die Deutschen nicht mit zweierlei Maß messen.“

So sprach der alte Wenkendorff . . .

Eine ähnliche Feier, wie sie am Sonntag auf dem Gottesacker des Kirchspiels stattfand, hatte Estland noch nie gesehen.

Der Förster Sandberg war in den Dörfern des Kreises eine bekannte Persönlichkeit. Für seine Waldkulturen hatte er viel Arbeiter gebraucht, und, da der Lohnsatz auf Sternburg reichlich war, so drängten sich die Leute zu der Arbeit.

Nun kamen sie aus allen Windrichtungen herbei, dem Mann die letzte Ehre zu erweisen, der so freundlich und dabei doch bestimmt Kommando geführt hatte. Wetterbraune, verarbeitete Gestalten waren es, in Lederjacken und Schafspelzen, mit schwerfälligen, ungeschickten Bewegungen. Sie trugen Fellmützen mit Ohrenklappen, und verlegen blickten darunter die kleinen hellen Augen hervor.

Auch ihre Weiber waren mitgekommen, meist in der bäurischen Tracht mit hohen bändergeschmückten Seidenhauben, halb versteckt unter den großen Umschlagetüchern.

So zogen die Scharen dem Friedhof zu. In langen Reihen standen die niedrigen Schlitten unterhalb der Mauer. Die Heukisten der Sitze waren mit hausgewebten bunten Decken belegt und hoben sich farbig ab gegen den Schnee, der seit zwei Tagen gefallen war.

Jetzt tauchte von Sternburg her der Leichenzug auf der Landstraße auf. Buschwächter und Hofleute trugen abwechselnd den Sarg. Und zwanzig Barone zu Pferde ritten als Ehreneskorte mit.

René von Manteuffel hatte die Idee angeregt und Herr von Burkhard sie mit Wärme aufgegriffen. Es gab aber auch Meinungen, die sich gegen sie aussprachen.

Der Hinweis auf Evi hatte alle Bedenken niedergestimmt. Nichts war ihr zuviel, was den Toten irgendwie ehren konnte. Sie hatte dafür gesorgt, daß riesige Mengen Tannengrün aus dem Wald geholt wurden. Der ganze lange Weg von Sternburg bis zur Kirche war damit bestreut. Und zum ersten Male seit jener Schreckensnacht brach ein dankbares Lächeln durch die bleiche Trauer ihrer Mienen, als die stattliche Reiterschar aufmarschierte.

Noch mehr als seine Tochter zeigte sich Herr von Wenkendorff selbst gerührt. Er hatte von nichts geahnt und wollte gerade mit Baron Alexander von der Borke in die geschlossene Kutsche steigen, als er die Junker bemerkte. Mit Tränen im Auge hatte er ihnen gedankt . . .

Friedlich stieg der Rauch aus Sternburgs Schloten in die Winterluft. In dieser sonnigen Mittagsstunde erinnerte nichts mehr an die wilde Szene, deren Schauplatz der weite Hof vor wenigen Tagen gewesen war.

Edith und Ebba empfanden die Ruhe wohltuend, die sich nach dem Aufbruch des Trauerzuges im Herrenhaus eingestellt hatte. Sie waren auf Wunsch des Vaters mit Evi dem Begräbnis ferngeblieben. Jetzt saßen sie endlich wieder mal allein zu ungestörtem, traulichen Gespräch beieinander, von Lolja, die heute hatte aufstehen dürfen, in der Pflege an Wolff Joachims Genesungslager abgelöst.

„Was hältst du nun eigentlich von diesem Mädchen aus der Fremde?“ fragte Edith.

„Ich glaube fast, ich hab' sie lieb. Sie ist von einer entzückenden, echt weiblichen Schmiegsamkeit und dabei rein und gut wie ein Kind!“

„Ich bewundere dich, Ebba!“

„Als ob ich was dazu getan hätte! Es ist ganz von selbst gekommen. Ich sah sie leiden und aller Haß war verflogen. Auch weiß ich jetzt ihre Geschichte. Sie ist ganz anders, als damals die gehässige Zeitungsnotiz erwarten ließ.“

„Erzähle!“

„Sie war von Anfang an unglücklich in ihrer Ehe. Wie alt schätzt du sie übrigens?“

„Na, so wie wir — Mitte zwanzig!“

„Frau Iwanow ist neunzehn Jahre!“

„Dann muß sie ja ein Kind gewesen sein, als sie heiratete —“

„Als sie verheiratet wurde! Sie ist sozusagen an ihren Mann verkauft worden — mit sechzehn Jahren! Und dieser Iwanow ist siebenundfünzig — ein reicher Kaufmann, der sich die junge Frau erstand, wie er sich etwa einen kostbaren Teppich leistet. Sie war eben aus dem Institut gekommen. Ihre Eltern sind beide tot. Nun sollte sie vorläufig bei ihren Verwandten leben. Ihr Onkel hat irgendein Agenturgeschäft. Sie brauchten wohl Geld — kurz sie haben solange geredet, bis das Kind sich zu der Ehe bereit erklärte. Stell dir vor — Evi sollte jetzt heiraten . . . Wolff Joachim hatte seine Wohnung im

Iwanowschen Hause. Von dem Tage an, wo sein Wirt geheiratet hatte, war es mit der Ruhe vorbei. Der alte sperrte seine junge Frau eifersüchtig ein, und wenn sie klagte, zankte er sie aus. Es war alles durch die Decke zu hören. Wie ein Kind war sie in die Ehe gegangen, weil man ihr hübsche Kleider und Konfekt nach Herzenslust versprochen hatte. Was Liebe war, davon hatte sie keine Ahnung. Sie verstand gar nicht, was der Mann von ihr wollte. Bald ein Jahr lang quälte er sie. Sie verkroch sich vor ihm wie ein Hund, und wie ein Hund bekam sie schließlich Prügel ... Ich habe auf ihrem Rücken die Narben gesehen! — Eines Tages gelingt es ihr, die Wohnung allein zu verlassen. Sie will fliehen. Da hört sie im Flur die Schritte ihres Mannes. In ihrer Angst rennt sie die Treppe hinauf und Wolff Joachim gerade in die Arme: ‚Retten Sie mich!' fleht sie. ‚Er schlägt mich tot!' Damals sah er sie zum erstenmal ..."

„Er hat sie selbstverständlich unter seinen Schutz genommen?"

„Erst ging er zu dem Mann und wollte mit ihm reden. Aber der gebärdete sich wie verrückt, pochte auf sein Recht und wies ihm die Tür. Wolff Joachim ist noch am selben Tag ausgezogen und hat die arme Frau an einem sicheren Ort untergebracht. Nun ging eine ordentliche Hetzjagd los. Iwanow setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Loljas wieder habhaft zu werden. Sie mußte zehnmal die Wohnung wechseln und schließlich nahm Wolff Joachim polizeilichen Schutz für sie in Anspruch. Ist es ein Wunder, daß sie ihm dankbar war?"

„Und daß aus der Dankbarkeit Liebe wurde?"

„Siehst du — jetzt bekommt auch die Affäre im Restaurant ein anderes Gesicht. Es war das erstemal, daß er Lolja auszuführen wagte. Das Kind hatte noch so gut wie nichts vom Leben gesehen. In der Angst, von ihrem Mann entdeckt zu werden, hatte sie tagaus, tagein das Zimmer hüten müssen. Da holte sie Wolff Joachim eines Tages ab. So, wie er uns damals in Petersburg zum Bummeln abgeholt hat. Sie sollte einmal lustig sein — Musik hören, Menschen sehen, Champagner trinken. Ahnungslos, daß ein Detektiv den Alten benachrichtigt hatte, sitzen sie beim Wein. Da kommt der Mensch angestürzt."

„Ein peinlicher Augenblick!"

„Er ist es, der mit der Reitpeitsche ausholt ..."

„Und der mit seiner eigenen Reitpeitsche Prügel bekommt? Bravo, Wolff Joachim!"

Edith klatschte in die Hände. „So hat er es auch in Borküll gemacht. Ist doch ein schneidiger Junge!"

Ebba schwieg.

„Entschuldige! Ich hatte ganz vergessen ..."

Aber Ebba blickte ihrer Schwester ruhig ins Auge: „Du hast mich nicht gekränkt. Ich will dir gestehen, daß ich in meines Herzens Grund für solche

Schneidigkeit wenig übrig habe. Ich kann mir doch noch eine bessere Lösung dieses Konfliktes vorstellen. Glaubst du zum Beispiel, daß Burkhard sich nicht anders benommen hätte?"

„Es gibt Menschen, die überhaupt niemals in solche Lage kommen. Und dazu gehört Herr von Burkhard. Alles Laute und Unruhige geht diesen Naturen von selbst aus dem Weg.

„Siehst du, und die sind mir sympathisch, zu ihnen passe ich. Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß auch wirkliche Liebe irreführen kann."

„Na, und ist es jetzt ganz verloschen, das Irrlicht?" fragte Edith lächelnd.

Ebba seufzte: „Ich gehe ihm nicht nach, wenn es sich wieder einmal sehen läßt."

„Wenns aber nun brennt, wie die Kandelaber im Aktienklub, ruhig und klar und rot? Ist es dann das Richtige?"

„Du Glückliche! Wenn du nicht meine Edith wärst, würde ich dich um Paul beneiden . . ."

„Und wenn es keinen Burkhard gäbe!" setzte die Schwester hinzu.

„Aber Edith! Wenn ich so etwas ganz im allgemeinen sage!" Ebba wandte sich hastig um. Sie war rot geworden bis unter die Haarwurzeln.

Zur rechten Zeit kam Evi ins Zimmer.

* * *

Während der Wagen im Schritt hinter dem Sarg dahinfuhr, machte Alexander von der Borke den Versuch, den schweigsamen Sternburger Gutsherrn aufzuheitern.

„Hätte vor vier Tagen nicht geglaubt, daß ich jemals noch mit dir eine Wagenfahrt machen würde. Ist doch nicht so ohne — das Leben!"

„Ja —," Wenkendorff sprach mehr zu sich selbst, „er hätte noch viel davon haben können, der Junge!" Und in plötzlichem Ausbruch wandte er sich an seinen Begleiter: „Du ahnst ja nicht, wen ich da zu Grabe trage, Alex!"

„Wissen wir längst, lieber alter Knabe. Die Schmerzen sind die größten, von denen man nicht reden darf! Siehst du — du hattest deinen Jungen neben dir, den du liebtest, und durftest dich doch nicht zu ihm bekennen. Mir gings ähnlich. Ich mußte jahrzehntelang Liebe heucheln, wo ich keine fühlte. Fragt sich, was schlimmer ist. Wie sehr du dich auch zurückhalten mußtest — du konntest deine Gefühle in Handlungen umsetzen, in gemeinsame Arbeit, gemeinsame Sorge, konntest dich mit ihm an Erfolgen freuen. Clementine und mir aber fehlte jede Basis des Verstehens. Das ganze Leben war mir verekelt, und ich tat mein Teil dazu, es meinen Mitmenschen gleichfalls zu verekeln. Da rettete mich dieser gesegnete Lungenkatarrh. Im Süden bin ich wieder zu mir selbst gekommen . . . Was sind wir doch für Esel, daß wir unsere Lebensgefährten nach allen möglichen anderen Gesichtspunkten aussuchen, nur nicht danach, ob wir zueinander passen. Übrigens rede ich selbstverständlich nur von mir. Du hast ja nach Linda Sandberg auch wieder eine gute Wahl getroffen!"

Wenkendorff blickte erstaunt zu seinem Vetter hinüber: „Du weißt das alles? Hast du Linda Sandberg gekannt?“

„Es gab kein hübsches Mädchen im Umkreis von zwanzig Werst, das ich nicht gekannt hätte. Es war nichts mit ihr anzufangen. Sie war spröde wie Kristall. Im stillen hab ich dich beneidet. Ja, mein Lieber, euer Rendezvousplatz war mir recht gut bekannt. Einmal habe ich mich ganz in eure Nähe gepürscht . . . “

„Und hast nie was merken lassen davon?“

„Weil ich bald genug sah, daß es dir ernst war. Im stillen hoffte ich eben so wie du, daß aus euch beiden ein Paar werden möchte, daß du die Hürde nehmen würdest. Das hätte mir Mut gegeben. Als ich mich noch in Stockholm an der Gesandtschaft betätigte, hatte ich ein Mädchen lieb gehabt, auch bürgerlicher Herkunft, aber klug und schön, eine saftige Vollnatur. Lächerlich, daß einem das bischen Mut fehlte, der Sippe ein Schnippchen zu schlagen. Aber da war schon alles abgekartet, um nur ja die feudale Inzucht nicht zu unterbrechen. Und kennst du diese Müdigkeit, der man bisweilen mitten im Vollgenuß erliegt? Nee, du kennst sie nicht. Das kommt wohl von deiner Arbeit. Dir fehlt die Zeit, dich selbst unter die Lupe zu nehmen. So bist du immer über die Pausen hinweggekommen, die uns Freund Amor zudiktiert. Gräßliche Zustände. So einem bin ich zum Opfer gefallen. Plötzlich schien es mir ganz scherzhaft, ein Nönnchen, wie Clementine, die mir die Familie präsentierte, ins Schlepptau zu nehmen und ihr die Augen zu öffnen, wie schön die Welt sei. Aber zu so was gehört eben jene Kraft, die die Dichter Liebe nennen. Die fehlte mir. Schon nach vier Wochen gab ich das Rennen auf. Dann habe ich mich zwei Jahre lang nach Stockholm zurückgesehnt, ohne den Weg dahin zu finden. Schließlich hab ich abgetakelt und bin lange wie eine alte Hulk vor Anker geblieben. Nur noch im Bilde habe ich Frauenschönheit zu mir gelassen — — Na, und dann hat das Leben eben doch wieder über die Theorie gesiegt —“

Der Leichenzug hatte den Friedhof erreicht. Die Mittagssonne schüttete ihr blendendes Licht über Kreuze und Gräber, über die bunte Menschenmenge, wie über die ragende Ruine der halbverwüsteten Kirche und über die Trümmer des nahen Pfarrhofes.

Pastor Tannebaum hatte den Sonntagsgottesdienst im Schulhause halten müssen und kam jetzt, vom Küster begleitet, angefahren. Er stellte sich an die Spitze des Zuges und führte ihn durch die Gräberstraßen.

Ein Raunen und Kopfrecken ging durch die lange Reihe. Wo wollten sie den Förster denn begraben? Rechts von der Mauer lagen die Plätze der Hofleute von Sternburg. Aber der Pfarrer schritt den Hügel hinan gerade auf die adligen Erbbegräbnisse zu. Es mußte ein Irrtum sein.

Zum allgemeinen Erstaunen blieb es dabei. In dem umfriedeten Raum, in dem die Familie Wenkendorff ihre letzte Ruhestatt hatte, war ein Grab

ausgehoben. Dort stellten sich jetzt die Leidtragenden auf, soweit sie Platz fanden.

Pastor Tannebaum sprach schlicht und warm von dem getreuen Knecht, der hier zur letzten Ruhe gebettet wurde. Nur, daß er das Gleichnis zu wörtlich nahm, in einem Sinne, der des Barons Absichten nicht durchschaute. Denn nicht seinen Diener Sandberg wollte er verherrlicht hören, sondern den Diener Gottes, als des Inbegriffs höchster Treue und Rechtschaffenheit.

Als die Trauergäste an die Grube herantraten, um von dem Toten mit einer Handvoll Erde Abschied zu nehmen, kämpfte Herr von Wenkendorff mit der Versuchung, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Aber die Tränen erstickten ihm die Worte im Munde.

In diesem schmerzlichen Augenblick wurde die Aufmerksamkeit der Versammlung durch die Klänge eines Liedes abgelenkt, die aus dem Walde heranwogten. Unbekümmert darum, betete Pastor Tannebaum das Vaterunser. Aber als er den Segen gesprochen hatte, sah auch er in die Richtung des Stimmenbrausens.

Wie eine rote Flut wälzte es sich aus den grünen Tannen hervor: rote Banner wehten im Winde, von Männern getragen, die ihre Schultern mit roten Schärpen geschmückt hatten. In ungeordnetem Zuge folgten ganze Trupps ebensolcher Gestalten. Sie kamen geraden Weges auf den Friedhof zu und umstellten die kleine Totenhalle, in der der Sarg des roten Reiters stand. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und man sah von dem Hügel aus, wie der Sarg über den Köpfen der Träger dahinschwankte.

Wieder brauste das Lied auf — es war dieselbe Weise, die den Junkern in jener Schreckensnacht ins Ohr geklungen war, nur daß sich der revolutionäre Schwung jetzt zu gemessener Feierlichkeit gewandelt hatte.

Da kam ein Funken vom Geiste Martin Luthers über den kleinen Mann im schwarzen Talar, der dort oben vor den verwitterten Grabsteinen der Wenkendorffs stand. Er preßte seine Bibel fester an sich und ging in ruhigem Schritte den Hügel hinab. Ganz allein ging er, und die Bauern, die die Wege anfüllten, traten ehrerbietig zurück. Sein geistliches Gewand flatterte leicht im Winde.

So gelangte er an den Platz, der für das Grab des fremden Reiters bestimmt war, fast im gleichen Augenblick, wie der rote Heerbann mit dem Sarge des Toten.

Er stellte sich auf den ausgeworfenen Erdhaufen neben der Gruft und begann mit lauter Stimme sein Gebet zu sprechen. Aber die Klänge des Freiheitsliedes drohten die heiligen Worte zu verschlingen.

Herr von Wenkendorff war es, der die Situation rettete. Er gab den Junkern ein Zeichen und stimmte mit tiefem Baß das alte Lutherlied an;

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr' und Waffen."

Die mächtige Melodie schallte sieghaft über den Totenacker und riß auch die Bauern mit sich fort, daß sie in estnischer Sprache hell und laut einfielen. Wie ein Wasserfall in den Bergen rauschte es zu Tal und wälzte sich stromgleich dahin.

Dem Chorus begegnete der Rhythmus der neuen Weise — in schriller Disharmonie prallten die beiden zusammen, aber die Orgelgewalt des Reformationsliedes erwies sich stärker als der wilde Sang.

Da hob der Pastor, Schweigen gebietend, seinen Arm. Und so zwingend war der Ausdruck seines begeisterten Auges, und so bebte seine Stimme von innerer Gewalt, daß die roten Scharen verstummten und ihn zu Worte kommen ließen:

„Zwei Freiheitslieder sind eben über dieses Grab hinweggerauscht. Das alte, mit dem Martin Luther die morschen Mauern des Papsttums zertrümmerte, und das neue, in dem das Sehnen der Völker nach Ausdruck ringt. Dort oben ehrten wir den Opfermut eines estnischen Mannes, der seinem Herrn mehr als ein Diener, der ihm ein Freund gewesen war. Ihr alle wißt, daß Förster Sandberg mit derselben Treue zu seinem Volke hielt. Auch der Mann, um dessen Sarg wir uns hier unten versammelt haben, liebte sein Volk und starb mit den Worten: ‚Mein Heimatland, mein liebes Heimatland!' War er wirklich unserer Welt so fern, daß er das Schwert gegen uns ziehen mußte? Wir alle lieben die Scholle, die uns das Leben gab. Wir alle lieben unser Heimatland. So mag denn diese Liebe auch das Band werden, das die zerrissenen Teile unserer Volksseele wieder zusammenknüpft. Vereinigen wir uns deshalb in der Bitte zu Gott, er möge auch diesem Toten gnädig sein:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einen dunklen Ort, dann aber von Angesicht zu Angesicht —

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen!"

Die letzten Worte hatte Pastor Tannebaum mit weithin schallender Stimme gesprochen. Dann gab er das Zeichen, den Sarg in die Grube hinabzulassen. Ohne Zwischenfall wurde die Zeremonie zu Ende geführt.

Erst außerhalb des Friedhofs schien sich die rote Schar bewußt zu werden, daß ihre Absicht, die Kirche und ihren Vertreter zu verhöhnen, vereitelt war. Schon hörte man wieder vereinzelt den Kampfgesang erklingen. Aber die Dorfjugend, die neugierig über die Mauer gelugt hatte, wurde an diesem heiteren Wintertag von gleicher Sangesfreudigkeit ergriffen. Sie hatten den Pastor in seiner estnischen Ansprache zitieren hören: „Mu isamaa!" Das estnische Heimats-

lied kam ihnen in den Sinn. Und da heut schon soviel gesungen war, wollten sie sich auch hören lassen. Aus jungen Kehlen hallte es frisch über den Schnee, das Lied vom Heimatland:

„Mu isamaa, mu õnn ja rõõm!“*)

Kein Widerspruch wurde laut. Nach dem Ernst der Stunde behielt die zukunftfrohe Jugend das Wort. Und durch die verkohlten Sparren des Pfarrhofdachs, durch die Fensterhöhlen der Kirche leuchtete tröstlich der blaue Himmel. . . .

Briefe und Memoiren

Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg

Die letzten Monate haben uns eine reiche Auslese von Memoiren und Briefen gebracht. Eine bunte Reihe von Bildnissen, in täuschendem Schein noch durchströmt und durchwärmt von dem roten Quell des Lebens, der den Augen Glanz und Ausdruck, den Gliedern ihre charakteristische Beweglichkeit lieh, schaut uns aus diesen Blättern an. Denn wenn in allem, was uns das Lebenswerk eines bedeutenden Menschen überliefert, sein vergeistigtes Selbst fortleben kann, so scheint sich dieses Erbe doch sehr bald nach dem Scheiden einzugliedern in ein Ganzes, das wiederum nur einen Arbeitsteil in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bedeutet. Wie groß oder wie klein dieser Teil mit seinen hundert Gliedern, hängt vom Standpunkte des Schauenden ab, ein Standpunkt, den die Jahrhunderte in wechselnder Höhe und mit ebenso wechselndem Ausblick festlegen.

Wie dem auch sei — das einzelne Individuum erscheint in solcher Betrachtung nur wie eine rasch aufkräuselnde und ebenso rasch wieder zerfließende Welle in einem unaufhaltsam flutenden Strom. In bewußtem oder unbewußtem Erkennen dieser Wahrheit sammeln wir heut so manches Blättchen, das sonst wohl achtlos verflatterte, in dem Bemühen, in solchen flüchtigen Aspekten zu haschen, was uns sonst unwiederbringlich entschlüpft: das Individuelle, das Persönliche. Das aber spiegelt sich nirgends so unmittelbar wieder als in ungezwungenen Briefen. Auch die Selbstbiographie kommt ihnen nicht gleich. Es fehlt ihr oft das Emporquellen aus dem Unbewußten, das der temperamentvollen

*) Mein Heimatland, mein Stolz und Freude.

Augenblicksäußerung des flüchtig hingeworfenen Briefes eigen ist. Der Brief markiert hier eine Ecke, läßt dort einen Lichtfunken in ein dunkles Winkelchen fallen — ein Zickzack, der sich rundet und ebnet, sobald sich ein Mensch nach getaner Lebensarbeit zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen anschickt. Bei aller Offenheit und Wahrheitsliebe werden diese nicht so Unmittelbares geben wie die Briefe von einst. Das ist, als wenn man sich selbst in einem Spiegel beschauen will; man sieht nie so ganz sein eigenes Gesicht, sondern das, was man in diesem Augenblick sehen will.

Anderseits hat die Selbstbiographie eines bedeutenden Menschen oft den Vorzug vor den die Persönlichkeit mit scharfem Griffel umreißenden Briefen, daß gleichzeitig die Umwelt mit ihren mannigfachen Beziehungen und Einwirkungen das Porträt umspielt. Seitdem die Renaissance das Persönlichkeitsbewußtsein im Menschen erwachen und rasch erstarken ließ, hat es immer Menschen gegeben, die ihr Sein und Werden in Beziehung auf ihre Epoche fühlten und aufzeichneten, sei solche Beziehung auch nur so ganz naiv wie bei Benvenuto Cellini, dessen Lebensbeschreibung der Münchener Verlag von Martin Mörike in einer zierlichen, mit Reproduktionen des Perseus und Merkur geschmückten Ausgabe einer Sammlung von Selbstbiographien einverleibt hat. Von der Goetheschen Übertragung unterscheidet sich die geschmeidige, gut lesbare Verdeutschung Heinrich Conrads durch Vollständigkeit des Textes sowie durch ein innigeres Sichanschmiegen an die temperamentvollen Eigentümlichkeiten des Originals. Den kraftgenialischen, eigenwilligen Menschen Benvenuto wird man zwar in der Goethe-Ausgabe ebenso gründlich kennen lernen können, aber das moderne Deutsch Conrads möchte die Bekanntschaft gefällig erleichtern.

Aus heißem Bemühen nach Vollständigkeit scheint ein anderes Sammelwerk entstanden, das der Insel-Verlag bringt: eine von Heinrich Funck veranstaltete Sammlung der „Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Catharina von Klettenberg", der „schönen Seele", der Goethe im Wilhelm Meister das allbekannte Denkmal gesetzt hat. Inwieweit Goethe für dies Kapitel des „Meister" handschriftliches Material des Fräulein von Klettenberg benutzt hat, ist oft umstritten und nie ganz aufgeklärt worden. Auch was in diesem Bande an authentischen Briefen, Aufsätzen und Gedichten zusammengetragen wurde, macht kein entscheidendes Urteil möglich. Das Wahrscheinliche dürfte sein, daß Goethe aus seiner Erinnerung an die verklärte Freundin, in deren traulichem Stübchen er zwanzig Jahre früher ein ruhevolles Asyl in allem Sturm und Drang fand, ihr Bild gestaltete, wobei er es denn, wie großer Künstler Weise ist, freimachte von all dem wunderlichen Brimborium, mit dem jene christliche Bewegung ihre Frömmigkeit behängte. Diese Briefe und Gedichte zeigen noch deutliche Spuren davon. Wir lächeln wohl, wenn sich Susanna Catharina in einem Schreiben an einen „theuersten und in dem Heyland herzlich geliebten Bruder" als die „mit zärtlicher Liebe zum genuß der Blutigen Gnade verbundene Schwester"

unterzeichnet. Und wir lächeln gleichfalls, wenn sie einen Brief an Karl von Moser sechs Jahre später also anhebt: „An einem stillen Empfindungsvollen Abend, wo der Mond — jupiter und die Prächtige venus, in Nahmenloser Majèstet am Firmament funkeln und mir Jehova! mit starcker stimme, in mein schmelzendes Herz ruffen, überleße ich ein mahl wieder Ihre beiden leßte Brieffe, mein Theuerster Freund . . ." Es finden sich daneben viel schöne Stellen, die von der bei aller Schwärmerei aufrichtigen und tiefen Frömmigkeit der schönen Seele zeugen. Dennoch wird offenbar, wieviel von seines Geistes Klarheit Goethe in dies Gefühlswirrsal tragen mußte, um das Porträt der Freundin mit so reinen Farben und Linien malen zu können. Nicht daß die Feinheit ihrer Seele, ihr vollbefriedigtes In-sich-ruhen seine Phantasie gewesen wäre — es war vielmehr eine verborgene Wirklichkeit, die der Künstler in ihm nachfühlen und darstellen konnte.

Auf solche Würdigung kam es augenscheinlich dem Herausgeber nicht an — eher wohl darauf, die Klettenberg in die religiöse Bewegung hineinzustellen, deren stille Jüngerin sie soviele Jahre hindurch war. Der Passus in der Einleitung, der in Fräulein von Klettenbergs trefflichem Arzte das Urbild von Fausts Vater sehen will, beruht auf einem Mißverständnis des Textes. Fausts Charakteristik des „dunklen Ehrenmannes" weist schwerlich auf einen Wohltäter der Menschheit hin.

Wenn diese mit so emsigem Fleiß das Kleine und Kleinste sammelnde Arbeit sich nur an einen beschränkten Leserkreis wendet, so ist Theodor Poppes mustergültige Auswahl von Hebbels Briefen (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Leinenband 4 Mark) für die weitesten Schichten der Gebildeten bestimmt. Obgleich unser Volk die ernste Größe des Dithmarschen von Jahr zu Jahr mehr würdigen lernt, so ist für ein innigeres Verständnis seines Werks doch eine gewisse Vertrautheit mit dem Werdegang des Menschen erforderlich. Das hat der Dichter selbst gefühlt, als er wünschte, daß mit seinem Nachlaß auch Tagebücher und Briefe veröffentlicht würden. Wir müssen an Hebbels Hand in die Tiefen hinabsteigen, wo ihm „die Augen so schrecklich scharf werden, daß er durch die Erde hindurch die Toten verwesen sieht, doch nicht mehr die Blumen, die sie bedecken". Dann werden wir auch den lichteren Ausgang würdigen, als dem rastlos Strebenden, qualvoll Grübelnden Frauenliebe zur Erlöserin ward. Der fast unheimliche Drang nach Klarheit, nach Erkenntnis seines Selbst und von Welt und Leben drückte dem Dichter immer wieder die Feder zu diesen erschütternden Selbstbekenntnissen in die Hand. Doch es sind ihrer so viele, daß es langen Studiums bedarf, ihnen zu folgen. Deshalb ist diese gute Auswahl dankbar willkommen zu heißen.

Geringer wiegt der Wert der „Briefe der Liebe", ein im selben Verlage erschienenes Büchlein, in dem Camill Hoffmann hundertunddreiundneunzig „Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur" gesammelt hat. Für eine Geschichte des Liebesbriefes — wer schriebe die? —, auf die

das nachgerade ominös gewordene Wort „Kultur“ im Titel hinzuweisen scheint, ist diese Zusammenstellung nicht erschöpfend genug. Ebensowenig kommt die einzelne Persönlichkeit bei dem summarischen Verfahren zu ihrem Rechte. Das Buch kann also nur als eine Art anregender Leckerei für die umfassend Gebildeten gelten, die mit all diesen Geisteshelden und -heldinnen schon Freundschaft geschlossen haben; doch ist es fraglich, ob gerade solche Leser an der bunten Reihe der hundert Erwählten Geschmack finden werden. Für den Bildungstrieb der großen Herde, die sich aus einer oberflächlichen Kenntnisnahme von Bruchstücken ein Urteil über das Ganze heraustüftelt, sind hingegen solche Anthologien sehr gefährlich.

Ich habe mir die wertvollste Gabe der neuen Memoirenliteratur bis zum Schluß meiner Übersicht aufgespart. Es ist der Ergänzungsband zu Karl Schurz' „Lebenserinnerungen“ (Georg Reimer, Berlin), den die Tochter des Toten aus Briefen und einer biographischen Skizze seiner politischen Tätigkeit von 1869 bis 1906 von Frederic Bancroft und W. A. Dunning zusammengestellt hat. Auch hier wieder geben die Briefe das Allerpersönlichste, den Lebensodem der Instinkte und heimlichsten Motive, aus denen der Mann und sein Werk ward. Die Jugendbriefe verraten noch, gelegentlicher schulmeisterlicher Anwandlungen den Freunden gegenüber unbeschadet, die tastende Unreife wie den ins Ungemessene schweifenden Freiheitsdrang der lebensfremden, bisher unerprobten Jugendkraft, der denn auch den blutjungen Studenten in die Arme der Revolutionäre treibt. Dann kommen die politischen Enttäuschungen der Nationalversammlung zu Frankfurt, das Erliegen der ideologischen Freischaren. Und mit dem Augenblick, wo Schurz dem Tode ins Auge gesehen hat, ist auch schon der Mann in ihm hellwach und allen unklaren Jünglingsphantasien überlegen. Er überschaut sofort das Haltlose der Flüchtlingsexistenz und geht sogleich daran, sich in einem neuen Vaterlande sein Leben wieder aufzubauen. „Wenn ich nicht Bürger eines freien Deutschland sein kann, so möchte ich wenigstens Bürger des freien Amerika sein. . . .“ Doch hat er die Besonnenheit, sich zuvor die rechte Lebensgefährtin zu wählen und mit sich hinüberzuziehen in das Schifflein, das nur die Hoffnung auf Erfolg und sein junges Liebesglück an Bord manchem Besonnenen zu leicht befrachtet geschienen haben möchte. Auch Frau Margarete tritt uns in all ihrem klugen Liebreiz aus diesen Bekenntnisbriefen entgegen, die Zeugnis ablegen von einer idealen, auf vollkommenes, kameradschaftliches Vertrauen gegründeten Ehe — eine so innige geistige Verwandtschaft, daß der Mann beim Trommelschlag und Posaunenklang der heißesten Wahlschlachten noch Zeit fand, ein paar inhaltschwere Zeilen an die daheimgebliebene Gattin zu senden. Sie war eine von den seltenen Frauen, die zu verstehen, zu sorgen und zu entsagen wissen, und ihr Tod war für Schurz ein so überwältigender Schmerz, daß er in diesen Blättern kein Echo findet.

Der große Ernst, mit dem sich Schurz seiner politischen Mission, dem Kampf gegen das Beutesystem, die Wahlmaschinen und Tyrannei der „Bosses“, sowie

in den letzten Jahren der Befehdung des Imperialismus, der Expansionpolitik, hingab, hat es mit sich gebracht, daß die Lichtnatur seines Wesens der Öffentlichkeit fremder geblieben ist. Seine politische Macht war so bedeutend, daß man den liebenswürdigen Menschen darüber vergaß. Der redet nun zu uns aus diesen Briefen und wir erkennen deutlich, daß ein unerschütterlicher Glaube an die Menschlichkeit die unsicheren Zielversuche des Revolutionärs wie die weitblickende organisatorische Tätigkeit des Parteiführers bestimmte: „Ich liebe die Menschen trotz ihrer selbst und besitze jenes unverwüstliche Vertrauen, welches, tausendmal getäuscht, tausendmal neulebendig aufatmet," schreibt er noch 1863. Dieser Glaube an die Menschheit ließ ihn in der republikanischen Freiheit der amerikanischen Staatsverfassung die höchsten Entwicklungsmöglichkeiten für das Dasein eines Volkes sehen — er gab ihm auch rasch das Bürgerrecht in einer Nation, die zur Zeit seines Kommens jung war wie er selber. Dieser Glaube machte ihn sogleich heimisch im Kreise des Geistesaristokraten von Boston, deren Stimmen seither im Gerassel der Maschinen, im Tumult der Börse mehr und mehr verhallt sind — er stürzte ihn in bittere Kämpte, denn Schurz kannte keinen Kompromiß und stand für seine Überzeugung ein, mehr als einmal auch in scharfem Widerspruch gegen die Partei, die ihn zu ihrem Führer erkoren hatte. Er ist auch hierin den Idealen seiner Jugend treugeblieben — seinem Haß gegen jeden Zwang, den er durch Erziehung zum Selbstdenken ersetzt wissen wollte. Daß die innere Politik Amerikas sich mehr und mehr der entgegengesetzten Richtung zuneigte und gewaltige Parteimaschinerien die freien Bürger wie Marionetten hin- und herbewegten, ist gegen das Ende der größte Schmerz seines tatenfrohen Lebens gewesen. Rätselhaft, wie manches Wort, das von den Lippen der Scheidenden kommt, klingt uns sein letzter Ausspruch: „Es ist so einfach zu sterben." Ist es das Bewußtsein vollkommener Lebenserfüllung, das hier zum Ausdruck kommt, oder tiefste Müdigkeit — Überdruß an einer Welt, die seine heiligste Überzeugung nicht mehr verstand?

Er starb als ein getreuer Sohn der neuen Heimat und ist doch im Herzen ein Deutscher geblieben. Amerikaner war er nach seinem umfassenden Wissen um Geschichte und Politik des Staatenbundes, nach seinem weitblickenden Sorgen für des Landes Zukunft. An uns aber fesselte ihn sein Stammeserbe, der große, kostbare Schatz einer jahrhundertealten Kultur, den zu hegen und zu mehren der unermüdlich Tätige immer Zeit fand. Sehr oft hat man bei seinen politischen Reden die Empfindung, daß er sich nicht so sehr der amerikanischen Atmosphäre angepaßt hat, sondern daß er vielmehr bemüht war, das Allerbeste vom deutschen Geistesleben den freien Bürgern mitzuteilen, auf daß sie auf diesen Stützen aus schlackenfreiem Erz ihr Staatswesen weiterbauten. Wie warm sein Herz für das alte Vaterland geschlagen hat, das zeigen seine Ansprachen an die Deutschen in Amerika, besonders die eine am 12. August 1871 zu Chikago, in der der Siegesjubel jener Zeit wiederklingt:

„Die große Seele Deutschlands, die viele Menschenalter hindurch wie ein Gespenst in der Weltgeschichte umging, hat endlich wieder einen Körper gefunden, gewaltig wie sie selbst. Die blinkende Helmspitze der Germania ist sichtbar von allen Punkten des Erdballs, und ein Gefühl, welches der Deutsche lange nicht gekannt, durchströmt jetzt jede deutsche Brust in allen Landen: das stolze freudige Gefühl das Kind einer großen Nation zu sein ... Möge es eine edle Frucht tragen. Möge es im Herzen eines jeden Deutschen nicht das Strohfeuer eitler, knabenhafter Überhebung entzünden, sondern das ernste Bewußtsein unserer Pflicht, uns der großen Mutter würdig zu zeigen.

... Zeigen wir denn, daß wir als intelligente, überzeugungstreue und tatkräftige Werkleute bei dem Ausbau eines freien und sittlichen Staatslebens mitzuarbeiten verstehen. Und wenn ich jetzt auf die Bewegung blicke, die sich in allen Kreisen des Deutschtums geltend macht ..., so wird mir täglich klarer, daß die Masse der deutschen Bürger bereits im Geiste in die Reihen derer getreten ist, welche die Wahrheit ehrlich zu erkennen streben und nach bester Erkenntnis handeln wollen.

Die große Mehrheit der Deutschen hat ja ohnehin der sogenannten praktischen Politik, d. h. der selbstsüchtigen Ausbeutung der von einer Partei gewonnenen Vorteile immer ferner gestanden. ... Der gewissenhafte, unabhängige Geist lebt in ihnen; geben Sie ihm die Tatkraft, die ihn fruchtbar macht.

... Ich sage auch nicht: Folgt mir! Glaubt blindlings meinen Worten! Aber ich sage euch: Folgt niemandem blindlings! Vertraut nicht, sondern denkt! Schafft euch in dem Widerstreit der Meinungen mit gewissenhafter Sorge die eigene Überzeugung! Wenn ihr aber diese Überzeugung gewonnen habt, so fordere ich von euch, habt auch den Mut, als freie Männer danach zu handeln. Nicht daß wir alle immer gleich denken und handeln, sondern daß wir alle immer ehrlich denken und handeln, wird uns einen segensreichen Einfluß auf die Geschicke dieses Landes geben."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Musik

Ernst Heinemann: „Richard Wagner und das Ende der Musik." Leipzig 1913, Kommissionsverlag von Th. Thomas. Eine von den vielen Broschüren gegen Wagner, die wir nun geduldig werden über uns ergehen lassen müssen. — Was ich neulich in den Grenzboten Herrn Emil Ludwig gesagt habe, daß Kunst Leben ist und vom Leben, nicht von irgendeiner Theorie gerichtet sein will, kann ich heute wiederholen. Und Herrn Ernst Heinemann auf alle Einzelheiten meiner Auseinandersetzung mit Ludwig über den Wert der Wagnerschen Theorien hinweisen: Emil Ludwig hatte doch immerhin ganze Kapitel seines Buches Wagners klingenden Werken gewidmet. Für Heinemann gibt es überhaupt nur die theoretischen Schriften Wagners. Und alles, was das Ludwigsche Buch bei aller Verfehltheit seiner Grundlagen anziehend machte: Geist, Satire und die (auch musikalisch) gründliche Beherrschung des zu beurteilenden Stoffes ist hier feierlicher Öde und sachlicher Unzulänglichkeit gewichen.

Herr Heinemann wünscht, daß man in seiner Kritik eine Geistesverwandtschaft mit Gottfried Ephraim Lessing erkennt. Ein geringer Unterschied zwischen beiden ist mir immerhin aufgefallen. Lessing hat sich doch ein wenig den Werken, die er beurteilte, gewidmet. Herr Heinemann dagegen hat sich darauf beschränkt, Wagners journalistische Sendung zu studieren, von seinen Musikwerken aber weder den „Ring" noch den „Parsifal" oder den „Tristan" seiner Hörerschaft gewürdigt. Nur die „Meistersinger" hat er mit seiner Anwesenheit beehrt, und zwar am 2. Dezember 1908 (er enthält das denkwürdige Datum seinen Lesern durchaus nicht vor). Und auch bei dieser Aufführung hat er es mit dem Aufnehmen der ersten zwei Akte genug sein lassen. Ich erkläre mich nun gern bereit, Herrn Heinemann in einem privaten Briefwechsel dasjenige Wort zu nennen, mit dem man das Verfahren bezeichnen muß, einen Künstler, den man in seinen wesentlichen Schöpfungen nicht kennt, öffentlich zu richten. Anderseits ist dieses Verfahren so originell, so abweichend von allem, was wir bisher an Kunstkritiken erlebt haben, daß ich dem Verlag dieses Buches den Vorschlag mache, den künftigen Auflagen der Heinemannschen Broschüre das Porträt des Herrn Verfassers oder eine amtliche Beurkundung seiner Person vorauszuschicken, damit jeder Zweifel daran schwindet, daß Herr Ernst Heinemann in Wirklichkeit existiert.

Dr. Fritz Reck-Malleczewen in München

Schöne Literatur

Heinrich Spiero: Geschichte der deutschen Frauendichtung (Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1913; geb. 1,25 M.).

Über dieses kluge, klare Büchlein ist wenig zu sagen. Der Verfasser urteilt aus sicherer Kenntnis der Werke und beweist einen hellen, offenen Blick. Er beginnt bei der reichbewegten Zeit der Romantik, der geistigen Emanzipation der Frauen, und endet bei der Kunst unserer Tage. Mit gutem Verständnis gruppiert er seinen Stoff um sieben Abschnitte: Romantik, die jungdeutsche Zeit, im Zeitalter des Realismus, Übergangsjahre, seelische und soziale Emanzipation, Heimatkunst und Gesellschaftsschilderung, neue Höhenkunst. Alle wesentlichen Schriftstellerinnen sind genannt und durch nachfühlende Worte charakterisiert. Bei tieferer Betrachtung freilich bleiben als wahrhaft bedeutsam und eigentümlich nur wenige zurück: Bettina von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff, Louise von François, Marie von Ebner-Eschenbach, Helene Böhlau und Ricarda Huch. Über die einzelnen Urteile des Verfassers zu richten, wäre zwecklos, zumal man sagen darf, daß sie stets auf persönlicher Eigenart und gewissenhaftem Studium aufgebaut sind. So erscheint mir z. B. die wundersame, einzigartige Erscheinung der Bettina etwas nüchtern gedeutet, Malwida von Meysenbug dagegen reichlich überschätzt zu sein. Als sicheres Nachschlagebuch und treffliche literarische Arbeit kann dieses Büchlein aufs nachdrücklichste empfohlen sein; es ist mit drei Bildnissen geziert und außerdem erfreulich gering im Preise.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Tagesfragen

Die Abneigung gegen das Feinkomische. Wir haben längst keinen Mangel mehr an Büchern über irgend etwas, und eine ganze Reihe von wohlbeleibten „Ästhetikern" belehrt uns über Wesen, Merkmale und Einteilung des Komischen. Zuletzt freilich muß man an Wilh. Hauffs geistreiche Bemerkung in seiner Schutzrede wider Clauren denken: aus Kochbüchern lerne der Leser wohl, wie ein Festmahl zubereitet wird, aus Claurens Romanen hingegen, wie es schmeckt. Es leidet nun keinen Zweifel, daß den Leuten schon seit geraumer Zeit alles Komische um so weniger schmecken will, je feiner es sich gibt. Beinahe zwanzig Jahre ist es her, daß eine Satire in Buchform ihren Weg machen konnte, weil sie begriffen wurde. Das hat sich in dieser Weise nicht wiederholt, denn die Aussicht auf Verständnis ist geschwunden; nur gröbere Verulkungen in Art der Thomaschen Filserbriefe besitzen ihr Publikum, wobei noch die Frage erlaubt wäre, ob hier wirklich des Pudels Kern neben dem drastischen Aufputz zur Geltung gelangt. Die klägliche Rolle des Komischen in der heutigen erzählenden Literatur ist bekannt und wird nicht einmal mehr beklagt, sondern nur noch registriert; auf der Bühne, wo sich alles von selbst vergröbert, darf man Feinkomisches jetzt überhaupt nicht suchen. Und wenn endlich die sogenannten Witzblätter entweder die innerlich neutrale Anekdote pflegen, mit kalter Küche wirtschaften, oder mit Keulen dreinschlagen, so entdeckt man dabei wenigstens am allerersten die kritische Spur. Wer Zustände, Einrichtungen oder Personen als die Vertreter eines Prinzips angreift, schadet ihnen durch offenbaren Unglimpf lange nicht so sehr, wie durch den gemächlichen Nachweis des Unechten im ganzen Aufbau, bzw. Fühlen, Denken und Handeln. Das Feinkomische, vor dessen tupfenden Reagenzstäbchen auf die Dauer kein falscher Flitter bestände, wird jedoch gemieden und, wenn einmal nicht, von der Gegenseite als tötlicher Affront und „vergiftete Waffe" hingestellt. Solche Klagen über Verletzung einer idealen Grenzlinie — in Wirklichkeit über Mißbrauch der Wahrheit, wie seltsam das auch klingt, — sind dann des Widerhalls sicher. Ganz imposante Kundgebungen, von der vox populi kaum zu unterscheiden, sind schon aus dergleichen Anlässen zustande gekommen und haben dem Störenfried seine Tätigkeit prompt verleidet. Eine Prüfung dieser Gesamterscheinung aber lehrt, daß die Gebundenheit der materiellen Interessen als Ursache übrig bleibt. Noch genauer: eine innerlich widersinnige Solidarität phantastischer Erwartungen, die heut der einzelne, ohne es laut zu gestehen, in Anlehnung an irgendeine wirtschaftliche Macht für seine nebelhaften Zukunftspläne mit sich herumträgt. Da ist die unbestochene Feinkomik, vor deren Wirkung Ausflüchte zerflattern und hochgetürmte Irrtümer einschnurren, immer der große Feind,

durch dessen Bekämpfung man sich vielleicht auszeichnen kann. Vor wem? Nicht vor geistigen Führern, die wir nicht haben oder von ihrer Berufung fernhalten, sondern vor den gebietenden Agenten jener Mächte, rührigen Hausmeiern unnahbarer Zentralexistenzen. Den Mittelmäßigkeiten dieser Klasse beugt sich heute nicht nur der Privatmann; auch höhere Gesamtheiten und Instanzen, die sehr wohl unabhängig walten könnten, erweisen sich als versöhnlich. Keine harmlosere Umleitung war denkbar, als die Übertragung eines solchen Druckes auf das Gebiet literarischen Geschmackes. Nun erst darf behauptet werden, daß unsere Zeit es so haben wollte. Sie war gerecht, schlug an die eigene Sündenbrust, liebte ihre Piloten und haßte den frevlen Mut vorangegangener Jahrhunderte, der immer nach der Wurzel zielte und neben vielen anderen feinkomischen Verslein auch diese hinterließ: Un vrai sire — Châtelain — Laisse écrire — Le vilain — Sa main digne — Quand il signe — Egratigne — Le vélin. C. N.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3680, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Oſtaſiatiſche Gewitterwolken

Von H. von Kropff in Berlin

Eine ſpätere geſchichtliche Darſtellung der Neubildungen in Oſtaſien, die das letzte Jahrzehnt des neunzehnten und die erſten Jahrzehnte des zwanzigſten Jahrhunderts gebracht haben und noch bringen müſſen, wird der großen chineſiſchen Revolution von 1911 und 1912 und der ſich anſchließenden chineſiſchen Aufſtandsbewegung des Jahres 1913 beſondere Beachtung zu ſchenken haben. Die Entwicklung der chineſiſch-japaniſchen Beziehungen iſt hierbei von hervorragender Bedeutung. Ihr heutiger Stand läßt das Geſpenſt von der „Gelben Gefahr“, d. h. die Theorie von dem unter Führung Japans reorganiſierten und moderniſierten chineſiſchen Koloß einigermaßen verblaſſen. Sie gibt denen Recht, die mit mir ſeit Jahren die Anſicht vertreten, daß das von gewaltiger innerer Kraft getragene, wenn auch heute noch nicht ausgereifte Nationalbewußtſein in China die Oberhand behalten wird über die raſſenverwandtſchaftlichen Neigungen zum benachbarten japaniſchen Inſelreich. Ein kurzer Blick auf die Ereigniſſe in Oſtaſien während der letzten vierzig Jahre muß das beſtätigen; bilden doch die Beziehungen der beiden oſtaſiatiſchen Reiche, die jahrhundertelang als kaum beſtehend anzuſehen waren, ſeit dem Jahre 1874 eine Kette von Reibungen und Auseinanderſetzungen ernſtlicher Art. Zu jener Zeit landete Japan unter nichtigem Vorwand Truppen auf dem damals noch chineſiſchen Formoſa und eignete ſich bald darauf die bisher im Vaſallenverhältnis zu China ſtehenden Liukiu-Inſeln an. Von 1882 bis 1894 ſtand dann Jüanſchikai als chineſiſcher Miniſterreſident in Seoul bereits in ſtillem Kampf gegen die japaniſche Politik, die 1894 und 1895 im chineſiſch-japaniſchen Kriege weithin ſichtbaren Ausdruck fand. Der bisherige chineſiſche Vaſallenſtaat Korea wurde „unabhängig“, Formoſa und die Inſelgruppe der Pescadores gingen in japaniſchen Beſitz über. Port Arthur und die Halbinſel Liautung ereilte nach dem ruſſiſch-japaniſchen Krieg dasſelbe Schickſal, und bald darauf verſchwand dann auch das koreaniſche Schattenkaiſertum

zugunsten der japanischen Herrschaft. Heute droht Japan auf Grund der offensichtlich aufgebauschten Zwischenfälle in Hankau und Nanking, bei denen japanische Staatsangehörige den Warnungen der chinesischen Regierung zum Trotz sich mutwillig in Gefahr begeben hatten, mit der Besetzung der wichtigen, an der Straße von Formosa gelegenen chinesischen Hafenplätze Amoy und Futschau, die die Eingangspforten zu der reichen Provinz Fukien darstellen, die seit Jahren den Schauplatz eifriger japanischer Propagandatätigkeit bildet. Hat England seinen ostasiatischen Verbündeten noch in letzter Stunde vor einer Überspannung des Bogens gewarnt? Ein Artikel der Times vom 9. September läßt fast darauf schließen.

* * *

Die Beteiligung Japans an der chinesischen Revolution greift hinüber in das Gebiet der großen Politik und steht naturgemäß in engstem Zusammenhang mit dem Wettbewerb der Mächte auf dem ostasiatischen Markt.

In den letzten Julitagen des vorigen Jahres wurde die Welt durch eine Meldung der Times über den bevorstehenden Abschluß eines russisch-japanischen Bündnisses überrascht. Ihr waren, wie ich an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit hatte, seit Monaten Äußerungen der japanischen Presse vorausgegangen, die auf die Lockerung des britisch-japanischen Bündnisses hinwiesen und einen engern Anschluß an Rußland empfahlen. Die Beweggründe zu dieser Stimmung gingen auf den Knoxschen Vorschlag zur Neutralisierung der mandschurischen Eisenbahnen vom Jahre 1910, der Japan begreiflicherweise besonders unsympathisch war, und die übrigen Zwistigkeiten mit der Nordamerikanischen Union zurück. England zog damals aus der Weltlage insofern seine Schlüsse, als es das Bündnis mit Japan zwar erneuerte, dieser Erneuerung jedoch eine Form gab, die die Nötigung zur Unterstützung Japans in einer kriegerischen Aktion gegen die Vereinigten Staaten ausschloß. Die britisch-russische Annäherung machte außerdem für England eine Unterstützung durch Japan nach dieser Richtung entbehrlich. Von den Grundlagen des anglo-japanischen Bündnisses verblieb also nur noch „die Erhaltung der Unverletzlichkeit des chinesischen Reiches und der Offnen Tür in seinem Handelsbereich". Diese „Offne Tür" aber hat Japan, wie alle Welt weiß, soweit die Südmandschurei in Betracht kommt, längst nicht mehr geachtet, und die „Unverletzlichkeit des chinesischen Reiches" schien gerade in diesen Tagen durch Japan besonders gefährdet. Für die der Mandschurei benachbarte Mongolei hegte außerdem Rußland ähnliche Wünsche. Kein Wunder, daß eine russisch-japanische Interessengemeinschaft entstand, die zunächst in der russisch-japanischen Entente vom Jahre 1910 zum Ausdruck kam, der dann im vorigen Jahre weitere Abmachungen über mongolisch-mandschurische Fragen zwischen beiden Ländern gefolgt sind. Im April 1911 sahen jedoch in erster Linie Japan, im weiteren aber auch Rußland ihre Pläne hinsichtlich der nord-

chinesischen Grenzländer durch jenen vielbesprochenen Anleihevertrag über 10 Millionen Pfund Sterling bedroht, den das sogenannte Viermächtesyndikat, bestehend aus Banken der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs und Deutschlands, mit China abschloß. Diese Anleihe sollte China die Möglichkeit geben, die gewaltigen wirtschaftlichen Schätze der Mandschurei zu erschließen und die geplante Währungsreform durchzuführen. Als Sicherheit wurden die Einnahmen der drei mandschurischen Provinzen verpfändet. Damit war den geldgebenden Mächten, zu denen, wie erwähnt, Japan und Rußland nicht gehörten, ein gewisser Einfluß in jenen Gebieten zugestanden. Eine gewaltige Erregung griff in Tokio Platz. Japan sah seine Stellung in der Mandschurei schwer bedroht; es zog an den von Kirin bis hinunter nach Canton seit Jahren sorgsam gespannten Fäden, und — der chinesische Bürgerkrieg, der heute noch nicht beendet ist, brach in den ersten Oktobertagen des Jahres 1911 aus. Die Auszahlung der Anleihe unterblieb, und die Mandschurei war vorläufig für die weitere Ausdehnung des japanischen Einflusses gerettet. Die chinesische Revolution hat dann die russisch-japanische Annäherung weiter begünstigt und eine verstärkte Abkühlung der britisch-japanischen Beziehungen gebracht. Sehr bald erkannte die britische Diplomatie in China, daß sie mit der anfänglichen Begünstigung der chinesischen Aufstandsbewegung einen schweren Fehler begangen, ja, sich einfach von Japan hatte schieben lassen. Für die britische Gesandtschaft in Peking galten in jenen Monaten der Aufregung die Berichte des Schanghaier Generalkonsuls Sir E. D. H. Fraser als durchaus maßgebend. Frasers Berater wiederum waren die Chefs der großen britischen Handelshäuser in Schanghai, die ihrerseits — jeder Kenner chinesischer Verhältnisse wird meine Beobachtungen bestätigen müssen — von ihren Compradores (durch deren Hände das gesamte Ein- und Ausfuhrgeschäft geht), die alle den südchinesischen Provinzen entstammen, über die „Stimmung in China" mit bemerkenswerter Energie „unterrichtet" und durch Boykottdrohungen seitens der großen südchinesischen Gilden in Schrecken gesetzt wurden. In Südchina aber war, wie heute allgemein bekannt ist, das Heer der japanischen Agenten seit Jahren tätig gewesen. In diesem Augenblicke, d. h. im Sommer 1911, wurde es im Interesse eines revolutionären Ausbruches in China mobil gemacht. Der Ring war geschlossen; der Funke zündete!

Endlich erkannten die maßgebenden britischen Kreise die Drahtzieher der Revolution. England machte denn auch bald den Versuch, den japanischen Gelüsten auf die Eisen-, Stahl- und Kohlenwerke von Hanyang, Tajeh und Pinghsiang, im Herzen Chinas und die „China Merchants Steam Navigation Coy", die größte chinesische Schiffahrtsgesellschaft, einen Riegel vorzuschieben. Die führenden Londoner Blätter ergehen sich, ebenso wie die der britischen Regierung nahestehenden, im Osten in englischer Sprache erscheinenden Zeitungen, in Warnungen, die offen an die Tokioer Adresse gerichtet sind und in denen auf den großen Schaden hingewiesen wird, der allen am Handel Chinas interessierten Mächten

durch die lang anhaltenden unsicheren Zustände erwächst. Die Wirkung ist jedoch bisher, wie die anläßlich der Zwischenfälle von Hankau und Nanking in der zweiten Septemberwoche von Japan erhobenen Forderungen zeigen, sehr gering gewesen. Wird die gerade von Kritikern unserer Diplomatie oft gerühmte Kunst der leitenden Männer in Downing Street in der ostasiatischen Frage versagen?

* * *

Die japanische Regierung befindet sich gegenwärtig in der schwierigen Lage des berühmten Zauberlehrlings, der die einmal gerufenen Geister nicht loswerden kann, ein Zustand, der sowohl auf ihre allzu kühnen, gegen die chinesische Staatsautorität gerichteten Drahtziehergriffe vor Beginn und im Verlauf der chinesischen Revolution, wie auf die Machenschaften jener Partei zurückzuführen ist, die sich für die Einführung eines parlamentarischen Regierungssystems auf englischer Grundlage in Japan eingesetzt hat. Nachdem die liberale Seiyukai, durch ihren radikalen Flügel aufgereizt, das Ministerium des Fürsten Katsura mit Hilfe von Pöbelausschreitungen im Februar dieses Jahres gestürzt und damit zum erstenmal in der Geschichte des japanischen Reichstags die Mehrheit des Abgeordnetenhauses einem ausgesprochenen Wunsche des Kaisers die Erfüllung versagt hatte, gelangte das aus Mitgliedern der Seiyukai und der Satsuma- und Flottenpartei gebildete Kabinett des Admirals Grafen Yamamoto ans Ruder, das schließlich die Annahme des Etats mit der winzigen Mehrheit von nur fünf Stimmen erwirkte und dessen Bestand in der Hoffnung auf den Erfolg eines Finanzreformprogramms beruht. In den letzten Monaten hat sich die Gegnerschaft zwischen den Anhängern des Fürsten Katsura, die im wesentlichen die gemäßigte Politik der sogenannten älteren Staatsmänner vertreten, und dem Kabinett Yamamoto weiter verschärft. Das Heer der Feinde des Premierministers wird naturgemäß jetzt durch die zwölftausend Beamten verstärkt, die auf Grund des Finanzreformprogramms kurzerhand entlassen, mit Pension in den Ruhestand versetzt oder zur Disposition gestellt werden. Die Lage der japanischen Regierung ist daher keineswegs rosig, und das um so weniger, als die Kritik ihrer auswärtigen Politik im Blick auf Kanada und die Vereinigten Staaten sowohl wie in bezug auf China von Tag zu Tag schärfer einsetzt. Die in diesen Tagen auftauchende Vermutung, daß die Tokioer Regierung angesichts der inneren Schwierigkeiten den Versuch machen werde, durch einen brutalen Schlag gegen China sich Luft zu verschaffen, klang daher nicht unberechtigt. Der ungeachtet aller Finanzreform chronische Geldmangel und die allgemeine wirtschaftliche Lage Japans dürften aber schließlich einer weisen Mäßigung Geltung verschaffen. Japanische Anleihen sind gegenwärtig in Europa weit weniger beliebt als chinesische, denen man sicherlich den Vortritt lassen wird.

* * *

Die chinesischen Finanzen beanspruchen insofern besondere Beachtung, als sie von einschneidenster Bedeutung für die Wiederherstellung geordneter politischer Zustände und damit die Wiederbelebung von Handel und Wandel im Reich der Mitte sind. China lebt heute finanziell von der Hand in den Mund, so daß angesichts der großen Summen, die die Niederwerfung der gegenwärtigen Aufstandsbewegung verschlungen hat, mit der Möglichkeit einer neuen großen Anleihe Chinas gerechnet werden muß. Es liegt kein Anlaß vor, sie auf unserem Markt nicht willkommen zu heißen, solange China eine Kontrolle über die sachgemäße Verwendung des Anleihebetrages durch fremde Beamte zusichert und auch wirklich ermöglicht. Die in Aussicht stehende endgültige Wahl Jüanschikais zum Präsidenten der Republik bildet ein weiteres Moment des Vertrauens, das wir auf eine gedeihliche Entwicklung des chinesischen Reiches setzen.

Ein Nachwort zum Metzer Katholikentag

Von einem Katholiken

Wie jedes Jahr im Spätsommer, nahm auch in diesem August die deutsche Katholikenversammlung eine Woche lang das allgemeine Interesse in Anspruch. Auch das Echo in der Presse war das in den letzten Jahren übliche: in der katholischen die bei dem stets glänzenden äußeren Verlauf wohl begreifliche Begeisterung und kritiklose Bewunderung, in der gegnerischen meist verständnislos herabsetzende Kritik, von verächtlicher Unterschätzung bis zur blinden Begeiferung, — ganz vereinzelt vorurteilslose und besonnene Beurteilung.

Die beliebteste Kritik, die die Katholikentage bei den Gegnern erfahren, besteht darin, daß man sie als Zentrumstage, als Zentrumsparaden hinstellt. Für den draußen Stehenden mag es freilich schwer sein, zwischen Katholizismus und Zentrumspartei zu unterscheiden.

Doch sei dem wie es wolle: daran kann kein Kenner der Verhältnisse zweifeln, daß die Katholikentage von ihren Organisatoren und Teilnehmern sowohl als auch von den offiziellen Vertretern der katholischen Kirche, von der Hierarchie, vom Papst wie von den deutschen Bischöfen als Veranstaltungen des deutschen Katholizismus, als Sammelpunkt katholischer religiöser Kräfte und katholischer Begeisterung angesehen werden. Das hindert freilich nicht, daß es

nicht wenige Katholiken von starker Religiosität gibt, die diesen Tagungen grundsätzlich fern bleiben, ja direkt ablehnend gegenüberstehen — vielleicht gerade wegen ihrer tiefen Religiosität. Doch das sind psychologisch leicht erklärliche Erscheinungen, die an obigem Tatbestand nichts zu ändern vermögen. Auch der jeder Schaustellung abholde, ganz auf innere echte Religiosität gestimmte Katholik muß schließlich zugeben, daß es eben doch die Kräfte des deutschen Katholizismus sind, die bei diesen Massendemonstrationen zum mindesten mitwirken.

Gerade ein solcher aber wird an den Gedanken und Bestrebungen, die auf jenen Tagungen ihren resonanzstarken Ausdruck finden, nicht gleichgültig vorbeigehen können, eben aus Interesse am deutschen Katholizismus und damit auch am Katholizismus überhaupt.

Seit einer Anzahl von Jahren verfolgen die tiefer denkenden und schärfer blickenden Kreise unter den Katholiken Deutschlands die seelische und geistige Lage des deutschen Katholizismus mit wachsender Sorge; viele halten die Situation geradezu für hoffnungslos und legen untätig die Hände in den Schoß, es in bitterer Resignation der Vorsehung überlassend, ob und wann sie eine Wendung zum besseren eintreten lassen will. Wer Einblick gewinnt in die Anschauungen und Stimmungen jener katholischen Kreise, der wird erstaunt sein, wieviel Mißstimmung und Erbitterung herrscht gegen den gegenwärtigen kirchlichen Kurs, der wird aber auch mit Schmerz erkennen, wieviel geistige und sittliche Kraft durch ihn lahmgelegt oder geradezu im Keime erstickt wird. Wie ein schwerer Alp liegt das Pontifikat Pius des Zehnten auf dem katholischen Leben in Deutschland. Was hat dieser Papst in den zehn Jahren seines Wirkens nicht alles an Hoffnungen und hoffnungsvollen Anfängen zerstört? Ob er allein an all dem Unheil schuld ist oder nur den Strohmann einer fanatischen Gruppe im Vatikan darstellt, dürfte sich selbst für einen der Kurie Nahestehenden kaum mit Sicherheit entscheiden lassen. Schließlich ist das für die Tatsache an sich ziemlich belanglos. Auch wer die kirchliche Autorität anerkennt, wird, sofern er nur imstande ist, zwischen ihr und ihrem Vertreter zu unterscheiden, nicht umhin können, Pius den Zehnten als einen die Entwicklung und Stärkung des Katholizismus aufs schwerste schädigenden und auf Jahrzehnte hemmenden Papst anzusehen. Was besagt da ein tadel- und makelloser Charakter angesichts der von ihm verschuldeten ungeheuren Verwüstung und Zerstörung im geistigen Leben des Katholizismus? Wer vermöchte da von uns Sympathie oder gar Verehrung und Bewunderung für diesen Leiter der Kirche verlangen?

Es ist der Metzer Tagung vorbehalten gewesen, uns gläubigen Katholiken die Tiefe des Risses recht klar werden zu lassen, der durch unsere Seelen geht. Fürst Löwenstein, der Präsident der Katholikenversammlung, führte aus: „Wie oft ist dieser Papst unser Wohltäter geworden, auch wenn — gestehen wir es es offen — seine Handlungen anfangs ängstlicher Kleingläubigkeit

begegneten. So war es bei dem Rundschreiben gegen den Modernismus, das doch soviel Klarheit gebracht hat in Fragen, die nur im grellsten Lichte der Wahrheit ihre rechte Lösung finden können, so bei den Anordnungen über die Kinderkommunion. Gar mancher unter uns mag erschrocken sein über die Kühnheit, mit der der Papst in so heikle Verhältnisse hineingegriffen. Und doch macht schon heute der Erfolg sich fühlbar. Wer heute noch immer nicht erkennt, daß die Enzyklika Singulari quadam ein Segen für uns ist, der möge es aus früheren Erfahrungen schließen. (Beifall.) Wir danken dir, Heiliger Vater, für dieses Wort zur rechten Zeit, und wir wollen es befolgen. (Langanhallender Beifall und Zustimmung.) Wir bitten dir ab allen Kummer, den wir dir, ohne es zu wollen, bereitet haben mögen, und versprechen dir, dich in schweren Zeiten zu trösten durch freudigen Gehorsam gegen deine väterlichen Ermahnungen."

Man braucht über die verhimmelnden Ausdrücke gegenüber dem Papst nich erstaunt zu sein, wenn sie auch typisch sind für den Kultus, der von einem Teil der deutschen Katholiken mit der Autorität der Kurie im allgemeinen und dem jetzigen Papst im besonderen getrieben wird und der seitens des offiziellen Kirchentums, ganz besonders aber vom Papst selbst, immer stürmischer verlangt wird.

Wichtiger ist, daß wir durch sie zum ersten Male an prononzierter Stelle durch den Mund eines rückhaltlosen Bewunderers Pius des Zehnten erfahren, wie selbst bei den unerschütterlichsten Anhängern der Kurie die pästlichen Erlasse Bedenken hervorriefen und erst nach und nach verdaut oder besser heruntergeschluckt wurden. Jene Worte des Fürsten Löwenstein sind merkwürdigerweise verhältnismäßig wenig beachtet und in ihrer wahren Bedeutung wohl kaum erkannt worden. Und doch werfen sie ein grelles Schlaglicht auf die geistige Verfassung der großen Masse der heutigen gebildeten Katholiken bis weit in die akademischen Kreise hinein. Hier erfährt die intellektuelle Lage des modernen Durchschnittskatholizismus eine psychologische Aufhellung, die auch dem Draußenstehenden einen Einblick gewährt in die jede Autonomie auf die Dauer zugrunde richtende römische Denkweise. Ganz absehen wollen wir von der großen Anzahl der meist unbewußt, vielfach aber auch bewußt auf jede Denkautonomie verzichtenden Katholiken. Daß diese auch die ärgste Zumutung des Papstes kritiklos hinnehmen und ohne weiteres als Produkt höchster religiöser Weisheit betrachten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Wie weit „hinauf" in die Kreise von „Wissenschaft" und „Literatur" dieser bewußte Verzicht sich erstrecken kann, hat das schon fast groteske Gebaren der österreichischen Dichtergruppe des Gralbundes und ihres „universell-genialen" Führers Richard von Kralik anläßlich der literarischen Kämpfe der deutschen Katholiken in den letzten Jahren gezeigt. Über dieser breiten Unterschicht der restlos der Heteronomie Verfallenen befindet sich nun eine zweite, weniger umfangreiche, aber wohl einflußreichere und für das nationale Leben bedeutungsvollere Schicht, die sich aus den geweckteren und intelligenteren Kreisen des deutschen Katholizismus rekrutiert.

Zu ihr kann man wohl den größten Teil der sogenannten „Kölner" rechnen. Es sind alle jene Katholiken, die sich noch ein Restchen von Mündigkeit und Selbständigkeit gegenüber den päpstlichen Eingriffen retten möchten, soweit es ihnen ihre Pietät gegen den Heiligen Vater und — die Furcht vor den Denunziationen der „Integralen" nur irgendwie erlaubt: ein kleiner Teil auf dem linken Flügel kämpft mit dem Mute der Verzweiflung um dieses erbärmliche Restchen, das ihnen vorerst noch die Gnade und das „tolerari potest" der Kurie gelassen hat.

Doch wenn ihnen auch dieser Rest genommen werden sollte, dann werden sie doch wohl alle mit verschwindenden Ausnahmen auf längerem oder kürzerem Wege denselben psychologischen Prozeß durchmachen oder besser in sich herbeiführen, den Fürst Löwenstein in den oben wiedergegebenen Worten so prägnant zum Ausdruck gebracht hat. Die anfängliche Kritik wird nach und nach, für die einen schneller für die anderen langsamer zum Schweigen gebracht. Durch geschickte, vieldeutig gewählte Worte erweckt die Kurie zunächst den Eindruck scheinbarer Toleranz, an die sie aber in ihrem Handeln und in ihrem Ziel im Grunde nie denkt, arbeitet langsam, aber um so sicherer an ihrer Aufgabe der Entmündigung der Gläubigen. Auch der kritische Kopf gewöhnt sich bald an Gedanken und Vorschriften, die ihm ursprünglich absurd und empörend erschienen; schließlich macht er in begreiflichem Selbstbetrug aus der Not eine Tugend, findet die Anordnungen und Erlasse des Papstes „annehmbar" „nicht unberechtigt", sogar „vernünftig" und nach einer weiteren kleinen Weile, in der der Geist gegen alle selbständige Regung immun geworden ist, findet er sie voller Weisheit, Scharfsinn und Tiefe, preist den Papst als Retter in der geistigen Not, entschuldigt sich zum Schlusse und leistet reu- und demütig Abbitte dafür, daß er nicht von Anfang an jedes Wort aus päpstlichem Munde mit „kindlichem" Gehorsam und blinder Bewunderung entgegengenommen, ja daß er es gewagt habe, über das, was von Rom kam, zu — denken. Dieser psychologische Prozeß vollzieht sich mit unbarmherziger Notwendigkeit in den Köpfen der erdrückenden Mehrzahl der heutigen Katholiken: das Tempo mag verschieden sein, die Gefühlstöne, die ihn begleiten, mögen variieren von der jubelnden Freude über die doch nach kurzem Schwanken glücklich erlangte Erkenntnis der tiefen päpstlichen Weisheit bis zu der stilleren Zufriedenheit jener „langsamer" begreifenden Naturen, denen es mit der Zeit doch gelingt, ihren Geist über alle Bedenken zu betäuben. Sie gewöhnen sich an die römischen Absurditäten, da ihnen ja doch die Kraft und die Ausdauer für ernstere Konflikte fehlen. Im Prinzip aber handelt es sich überall um denselben psychologischen Vorgang, der immer auch zu demselben Ergebnis führt: die Annahme, Anerkennung und schließlich die praktische Anwendung und Durchführung der päpstlichen Wünsche und Anordnungen. Über das Prinzip der kirchlichen Autorität als solches, sei hier nicht gestritten: der Katholik wird konsequenterweise auf die Autorität nie verzichten können.

Von hier aus gesehen erscheint nicht nur der immer wieder proklamierte, im Grunde aber recht zweifelhafte „Sieg", sondern auch die Macht der „Kölner" von fragwürdigem Wert. Moralisch oder vielmehr geistig haben die „Berliner" gesiegt: denn Rom steht auf ihrer Seite, dieses Rom muß auf ihrer Seite stehen, wenn es auch Bedenken trägt, gegen die „Kölner Richtung" Konsequenzen von praktisch eingreifender Bedeutung zu ziehen. Wer aber weiß, was die Bundesgenossenschaft Roms bedeutet, kann über den Ausgang nicht im Zweifel sein. „Rom kann warten" und es wird gerne warten, bis jener oben geschilderte psychologische Prozeß vollständig abgelaufen und die gewünschte Wirkung getan hat. Wie schwach ist jetzt schon die dialektische Position in der Argumentation der „Kölner" geworden? Noch eine kleine Weile und Rom zieht die Schraube fester an, und die Kölner werden dann sehr bald wie Fürst Löwenstein erkennen und aussprechen, daß sie sich leider allzu „ängstlicher Kleingläubigkeit" hingegeben haben, daß sie nur etwas „erschrocken" waren über die „Kühnheit, mit der der Papst in so heikle Verhältnisse hineingegriffen."

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so treiben die Dinge notwendig zu diesem Ziele hin. Eine Unterbrechung oder gar Umkehrung dieser Entwicklung wäre nur durch zwei Ursachen möglich: entweder kommt Rom von selbst zur Vernunft oder es wird mit Gewalt zur Vernunft gebracht. Ersteres ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Der Tod Pius des Zehnten wird zwar von manchem mit Sehnsucht erwartet in der bestimmten Hoffnung, daß eine Wendung zum Besseren eintreten werde. Wird aber die im Vatikan herrschende Ultrapartei im kritischen Moment nicht alle Hebel in Bewegung setzen, um einen Mann ihrer Richtung auf den päpstlichen Thron zu bringen? Würde wirklich das System geändert werden, wenn man sich auch in der Form einige Mäßigung auferlegen müßte? Auf eine Selbstbestimmung der Kurie werden noch Generationen vergeblich warten dürfen.

So sieht denn die Lage des deutschen Katholizismus hoffnungsloser aus wie je. Wohl gibt es eine stille Gemeinde von Geistlichen und Laien, die die Unhaltbarkeit dieser Zustände längst erkannt, die immer zunehmende seelische Erstarrung und den immer drohender heranrückenden geistigen Tod im katholischen Leben mit tiefstem Schmerz bemerkt haben und über die jeder Menschenwürde ins Gesicht schlagenden Anmaßungen des Papstes wie über die feige Ohnmacht des bis zur kompletten Entmündigung mürben offiziellen Katholizismus in Deutschland in gleicher Weise empört sind. Diese Gemeinde ist schon recht groß geworden, jedenfalls nicht entfernt so klein, wie sie von Leuten und Stellen, die ein Interesse daran haben, sich und andere über die tatsächlichen Verhältnisse hinwegzutäuschen, mit Vorliebe hingestellt wird. Und sie wächst von Tag zu Tag: dafür sorgt niemand besser wie — Rom selbst. Doch mag sie noch so wachsen, es ist kaum in absehbarer Zeit zu erwarten, daß sie aus ihrer Stille heraustritt, sich organisiert und nach außen hin irgendwie wirksam wird. Sie kann es nicht aus tausenderlei Gründen, sie braucht es aber auch nicht, ja sie

darf es nicht einmal, wenn sie auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolges rechnen will. Nur der deutsche Katholizismus als Ganzes vermöchte zur Not noch auf die Kurie irgendeinen Druck auszuüben. Die Arbeit jener stillen Gemeinde kann unter den obwaltenden Verhältnissen nur in der unmerklichen Erziehung des katholischen Volkes zu einer würdigeren Auffassung seiner eigenen Religion und seiner Kirche und — von sich selber bestehen. Daß diese Arbeit freilich unsagbar langsam, nur in unendlichen kleinen Schritten geleistet werden kann, daß hier eine Aufgabe für Generationen vorliegt, wird auch der größte Optimist zugeben müssen. Nur ein solcher auch wird in der Lage sein, an eine Rettung der im Katholizismus zweifellos vorhandenen tiefen religiösen Werte vor der römisch-kirchlichen Verkümmerung und Verknöcherung zu glauben, und bereit sein im Sinne dieses Glaubens zu arbeiten und zu wirken. Es bedarf dazu jenes Hegelschen optimistischen Glaubens an die Idee, der mit dem schwärzesten Pessimismus im Urteil über die gerade herrschenden Zustände der Realität wohl vereinbar ist, weil er überzeugt ist, daß das Stärkste in der Welt doch die Idee ist und daß ihr Triumph kommen muß, auch wenn ganze Zeitalter sich gegen sie auflehnen. Daß die deutschen Katholiken in ihrer Ganzheit oder auch nur in einem größeren Bruchteil jemals evangelisch würden, ist aus historischen und psychologischen Gründen ganz ausgeschlossen. Für sie gibt es nur zwei Entwicklungsmöglichkeiten: entweder sie werden durch Rom aus der Kirche hinaus und dem Freidenkertum, dem Monistenbund oder, wenigstens die Intelligenteren und Konsequenten, dem völligen Unglauben und dem absoluten Skeptizismus zugetrieben oder sie läutern sich empor zu dem idealen Katholizismus, von dem so viele edle Köpfe schon geträumt haben und dessen ideelle Macht auch heute noch nicht ganz verschwunden ist. Welche von den beiden Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft der Religion und das Leben unseres Volkes segensreicher ist, mag hier nicht weiter untersucht werden, auch nicht entschieden werden, welche die größeren Aussichten hat. Auch wer an die zweite Möglichkeit nicht glauben kann und jenen idealen Katholizismus für eine widerspruchsvolle Utopie hält, muß, wofern er nicht etwa im Antichristentum das Heil aller Zukunft erblickt, seine Bestrebungen und ihre Pflege begrüßen.

Das Erbrecht des Staates

Von Dr. Heinrich Frhr. von Friesen in Berlin

aragraph 1 des Entwurfes über das Erbrecht des Staates wird angenommen. Die Kommission vertagt sich um 1 Uhr 50 Minuten."

So etwa lauteten die Schlußworte des amtlichen Sitzungsprotokolls vom 24. Juni 1913 betreffend das Erbrecht des Staates, dessen eingehende Beratung somit auf den Herbst 1913 vertagt worden ist.

Unter dem 3. November 1908 war bereits vom damaligen Reichskanzler, Fürst Bülow, ein „Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staates" gleichzeitig mit einem „Entwurf eines Nachlaßsteuergesetzes" ausgefertigt worden. Der Entwurf von 1908 war, laut amtlicher Erklärung (Entwurfgesetz über das Erbrecht des Staates vom 28. März 1913), nicht verabschiedet worden, „nachdem für den Bedarf anderweite Deckung gefunden war."

Unter dem 28. März 1913 wurde ein neuer „Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staates" nebst Begründung eingebracht.

Formell unterscheidet sich der Entwurf von 1913 von seinem Vorgänger dadurch, daß er als selbständiges Finanzgesetz eingebracht ist, während der Entwurf von 1908 lediglich Abänderung bzw. Streichung einzelner die Erbfolge betreffenden Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs forderte.

Den ganzen — zwanzig Paragraphen umfassenden — Entwurf wiederzugeben, dürfte zu weit führen. Es wird für unsere Zwecke genügen, einige grundlegende Bestimmungen besonders hervorzuheben.

Der Abs. 1 des § 1 ist die Seele des ganzen Entwurfes: „Sind nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs Abkömmlinge von Großeltern des Erblassers in der Seitenlinie oder Verwandte der vierten Erbrechtsordnung oder der ferneren Ordnungen zur gesetzlichen Erbfolge berufen, so tritt an ihre Stelle als gesetzlicher Erbe der Fiskus. Der Fiskus ist ferner gesetzlicher Erbe, wenn zur Zeit des Erbfalls weder ein Verwandter noch ein Ehegatte des Erblassers vorhanden ist."

Nicht unwesentlich wird das staatliche Erbrecht des § 1 Entwurf durch § 5 eingeschränkt, der, nach einigen von der Kommissionsmehrheit beschlossenen Abänderungen, bestimmt, daß, falls der Fiskus Verwandte der dritten Erbrechtsordnung ausschließt (Abkömmlinge der Großeltern), diesen Haushaltungsgegenstände und auf die Familie bezügliche Schriftstücke, sowie Familienbilder unentgeltlich zu überlassen und daß zum Nachlaß gehörige andere bewegliche Sachen und Grundstücke, falls sie in ihren wesentlichen Bestandteilen von Voreltern des Erblassers herrühren, den Verwandten (dritter Ordnung) käuflich zu überlassen sind, zu einem Preise, der achtzig Hundertteilen des Ertragswertes gleichkommt.

Zur Erläuterung möge dienen, daß das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 1926) als „gesetzliche Erben der dritten Ordnung" die Großeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge nennt; als gesetzliche Erben der vierten Ordnung (§ 1928) die Urgroßeltern und deren Abkömmlinge, und der fünften Ordnung „die entfernteren Voreltern des Erblassers und deren Abkömmlinge" (§ 1929).

Das Intestaterbrecht der Verwandten war somit bisher ein unbeschränktes.

Der Entwurf läßt mithin — um auf einen in der Presse viel besprochenen Punkt zu kommen — den Neffen und Nichten ihr Intestaterbrecht (als Abkömmlingen der Eltern § 1925 Bürgerliches Gesetzbuch), während er es den Onkeln und Tanten (als Abkömmlingen der Großeltern) abspricht. Mit anderen Worten: der „Erbonkel" soll bleiben, nur der „Erbneffe" fällt weg.

Der vierte Absatz des § 1 hat durch Beschluß der Kommission die Umänderung erfahren, daß bei bestehenden Meinungsverschiedenheiten darüber, welcher „Fiskus" gesetzlicher Erbe sei, nicht, wie im Entwurf vorgesehen, der Bundesrat, sondern das Reichsgericht auf Anrufen des Reichskanzlers zu entscheiden hat.

In der Kommission sprach nur eine verschwindende Minorität (Polen) gegen eine Beschränkung des Privaterbrechts überhaupt. Dagegen äußerte man fast einstimmig, die Regierungsvertreter nicht ausgeschlossen, Bedenken im Falle der Testierunfähigkeit des Erblassers und erachtete den hierfür im Entwurf (unten näher zu besprechenden) aufgenommenen § 6 für nicht zureichend.

Der hierauf bezügliche Teil (Abs. 3) des § 6 lautet wörtlich:

„Der Bundesrat trifft nähere Bestimmungen darüber, inwieweit der Nachlaß eines Erblassers, der nicht fähig war, ein Testament zu errichten, den durch dieses Gesetz von der Erbfolge ausgeschlossenen Erben zuzuwenden ist."

Testierunfähig ist bekanntlich (§ 2229 in Verbindung mit §§ 104, 105 Bürgerliches Gesetzbuch):

Wer das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat und wer wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht entmündigt ist, und wer, abgesehen vom Alter, geschäftsunfähig ist oder sich in einer, wenn auch nur vorübergehenden Störung der Geistestätigkeit befindet.

Die Mehrheit kam zu dem Entschlusse, unter teilweiser Aufhebung des § 6 des Entwurfes, einen § 6a einzufügen, der folgende wichtige Bestimmungen enthält:

1. betreffs dessen, der vor Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres ohne Testament verstorben oder der vom sechzehnten Lebensjahr an testierunfähig gewesen ist, daß es hier bei den bisherigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs verbleibt, d. h. daß das Erbrecht der Abkömmlinge der Großeltern wie der Verwandten der vierten und fünften Ordnung erhalten bleibt;

2. daß der Bundesrat nähere Bestimmungen darüber trifft, inwieweit in anderen Fällen der Nachlaß eines Erblassers den durch den Entwurf ausgeschlossenen Erben (entfernten Verwandten) dennoch aus Gründen der Billigkeit zuzuwenden ist, insbesondere wenn der Erblasser zeitweise testierunfähig war oder plötzlich verstorben ist;

3. daß bei nichtigen Testamenten nach näheren Bestimmungen des Bundesrats diejenigen den Erwerb ganz oder teilweise erhalten, die ihn bei Gültigkeit des Testamentes erhalten hätten.

Beachtenswert ist noch besonders § 15 des Entwurfs, demzufolge von der aus dem Erbrecht des Fiskus erzielten Reineinnahme das Reich 75 Prozent erhalten soll, der Bundesstaat, dessen Fiskus Erbe ist, „als Vergütung für die Kosten der allgemeinen Verwaltung" den Rest.

Die Kommission hat hier eine Änderung in der Weise getroffen, daß das Reich nur 60 Prozent, der Bundesstaat 30 Prozent, die Gemeinde dagegen „von dem in ihrem Gemeindebezirk befindlichen Erbgut" 10 Prozent erhält.

Daß das private Intestaterbrecht auf mehr als tausendjähriger Grundlage beruht, daß aber auch seine Beschränkung ihm gleichalterig ist, dürfte bekannt sein.

Das römische Recht der zwölf Tafeln gab ein beschränktes Intestaterbrecht, das erst unter Kaiser Justinian (Nov. 118) zu einem unbeschränkten sich ausbildete.

Auch das alte deutsche Erbrecht (die vermutlich noch vor Chlodwig entstandene lex Salica u. a. m.) kannte nur ein beschränktes Erbrecht.

Von den modernen Gesetzgebungen ist es besonders der als vorzüglich anerkannte Code civil Napoleons, der die Intestaterbfolge beschränkt.

Auch das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch hat eine Beschränkung des Intestaterbrechts.

Das Erbrecht ist dort auf die „sechs Linien der ehelichen Verwandtschaft" beschränkt — beiläufig eine sehr geringe Einschränkung.

Neuere deutsche Gesetze, sowie das römische Recht Justinians (Nov. 118), geben den Verwandten ein unbeschränktes Erbrecht.

Dr. von Schmitt tritt in seiner Begründung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs im Jahre 1879 (Seite 591) für die unbeschränkte Erbfolge

mit Rücksicht auf das Familiengefühl energisch ein. „Die entferntesten Zweige des Baumes sind Baumzweige," heißt es dort.

Von höchstem Interesse sind für die Beurteilung einer Berechtigung des beschränkten Erbrechts zugunsten der Allgemeinheit die Worte des Leipziger Rechtslehrers Professor Dr. Sohm. Er sagt in seinen Institutionen zum römischen Recht: „In der Urzeit ist die Familie die einzige Eigentümerin — es gibt nur Gesamt- nicht Einzeleigentum. Das Familienerbrecht ist die Nachwirkung jenes ursprünglichen Familieneigentums auf das Privateigentum." Privatim fügte Herr Professor Sohm hinzu: „Alles Erbrecht beruht auf ehemaligem Gesamteigentum, das der Familie auf dem ehemaligen Gesamteigentum der Familie, das des Staates auf dem früheren Gesamteigentum des Volkes. Die Familie muß dem Staat vorgehen, aber nur soweit sie wirklich ein Familienverhältnis begründet."

Professor Dr. Conrad (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1908) sagt: „Die Maßregel (Beschränkung des Erbrechts) an sich ist entsprechend und absolut notwendig."

Professor Dr. W. Gerloff (Matrikularbeiträge und direkte Reichssteuer 1908) äußert sich ähnlich: „Die Erbberechtigung in infinitum des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist widersinnig."

Der verstorbene Präsident des Kaiserlichen statistischen Amtes, Professor Dr. Hans von Scheel, tritt in seiner außerordentlich gründlichen Arbeit „Erbschaftssteuern und Erbrechtsreform Jena 1877" ebenfalls für eine Beschränkung des Erbrechts ein; mit ihm der (berühmte) Nationalökonom Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Wagner („Die Reichsfinanznot" 1908 und „Finanzwissenschaft" 1890) und der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher Professor Dr. Hans Delbrück (123. Band) und schließlich der eifrigste Verfechter des beschränkten Erbrechts, Justizrat Georg Bamberger („Erbrechtsreform 1908" und „Für das Erbrecht des Reiches" 1912). „Ganz ungerechtfertigt ist es," äußert Prof. Dr. Bernhöft in Nr. 131 des Tag (7. Juni 1913), „wenn der Staat noch ferneren Verwandten, die überhaupt in keinem persönlichen Verhältnisse zum Erblasser standen . . ., die Erbschaft zuwendet."

Die Anregung zu einer Einschränkung des privaten Intestaterbrechts ist also gegeben und von Autoritäten ersten Ranges befürwortet, ihre Berechtigung an sich von der Mehrheit der Kommission nicht bestritten.

Was aber ist ihr Zweck und Grund?

Einfach und klar gibt die Reichsregierung ihren Standpunkt zu erkennen (Begründung zum Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staates 1913).

„Der außerordentliche Bedarf, der sich jetzt zur Deckung der fortlaufenden Ausgaben für die Stärkung unserer Wehrmacht ergibt, läßt es daher geboten erscheinen, auf den früheren Gesetzentwurf (1908) zurückzukommen." Weiter: „Da dem Gegenstande jetzt unter dem Gesichtspunkt der Erschließung einer neuen Einnahmequelle für das Reich von neuem näher getreten werden soll . . ."

Schließlich erklärte in der Kommissionsverhandlung (Protokoll) der Regierungsvertreter, daß das Bestreben der Regierung in erster Linie nicht auf Beschränkung des Intestaterbrechts gerichtet sei; daß vielmehr finanzielle Rücksichten zuförderst in Frage kämen. Das war ehrlich gesprochen!

Der Hinweis darauf, daß unser derzeitiges Erbrecht, hinsichtlich der Unbeschränktheit des Erbrechts, auf dem Justinianischen Gesetz beruht, während das ältere römische Recht und moderne außerdeutsche Gesetze keine schrankenlose Verwandtenerbfolge anerkennen, wie die Erklärung, daß in den weiteren Verwandtschaftsgraden das Gefühl des Familienzusammenhanges sich schnell verflüchtige, können nicht als eigentliche Begründung angesehen werden: lag zweifellos kein Anlaß vor, das Erbrecht unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs nach der Rechtsansicht eines vor eineinhalb Jahrtausend lebenden byzantinischen Herrschers einzurichten, so ist anderseits auch kein zwingender Grund vorhanden, das vor mehr als zweitausend Jahren geltende römische Recht oder ein französisches Gesetzbuch zum Muster zu nehmen.

Wir dürfen getrost bei Einrichtung unseres Erbrechts unsere eigenen Wege gehen.

Die vorerwähnte Erklärung über das Schwinden des Familiensinnes ist eine Ansicht. deren Richtigkeit schwer zu erweisen ist, die auch nicht unwidersprochen geblieben ist, in den Kommissionsberatungen (104. Sitzung vom 10. Juni 1913) wie in wissenschaftlichen Werken.

Zweck und Grund der im Entwurf von 1913 vorgesehenen Erbrechtsänderung sind, zufolge der Begründung des Entwurfs, rein finanztechnische: der Staat leidet Geldnot, und, um dieser Not abzuhelfen, fühlt die Regierung sich berechtigt und verpflichtet, den Entwurf vorzulegen.

Den finanziellen Zweck des staatlichen Erbrechts erkennen auch Justizrat Georg Bamberger (1908), Exzellenz Adolf Wagner und Professor Dr. Hans Delbrück in Berlin an.

Schon der Titel der Bambergerschen Schrift drückt dies aus: „Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen 1908." „Die Finanznot des Reiches steigt", heißt es dort (Seite 44), und deshalb müsse ein Vorschlag wie der Erbrechtsentwurf sorgfältig geprüft werden. Daß Justizrat Bamberger neben den finanziellen noch gleichwertige andere Gründe anerkennt, werden wir weiter unten sehen.

Professor Dr. Wagner tritt nur kurz für eine Beschränkung des Erbrechts ein in einer Schrift, die er „Die Reichsfinanznot" benennt. („Ein Mahnwort eines alten Mannes" 1908.) Der Titel der Schrift scheint uns zu der Annahme zu berechtigen, daß ihr Verfasser den (finanziellen) Standpunkt der Regierung teilt.

Professor Dr. H. Delbrück schließlich sagt (Preußische Jahrbücher 1906, 123. Band), indem er zugleich davor warnt, die Steuer- und Erbrechtsfrage vom parteipolitischen Standpunkt aus zu betrachten: „Es ist schließlich doch wohl kaum anzunehmen, daß der Bundesrat das Reich in Schulden versinken lasse . . ."

In der Kommissionssitzung war von einem Abgeordneten das Wort gefallen, daß „wenn nicht die dira necessitas des Geldbedürfnisses hinzukäme, man nicht zu einer Änderung der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches gekommen sein würde." (Drucksache Nr. 874).

Um den zahlreichen beachtenswerten, von den obigen abweichenden, Begründungen eines staatlichen Erbrechts gerecht zu werden, erscheint es angebracht, näher auf das schon erwähnte hervorragende Werk des Professors Dr. Hans von Scheel einzugehen.

Dr. von Scheel nennt als „Grund und Zweck" des Erbrechts überhaupt folgende drei, scharf gesonderte Punkte:

1. „Erhaltung und Förderung der wirtschaftlichen Existenz der Familie."

Er steht hier mit dem Entwurfe insoweit auf einem Boden, als er unter der „Familie", deren Erbrecht keinesfalls geschmälert werden darf, „die bei Lebzeiten des Erblassers von ihm abhängigen Verwandten," d. h. Ehefrau und unselbständige Kinder, versteht.

2. „Verteilung der Verlassenschaft nach Maßgabe des im Volksbewußtsein anerkannten wirtschaftlichen und sittlichen Zusammenhangs der Einzelwirtschaft."

Er bezweifelt das Stammesbewußtsein in weiteren Graden und fährt fort, „die Ausdehnung des Erbrechts auf die Verwandtschaft in jeder beliebigen Verdünnung sei weder in Volkswirtschaft noch Moral zu rechtfertigen. Die Einschränkung würde auf eine für den Volkswohlstand zweckmäßige Erbfolge herauskommen." Die weitgehende Testierfreiheit sieht er als ein Institut an, durch das bewiesen wird, daß die gesetzliche Erbfolge entfernter Verwandter eine wirtschaftliche und sittliche Notwendigkeit nicht ist, daß vielmehr hierdurch anerkannt wird, daß das Erbrecht entfernter Verwandter an und für sich auf wirtschaftlichen und sittlichen Motiven nicht beruhe.

3. „Verwendung der Kapitalien in der volkswirtschaftlich zweckmäßigsten und wirksamsten Weise."

Der Verfasser bemerkt hierzu, „daß bei Neuverteilung der Vermögen durch Erbgang diejenigen ein Recht auf Beteiligung haben, die an der Schöpfung des Vermögens mitgewirkt haben; daß dies aber erst subsidär nach Nr. 1 und 2 gelte."

Wir finden hier eine fast völlige Übereinstimmung mit dem oben gebrachten Gedankengang Sohms.

Zur Begründung eines speziell staatlichen Erbrechts sagt von Scheel (S. 44): „Heute fallen den öffentlichen Körperschaften, dem Staatswesen, Funktionen zu, die früher dem Stamme, der Familie zufielen. Deshalb hat der Staat das Recht, auch in Hinterlassenschaften selbst für die Gesamtheit als Erbe einzutreten."

Das staatliche Erbrecht wird also hier gewissermaßen als eine berechtigte Vergütung für geleistete Dienste angesehen.

Gegenüber dem fast ausschließlich finanziellen Standpunkte wird mithin von anderer Seite mehr die volkswirtschaftliche und rechtliche Seite betont. Aller-

dings erschien von Scheels Schrift (1877) zu einer Zeit, da man von einer eigentlichen Finanznot des Reiches noch nicht sprechen konnte.

Als ein entschiedener Gegner der von der Regierung erklärten Ansicht, als Zweck und Grund des staatlichen Erbrechts zuvörderst finanzielle Rücksichten gelten zu lassen, tritt Professor Dr. W. Gerloff auf.

„Für eine solche Maßnahme (beschränktes Intestaterbrecht)," sagt er (Gerloff, Finanz- und Zollpolitik des Deutschen Reiches. Jena 1913), „lassen sich zweifellos nicht nur ethische, sondern auch wirtschaftliche und soziale, nur keine finanzwissenschaftlichen Gründe anführen." Und weiter (Matrikularbeiträge und direkte Reichssteuer" 1908):

„Man mag das Erbrecht aus ethischen und sozialpolitischen Gründen beschränken, niemals aber geschehe das zu dem ausgesprochenen Zwecke, dem Reich Einnahmen zu verschaffen."

Ähnlich urteilt Professor Dr. J. Conrad (Jahrbücher, Seite 626 ff.), wenn er sagt, es sei bedenklich, die Beschränkung des Erbrechts als Ergänzung oder Verschärfung der Erbschaftssteuer hinzustellen, „die dem Reiche noch höhere Einnahmen zuführen soll."

Wie schon oben angedeutet, läßt Justizrat Bamberger zwar, konform mit der Vorlage, die Finanznot und ihre Linderung durch die Erbrechtsreform als Hauptzweck und Hauptgrund gelten. Daneben aber führt er noch an: „Ethische Rücksichten bilden die starke Grundlage der Erbrechtsreform." („Erbrechtsreform" 1908.) Über diese ethischen Rücksichten läßt Bamberger sich weiter aus, indem er sagt („Erbrechtsreform" 1908): „Infolge der unbeschränkten Erbfolge toben über dem Grabe des Verstorbenen unter seinen Verwandten erbitterte Erbschaftsprozesse" und „Die Institution der lachenden Erben ist eine ungerechte, unsittliche." Sehr bemerkenswert ist noch eine Äußerung (ebenda): „. . das Gesetz ist immer noch mit Dank zu begrüßen, wenn es auch nur die eine Folge hätte, die Fürsorge für den Todesfall zu befördern und zu verallgemeinern." Eine Bemerkung, welche die ethischen Rücksichten sogar noch über die finanziellen stellt.

Ob die Erbschaftsprozesse bei eingeschränkter Erbfolge tatsächlich erheblich abnehmen werden, erscheint mir nicht zweifelsfrei: die großen und erbitterten Erbprozesse pflegen nicht bei Intestaterbfolge, sondern beim Vorhandensein eines Testaments stattzufinden, das die Berechtigten für anfechtbar halten. Die Zahl der „Berechtigten" wird allerdings bei Beschränkung des Erbfolgerechts abnehmen.

In den „Motiven zu dem Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich" von 1888 heißt es schließlich (Seite 366 ff.): „Ob aus sozialpolitischen Gründen die Verwandtenerbfolge zugunsten des weiteren Verbandes der Gemeinde oder des Staates als Berechtigter zu beschränken sei, ist eine Frage, welche zurzeit noch nicht für spruchreif erachtet werden kann. . . ."

Der Minderung der Finanznot als Grund zur Beschränkung der Erbfolge wird in den Motiven nicht gedacht.

In der Kommissionssitzung vom 10. Juni 1913 äußerte man von nationalliberaler Seite, daß es sittlicher sei, dem Staate als unbekannten entfernten Verwandten sein Geld zuzuwenden.

Mit weniger Nachdruck als den finanziellen Standpunkt — ein Kommissionsmitglied hat es „schämig" genannt — hat der Entwurf betont, daß sich das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit in weiteren Verwandtschaftsgraden schnell zu verflüchtigen pflege. Daß der Entwurf eine Ansicht, deren Richtigkeit, wie auch schon bemerkt, weder absolut bewiesen noch widerlegt werden kann, nicht zum Hauptstützpunkt gewählt hat, ist selbstverständlich. Nichtsdestoweniger darf nicht verschwiegen werden, wie andere sich über den Familiensinn im Verhältnis zum beschränkten Erbrecht geäußert haben.

In der Kommission ist die erwähnte Ansicht der Regierung als irrig, die Vorlage deshalb als unerträglich bezeichnet worden. Dr. von Schmitts inhaltlich gleiche Worte in seiner Begründung zum Bürgerlichen Gesetzbuch sind schon eingangs erwähnt.

Professor von Scheel vertritt etwa die Ansicht, auf die sich die Regierung stützt. Der Zusammenhang der Einzelwirtschaft sei heute geringer, sagt er in seinem obenerwähnten Werke. „Ein Stammesbewußtsein gibt es nicht."

Schärfer noch betont Justizrat Bamberger den Mangel an Familiensinn bei den entfernteren Verwandten. Die Institution des „lachenden Erben", d. h. der durch Gesetz zur Erbfolge berufenen weiteren Verwandten, nennt er eine ungerechte, widersinnige. (Erbrechtsreform 1908.)

Wenn Professor H. Delbrück im Jahre 1906 (Preußische Jahrbücher 123. Band) nicht billigend sagt: „Auch Verwandte, die sich ihres Zusammenhangs mit dem Erblasser gar nicht bewußt gewesen sind ... sind zu Erben berufen", so darf man annehmen, daß auch seine Meinung konform mit der sieben Jahre später im Entwurf ausgesprochenen ist.

Ebenso sind wohl Professor Gerloffs (Matrikularbeiträge und direkte Reichssteuer 1908) Worte zu deuten: „Die Erbberechtigung in infinitum des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist widersinnig." Allerdings kann Gerloff bei diesen scharfen Worten noch andere — besonders volkswirtschaftliche — Momente (etwa, daß der Staat jetzt teilweise die Familie in ihrer Gesamtheit vertritt und deshalb auch ein Recht auf eine gewisse Beteiligung am Erbrecht hat, vgl. auch von Scheel) im Auge gehabt haben, vielleicht auch die von seiten der Regierung in einer Kommissionssitzung (10. Juni 1913) geltend gemachte Begründung, daß das lange Suchen nach Verwandten für die Gläubiger des Erblassers, eventuell auch für die Erben schlimm sein könne.

Ist die Beschränkung des Erbfolgerechts im allgemeinen, der Zweck und der Grund der Maßregel erörtert, so ergibt sich die Frage, wie weit diese Beschränkung zu gehen hat und welchen materiellen Gewinn man sich von ihr versprechen darf.

Die Berechnung ergibt für das Jahr 1913 eine voraussichtliche Einnahme von etwa 20,65 Millionen Mark.

Der Entwurf von 1908 nannte 25 Millionen Mark, was der von 1913 als wesentlich zu hoch gegriffen, mangels sicherer Schätzungsgrundlagen, bezeichnet.

Wenn Justizrat Bamberger (Erbschaftsreform 1908) den zu erzielenden Gewinn auf 500 Millionen schätzt, so ist nicht zu vergessen, daß er hierbei von einer weitergehenden Einschränkung des Intestaterbrechts ausgeht, als der Entwurf von 1913 es tut.

Daß der von der Regierung berechnete Gewinn von 20 Millionen Mark infolge der von der Kommission beschlossenen Änderung des § 5 und Einfügung des § 6a in den Entwurf noch etwas vermindert wird, muß als selbstverständlich angenommen werden.

Statistisch festgestellt (Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs im Jahre 1913) sind in Deutschland steuerpflichtige Erwerbsanfälle im Werte:

1910	788777738	Mark
1911	817764802	„

Die Erbanfälle an Abkömmlinge und Gatten, sowie alle Erbanfälle von weniger als 500 Mark sind nicht einberechnet.

Hiervon kommen im Jahre 1911 auf:

1. leibliche Eltern	5,23	Prozent,
2. Geschwister	34,80	„
3. Abkömmlinge ersten Grades von Geschwistern .	29,15	„
Summa	69,18	Prozent.

Um den durch Erbgang zu erwartenden Gewinn des Fiskus (Reich, Staat, Gemeinde) annähernd richtig berechnen zu können, müßten noch die auf weitere Abkömmlinge der Geschwister und auf die Großeltern entfallenden Erbschaften prozentual bekannt sein — nicht zu vergessen die Fälle, in denen ein Testament errichtet wurde.

Über die künftige Grenze des Intestaterbrechts herrschen verschiedene Ansichten. Der Entwurf spricht in § 1 nur den Abkömmlingen des Erblassers, seinen Eltern und deren Abkömmlingen, den Großeltern (ohne Abkömmlinge) und schließlich dem Ehegatten ein gesetzliches Erbrecht zu.

Er geht hierbei einmal von der historischen, eingangs erwähnten Tatsache aus, daß das ältere römische und deutsche Recht, sowie verschiedene moderne Gesetzgebungen (Frankreich, Österreich, Schweiz) kein unbeschränktes Intestaterbrecht kennen, auch die für die zweite Lesung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs eingesetzte Kommission ursprünglich für eine Beschränkung des Erbrechts gewesen ist.

Was die Beschränkung des Erbrechts im besonderen betrifft, so tritt der Entwurf einerseits nicht nur für die unbeschränkte Erbfolge von Ehegatten, Abkömmlingen und Eltern, als etwas ganz Selbstverständliches, ein, sondern

auch von Geschwistern des Erblassers und deren Abkömmlingen, weil diese wohl zumeist durch Testament als Erben eingesetzt werden würden, wenn nicht plötzlicher Tod oder Testierunfähigkeit den Erblasser am Testieren hinderte. Auch die Großeltern, weil eventuell den Abkömmlingen in unbeschränktem Grade gegenüber unterhaltspflichtig (§ 1601 des Bürgerlichen Gesetzbuchs), sollen ihr gesetzliches Erbrecht behalten.

Weiter soll aber das private Erbrecht nicht reichen (soweit §§ 5 und 6a des Entwurfs in Einzelfällen nicht anders bestimmen).

Professor von Scheel (Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform) nennt keine genau festgesetzte Grenze, wenn er meint: „Inhalt und Umfang der Erbrechtsordnung werden mit bestimmt, und müssen es sein, durch die Bedürfnisse der Gesamtheit."

Professor H. Delbrück rät (Preußische Jahrbücher 1906) „das Erbrecht über den sechsten Grad der Verwandtschaft hinaus gänzlich aufzuheben."

Am weitesten geht wohl Justizrat Bamberger (Erbrechtsreform 1908), wenn er sagt: „Man beschränke das gesetzliche Erbrecht auf die Pflichtteilerben."

Demnach hätten nur Abkömmlinge, Eltern und Ehegatten des Erblassers ein gesetzliches Erbrecht.

In einer weiteren Schrift („Für das Erbrecht des Reichs" 1912) schlägt Justizrat Bamberger vor, sämtliche Seitenverwandte, außer den Geschwistern, als Erben auszuschließen.

Professor Adolf Wagner („Reichsfinanznot" 1906) erklärt demgegenüber, „daß die Bambergersche Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts der Seitenlinie von 1908 zu weit ginge."

Er äußert noch an anderem Orte (Finanzwissenschaft II. Teil 1890), „daß über den Grad der Großneffen bzw. Großonkel hinaus ein Intestaterbrecht nicht mehr geboten sei."

Ein mir im letzten Augenblick bekannt gewordenes beachtenswertes Werk des Professors Dr. W. von Blume (Umbau und Ausbau des deutschen Erbrechts, 1913) beschäftigt sich gleichfalls eingehend mit der Frage und kommt zu dem Schluß, daß man sämtlichen Verwandten dritter Ordnung — also auch den Abkömmlingen der Großeltern — ein Intestaterbrecht wohl belassen könne, daß aber auch die vom Entwurf bestimmte Beschränkungsgrenze zu rechtfertigen sei.

Im Entwurfe zum Bürgerlichen Gesetzbuch ist die Bestimmung der Grenze der Erbrechtsbeschränkung nach Graden als eine willkürliche bezeichnet.

In der Kommissionssitzung vom 10. Juni 1913 waren zwei Anträge gestellt worden, der eine, daß noch die Abkömmlinge der Großeltern, der andere, daß noch die Urgroßeltern mit Abkömmlingen (vierter Ordnung) ab intestato erbberechtigt sein sollten.

Auch darüber sind auseinandergehende Meinungen laut geworden, wer wohl bei Nichtvorhandensein eines gesetzlichen Privaterben den Nachlaß beanspruchen darf.

Der Entwurf wünschte (§ 15 Entwurf), daß von der erzielten Reineinnahme der Fiskus 75 Prozent, der Bundesstaat, dessen Fiskus Erbe ist, „als Vergütung für die Kosten der allgemeinen Verwaltung" 25 Prozent erhält und hiervon eine den Gemeinden zu gewährende Vergütung noch zu gewähren hat. Er spricht sich (Begründung zu § 9) dafür aus, daß auch die Gemeinden aus verschiedenen Gründen an der Reineinnahme möglichst zu beteiligen seien.

Die Kommission drang mit ihrem Antrage durch, laut dem das Reich nur 60 Prozent, der Bundesstaat 30 Prozent, und endlich die Gemeinde von dem in ihrem Gemeindebezirk befindlichen Erbgute 10 Prozent beanspruchen darf.

Wenn von Scheel (Erbschaftssteuer 1877) betont, daß heute den öffentlichen Körperschaften Funktionen zufallen, die früher der Familie (im weiteren Sinne) oblagen, und er hieraus ein Recht der Gesamtheit, auch in Hinterlassenschaften als Erbe einzutreten, herleitet, so dürfen entsprechend die Gemeinden bei dem öffentlich-rechtlichen Erbgange wohl nicht leer ausgehen.

Justizrat Bamberger schlägt vor („Für das Erbrecht des Reichs" 1912), den Gemeinden für ihre Bemühungen nur 5 Prozent „des reinen Nachlasses" zu geben.

Für eine Beteiligung der Gemeinde am nichtprivaten Erbrecht tritt auch Professor von Blume in seiner erwähnten Schrift ein, und zwar aus Gründen der ausgleichenden Gerechtigkeit.

Wenn sonst in wertvollen Schriften auf die genaue Verteilung des eventuellen Nachlasses nicht Bezug genommen ist, so ist es wohl damit zu erklären, daß diese Frage beim Erscheinen der Schriften noch nicht aktuell war. Man verteilte das Fell des Bären nicht eher als man ihn hatte.

Noch ein Wort über die Verwendung.

„Der außerordentliche Bedarf, der sich zur Deckung der fortlaufenden Ausgaben für die Stärkung unserer Wehrmacht ergibt, läßt es . . . geboten erscheinen, auf den früheren Gesetzentwurf (1908) zurückzukommen."

Mit dieser Erklärung bezeichnet der Entwurf den besonderen Zweck — die Verwendung — des durch staatlichen Erbgang zu erwartenden Gewinns. Der Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staates wird weiter als ein selbständiges Gesetz von der Regierung aufgestellt, das, in Verbindung mit anderen, in den Rahmen der großen Finanzreform zu bringen ist.

In der Kommission wurde hingegen der Einwand erhoben, daß die Einnahmen aus dem geplanten staatlichen Erbrecht von Zufälligkeiten abhängig seien, eine Finanzreform aber nicht auf Zufälligkeiten beruhen dürfe.

„Wie privatrechtlich niemand es für richtig halten wird," sagt Professor Conrad (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1906), „ererbtes Kapital für laufende Ausgabe zu verwenden, so wird es ebenso prinzipiell zu verwerfen sein, wenn der Staat das ererbte Kapital verbraucht, statt es als solches weiter zu verwerten."

In Justizrat Bambergers Schriften („Für das Erbrecht des Reiches 1912") finden wir die Worte: „Darum erscheint die schleunige Tilgung der Schuld als die dringendste, vornehmste Aufgabe der deutschen Finanzpolitik."

Von demselben Verfasser finden wir folgende Notiz in Nr. 289 der Täglichen Rundschau:

„Es ist nicht angängig, heimfallende Erbschaften zur Deckung von laufenden Ausgaben zu verwenden. Es ist sehr erfreulich, wenn man des Erbrechts nicht zur Durchführung der Wehrvorlage bedarf. Die Einnahmen sollen verwandt werden zur Verstärkung des unzulänglichen Kriegsschatzes und zur planmäßigen Abstoßung der Schuld von 5 Milliarden."

Im Vierteljahrsheft (2. Heft, 1913) zur Statistik des Deutschen Reiches werden die gesamten zu Beginn des Rechnungsjahres 1912 bestehenden Schulden des Reiches auf 4802300000 Mark beziffert.

Ende 1875 betrugen sie nur 120,3 Millionen!

Daß in der Kommissionssitzung vom 24. Juni 1913 der Umstand bemängelt wurde, daß das staatliche Erbrecht als selbständiges Finanzgesetz nicht als Änderung des Bürgerlichen Gesetzbuchs (wie 1908) eingebracht worden ist, ist eingangs erwähnt worden.

Anderseits wurde es in der Sitzung vom 10. Juni als bedenklich bezeichnet, eine Änderung des Bürgerlichen Gesetzbuchs vorzunehmen.

„Die Erbordnung (Erbrecht) . . . verändert sich mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und den ihr daraus wachsenden Ausgaben," sagt dagegen Professor von Scheel.

Durch die endgültige Erledigung der zur einmaligen wie dauernden Deckung der Ausgaben für die Wehrmachtsverstärkung eingebrachten Vorlagen ist der Hauptzweck des Entwurfes von 1913 — zu der Deckung mit beizutragen — gegenstandslos geworden.

Wie wir gesehen haben, fanden sich aber noch genügende Gründe, um den Entwurf nicht fallen zu lassen.

Was den Sonderzweck — die Verwendung — der eventuellen Einnahmen anlangt, so bleibt der Bambergersche Vorschlag (vgl. oben) sehr beachtlich.

Faßt man die erwähnten Betrachtungen, Vorschläge, Einwendungen usw. kurz zusammen, so lassen sich etwa folgende Sätze aufstellen:

1. gegen ein Erbrecht des Staates liegen keine Bedenken vor;
2. der Entwurf ist nochmals von den verschiedensten Standpunkten, niemals aber vom parteipolitischen Standpunkt, gründlich zu prüfen;
3. die Testierfreiheit muß unbedingt erhalten werden.

Rhein-See-Kanal

Von Dr. Otto Goebel in Schleusingen

Es ist kein Wunder, daß der Gedanke einer deutschen Rheinmündung neben sachlichen Köpfen auch vielfach Phantasten angezogen hat. Aber wie es so geht, die Phantasten haben eine wesentliche Aufgabe erfüllt, sie haben den Gedanken in die breiten Massen getragen, sie haben ernsthafte Köpfe gezwungen, gegen sie Stellung zu nehmen und sich dabei mit der Frage näher zu beschäftigen. Es liegt infolgedessen gegenwärtig, durch eine ganze Reihe beachtenswerter Äußerungen herbeigeführt, eine gewisse Klärung der Hauptgesichtspunkte vor.

Die zur Erörterung gelangten Projekte führen von den technisch einwandfreien, aber wirtschaftlich zu eng gefaßten Plänen der Bauräte Herzberg und Paaks*) über den mehr volkswirtschaftlich begründeten, viele richtige Gesichtspunkte enthaltenden, aber weit über das Ziel hinausschießenden Entwurf des Münsterer Privatdozenten Busz**) zu den nicht weniger als acht Vorschlägen des Kölner Ingenieurs Rosemeyer***), die so oberflächlich aus dem Ärmel geschüttelt sind, wie nur möglich.

Bemerkenswerte Gesichtspunkte haben außer einigen Regierungsstellen, Handelskammern und Zeitungen unter anderem beigebracht die Herren: Fritsch, König, Plenio, Neven du Mont, de Thierry, Dieckmann, W. Matschoß, Fürbringer, Wesemann, Menck, Meyer, Graf Spee, Schott, Sieg, Cleinow.

Vorausgeschickt sei, daß der Gedanke der Schaffung einer deutschen Rheinmündung alt ist. Keiner der jetzigen Planschmiede hat daher das Erstlingsrecht auf ihn. In Anspruch nehmen kann der erste der jetzigen Verfechter des

*) Pläne ausgearbeitet im Auftrage des Vereins zur Förderung des Baues eines Großschiffahrtsweges vom Rhein zur deutschen Nordsee.

**) Zuerst auszugsweise veröffentlicht in den Grenzboten Nr. 28, 1912, dann als Broschüre erschienen.

***) Verlag J. G. Schmitz, Köln a. Rhein.

Gedankens höchstens, erkannt zu haben, daß der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Industriebezirk den Gedanken auf den Boden der Möglichkeit gestellt haben.

Die erste Frage, die der Prüfung der Ausführbarkeit vorangehen muß, ist die, inwieweit wir aus internationalen Gründen Holland gegenüber derartige Pläne hegen dürfen. Wir haben in dieser Beziehung nicht die Verpflichtung, Holland seine jetzige Stellung in der Rheinschiffahrt zu erhalten, weder rechtlich noch moralisch. Die gewaltigen Summen, die Holland und Belgien aus dem Umschlagsverkehr deutscher und nach Deutschland bestimmter Güter ziehen, hat man uns politisch in diesen Ländern durchaus nicht immer entsprechend gedankt. Aber anderseits dürfen wir nicht die jetzige Schiffbarkeit des Rheines auf seinem holländischen Lauf beeinträchtigen, sind also in einer etwaigen Wasserentnahme aus dem Rheinbett für den Kanal an enge Grenzen gebunden.

Soweit Holland in Frage kommt, sind zwei einander entgegenarbeitende Gesichtspunkte in den Besprechungen zur Erwägung gelangt, einmal die Tatsache, daß uns die Möglichkeit eines künstlichen Seeweges Rhein-Nordsee durch deutsches Gebiet eine Waffe in die Hand gibt, um Holland zu zwingen, das Fahrwasser auf seiner Rheinstrecke zu verbessern, und der andere, daß ein Rhein-Seekanal, er mag so leistungsfähig gebaut werden, wie er will, unter keinen Umständen den Umschlagsverkehr deutscher und für Deutschland bestimmter Waren in den Niederlanden beseitigen, ja ihn kaum geringer werden lassen wird. Diese letztere Betrachtung führt zu dem meiner Meinung nach wesentlichen Punkt: wird der Kanal gebaut mit der Absicht, den deutschen Umschlagsverkehr aus den niederländischen Häfen abzulenken, dann ist er von vornherein totgeboren. Niemals wird man die Sammelladungen, die die Schiffsriesen der Überseelinien in die großen Welthäfen bringen, in den Kanal leiten können, schon deshalb nicht, weil diese Ladungen kaum jemals einen einzigen Bestimmungsort haben, sondern aus den großen Häfen wieder nach allen Himmelsrichtungen sich verteilen. Außerdem sind die großen Liniendampfer zumeist auch Passagierdampfer und würden schon aus diesem Grunde keine tagelangen Fahrten machen, auf denen Passagierbeförderung nicht in Frage kommt. Auch technisch halte ich übrigens den weit ins Binnenland reichenden Rhein-See-Kanal mit Abmessungen, die für die größten Seeschiffe ausreichen würden, in Bau und Betrieb für so gut wie unmöglich.

Der Kanal hat nur Zweck und Sinn, wenn seine unmittelbare oder mittelbare Bedeutung gegründet werden kann auf Frachten, die in großer Regelmäßigkeit und in großen Mengen von einem Einzelpunkt nach einem anderen Einzelpunkt bestimmt sind. Dafür kommen in Betracht Erze, vielleicht auch Grubenholz im Eingang und vor allem Kohlen im Ausgang. Gerade auf Kohlen möchte ich den größten Wert legen. Wenn der geplante Kanal gestattet, endlich die Kohlenversorgung der deutschen Küste aus England zu beseitigen, womöglich die Kohlenversorgung der nordischen Länder zu einem bedeutenden

Teil an uns zu ziehen, dann werden damit keine Interessen der bisherigen Rheinschiffahrt verletzt, dem deutschen Volksvermögen aber alljährlich Millionen erspart. Auf die Möglichkeit der Kohlenausfuhr nach Schiffsabgaben und nach Kanalabmessungen sind meiner Meinung nach in erster Linie alle Berechnungen zu gründen. Es ist mir zweifellos, daß bei dieser Grundlage auch die Vorschläge phantastischer Kanalabmessungen in sich zusammenbrechen. Die Kohlenverfrachtung aus England z. B. arbeitet meines Wissens in der Hauptsache mit nur mittelgroßen Schiffen. Vom allgemeinen Verkehr kommt für den geplanten Kanal nur der, allerdings erweiterungsfähige, Verkehr nach dem europäischen Norden in Betracht. Die Ostseeschiffahrt kann aber, nicht nur wegen der Tiefgangsverhältnisse der wichtigsten Ostseehäfen, sondern auch wegen der noch rückständigen Wirtschaftsverhältnisse des Nordens nur mittelgroße Seeschiffe gebrauchen. Die, übrigens sicherlich vorübergehende, sprunghafte Steigerung der Schiffsgrößen im transatlantischen Verkehr kommt also für den Kanal nicht in Betracht. Anderseits aber sind solche Schiffsgrößen für die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Kohlen- und Eisengroßindustrie erwünscht und mit der Zeit nötig, die über diejenigen wesentlich hinausgehen, die auf dem Rhein regelmäßig verkehren können. In dieser Beziehung ist nun die Feststellung wichtig, daß, mag Holland sich absichtlich mit dem Ausbau der Rheinrinne keine allzugroße Mühe gegeben haben, ihm eine Vertiefung des Fahrwassers, wie sie aus den oben erörterten Gesichtspunkten heraus in Frage kommt, schon aus technischen Gründen nicht möglich war. Weil sich aber der Rhein nicht wesentlich weiter vertiefen läßt, deshalb glaube ich allerdings, daß ein Kanal in mittleren Abmessungen einmal, wenngleich erst in ferner Zukunft, kommen wird, wenn genaue Pläne die Ausführung mit nicht zu großen Kosten sicherstellen.

Ein Flußschiffkanal, ähnlich den Abmessungen des Herzberg-Taakschen Entwurfs, genügt aus volkswirtschaftlichen Gründen nicht. Jeder Kanal, der keine wesentlich größeren Schiffsgefäße zuließe, wie der Rhein nach Ausbau der technisch erreichbaren Fahrrinne, würde verfehlt sein. Nach alter Erfahrung sucht der Verkehr unter ähnlichen Bedingungen stets den natürlichen Wasserweg. Wird der Kanal gebaut, dann muß er nicht nur in seinen Abmessungen die Mitte halten zwischen Übertreibungen und halben Lösungen, er muß dann vor allem auch möglichst wenig Verkehrshindernisse zeigen. Lieber zur rechten Zeit 100 Millionen mehr einbauen, als den Verkehr und Unterhalt durch viele Schleusen für immer erschweren.

Was die Linienführung anbetrifft, so ist eine Durchführung des Kanals durch das dichte Verkehrsnetz des Duisburger Reviers ausgeschlossen. Es ist kein ernst zu nehmender Gedanke, einige Dutzend mehrgleisiger Eisenbahnen, Wege und Wasserläufe unter dem Kanal durchführen zu wollen. Die Steigerung der Betriebskosten und die Verkehrserschwerungen für die betroffenen Bahnen würden zusammen mit den Abschreibungen und Zinsen der dafür nötigen Bauten volkswirtschaftlich jeden Nutzen wieder aufheben. Der Kanal darf aber nur

gebaut werden, wenn er der gesamten Volkswirtschaft Nutzen bringt, denn er würde ein öffentliches. kein privatwirtschaftliches Unternehmen sein. Der Bau erscheint mir nur möglich, wenn er durch eine verhältnismäßig verkehrslose Gegend geleitet werden kann und sich doch nahe genug an die Empfangs- und Versandstellen heranführen läßt, die für die oben angedeuteten Massenfrachten in Frage kommen. Dann kann er auch, anstatt großer Schädigungen bestehender Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse für bisher unerschlossene Gebiete Segen stiften, einen Segen, der sich freilich erst langsam im Lauf der Jahrzehnte einstellen kann, denn der Vorstellung, daß sich nun gleich ein reges industrielles Leben an der ganzen Kanalstrecke entwickeln werde, würde bald die Enttäuschung folgen. Schon deshalb sind auch die Berechnungen großer Gewinne aus Abgabe elektrischer Kraft folgerichtig zurückgewiesen worden. Mit Recht ist dabei betont worden, daß Anlagen für Kraftabgabe in denjenigen vom Kanal berührten Gebieten, in denen schon große Werte in Überlandzentralen angelegt sind, volkswirtschaftlich tot sein würden. Bei einem aus öffentlichen Mitteln zu erbauenden Unternehmen ist aber auf bestehende Interessen Rücksicht zu nehmen.

Für den Zeitpunkt des etwaigen Baues tritt eine Frage in den Vordergrund, nämlich die, ob der Kanal gegenwärtig schon ein wirkliches Bedürfnis darstellt. Das ist glatt zu verneinen und deshalb würde es sich in der unmittelbaren Gegenwart nicht rechtfertigen, die großen Summen festzulegen, die er erfordern würde. Wir haben alle Ursache, unser Geld für die nächste Zeit nur an den notwendigsten Stellen zu verbrauchen. Ein Kanalbau würde überdies bei dem wesentlichen Teil seiner Kosten, der auf Erdarbeiten entfällt, vor allem die Taschen ausländischer Saisonarbeiter füllen, die sowieso schon als eine wirtschaftliche und soziale Gefahr unser Land überschwemmen. Ich kann mir den Zeitpunkt des Kanalbaus nur denken, wenn es einmal gilt große Notstandsarbeiten auszuführen und in Zeiten schwacher Beschäftigung unserer eigenen Arbeitskräfte, unseres Geldes und unserer industrieller Werke die Volkswirtschaft zu beleben.

Neuere Goethe-Literatur

Von Privatdozent Dr. Richard Meßlény in Genf

o dramatisch kampferfüllt wie heute ist es wohl im Bücherreiche seit langem nicht zugegangen. Ist nicht das stillste und einsamste Buch von allen Seiten bedrängt, befürwortet, bestritten? Kaum daß man ihm das früher selbstverständliche Sondersein eines geistigen, freien Wesens zugesteht. Selbst das Buch „sozialisiert" sich, es schließt sich wie die Menschen in Klassen, Gewerkschaften, Stände, Herden — oder wie sonst der Klüngel heißen mag — zusammen. Selbst das Buch muß sich, wie leider wir selber, erst einen Platz suchen in einer Gesamtheit, oder doch Gemeinschaft, sich einbürgern um dann, will's Gott, wieder herausragen. Starke Selbstgestaltungen werden sich nur äußerlich, grobstofflich dem Schema geistiger Produktion fügen, sonst werden sie so wenig klassifizierbar sein wie alles Echtpersönliche es von jeher war. In diesem grobstofflichen Sinne nur hat man ein Recht, Georg Simmels Goethe*) in den Sammelbegriff: Goethe-Literatur einzubeziehen. Eine strenge Überstofflichkeit vereinzelt dies tiefe, inhaltschwere Werk von vornherein. Methode und Problemstellung Simmels ist grundverschieden von dem, was wir Goethe-Literatur zu nennen gewohnt sind. Eigentlich ist hier weder von einem Werk, noch von den Werken Goethes oder von seiner Person die Rede, sondern im vierfach vergeistigten Sinne von der Statik seiner geistigen Beschaffenheit, vom letzten Sinn des Phänomens Goethe, fast als diente die historische Person Goethe nur zur Versinnlichung der umfassendsten menschlichen Innerlichkeit von der wir wissen. Sowohl das Biographische wie das Poetische im weitesten Sinne erscheint in einem Grade eingegeistet, daß sich die Darstellung mindestens auf der Grenze hält zwischen Ziel dieser Darstellung selbst und Versinnlichungsmittel der Idee: Goethe. So ist hier nicht allein von einem philosophischen Buch, sondern von einen Philosophenbuch die Rede, d. h. von der Äußerung einer an sich abstrakt eingestellten Natur dem Geistesphänomen

*) Goethe von Georg Simmel, Leipzig 1913. Verlag von Klinkhardt u. Biermann. 264 Seiten. 8 Mark.

Goethe gegenüber. Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann man zu Simmel Stellung gewinnen; als solches ist alles von letzter Durchbildung und strenger, fruchtbarer Folgerichtigkeit. Überstofflichkeit ist nicht nur Methode und Inhalt, sondern auch das Ziel. Es gilt für den Verfasser das Prinzip der gesamten poetisch-historischen Erscheinung Goethe begrifflich zu erfassen, zu handhaben. Unverrückbar ist dieses Ziel im Auge behalten und schließlich staunen wir nur über die unbedingte Zuverlässlichkeit dieser Objektivität, die Simmel der eigenen Arbeit, dem eigenen Weg gegenüber bezeugt, indem er gleich im Vorwort der Kritik das Treffendste was zu sagen ist vorwegnimmt: „Ich würde es für das Gegenteil eines Vorwurfs gegen dies Buch halten, wenn man in jedem seiner Kapitel eigentlich dasselbe wie in jedem anderen zu lesen meinte." So meint man in der Tat. Nur muß gleich hinzugefügt werden, daß man dieses selbe, nämlich die in der reichsten, weitesten Polarität der Erscheinung ruhende Einheit der Goetheschen Geistesbeschaffenheit, die man bei Simmel wohl zum ersten Male in dieser kristallharten Begrifflichkeit gestaltet erblickt, wohl gerne in weiteren fünf oder zehn Kapiteln von einer stets neuen Seite her sich vordemonstrieren ließe — trotz aller Schwierigkeit der Simmelschen Sprachbehandlung. Simmels Methode, die aus der philosophischen Eigenheit des Falles Goethe organisch hervorwächst, besteht, wie erwähnt, in einer eigenen Überstofflichkeit. Es gelingt ihm zu allen Lebens- und Gedankenäußerungen Goethes eine von ihren Inhalten bemerkenswert unabhängige Stellung von der rein formalen Seite her einzunehmen. Bekanntlich sind in Goethes Werken, Briefen und Tagebüchern Belegstellen für die widerspruchsvollsten Meinungen zu finden. Verfasser abstrahierender, verallgemeinender Goethe-Werke, die Goethes Weltanschauung, seine Geschichts- oder Religionsphilosophie, seine Ästhetik fassen und in System bringen wollten, hatten mit dieser Tatsache ihre liebe Not und wir, die wir dann der Herren eigenen Geist, statt den von Goethe verzapft bekamen, erst recht. Es ging ihnen und uns wie dem Oberondichter Wieland, der acht Wochen nach Goethes Erscheinen in Weimar von ihm schrieb:

„Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in anderer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man müßte sie für die wahre halten!"

Nun hielt jeder den für den wahren, der ihm am meisten zusagte. Man hatte ein System — irgendeines — belegte es spickedicht mit Goethezitaten, erklärte das Widersprechende für Augenblicksstimmung, poetische Inkonsequenz, Zerstreutheit, gar auch philosophische Unfähigkeit des Dichters — und so stimmte

dann alles zum Entzücken. Wir hatten die Teile in der Hand: „fehlt leider! nur das geistige Band". Der Versuch, den Max Heynacher*) in seinem Sammelband: „Goethes Philosophie aus seinen Werken" unternommen, schlug trotz seiner Abwendung von solcher Einseitigkeit fehl. Die historische Ableitung der sich widersprechenden Gedankeninhalte aus den verschiedenen Philosophien hilft doch nicht weg über die bestehende inhaltliche Diskrepanz. Die Erklärung aber, dem Dichter und namentlich Goethen komme es nicht an auf den Gedankeninhalt, bloß auf die Gedankenform, kann uns nicht beruhigen. Das ist eine Oberflächlichkeit, die uns nicht allein den Weg zu Goethe verfehlen macht, sondern im schalsten Artistentum mündet. Auch geht die Stellenauswahl Heynachers, die er dann seiner Abstraktion zugrunde legt, von einem falschen Prinzip aus. Es sollen die „philosophischen" Stellen sein. Das ist nun so goethewidrig wie nur denkbar, denn wohl nie war ein Dichter bei aller Erdenhaftigkeit seines Seins, bei aller Unersättlichkeit seiner Sinne so ununterbrochen auf das Transzendente, auf die Idee eingestellt wie Goethe, kaum hat außer Plato noch bei einem anderen die Idee so vollkommen die Erfahrung antizipiert wie bei Goethe. Bei einem solchen Dichter sind alle Stellen philosophisch und jede Auswahl ist an sich schon Fälschung.

Mit diesen Wegen hat die formale Denkkraft Simmels, die Überstofflichkeit seiner Auffassung Goethescher Äußerung gebrochen. Nur eine formale Idee konnte über die philosophische Kluft hinweghelfen. Sie war in tausend Aussprüchen über Goethe schon vorher vorhanden. Simmel aber hat sie begrifflich rein ausgestaltet und an den einzelnen Widersetzlichkeiten der Goetheschen Inhalte dargestellt. Die begrifflich reine und vollständige Polarität des Goetheschen Geistesmechanismus ist diese Idee; sie involviert den Grundsatz des beweglichen Gesetzes, der lebendigen Einheit, die frei in sich ruhend dennoch alle Mannigfaltigkeit der Erscheinung einschließt. „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt — darin liegt das ganze Problem. Denn das ist ja eben die Frage, die diese Formulierung gar nicht als Frage anerkennt: wie die Form leben kann, wie das schon Geprägte sich noch entwickeln kann, oder ob überhaupt Geprägtheit und Entwicklung nicht eine Unvereinbarkeit sind (S. 81). Gewiß wird die tiefe Fremdheit zwischen der Welt als stetig lebendigem Werden und der Welt als Summe von Gestalten dadurch nicht verneint, daß diese Gestalten Reihen bilden" (S. 82). Aber Simmel will diese Fremdheit, eben die unversöhnliche logische Diskrepanz in dem Goetheschen Denken weder leugnen, noch wegdeuten, noch auch erklären was unerklärbar ist.

Im Gegenteil: aufs schärfste, klarste arbeitet er den Gegensatz mit dem Nebeneinander der widerspruchsvollsten Stellen heraus — dies ist aber Vorarbeit. Wo die anderen aufhören, da fängt er an. Das gesamte Gebiet Goethescher

*) Philosophische Bibliothek, Bd. 109. Goethes Philosophie aus seinen Werken. Mit Einlage herausgegeben von Max Heynacher, Leipzig 1905. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 3,60 Mark.

Äußerungen umfassend, stellt er nun die Widersprüche gegeneinander. Er zeigt uns, daß eine Persönlichkeit von Goethes Differenzierung und Gefügtheit dieselben logisch-inhaltlich unmöglich nebeneinander bestehen lassen kann. Statt nun zwischen Plus und Minus zu wählen, begreifen wir aus der Geistesbeschaffenheit Goethes die Notwendigkeit dieser Polarität. Wir begreifen, wie ihm die Wahl zwischen entgegengesetzten Gedankeninhalten monstruös erschien, wie ihn daran ein im Innersten wohnender Horror gehindert, weil es ihm nicht auf den einseitig dogmatisch-logischen Inhalt des Gedankens (noch weniger selbstredend auf eine inhaltlose Sophistik) ankam, sondern auf den Prozeß des geistigen Lebens, auf das Denken, das um so intensiver ward, je entfernter die Polaritäten voneinander lagen und je genauer sie bei der größtmöglichen Entfernung bestimmt waren. Im Goetheschen Denken lag eben nicht die Tendenz des sich Festlegens auf Plus oder Minus, sondern das Bestreben nach einem Optimum der Schwingung zwischen den beiden. Das Antithetische des Goetheschen Denkens wird uns Schritt für Schritt klar, das gar keine logische Synthese, sondern bloß höchst-mögliche Intensität in der Statik ihres Bewegtseins erstrebt. Stets sind beide Pole eingeschlossen. Nicht Gegensätzliches bringt sein Geist von Fall zu Fall hervor, sondern er bewahrt sich in der Einheit seiner Gegensätzlichkeit bloß jene wunderbare Freiheit der Akzentverschiebung, die den einzelnen Äußerungen losgelöst vom Zusammenhang allerdings den Schein unversöhnlichen Widerspruchs verleiht. An diesem farbigen Abglanz von Goethes Innensein haben wir die Beschaffenheit seines geistigen Lebens an sich.

Man wird vielleicht einwenden, daß das nichts Neues sei. Zugegeben. Daß Goethes Werke von größter Realistik und doch von strengster Stilisiertheit sind, daß Freiheit mit Gebundenheit sich bei ihm eint, daß er selbst der Treueste und Treuloseste, der Kälteste und Glühendste war, wissen wir längst. Wie konnte er denn anders sein als sein Denken? So hat Simmel nur wiederholt, was andere vor ihm wußten? Mit nichten. Wer je wissenschaftlich gearbeitet hat, weiß, wie weit und schwer der Weg, von geistvoller Formulierung, vom gelungenen Paradoxon, von der treffenden Beobachtung zum allseitig ausgestalteten, durchgeführten und dargestellten System ist. Was bisher als Aphorismus oder Beobachtung über die Polarität des Goetheschen Denkens vorlag, das — und weit mehr — hat Simmel zur begrifflichen Darstellung hinaufgebaut, und er tat das unter dem neuen Gesichtspunkt der Gleichwertigkeit Goethescher Äußerungen. Vielleicht ist seine Art, die Diskrepanz der Goetheschen Gedanken zu erfassen, nicht die einzig mögliche. „Die inhaltlichen und fragmentarischen Bestimmungen mögen von anderen anders gefaßt werden." (S. VI.) Das ist nicht entscheidend. Aber diese seine Erkenntnis ist es: „Die fließende Einheit des Goetheschen Lebens ist nicht in die logische Einheit irgendwelcher Inhalte zu bannen. Darum kann man eine Auffassung dieses Lebens nicht aus Zitaten beweisen." (VII.) Dieses vorausgeschickte Endergebnis des Simmelschen Buches, das seinen methodischen Grundsatz enthält, hat uns ein einheitliches Begreifen des Geistesphänomens

Goethe zum erstenmal ermöglicht, und in Zukunft wird es die bisher so beliebte Art der Auswahl-Weltanschauungen des Dichters wenigstens der maßgebenden Goethe-Literatur ersparen. Simmels Goethe-Werk ist nicht zum Einmal-lesen, sondern zum Gebrauch. Dem Goethe-Freunde stellt es im Urwald der Offenbarungen orientierende Gesichtspunkte auf, und der im Historisch-Äußerlichen so sehr befangenen Goethe-Forschung kann dieses Buch gerade das bieten, was sie am nötigsten braucht: Ideen. Ich wüßte nicht, wie ich die hohe Kulturwertigkeit des Simmelschen Werkes mit Worten tieferen Dankes und größerer Bewunderung zum Ausdruck bringen sollte.

Das andere Werk, das Goethes Gesamtpersönlichkeit umfassend dieses Jahr erschien, ist eigentlich nur ein Neudruck oder Neuübersetzung, denn die Goethe-Aufsätze von Thomas Carlyle, die Paul Friedrich*) neu herausgegeben, gehören längst zum Bekanntesten in der Forschung so gut wie bei der Goethe-Gemeinde, und in den Einleitungen ist weder über Goethe noch über Carlyle irgendwie Erhebliches gesagt.

Einzelnen Goethe-Werken sind drei ansehnliche Deutungsarbeiten gewidmet, zwei davon gelten Faust und eines dem nunmehr in seiner Gesamtheit übersehbaren Wilhelm-Meister-Problem. Alle drei führen uns weg von der philosophischen Betrachtung in's streng genommen literarhistorische Getriebe. Das sehr brauchbare wenn auch in seiner Grundtendenz zu einseitige Werk Günther Jacobi's „Herder als Faust" wurde hier bereits besprochen. (Grenzboten 1913 Nr. 15.) Ernst Traumann**) legt vorerst den ersten Band eines Faustkommentars vor. Die erste Hälfte des Bandes enthält eine Darstellung der Faustsage und der Entstehungsgeschichte, die zweite Hälfte die Erklärung des ersten Teiles. Im wesentlichen steht Traumann auf Kuno Fischers und Minors Schultern, nicht ohne das seither Gesicherte der neueren Spezialforschung in der besten Weise zu benutzen und im einzelnen gelegentlich auch Neues zu bieten. Die Abweichung von Minor ist in einem Punkt grundsätzlich bemerkbar, doch kann ich nicht umhin, die Neuerung als wenig glücklich zu bezeichnen. Minor behandelt Urfaust und Fragment in eigenen, diesen Phasen besonders gewidmeten Erklärungen. Traumann behandelt sie bloß als Entwicklungsstufen und „erklärt" eigentlich nur den fertigen ersten Teil. Im Wesen der drei oder wenigstens der zwei Werke liegt dieses Verfahren nicht begründet. Mag man immerhin das Fragment von 1790 nur als Zwischenstufe gelten lassen, der Urfaust ist ein Werk für sich, das ganz andere Erklärungen erheischt als der erste Teil und das mit der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung nur von der einen Seite erhellt wird. Das Minorsche Verfahren der Fausterklärung dürfte schon als das klassische bezeichnet

*) „Goethe" von Thomas Carlyle. Berlin im Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber.

**) „Goethes Faust." Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. Zwei Bände. I. Band: Der Tragödie erster Teil. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München, 1913. 459 Seiten.

werden, von dem man als von der besten Tradition nicht ohne Grund abweichen sollte. Der entwicklungsgeschichtliche Teil des Traumannschen Buches hat immerhin durch die Einbeziehung des Urfaust und des Fragments an Einheitlichkeit gewonnen. Neue Gesichtspunkte wird man darin vergebens suchen, doch sie liest sich mit Gewinn als eine sorgfältige und verläßliche Sichtung des gesamten Materials, das im wesentlichen auf Kuno Fischers und Minors Schatzkammer zurückgeht. Der eigentliche Kommentar dagegen, der erklärende Teil fällt stark gegen Minor ab. Abgesehen von der tödlichen Langenweile, die mit der endlosen Erklärung des Selbstverständlichen den Atem fast verschlägt, ist auch das Unverständliche und Schwerverständliche weder mit der Tiefe noch mit der geistvollen Behendigkeit erläutert, die man von Minor her gewohnt ist. Den angekündigten zweiten Teil dürfen wir immerhin mit der größten Spannung erwarten. Da dürfte sich die genetische Darstellung Traumanns erst recht bewähren und als Exeget wird ihm das noch flüssigere und weniger durchgearbeitete Material zugute kommen. Der mustergültigen Minorschen Arbeit hat leider der Tod mit dem ersten Teil ein Ziel gesetzt, und wenn es Traumann gelingt, für den zweiten Ersatz zu schaffen, so wird es sich verschmerzen lassen, daß der erste Teil seines Werkes seine Notwendigkeit neben Minor kaum durchsetzen wird.

Neben Faust wendet sich das allgemeine Interesse begreiflicherweise dem anderen Lebenswerk Goethes zu: Wilhelm Meister. Die Neuentdeckung der Theatralischen Sendung hat uns bestätigt, was wir schon vorher geahnt, daß auch dieses Bekenntniswerk bis in die früheste Jugend des Dichters zurückweist und ihn, wie der Faust, bis in sein spätes Alter begleitet. Auch seinem „dramatischen Ebenbild", dem Wilhelm Meister, konnte Goethe wie dem Faust das Wort zurufen, das so recht aus dem Innersten das naturmäßige, lebendige Verwachsensein des Dichters mit seinen Werken rührend ausdrückt: „komm, ältele du mit mir!"

Max Wundts: „Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals"*) behandelt meines Wissens zum erstenmal den ganzen Komplex der Wilhelm Meister-Fragen, von der Theatralischen Sendung angefangen zu den Lehrjahren, über die erste Fassung der Wanderjahre (1821) bis zur definitiven und den Aphorismen aus Makaries Archiv. 509 Seiten. Moderne Druckmaschinen scheinen die Eigentümlichkeit zu haben, daß sie, einmal in Bewegung gesetzt, unter einem halben Tausend Seiten einfach nicht stehen bleiben. Beide Fassungen der Lehrjahre und der Wanderjahre behandelt der Verfasser sowohl nach ihrer Entstehung wie nach ihrem weitverzweigten gedanklichen und stofflichen Inhalt. Die Natur seiner Problemstellung bedingt es gewissermaßen, die eigentliche poetische Analyse eher hintan zu stellen. Auch liegt es in der Natur einer so zusammenfassenden Darstellung, daß Wundt vieles vor ihm Gesagte wiederholt. Die vortrefflich orientierenden geistesgeschichtlichen Betrach-

*) Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1913. 509 Seiten. 8 Mark.

tungen erreichen eine erfreuliche Klarheit, Übersichtlichkeit in einer der schwierigsten Fragen: in der Schilderung der geistigen Verfassung des achtzehnten Jahrhunderts. Allein diese, besonders dem Unbewanderten geradezu erleuchtende Einfachheit der Beziehung zwischen Individualismus und den anderen Tendenzen, ist trotz aller Treue und Gründlichkeit mit einer radikalen Vereinfachung des Inhaltlichen erreicht, der nicht eine ähnliche Straffheit, Gedrungenheit des Ausdrucks entsprechen sollte. Weil dies nicht der Fall, entsteht zuweilen, besonders bei den Inhaltswiedergaben, der ärgerliche Eindruck müheloſen Anschwellens der Seitenzahl. Bei dieser inhaltlichen Konzentration wäre wohl eine stärkere stilistische erreichbar gewesen, oder umgekehrt.

Aus der Monadologie Leibniz' und den Lehren der englischen Empiristen wächst der Drang nach sachlicher Weltkenntnis hervor. Weltkenntnis entwickelt sich naturgemäß alsobald zur Weltkritik. Von der Wertung der uns umgebenden Welt gelangt der neuerwachte Mut des Individuums zur Kritik des Menschen, der inneren Welt. So entfaltet sich Schritt für Schritt die Physiognomie des Jahrhunderts in den zwei Hauptzügen: Individualpsychologie und ihre praktische Betätigung, die Erziehungstendenz. Hierin lebt sich das achtzehnte Jahrhundert eigentlich aus. Aus der schönen Systematik Wundts wird uns nunmehr der Roman des Zeitalters in seinem Wesen begreiflich, als die poetisch-empirische Betätigung dieser geistigen Unterströmungen. Das Reisen nimmt überhand und klar scheiden sich bei Wundt die verschiedenen Reisendentypen, denen ebensolche Typen des Reiseromans entsprechen. Ist die Reise an sich der seit Jahrtausenden gegebene Rahmen der epischen Gattungen, so ist der Roman des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich Reiseroman. Allein der Geist ändert sich stets, wenn auch die Form verharrt. Wie der ästhetische Individualismus gegen Ende des Jahrhunderts in den sittlichen hinüberwächst, wie die drückende Schwere der Ereignisse unter namenloſen Leiden des einzelnen und der Gemeinschaft die egozentrische Beschaulichkeit der sentimentalen Epoche zerschmettert, — ebenso entwickelt sich aus dem rein beschreibenden Reiseroman der satirische, dann der sentimentale um — eben durch Goethes Leistung zumeist — im Bildungs- und Kulturroman: Wilhelm Meisters Lehrjahre zu gipfeln. Allein die Entwicklung bleibt hier nicht stehen. Die Kraft der Tat, die zugreifende Brutalität, die das anbrechende neunzehnte Jahrhundert von der jungen Generation fordert, steht im erbitterten Kampf mit der ererbten, von der älteren Generation noch lebendig vertretenen Süße und Verfeinerung eines hochentwickelten Gemütslebens. In den Tiefen jener Menschheit, die Jena und Moskau erlebt hat, zerriß die Seelen zugleich das furchtbarste Ringen zwischen Freiheit des Einzelwesens und fordernde Gewalt der gegliederten Masse. Drei Jahrzehnte dunklen Zweifels gingen dahin, bis sich dieser Kampf im nationalen Gedanken zur Versöhnung durchgeläutert. In einer Reihe von Werken, die zwischen Lehrjahre und Wanderjahre liegen, Palaeophron, die Revolutionsdramen, Hermann und Dorothea, Wahlverwandtschaften, Pandora, des Epimenides Erwachen zeigt

uns Wundt die Spiegelung dieses Völkererlebnisses in Goethes Seele. Wir begreifen auch immer mehr die über Jahrhunderte hinausblickende Sonderstellung Goethes über den Parteien und erschauern vor der mythischen Größe in die dieser Gewaltige Tag für Tag vor unseren Augen hineinwächst. Er allein war zu einer Zeit, da dieser Wert als solcher nicht erkannt war, der Paladin des Heiligsten, das uns heute inmitten aller Zerrissenheit zusammenhält, selbst gegen unseren eigenen, frevelnden Willen, er allein war am Eingang des neunzehnten Jahrhunderts der bewußte Träger und Beschützer einer deutschen Kultur. Das „hie Freiheit — hie Ordnung" drang nicht zu ihm: „hie deutsche Kultur" war sein einsames Losungswort. Wieder ist uns nun die respektlose und alberne Legende vom unnationalen, indifferenten Goethe, der nur für den Intermaxillarknochen Sinn gehabt hätte, da die Völker ihren Blutgang gingen, ein Stück weiter gerückt. Jener Knochen war eben Sinnbild für etwas, das keine Partei aufs Schild hob. Und Goethe hielt es ganz allein! Unter diesem Gesichtspunkte wird uns in Wundts Darstellung der Weg von den Lehrjahren zu den Wanderjahren neu. Und das Werk selbst erhält erst so den Boden für neue fruchtbare Durchdringung.

Im Anhang seines Werkes lehnt Wundt die nach Eckermanns Angaben übliche Ausschaltung der Aphorismen aus den Lehrjahren ab, der auch noch die Weimarer Ausgabe sich schuldig gemacht hatte. Der Unhaltbarkeit der Eckermannschen Darstellung, laut welcher diese Papierschnitzel zusammengerafft wurden, bloß um den zu schmächtig geratenen Band aufzuschwellen, geht Wundt mit scharfer und überzeugender Beweisführung auf den Grund. Und dieser Grund ist pedantische Eitelkeit, philiströse Wichtigtuerei. Mit der nachgewiesenen Notwendigkeit der Neueinordnung der Aphorismen in den Rahmen der Wanderjahre hängt auch der schöne Vorschlag des Verfassers eng zusammen, eine vollständige, alle Fassungen enthaltende Ausgabe des Wilhelm Meisters nach dem Muster des so sehr begrüßenswerten vollständigen Faust des Inselverlags zu veranstalten. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß unsere Verleger diesen Vorschlag beherzigen.*) Vom Dichter Goethe führt uns J. H. F. Kohlbrugge**) so weit weg zum Naturforscher Goethe, daß wir über die Möglichkeit einer solchen Distanz erstaunen, da wir wissen, wie nahe beieinander Dichter und Forscher im Leibeshause Goethes doch gewohnt haben. Ist diese Entfernung, die uns Kohlbrugge glaubhaft machen will, eine Realität? Selbstredend wird der Aufsatz: „Goethe und die Lehre von der Metamorphose" den Goethe-Freund vor allem interessieren. Er darf auch als für das ganze Buch charakteristisch bezeichnet werden. Gewiß ist es von der größten Bedeutung für die Goethe-Forschung, wenn einmal ein Gelehrter in der naturwissenschaftlichen Rüstung Kohlbrugges

*) Ich erfahre eben, daß ein bekanntes Verlagshaus sich bereits entschlossen hat, diese Idee zu verwirklichen.

**) J. H. F. Kohlbrugge: Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher. Würzburg, Verlag von Curt Kabitzsch, 1913. 3 Mark. 154 Seiten.

an diese Frage herantritt, um uns einerseits den sachlichen Wert der Goetheschen Naturforschung in der Beleuchtung der heutigen Naturwissenschaft zu zeigen, anderseits den zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu erhellen, in welchem Goethe mit der Wissenschaft seinerzeit stand. Die dem Laien gut verständlichen und doch durchaus wissenschaftlichen Darlegungen des Verfassers, denen man mit Genuß und Gewinn folgt, lehnen einen sachlichen Wert der Goetheschen Entdeckungen für Anatomie, Optik, Botanik ab. Seine Lehren hätten sich längst als falsch erwiesen. Es fehlt mir die Möglichkeit, mir darüber eine Meinung zu bilden, aber — ganz abgesehen von dem unzweifelhaften Wert, den Goethes Naturforschung für uns Goethe-Freunde hat — ist es mir undenkbar, daß die Wissenschaft als solche der Berührung eines Elementargeistes wie Goethe nicht Wertvolleres zu verdanken haben soll, als noch so wertvolle Einzelergebnisse: nämlich die Art und Weise, wie sich das Genie diesen Problemen gegenüber stellt. Im übrigen brauche ich mich nicht auf meine dunkle Ahnung zu verlassen. Kohlbrugge entkräftet sein herbes Urteil selber, wenn er weiterhin ausführt wie Goethe mit Rousseau und anderen beigetragen, die Botanik aus den Irrgängen einer starren, unfruchtbaren Systematik zu erlösen. Daß Goethe, der auch sonst ein staunenswert großer Nehmer war, im kleinlichen Prioritätssinn des Wortes nichts Originelles in der Naturwissenschaft geleistet hat, wollen wir Kohlbrugge gerne glauben. Nennt sich doch Goethe selber den größten Plagiarer. Allein was Goethe auch von anderen genommen, er hat es noch immer veredelt uns zurückgegeben. Sollte da das Naturwissenschaftliche eine Ausnahme machen? Es ist uns wertvoll, manche neue Quelle seiner Naturerkenntnis gewahr geworden zu sein, aber nur, weil sich die endlose Natur wohl noch nie herrlicher, vollendeter und wahrer gespiegelt als in seinem sonnenhaften Schauen. Wie Faust irrt, ist für uns alle, die — Menschen im Herzen — an Goethe herantreten, noch immer wichtiger, als die richtigen Ergebnisse Wagners.

Die Deutungsarbeit von Camilla Lucerna*) schließt die Reihe der Einzelforschungen. Das Märchen, das den Goetheforschern so viel Kopfzerbrechen verursacht, hat sie mit bemerkenswertem Fleiß und großer Umsicht aus dem naturphilosophischen Zusammenhang des Goetheschen Denkens feinsinnig gedeutet und erklärt, sorgfältig die Beziehungen herausgearbeitet. Von Wilhelm Bode ist auch wieder eines seiner zahlreichen und (mehr als gut wäre) verbreiteten Goethe-Bücher neuerschienen. „Goethes Lebenskunst**)" plaudert recht oberflächlich über mehr oder weniger anziehenden, mehr oder weniger verbürgten Weimarer Klatsch dahin, nicht ohne zuweilen auch wertvolle Beiträge zur Goethe-Kenntnis zu liefern. Auch das Buch Julius Vogels***) „In der Stadt der Lagunen"

*) Camilla Lucerna: Das Märchen. Fritz Eckards Verlag. Leipzig 1910.

**) Wilhelm Bode: Goethes Lebenskunst. Mittler u. Sohn. Berlin 1913. 300 S. 8 Mark.

***) Julius Vogel: In der Stadt der Lagunen. Skizzen zu Goethes Aufenthalt in Venedig. Klinkhardt u. Biermann. Leipzig 1912. 172 Seiten. 4,50 Mark.

erhebt wohl keinen Anspruch auf tiefergreifendes Interesse, erzählt aber recht Hübsches über Beschaffenheit und Leben der geheimnisvollen Stadt am Vorabend ihres Niederganges, als Goethes Besuch die glorreiche Geschichte der Adriarepublik schließend, gleichsam das Wappen am Grabe umgedreht.

Das Fertige überschauend wollen wir das Kommende noch kurz begrüßen. Im Verlag Steinicke, München erscheint demnächst eine kühn und großzügig angelegte Ausgabe von Goethes Briefwechsel, der es unter der Leitung Prof. von der Leyens vermutlich gelingen wird, den in den 50 Bänden der Weimarer Ausgabe erstarrten Schatz flüssig zu machen.

Kinematograph und Zeitgeschichte

Von Dr. Albrecht Hellwig in Berlin-Friedenau

So berechtigt auch die Klagen über die Auswüchse der Kinematographenindustrie sind, so sehr man auch mit Recht noch heute über die Unmasse von Schundfilms klagt, welche hergestellt und zum Teil auch vorgeführt werden, so berechtigt auch der Ruf nach energischen Repressivmaßregeln gegen diese Auswüchse ist — nur über die geeigneten Mittel in diesem Kampfe und über ihre Ausdehnung kann ernstlich diskutiert werden — so wenig wäre es zu billigen, wenn man das Kind mit dem Bade ausschütten und dem Kinematographen, ja auch nur seiner jetzigen Anwendungsweise in den Kinematographentheatern, jeden Bildungswert absprechen wollte.

In den kinematographischen Fachzeitschriften, die im allgemeinen gegen jeden, der der Kinematographenindustrie etwas Unliebsames zu sagen sich erdreistet, sachlich und der Form nach maßlos zu Felde zu ziehen pflegen, in einer Art und Weise, wie sie unter gebildeten Leuten nicht üblich ist, kann man freilich nicht selten lesen, daß dieser oder jener, der sich durch seinen Kampf gegen den Schundfilm verdient gemacht hat, so borniert sei, dem Kinematographen jeden Kulturwert abzusprechen. In Wirklichkeit denkt aber niemand daran, den Kinematographen in Bausch und Bogen zu verdammen, und wer die Schriften und Aufsätze von Ernst Schultze, Sellmann, Häfker, Lange, Gaupp, Brunner, Warstat und all den andern durchliest, welche in den letzten Jahren gegen die Auswüchse der Kinematographie zu Felde gezogen sind, der wird finden, daß ihnen nichts ferner liegt, als die Bedeutung, welche gute belehrende Films und selbst einwandfrei unterhaltende Films haben können, gering einzuschätzen. Man denkt

dabei in der Regel an die Nutzbarmachung des Kinematographen für wissenschaftliche und für Unterrichtszwecke.

Es sind auch bei uns schon eine ganze Reihe von Vereinen und Gesellschaften vorhanden, welche in mehr oder minder glücklicher Weise sich dieser Aufgabe angenommen haben, und mehrere Zeitschriften wie „Bild und Film" sowie „Film und Lichtbild" sind hauptsächlich diesen Bestrebungen gewidmet. Schon heute werden hier und da besondere Schulvorstellungen veranstaltet und wenn auch die systematische Nutzbarmachung des Kinematographen für den Unterricht an den Volksschulen sowohl als auch an den höheren Lehranstalten noch in den Anfangsstadien der Entwicklung sich befindet, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Schulkinematographie noch eine große Zukunft hat. Das gleiche gilt für die belehrenden Vorträge in Verbindung mit kinematographischen Vorführungen, wie sie beispielsweise der schwedische Zensor Dr. Fevrell veranstaltet und wie man sie auch bei uns schon einzuführen versucht hat. Wenn Filmfabrikanten, Filmverleiher und Kinobesitzer es verstehen, sich dem Bedürfnis nach derartigen Veranstaltungen anzupassen, so wird es ihr Schade nicht sein.

Mit diesen Fragen wollen wir uns heute aber nicht beschäftigen, sondern wollen die maßgebenden Kreise lediglich darauf aufmerksam machen, daß auch nach anderer Richtung hin die Kinematographie auf unser aller Interesse Anspruch machen kann. Wir denken an die kinematographische Berichterstattung über Tagesereignisse, wie sie namentlich von französischen Firmen, die ja überhaupt im wesentlichen den Weltmark beherrschen, namentlich Pathé, Gaumont und Eclair, schon seit längerer Zeit als Pathé-Journal, Gaumont-Woche, Eclair-Revue, seit gut einem Jahre aber in steigendem Maße auch von deutschen Filmfabriken, insbesondere der Freiburger Welt-Film-G. m. b H., unter dem bezeichnenden Titel „Der Tag im Film" in den Handel gebracht werden.

In kinematographischen Fachzeitschriften konnte man namentlich in früheren Jahren dithyrambische Lobpreisungen dieser kinematographischen Zeitungsberichterstattung lesen und in farbenprächtigen Zukunftsbildern geschildert finden, wie in einigen Jahrzehnten die illustrierte Wiedergabe der Tagesereignisse in den Zeitungen sich überlebt habe, da jedermann gewohnt sei, abends in seinem Stammkino die Ereignisse des Tages sich als lebendige Zeitung, welche die Lektüre zum großen Teil ersetze, anzuschauen. Wessen Phantasie noch kühnere Bahnen einzuschlagen vermag, wird es vielleicht sogar für möglich halten, daß über kurz oder lang jeder, der es sich leisten kann, in seinem Hauskino abends die neuesten Ereignisse aus Nah und Fern sich vorführen läßt, vielleicht sogar, ohne, daß in seiner Wohnung ein kinematographischer Vorführungsapparat sich befindet. Wer will derartiges als unmöglich zu verwirklichendende phantastische Träume bezeichnen, wenn man an die Fernübertragung von Bildern, an die drahtlose Telegraphie und an die drahtlose Telephone denkt, ja auch nur an die herrliche Erfindung der Kinematographie, die unseren Voreltern vor einem halben Jahrhundert noch kaum wunderbarer und phantastischer gedünkt haben

dürfte, als uns heutzutage jene Zukunftsbilder. Bis die kinematographische Zeitung in diesem Sinne Wirklichkeit geworden ist, wird freilich noch viel Wasser die Spree hinablaufen.

In gewissem Sinne gibt es aber, wie bemerkt, auch heute schon eine kinematographische Berichterstattung, die sicherlich noch weiter ausgebaut werden kann. Die Entwicklung scheint auch, wenn nicht alles trügt, dahin zu gehen, daß diese Wiedergabe aktueller Ereignisse immer mehr Verbreitung findet. Darauf deutet insbesondere hin, daß in den letzten Jahren immer mehr Filmfabriken sich auch mit der Herstellung derartiger aktueller Films befaßt und teilweise eine ausgezeichnete Organisation geschaffen haben. Wie soll man sich zu dieser Entwicklung stellen? Soll man sie mit Freuden begrüßen oder soll man die kinematographische Berichterstattung als einen Auswuchs der Kinematographie bezeichnen, der zwar nicht so arg ist wie die eigentlichen Schundfilms, namentlich die Dramen, der aber doch keineswegs erwünscht sein kann? Nun, wir haben oben schon zum Ausdruck gebracht, wie unsere Stellung zu diesem Problem ist: wir stehen keinen Augenblick an, dafür einzutreten, daß die Wiedergabe zeitgeschichtlicher Ereignisse im Film uns ein erfreulicher Fortschritt zu sein scheint. Es dürfte aber nicht genügen, diese Ansicht aufzustellen, ohne sie zu begründen, da wir davon überzeugt sind, daß dieser oder jener anderen Sinnes sein wird. In den bekannten Arbeiten, welche sich mit der Reform der Kinematographie beschäftigt haben, ist dieser Punkt immer sehr stiefmütterlich behandelt, wenn nicht gar ganz übersehen worden. Dies ist ja auch leicht erklärlich, da vom Standpunkte der Volksbildung und der Kulturförderung aus der im Beginn unserer Auseinandersetzungen erwähnten Nutzbarmachung der belehrenden Films für Bildungszwecke ja zweifelsohne eine ungleich größere Bedeutung zukommt als der Verwendung aktueller kinematographischer Wiedergaben.

Man wird vielleicht sagen — und anscheinend nicht so ganz mit Unrecht — irgendeinen positiven Wert hätten die wenigsten aktuellen Films: Was solle man im Ernst aus Festzügen, Paradebildern, aus Denkmalseinweihungen und aus Stapelläufen lernen? Ja noch schlimmer: werde durch das Vorführen derartiger Bilder, das einen tiefen Eindruck nicht hinterlassen könne, durch das Zeigen tausender Nichtigkeiten nicht die Oberflächlichkeit erst recht großgezogen und tieferes Interesse für Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, mit den sozialen Fragen und den mannigfachsten ernsten Kulturproblemen verhindert und erschwert?

Sieht man sich die aktuellen Films an, welche allwöchentlich von den erwähnten Filmfabriken in den Handel gebracht werden, so wird man diesem Einwurf wohl nicht ohne weiteres jede Berechtigung absprechen können. So brachte eine Nummer des Pathé-Journals folgende Darbietungen:

In München das Wettspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft, sowie die Überführung der Leiche des erschossenen preußischen Militär-Attachés von Levinsky, aus Stockholm die Veranstaltungen im Stadion zur Jahrhundertfeier für Ling, den

Vater der schwedischen Gymnastik; andere Bilder behandelten originelle Eselrennen auf der Bellecourer Kirmeß, das vierzigjährige Stiftungsfest eines Wiener Veteranenvereins, sowie den begeisterten Empfang Königs Alphons bei seiner Rückkehr aus Paris; aus Fort Williams am Ontario konnten wir die mit kanadischem Korn beladenen Dampfer den Hafen, in dem sie bisher vom Eise eingeschlossen waren, verlassen sehen, aus Lübeck ein Großfeuer und aus Berlin die Ankunft zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Prinzessin Viktoria Luise; und die Gaumont-Woche, nicht weniger reichhaltig und vielseitig, brachte in derselben Zeit Bilder über die Mode in Paris, über das Bundesfest der Turner Frankreichs in Vichy, über den Stapellauf des Panzers „Alfonso XIII.," in Ferrol, Bilder aus Skutari während des Balkankrieges, über ein anläßlich der Gedenkfeier des Jahres 1813 veranstaltetes Volkstrachtenfest, sowie über Versuche mit Wasserschuhen bayerischer Pioniere auf der Isar und über die Hochzeitsfeierlichkeiten der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August von Cumberland.

Man mag aber auch von der Annahme ausgehen, daß derartige buntscheckige Darbietungen, die auf der weißen Wand im schnellen Wechsel im Nu an uns vorüberhuschen, viel Gutes nicht stiften können, mag man sogar zugeben, daß der Hang zur Oberflächlichkeit, eine gewisse seichte Auffassung, hierdurch bestärkt werden kann, so wäre das doch keineswegs ein Grund, diesen aktuellen Darbietungen gleichgültig oder gar unfreundlich gegenüber zu stehen.

Daß nicht erst der Kinematograph die Neigung zu seichten Zerstreuungen geschaffen hat — wenngleich er sie vielleicht verstärkt haben mag —, dürfte unbestreitbar sein. Wer die Entwicklung der Tagespresse, oder wenigstens eines beträchtlichen Teiles der Tagespresse, auch zu Zeiten, wo der Kinematograph noch nicht die große Rolle als Volksunterhaltungsmittel wie heutzutage spielte, wer die Wiedergabe aktueller Ereignisse in den Tageszeitungen und besonders in den wie Pilze aus dem Boden schießenden populären illustrierten Wochenschriften beobachtet hat, wer die Freude unserer Generation an faden Operetten und seichten Schwänken mit Bedauern konstatiert hat, wer den Spezialitätentheatern und Tingeltangeln einen besonders kulturfördernden Einfluß nicht beimißt, der wird uns recht geben, daß der Kinematograph mit seinen aktuellen Darbietungen lediglich einem vorhandenen Bedürfnis entspricht.

Damit ist allerdings noch nicht gesagt, daß die Bestärkung dieses Bedürfnisses durch die Kinotheater als erwünscht zu bezeichnen ist. Wir scheuen uns aber nicht, auch dieses Axiom zu verfechten.

Wenn auch eingehende massenpsychologische oder Einzeluntersuchungen darüber noch fehlen, so gehen wir doch kaum fehl, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß es dem modernen Menschen wirklich ein Bedürfnis ist, von der nervenaufreibenden rastlosen Arbeit des Tages sich in seinen Mußestunden zu erholen, zum Teil gerade dadurch, daß dem Geist leichte, nicht ermüdende, ihn angenehm ablenkende Unterhaltung geboten wird. Nicht jeder

ist fähig oder wenigstens an allen Tagen imstande, nach acht- bis zehnstündiger oder noch längerer körperlicher oder geistiger Arbeit sich weiterzubilden oder auch nur sich durch wieder Nervenkraft und geistige Arbeit erfordernde Lektüre gehaltvoller Romane oder Anschauen gedankenreicher guter Dramatik zu erquicken. Die Fähigkeit dazu ist nur den wenigsten eigen, und wohl auch ihnen nicht immer in gleichem Maße. Wer dies nicht berücksichtigt, wird niemals die Bedeutung des Kinotheaters für das Volk voll verstehen können, wird kein Verständnis für den ungeheuer schnellen Aufschwung haben, welchen die Lichtbildtheater in allen Kulturländern genommen haben und wird die Gefahr allzu rigoroser Maßnahmen gegen die Kinotheater nicht richtig einschätzen können. Daß bei dieser Erschöpfung des Gehirns nach des Tages Last und Sorgen die kinematographische Vorführung aktueller Begebenheiten eine verhältnismäßig harmlose Rolle spielt, wird man kaum bezweifeln können. Schon dies Moment würde unseres Erachtens genügen, um die Ausdehnung der kinematographischen Berichterstattung als durchaus erwünscht zu bezeichnen.

Es kommen aber noch eine ganze Reihe weiterer Momente hinzu, welche in gleicher Richtung liegen.

Wechselt auch die Länge der Programme in den einzelnen Kinotheatern, so handelt es sich in der Regel doch nur um geringfügige Differenzen, da schon die Rücksicht auf seinen Geldbeutel den Kinobesitzer verhindert, die Programmlänge allzusehr auszudehnen. Daraus folgt, daß, je mehr Raum derartige aktuelle Begebenheiten — und belehrende Films — auf den einzelnen Programmen einnehmen, desto weniger Platz für andere minderwertigere Films bleibt, deren Vorführung weit weniger erwünscht ist, insbesonderer dramatischer Films, welche aus ethischen oder doch aus ästhetischen Gründen in der Regel nicht als erwünscht bezeichnet werden können, ja die nicht selten sogar im höchsten Grade schädlich wirken. Wenngleich der Kampf gegen die Schundfilms im ethischen Sinne zunächst vor allem mit Hilfe gesetzlicher Repressivmaßregeln geführt werden muß, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß nicht auch alles versucht werden sollte, wodurch man in positiver Weise diesen Kampf gegen die Schundfilms fördern könnte. Eines dieser Mittel, dessen Tragweite gar nicht unterschätzt werden darf, ist das Streben nach häufigerer Vorführung zeitgeschichtlicher Films.

Nimmt man noch hinzu, daß auf diese Weise doch Hunderttausenden Gelegenheit gegeben wird, irgendein bemerkenswertes Ereignis, an welchem sie Interesse haben, das zu sehen ihnen sonst aber nicht möglich wäre, in lebendiger Darstellung zu schauen und zwar unendlich viel besser, als auch die beste Photographie es wiederzugeben vermöchte, so wird man zugeben müssen, daß nichts verkehrter wäre, als wenn man diesen aktuellen Bildern unsympathisch gegenüberstehen und, nicht im Gegenteil, alles tun wollte, um ihnen größere Verbreitung zu verschaffen. Wer beispielsweise kürzlich die gehobene Stimmung anläßlich der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise miterlebt hat, wer

die Tausende und Abertausende in den Straßen Berlins geduldig hat ausharren sehen, der hat sicherlich mit uns bedauert, daß es nur so unendlich wenigen vergönnt gewesen ist, das prächtige Schauspiel, das so viele Herzen höher schlagen ließ, zu schauen, der wird es mit uns mit Freuden begrüßen, daß die rührigen Filmfabriken es verstanden haben, die Feierlichkeiten aufzunehmen und mit solcher Schnelligkeit die Films herzustellen, daß sie zum Teil schon an demselben Abend vorgeführt werden konnten. Hierdurch ist es Hunderttausenden, ja Millionen, welche von den Feierlichkeiten selbst nichts sehen konnten, ermöglicht worden, wenigstens einen Ausschnitt davon im lebenden Bilde vor sich vorüberziehen zu sehen. Kann die kinematographische Vorführung hierbei naturgemäß auch nur einen schwachen Abglanz der Wirklichkeit geben, so ist sie doch ein so vorzügliches Surrogat, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten auch die kühnsten Träume sich kaum ausmalen konnten!

Aber auch sonst ist der Inhalt dieser aktuellen Films doch keineswegs immer ganz gleichgültig! Werden positive Kenntnisse von Wert wohl auch nur in ganz verschwindend geringem Maße durch sie vermittelt, so ist es doch keineswegs ganz belanglos, wenn auf diese Weise patriotische Bilder, Paraden, Denkmaleinweihungen, neue Werke der Technik usw. den Millionen ständiger Kinobesucher vorgeführt werden. Unbewußt beeinflussen diese ständig wiederkehrenden, lebendig dargestellten Vorgänge doch das Fühlen und Denken Tausender und Abertausender in merklichem Maße. Wem es nicht gleichgültig ist, ob vaterländisches Fühlen, Verständnis für soziale Tätigkeit, Stolz auf unsere Armee und Marine, Begeisterung für das Flugwesen, Freude am edlen Sport, unserem Volke erhalten bleiben und gerade auch in solchen Schichten nicht ganz verschwinden, welche das Gros der ständigen Kinobesucher stellen, der wird es mit uns für eine gar nicht unwesentliche Aufgabe des Kinotheaters halten, durch Vorführung derartiger aktueller Bilder sein Scherflein dazu beizutragen.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß die Vorführung von Films aus der deutschen Zeitgeschichte auch über Deutschlands Grenzen hinaus für uns von Bedeutung ist. Die Filmfabrikanten arbeiten für den Weltmarkt und können dies, da die Sprache des Bildes den Angehörigen aller Nationen verständlich ist. Die Organisation der großen Filmfabriken, welche sich speziell auch mit derartigen aktuellen Aufnahmen befassen, ist so ausgezeichnet, daß sie überall ihre Vertreter haben oder doch, sobald ein Ereignis von Bedeutung zu erwarten ist, ihre Leute zur kinematographischen Aufnahme hinsenden. Die Films werden dann in allen Weltteilen gezeigt, namentlich die Aufnahmen der alteingeführten französischen Fabriken. Nicht nur den zahlreichen Deutschen im Auslande wird es erwünscht sein, wenn sie bei dieser Gelegenheit recht oft auch gerade Bilder aus der Heimat zu Gesicht bekommen, sondern auch für das Ansehen der Deutschen im Auslande dürfte es nicht vollkommen gleichgültig sein, ob den fremden Völkern der Hauptsache nach nur französische oder englische Begeben-

heiten vorgeführt, sondern auch Bilder gezeigt werden, welche den Beweis dafür erbringen, daß das Deutsche Reich zum mindesten nicht mindere Bedeutung beanspruchen kann als die anderen europäischen Großmächte. Selbstverständlich wird die Bedeutung Deutschlands nicht um einen Deut größer oder geringer, je nachdem, ob Films von Kaiserparaden, von Torpedobootübungen, von Stapelläufen, von glänzenden Festlichkeiten und Aufzügen kinematographisch verewigt und im Auslande gezeigt werden oder ob dies nicht geschieht, und doch ist diese Tatsache für die Einschätzung der Bedeutung Deutschlands im Auslande — natürlich nicht bei den Kabinetten der Großmächte, wohl aber bei den nicht oder nur einseitig unterrichteten Volkskreisen und bei den nicht zivilisierten Völkern — von gar nicht gering einzuschätzender Bedeutung. Wer dies aus Hochmut verkennen wollte, würde einen argen Fehler begehen. Dadurch, daß unsere Kriegsschiffe in fernen Zonen die deutsche Flagge zeigen, wird materiell die Bedeutung Deutschlands auch nicht gesteigert, und doch weiß man schon seit langem die moralische Bedeutung der Entsendung von Kriegsschiffen einzuschätzen. Und gar nicht viel anders wirkt es, wenn Films mit Bildern aus dem Heere und aus der Kriegsmarine in fremden Welten vorgeführt werden. Insofern ist der Kinematograph der Wirklichkeit sogar überlegen, als er Tausenden, welche ein deutsches Kriegsschiff, geschweige denn deutsche Truppen, niemals sehen würden, beides wenigstens im Bilde zeigen kann, und mit unendlich viel geringeren Kosten, die noch dazu nicht von den deutschen Steuerzahlern getragen werden, sondern von den Angehörigen der betreffenden fremden Nationen!

Aus diesen Gründen kann es uns keineswegs gleichgültig sein, mit welchem Prozentsatz Deutschland an den aktuellen Films beteiligt ist. Die Frage ist dabei nicht die, ob die aktuellen Films von deutschen oder von ausländischen Fabrikanten hergestellt und in den Handel gebracht werden, sondern vielmehr die, wieviele deutsche und wieviele ausländische Aufnahmen sich unter den von den deutschen oder von den ausländischen Filmfabrikanten erzeugten aktuellen Films befinden. Es wäre nicht einmal erwünscht, daß die deutschen Filmfabriken sich auf die Aufnahmen einheimischer Begebenheiten beschränken würden, da hierdurch ihre Absatzmöglichkeit im Auslande, die für uns, wie bemerkt, keineswegs gleichgültig ist, herabgesetzt werden würde. Noch weniger aber wäre es erfreulich, wenn die französischen Filmfabrikanten aus Deutschland so gut wie gar keine Aufnahmen bringen würden. Es liegt vielmehr in unserem nationalen Interesse, daß alle Filmfabriken, welche sich mit der Herstellung aktueller Films befassen, gleichzeitig deutsche und ausländische Aufnahmen bringen, dabei aber die deutschen in angemessener Weise berücksichtigen.

Während früher die französischen Häuser nur in ganz verschwindend geringem Maße die zeitgeschichtlichen Ereignisse in Deutschland berücksichtigten, ist in letzter Zeit, wie ja auch die beiden beispielsweise wiedergegebenen Programme zeigen, eine Wandlung zum Besseren bemerkbar. Man geht wohl nicht fehl,

wenn man diesen Umschwung wenigstens zum Teil auf das Aufstreben der deutschen Konkurrenz, welches die Franzosen nötigte, gleichfalls auch deutsche Bilder zu zeigen, zurückführt.

Diese Entwicklung ist, wie nach dem Gesagten selbstverständlich ist, höchst erfreulich und deshalb nach Möglichkeit zu begünstigen. Vor allem ist es erforderlich, daß den Filmfabriken nicht unnötige Schwierigkeiten bei der Aufnahme gemacht werden. Kürzlich erst war in einer kinematographischen Fachzeitschrift zu lesen, daß einem Operateur einer französischen Filmfabrik, welcher für deren kinematographische Zeitungsberichterstattung den Stapellauf eines Kriegsschiffes auf einer Hamburger Werft aufnehmen wollte, die Erlaubnis verweigert wurde und daß man ihn, als er trotz des Verbotes die Aufnahme heimlich machen wollte, gewaltsam entfernte. Sollte diese Nachricht zutreffen — und wir haben keinen Grund, an ihr zu zweifeln — so würden wir das Vorgehen der betreffenden Stellen sehr bedauern. Sollten wirklich Interessen der maßgebenden Landesverteidigung auf dem Spiele stehen, wenn der Stapellauf eines Kriegsschiffes kinematographisch aufgenommen wird? Werden denn die Zuschauer so sorgsam kontrolliert, daß die Möglichkeit absolut ausgeschlossen ist, daß ein Spion sich unter ihnen befindet? Was wird man an Geheimnissen beim Stapellauf wohl erspähen können? Wäre es nicht töricht, die kinematographische Aufnahme des Stapellaufes zu verbieten, während das fertige Kriegsschiff, während es sich in ausländischen Häfen befindet, nach Belieben kinematographisch verewigt werden kann, ohne daß sich das geringste dagegen tun ließe? Sollte aber aus Geschäftsrücksichten die Erlaubnis verweigert worden sein, weil einer anderen Firma gegen eine angemessene Entschädigung das alleinige Recht zur kinematographischen Aufnahme eingeräumt worden wäre, so würden wir auch dies für sehr bedauerlich halten. Kann man es auch Privatunternehmungen vielleicht nicht verübeln, wenn sie aus der kinematographischen Aufnahme Kapital zu schlagen versuchen — ob ihnen durch die Reklame bei Aufnahme durch mehrere Firmen und entsprechend größere Verbreitung nicht weit mehr gedient wäre als mit dem verhältnismäßig geringfügigen Entgelt, den sie für das Monopolrecht erhalten, sei dahin gestellt — für Staatsbetriebe aber und überhaupt, wenn das öffentliche Interesse in Frage kommt, sollten derartige kleinliche Geschäftspraktiken jedenfalls vermieden werden.

Wo ernste Interessen der Landesverteidigung oder sonstige gewichtige öffentliche Interessen hindernd im Weg stehen, darf selbstverständlich die Erlaubnis zu kinematographischen Aufnahmen nicht erteilt werden, weder Deutschen noch Ausländern; wo dies aber nicht der Fall ist, also in der großen Mehrzahl der Fälle, sei man nicht engherzig, sondern gewähre ohne Entschädigung die Erlaubnis jedem, der darum einkommt. Wenn man ganz vorsichtig sein will, so mache man aus, daß der Film in Gegenwart eines Vertreters der Behörde entwickelt werden müsse und daß etwaigen Wünschen nach Fortlassung einzelner Teile ohne Entschädigung durch sofortige Vernichtung der betreffenden Teile

des Negativs entsprochen werden müsse. Geht man so vor, dann wird man selbst gegen die Aufnahme militärischer Übungen, die wir sogar mit Einschluß des Scharfschießens von Artillerie für ganz besonders wünschenswert halten, nichts Ernstliches einzuwenden vermögen.

Wenn die Filmindustrie systematischer als bisher mit Unterstützung der Behörden und des Publikums die Herstellung zeitgeschichtlicher Films in Angriff nimmt, so werden diese Films nicht nur in Gemeindekinos, in Musterlichtspielhäusern gemeinnütziger Vereine, in kinematographischen Vorträgen von Gesellschaften für Volksbildung, in Sondervorstellungen für das Militär, für Ingenieurvereine, volkskundliche Vereine u. dgl. gezeigt werden, sondern immer mehr auch die Gunst des großen Publikums sich erringen und deshalb auch in den üblichen Kinematographentheatern vorgeführt werden. Diese erfreuliche Entwicklung zu fördern ist Sache eines jeden, der auf sein Panier geschrieben hat: „Verderben dem Schundfilm, Förderung dem guten Film!"

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Der Monismus als Weltanschauung. Wir leben ja nun wohl oder übel im „monistischen Jahrhundert", seit Wilhelm Ostwald am Schluß der Hamburger Monistentagung es offiziell eröffnet hat. Zwar — der Herr Geheimrat fragte nicht erst viel — er „eröffnete" es einfach. Wir müssen uns wohl aber damit abfinden. Gut, leben wir also monistisch!

Aber der praktische Wert des Monismus als Weltanschauung ist nicht so sehr leicht zu erweisen. Es gibt sogar Leute, die behaupten, der Mantel des Monismus sei für einen geistig einigermaßen ausgewachsenen Menschen unmöglich passend zu machen, er sei bald hier, bald da zu kurz und decke nicht die geistige Blöße. In einem scharf kritischen Aufsatz der Zukunft (Heft 38, 1913) nennt Oscar A. H. Schmitz den Monismus die „Weltanschauung der Halbgebildeten" und weiß seine Meinung durch gute Gründe zu stützen. Es soll hier aber nicht so sehr auf theoretische Kritik als vielmehr auf die praktische Erprobung des Monismus im Leben, auf seinen praktischen Wert als Welt- und Lebensanschauung ankommen. Ist es dem Menschen möglich, die naturwissenschaftlich-monistische Weltanschauung im Leben lückenlos durchzuführen und beizubehalten?

Diese Frage beantwortet Sigurd Ibsen in seiner Essay-Sammlung „Menschliche Quintessenz" (S. Fischer, Verlag, Berlin), namentlich in dem ersten der vier Aufsätze: „Natur und Mensch" in geistvoller und anziehender Weise — negativ. Er rechnet den Monismus zu jenen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die wir uns nur als Kenntnisse aneignen, die aber nicht tiefer in unser Bewußtsein vordringen, so wie wir etwa die wissenschaftliche Richtigkeit der Kopernikanischen Theorie anerkennen, in der Praxis aber dem Ptolemäus huldigen.

Der Monismus kann aber auch nicht die Grundlage für eine praktische Weltanschauung abgeben, er kann gar nicht tiefer in das Bewußtsein des Menschen eindringen; denn er würde für den Menschen „einen vollständigen Verzicht auf das Menschliche, ein Aufgehen unseres Ichs in ein Nicht-Ich voraussetzen". Für den Menschen ist der Anthropozentrismus die natürliche Weltanschauung, in die er immer und immer wieder zurückfällt. „Der Mensch ist nun einmal von allen Gegenständen

für uns der wichtigste." Daher betrachten wir Welt und Leben immer wieder aus der menschlichen Perspektive, wir beziehen die Welt auf uns, wir erklären sie aus uns. „Die Natur ist uns fremd, und soll sie uns näher gebracht werden, so muß es dadurch geschehen, daß sie sozusagen vermenschlicht wird." Der Mensch, diese „Quintessenz vom Staube" ist uns alles, ist uns die Welt selbst.

Wer nun aber die naturwissenschaftliche Weltanschauung in Wahrheit und Vollständigkeit durchführen und verwirklichen wollte, der müßte sich von diesem „menschlichen Subjektivismus" losreißen, er müßte den Menschen einreihen in den großen Zusammenhang, in die große Einheit der Natur und ihre kalt unpersönlichen Gesetze. Das versuchen die Monisten. Sie betrachten den Menschen nicht von seiner Besonderheit als Mensch her, nicht von seiner Eigenart aus, sondern sie betrachten ihn von dem aus, was er mit der Natur gemeinsam hat. Das menschlich Besondere wird beiseite geschoben und nur das allgemein Natürliche im Menschen für seine Einordnung in den großen Zusammenhang der Natur als maßgebend betrachtet.

Das menschlich Besondere tritt aber trotz dieses Versuches immer wieder hervor. Nicht nur, daß auch die Häupter der Monisten, selbst Häckel, der Vater des Monismus, nach ihren Wanderungen in den kalten Sphären der naturwissenschaftlichen Weltanschauung sich im praktischen Leben zurückflüchten in den gesunden anthropozentrischen Dualismus, der Natur und Mensch als zwei Gegensätze empfindet — der Mensch aber ist das Wichtigere unter ihnen (man vergleiche die scherzhaften Ausführungen Ibsens über Häckels Vortrag „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", Seite 21 ff.) — sondern selbst die grundlegende Frage für jede naturwissenschaftliche Weltanschauung: „Was ist die Natur?" ist nur subjektiv, ist nur vom menschlichen Standpunkte zu beantworten. Die Natur ist für uns das, was wir, mit Hilfe unserer beschränkten Sinne von ihr erkennen, das Naturgesetz eine menschliche Abstraktion aus einer durch die Unvollkommenheit unserer Sinne, unserer Instrumente, kurz unserer Beobachtung beschränkten Gruppe von Tatsachen. „Fortschritt" und „Zweckmäßigkeit", die wir in der Natur zu finden glauben, sind menschliche Begriffe, die wir in die Natur hineinlegen. Selbst die berühmte Auslesetheorie Darwins verbürgt für die Natur eine lediglich relative Zweckmäßigkeit, keinen absoluten Fortschritt im menschlichen Sinne. Die Natur ist sinnlos, vom Zufall regiert; der Mensch allein ist derjenige, der die Zweckmäßigkeit denkt, der sich Ziele setzt und sie planmäßig verfolgt, der Planmäßigkeit und Zielbewußtsein auch da verlangt und da sucht, wo nichts derartiges in der Natur vorhanden ist.

Die Natur ist passiv, der Mensch ist aktiv; das ist der absolute Gegensatz, auf dem der Dualismus: Natur — Mensch beruht und der die praktische Durchführung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung für den Menschen immer zu einem Dinge machen muß, das ihm gegen die Natur geht und wogegen er sich mit allen Fasern seines Wesens wehren muß. Der Monismus als wissenschaftliche Hypothese kann anerkannt werden, er kann von demselben Menschen anerkannt werden, der ihn als Weltanschauung ganz und gar verwirft.

Eine Weltanschauung, die für den Menschen von positivem, praktischem Werte sein soll, darf ihn nicht zur Unterdrückung seiner Eigenart veranlassen wollen, sie muß ihm vielmehr volle Entwicklung dieser Eigenart gewährleisten. Mit Recht betont Ibsen, daß die Philosophie unserer Tage zu viel Kraft aufgewendet hat für den Nachweis der Hineingehörigkeit des Menschen in die Natur, dafür aber verabsäumt hat, die Tragweite jener Entwicklung richtig einzuschätzen, vermöge deren der Mensch in einer Art von Differenzierungsprozeß sich und seine zweckbewußte Wesenheit aus der Natur herausgesetzt, ja zu ihr in Gegensatz gestellt hat.

Die Natur ist passiv, insofern sich die natürliche Entwicklung der Organismen an die gegebenen Verhältnisse anpaßt. Der Mensch dagegen ist aktiv, insofern er durch zielbewußte Wirksamkeit die Verhältnisse sich und seinen Bedürfnissen anpaßt. Auf dieser Aktivität als der Grundlage menschlichen Wesens baut Ibsen eine Weltanschauung auf, die in eine Kulturphilosophie mündet und als deren Schlußstein die hochentwickelte Persönlichkeit als die Quintessenz des Menschlichen steht.

Die Aufgabe des Menschen besteht darin, die Sinnlosigkeit, den Zufall in der Natur zu beseitigen, die Natur sich und seinem zweckmäßigen Streben zu unterwerfen. Wo das gelingt, tatsächlich oder geistig, da ist Kulturarbeit geleistet, da ist die Zufälligkeit der Natur unter den Gesichtspunkt menschlich-einheitlicher Wertung gestellt, da ist aus dem blinden Allerlei, dem Zusammenhanglosen in der Natur eine Einheit, das Menschlich-Wesentliche, gewonnen. So ist für diese Kulturphilosophie die Kultur der Inbegriff alles Menschlich-Wesentlichen; Wissenschaft, Religion, Technik, Kunst sind Einzelgebiete der Kultur, auf denen der menschliche Geist sich bemüht, die „Bruchstücke der Natur", das Zusammenhanglose der Natur unter die Einheit des Menschlich-Wesentlichen zusammenzufassen. Dieses Einheitsstreben des Menschen schafft letzten Endes auch die Ideale des Wahren, Guten, Schönen.

Das typische, das klarste Beispiel für die kulturschaffende Tätigkeit des Menschen ist die Tätigkeit des Künstlers. Der Künstler schafft in die zusammenhanglose Natur den Zusammenhang hinein. „Das Wesentliche hinter dem Zufälligen auszuscheiden und unseren Sinnen wahrnehmbar zu machen, darin liegt die Aufgabe des Künstlers."

Ibsen bemüht sich also, an die Stelle einer metaphysisch begründeten, philosophischen Weltanschauung eine praktische Kulturphilosophie, eine Philosophie des Schaffens zu setzen, und es scheint so, als ob er dabei keineswegs vereinzelt in unserer Zeit dasteht. Namentlich unter der jüngeren Generation gibt es nicht wenige, die geneigt sind, einen ähnlichen Weg einzuschlagen (man vergleiche z. B. O. Braun, Grundriß einer Philosophie des Schaffens als Kulturphilosophie, Leipzig 1912). Unter ihnen nimmt Sigurd Ibsen eine hervorragende und führende Stelle ein. Die Trennung zwischen Metaphysik als Wissenschaft und als Weltanschauung, die sich hier vollzieht, weist dem modernen Denken Wege, die es mit froher Hoffnung einschlagen kann.

Sollte das „monistische Jahrhundert" doch noch nicht gekommen sein?

Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen

Bildungsfragen

Ein neuer Weg zur Fortbildung der Juristen. Die Bestrebungen, die auf volkswirtschaftliche, juristische und psychologische Fortbildung unserer im praktischen Dienst stehenden Juristen (Assessoren, Richter, Staats- und Rechtsanwälte, höhere juristische Verwaltungsbeamte) abzielen, reichen weit zurück. Festere Gestalt haben sie erst angenommen, seit der preußische Justizminister durch die bekannte Verfügung vom 8. Juli 1912 die Anrechnung eines Jahres der Fortbildungszeit auf die Anciennität zugesagt hat. Es ist zu hoffen, daß andere deutsche Staatsregierungen diesem Beispiel folgen werden. Dies um so mehr, als in den Kreisen der Theoretiker und der Praktiker unter den Juristen das Bedürfnis nach Fortbildung längst erkannt ist, und der Ruf danach nicht mehr verstummen wird. Die Notwendigkeit der psychologischen und zwar der rechtspsychologischen, einschließlich der forensisch-psychopathologischen, Vorbildung hat der 31. Deutsche Juristentag, der im September 1912 in Wien tagte, in einer besonderen These ausdrücklich festgestellt. Im Sinne einer volkswirtschaftlichen Fortbildung der Juristen arbeitet schon lange und mit Erfolg die große Vereinigung „Recht und Wirtschaft" und ihr gleichnamiges Organ.

Was jedoch bis jetzt in der Sache geschehen ist und geschehen konnte, ist unzureichend. Dies gilt insbesondere auch von den „psychologisch-psychiatrischen Vereinigungen", dem „psychologisch-psychiatrischen Kolloquium" an den Universitäten und den „rechts- und staatswissenschaftlichen Fortbildungskursen". Jene sind weniger geeignet, weil sie naturgemäß ihre besonderen Zwecke und die Fortbildung der Juristen höchstens als Nebenzweck verfolgen. Und Wochenkurse können in Anbetracht ihrer kurzen Dauer, wie allgemein zugegeben wird, nur anregen, nicht aber zur systematischen Fortbildung dienen. Alle diese Veranstaltungen hatten und haben ihre Berechtigung, sollen und müssen bestehen bleiben, weil sie ein notwendiges, zurzeit noch gänzlich unentbehrliches, Übergangsstadium und Mittelglied darstellen, auch vielen allein zugänglich sind und bleiben werden. Neben

diesen periodischen und kurzseitigen Kursen und sonstigen Einrichtungen aber ist nunmehr eine dauernde umfassende Organisation dringend vonnöten, die denen, welchen es ernst ist um ihre Anpassung an moderne Anforderungen für das praktische Rechts- und Wirtschaftsleben eine gediegene gründliche Fortbildung gewährleistet. Dies kann nur geschehen, wenn die seitherige Vortragsmethode in der Hauptsache verlassen wird und einer Methode der Mitwirkung der ihre Fortbildung Erstrebenden Platz macht.

Eine auf solchen Erwägungen aufgebaute, umfassende Organisation zur volkswirtschaftlichen, juristischen und psychologischen Fortbildung der Juristen tritt im nächsten Winter an der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung in Köln am Rhein ins Leben. Ein eingehender Prospekt, der auch ein Verzeichnis der für praktische Juristen zum Zwecke der Fortbildung in Betracht kommenden Übungen und Vorlesungen an den Kölner Hochschulen im Wintersemester 1913/14 enthält und unentgeltlich vom Sekretariat der Hochschulen bezogen werden kann, ist soeben ausgegeben worden. Danach ist sie in erster Linie für Justiz- und Regierungsassessoren bestimmt, aber auch Richtern, Staats- und Rechtsanwälten sowie höheren juristischen Verwaltungsbeamten, von Fall zu Fall auch Referendaren und Doktoren der Rechte oder der Staatswissenschaften, zugänglich. Sie begreift nicht nur die fakultative Teilnahme an den Übungen und Vorlesungen der Kölner Hochschulen in sich, sondern der Fortbildungszweck wird vor allem durch Errichtung eines Fortbildungsseminars für Recht und Verwaltung erstrebt, das mit Ausnahme von einführenden Vorträgen die selbsttätige Mitarbeit der Teilnehmer in Diskussionen über vorher bestimmte Themen und Leitsätze zur grundlegenden Methode macht. Diese Aussprachen sollen im Anschluß an kurze Referate erfolgen, für die außer den an den Kölner Hochschulen tätigen Professoren und Dozenten hervorragende Gelehrte gewonnen werden sollen. Unter anderen haben für das nächste Semester Geheimrat Dietzel in Bonn, Geheimrat Sommer in Gießen ihre Mitwirkung zugesagt. Besichtigungen, Demonstrationen, Experimente und Exkursionen, die im ersten Semester sozialpolitische, im zweiten Semester wirtschaftliche Einrichtungen zum Ziele haben, sollen das Studienmaterial ergänzen. Das Fortbildungsseminar zerfällt in drei Abteilungen, eine volkswirtschaftliche, eine rechtswissenschaftliche und eine psychologische, die auch einzeln besucht werden können. Abteilungsleiter sind: für Volkswirtschaftslehre die Professoren Eckert und Weber, für Jurisprudenz die Professoren Rechtsanwalt Flechtheim und Stier-Somlo, für Psychologie die Professoren Aschaffenburg und Landgerichtsrat a. D. Friedrich. Professor Friedrich (Verwaltungs-Hochschule) ist auch mit Führung der Exkursionen beauftragt und zu jeder Auskunftserteilung bereit.

Die Jahreskurse sind übrigens nicht nur zur Fortbildung von Assessoren im Sinne des oben erwähnten preußischen Ministerialerlasses geeignet, sondern bieten auch sowohl für zukünftige Kommunalbeamte (z. B. für leitende Beamte im Dienste der sozialen Versicherung) als auch für solche Herren, die sich der Industrie, dem Bankwesen, der privaten Versicherung, der Statistik, dem Zeitungswesen zuwenden sollen, eine Fülle von Anregungen und Bildungsmaterial, welche auf die zukünftige Tätigkeit vorbereiten können.

So steht denn zu hoffen, daß die in solchem Umfange und nach ihren Tendenzen erste und einzige in Deutschland vorhandene Organisation, der außerdem die reichen Anregungs- und Bildungsmittel der rheinischen Metropole (insbesondere die Kölner Bibliotheken und Archive) und des rheinischen Industrie- und Handelsgebiets zur Seite stehen, eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalten wird.

Memoiren

Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von **Erwin Rosen.** I. und II. Band. Preis geb. je 6 M. Stuttgart, Robert Lutz. (Memoiren-Bibliothek IV. Band 1 und 7.) „Sie haben arbeiten gelernt." Ja, gearbeitet hat der Lausbub während seines Amerikalebens, und frisch und fröhlich hatte er in den ersten Monaten seine jungen überschäumenden Kräfte auf einer texanischen Farm versucht. Leichtsinniger Streiche halber von bayerischen Gymnasien verwiesen und als schwarzes Schaf der

Familie über den großen Teich spediert, sollte und wollte der Achtzehnjährige sich selber die Lebenslinie suchen. Sobald gelang ihm dies jedoch nicht. Dem Farmerleben folgte eine Episode als Apothekerlehrling, dann eine Zeit unsteten Wanderns durch die westlichen Staaten: Arbeiter an der Eisenbahn, Kupferputzer in St. Louis, Fischpökler in San Franzisko, „Professor" der deutschen Sprache, endlich Journalist an einer großen Zeitung, das ist so ungefähr der Werdegang des Lausbuben bis zum Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges. Das Jahr 1898 sieht ihn natürlich in Kuba als amerikanischen Soldaten; fast der ganze zweite Band ist diesem Lebensabschnitte gewidmet. Das Buch erhebt sich weit über den Durchschnitt und man darf auf den demnächst erscheinenden dritten Band mit Recht gespannt sein; gleicht er nur einigermaßen den beiden ersten, dann wird auch ihm ein guter Erfolg gewiß sein.

Sch.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3680, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

YD 11455

AP38 276167
G7
v.72:3 grenzboten

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY